

Benlliure y

Tuero M

Salinas y

Aratubay

Benlliure y

Tuero M

Salinas y

Lastubay

Auf der Höhe.

Roman in acht Büchern

von

Berthold Auerbach.

Siebente Auflage.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1868.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

In der Schloßkapelle der königlichen Sommerburg wurde Frühmesse gelesen.

Das Schloß, nicht weit von der Residenz, lag an einem mäßigen Berghang mitten im Park. Nach der Morgenseite war der Berg weit hinauf mit Reben bepflanzt und dann bis zur Spitze mit mächtigen Buchen bestanden. Im Parke gediehen Ahorn, Platane und Rüster und breiteten ihr Laub aus neben Tannen und Weimuthskiefern; selbst die Arve war vom Hochlande hieher verpflanzt und zeigte in dichten Nadelbüscheln, daß sie heimisch geworden. Auf Wiesenplanen standen einzelne hohe Fichten, die von unten auf ihr volles Gezweige behalten. Gebüschgruppen von mannigfaltiger Blüthen- und Blätterart boten erfrischende Blicke. Das Auge eines wohlordnenden Künstlers schaute aus der ganzen Anlage.

Die Wege waren sauber, die Blumen trieften im Morgenthau, die Vögel sangen, das frischgemähte Gras duftete, auf dem großen Teiche schwammen Schwäne und fremdländische Enten und wateten bunte Flamingos; mitten im Teiche schnellte ein Springbrunnen seinen Wasserstrahl hoch empor und plätscherte in Wolkenflocken und Wasserstaub wiederum herab.

Ein klarer, von Erlen und Hängeweiden eingehegter, vielfach überbrückter Waldbach, rauschte vom Berge nieder, strömte in den Teich und floß aus ihm wieder ab ins Thal nach dem Strome, von welchem da und dort durch das Gebüsch eine blinkende Fläche aufblitzte.

An gelegenen Fernsichten und unter Bäumen standen zierliche eiserne Tische, Stühle und Bänke.

Nicht weit von der Kapelle saß ein sorgfältig gekleideter stattlicher Mann; die vollen Haare auf seinem Haupte waren so weiß, wie die Binde, die er um den Hals trug. Mit jugendlich glänzenden blauen Augen schaute er hinein in die weite Landschaft, über die mit Obstbäumen wie mit einem Walde bestandene Thalsohle, über die Vorberge bis zur Spitzenkette des Hochgebirges, dessen Schrofen sich heute scharf von der blauen Luft abhoben. Er legte ein Buch, das er in der Hand hielt, neben sich und sog den Frieden dieser Stunde in vollen Zügen ein.

Das große Thor der Kapelle war offen, brausende Orgeltöne klangen, jetzt schwebte ein Weihrauchwölkchen heraus und verflüchtigte sich schnell in der Morgenluft.

Der stattliche Mann war Leibarzt des Königs. Er war Protestant und darum nicht mit zur Messe gegangen.

Da kam aus der rebenumzogenen Veranda eine schöne Frauengestalt in weitem weißem Gewande; sie hielt den Sonnenschirm aufgespannt und hatte eine einfache Morgenhaube mit blauem Bande auf dem Kopfe. Das leise geröthete helle Antlitz mit dem reichen blonden Haar strahlte von Jugend und Schönheit; sie erschien wie der leibhaftige helle Tag.

Der Leibarzt hörte das Rauschen des Gewandes, stand rasch auf und verbeugte sich.

„Guten Morgen, lieber Geheimrath!“ rief die Dame, der noch zwei andere wenige Schritte hinter ihr folgten; ihre Stimme klang nicht hell, es war etwas darin von jenem zu Herzen sprechenden Violoncellton, der nicht für laute Freude, um so mehr aber zum Ausdruck des Innigsten gestimmt ist.

„Ein herrlicher Tag,“ fuhr die Dame fort, „aber doppelt traurig, wenn man ihn im Krankenzimmer verbringen muß. — Wie geht es unserer Gräfin Brinkenstein?“

„Majestät, die Frau Oberhofmeisterin darf heute eine Stunde im Freien zubringen.“

„Das freut mich herzlich. Ach, es ist so wundersam schön hier und da sollte Niemand traurig oder krank sein."

„Die Frau Oberhofmeisterin ist besonders glücklich, jetzt, wo schöne Pflichten ihrer warten, solche nun vollkommen erfüllen zu können."

„Sprechen wir leise," sagte die Königin plötzlich, denn in der Kapelle war die Orgel verstummt und das Geheimniß der Wandlung ging vor sich. „Ach, lieber Geheimrath, ich möchte Ihnen etwas anvertrauen."

Die beiden Damen zogen sich weiter zurück und die Königin ging mit dem Leibarzt auf dem freien Platz vor der Kapelle auf und ab.

„Vor dem Arzte darf es kein Geheimniß geben," begann der Leibarzt, „Majestät haben ja noch vor Kurzem gesagt, daß Sie mir auch ein Stethoskop zutrauen, um die Bewegungen der Seele zu erlauschen."

„Ja," sagte die Königin, und sie wurde roth bis zu den Stirnhaaren hinauf — „ich dachte auch schon daran, Sie um seelischen Beirath anzusprechen, aber es geht doch nicht; das muß ich mit mir allein erledigen. An den Arzt aber habe ich eine Bitte."

„Majestät befehlen —"

„Nein, das kann ich hier nicht! Ich meine —"

Plötzlich tönte die Glocke von der Kapelle. Der König trat heraus, in einfach bürgerlicher Kleidung, ohne irgend eine Auszeichnung; ihm folgten die Herren und Damen vom Hofe. Die Herren waren Alle in bürgerlicher Kleidung, großentheils in der kleidsamen und modisch verschönerten Gebirgstracht.

Der König, eine mannhaft frische Erscheinung von strammer Haltung, grüßte schon von ferne mit der Hand und ging seiner Gemahlin entgegen; das Gefolge hielt sich wieder im Hintergrund und wechselte leise Morgengrüße. Der König sprach einige Worte mit der Königin, sie lächelte und er neigte sich gleichfalls lächelnd mit jugendlicher Anmuth; dann bot er der Königin den Arm, sie gingen nach dem Pavillon, die Herren und Damen folgten, jetzt fröhlich und ungezwungen mit einander plaudernd.

Eine junge Hofdame von hoher schöner Gestalt, mit braunen Locken und braunen Augen, gesellte sich zum Leibarzt und drückte ihm herzlich die Hand. Sie trug ein einfaches hellfarbiges Sommerkleid, eine offene lockere Jacke und darunter die bauschige Chemisette; ein mit Stahlknöpfen besetzter naturfarbener Ledergürtel umspannte die Taille; ihre Bewegungen waren geschmeidig, der Ausdruck ihres Gesichts halb schalkhaft, halb ernst. „Darf man wissen," fragte sie den Leibarzt, „darf man wissen, welch' ein Buch Sie für würdig hielten, an diesem schönen Morgen im Freien gelesen zu werden?"

„Es war würdig gelesen zu werden, wurde aber nicht gelesen," erwiderte der Arzt, und reichte ein kleines Buch hin. Es war Horaz.

„Ach — Lateinisch!" sagte die Hofdame, ihre Stimme hatte etwas Helles und Keckes, wie das Schmettern des Buchfinken. „Lâteinisch — das ist also Ihre Messe!"

Der Leibarzt erklärte mit kurzen Worten, wie glücklich die Alten waren, in einem so wenig umfangreichen Buche einen gedrungenen und dauernden Inhalt zu geben. Man trat in den Saal und setzte sich nach Belieben, da es beim Frühstück keine Rangordnung gab. Ueberhaupt war man auf dem Lande, wo man die Uniform abgelegt hatte, auch mancher Beschwerniß der Etikette crledigt.

Nichts Wohlgemutheres, als eine Gesellschaft heiterer und freier Menschen beim Frühstück; die ganze Wundermacht der Schlafesstärkung ist noch in den Menschen; sie waren allein, jetzt sind sie gemeinsam; auf der ganzen Empfindung ruht etwas wie Morgenthau.

Beim Frühstück waren keine Diener zugegen, die Hofdamen bedienten, und es herrschte ein ungebundener, fast familienhafter Ton. Der Leibarzt trank stets Thee, den er sich auf einer vor ihm aufgestellten Maschine selbst bereitete; die braungelockte Hofdame lud sich heute bei ihm zu Gaste, setzte sich neben ihn und schänkte ihm ein. Zu ihrer Linken saß Oberst von Bronnen, der Generaladjutant des Königs, fast der einzige, dem man es nicht ansah, daß ihm die Uniform fehlte.

Die Gespräche waren laut, durcheinander — auch die Geister waren in Morgentoilette.

„Ach Gott, heut ist ja Sonntag!“ sagte die braungelockte Hofdame.

Es wurde hell aufgelacht, und die Königin fragte, warum man lache. Der Leibarzt berichtete die Entdeckung der Gräfin Irma von Wildenort. Auch die Königin lächelte.

„Ich dächte, Gräfin Irma,“ rief der König, während er sich eine Cigarre anbrannte — er allein rauchte im Salon — „ich dächte, bei Ihnen wäre alle Tage Sonntag.“

„Ja, gnädigster Herr, aber nur hier,“ antwortete im lustigsten Tone die Gräfin und schüttelte ihre reichen braunen Locken. „Seitdem ich die Ehre habe, bei Eurer Majestät zu sein, wo alle Tage Kuchen auf der Tafel steht, ist bei mir alle Tage Sonntag; aber im Kloster, da war der Sonntag mit Kuchen angestrichen, und nun muß ich hier den Sonntag immer erst entdecken.“

Der Legationsrath von Schnabelsdorf, erst vor-Kurzem aus Spanien zurückgekehrt und auf seine neue Verwendung wartend, sagte zum Leibarzt, dem er gegenüber saß, daß binnen Kurzem von einem seiner Freunde in Madrid ein interessantes Werk über die Geschichte des Sonntags oder vielmehr des Sabbaths erscheinen werde; er selbst habe auch einige Ideen dazu beigetragen.

Der König, der diese Unterredung gehört, fragte, welches diese Ideen seien, und Schnabelsdorf theilte nun mit, wie die Siebenzahl als Viertheilung des Mondmonates die natürliche und der Sabbath älter sei, als alle positiven Religionen. Er wußte Alles mit Citaten zu belegen, und dabei seiner berühmten Freunde zu erwähnen.

Nach der beifällig aufgenommenen Mittheilung des gelehrten Legationsrathes gab es noch viel des leichten Scherzes, bis sich die Königin erhob. Sie winkte dem Leibarzt, der König gab ihr wieder den Arm, und sie gingen mit einander durch die Veranda zu einem schönen Sitz, der unter einer Hänge-Esche am Wiesenhang angebracht war.

Es war eine Lust, dies schöne Königspaar zu sehen, so stattlich

und groß, und die Königin war doppelt schön, denn in ihr blühte ein doppeltes Leben.

Die Königin setzte sich, neben ihr der König; der Leibarzt, ohne auf Befehl zu warten, rückte sich einen Stuhl zurecht und setzte sich ihnen gegenüber.

„Ja," begann die Königin, „ich muß doch mit Ihnen darüber sprechen, ich muß Ihnen einen Schmerz —"

„Willst Du nicht lieber allein —?" fragte der König.

„Nein, Du mußt dabei sein. Ich frage also noch einmal: soll mir's nicht erlaubt sein, mein Kind, das mir Gott in Gesundheit schenken möge, selbst zu nähren?"

Ein kaum merklicher Augenwink des Königs belehrte den Leibarzt, was er zu antworten habe.

„Majestät," sagte er, „ich hatte bereits die Ehre, es Ihnen als Aberglauben zu bezeichnen, daß man durch einfache Erfüllung der Mutterpflicht seine Schönheit bewahre. Sie, Majestät, läßt die echt schöne Regung diesen Wunsch aussprechen. Aber die Gewährung ist unmöglich, um Ihretwillen und um des Kindes willen. Die Pflichten einer Fürstin, die Nothwendigkeit der Haltung, der Sammlung, der Repräsentation, die vielerlei Gemüthsbewegungen, gestatten es durchaus nicht. Die höhere Ausbildung erzeugt nothwendig eine Nervosität, die sich dann dem Kinde mittheilt und ihm sein Lebenlang anhaftet."

„Ich bitte, liebe Mathilde," half der König nach, „quäle Dich nicht mehr mit diesem Wunsche. Denke an das Wohl des Prinzen."

„Sprich doch nicht immer von einem Prinzen! Versprich mir, daß Du eben so glücklich sein wirst, wenn es eine Prinzessin —"

„Das kann ich nicht — eben so glücklich? Das kann ich mir nicht befehlen; aber glücklich, von Herzen glücklich, wenn Du und das Kind gesund, das verspreche ich Dir!"

„Gut denn, so mag eine Amme kommen — Ich bin ihr schon jetzt neidisch, daß sie mir so viele gute Blicke und Herzlichkeiten meines Kindes wegnimmt — aber es sei, ich füge mich!"

„Und welches Leid wolltest du klagen?"

„Es quält mein Gewissen, einem andern Kinde seine Mutter

zu entziehen. Wenn das auch Tausende schon lange thun — wer ein Unrecht begeht, thut es allein für sich und thut es zum Erstenmal auf der Welt. Doch ich füge mich. Davon aber gehe ich nicht ab: nur eine verheirathete brave Frau aus einer ehrbaren Familie darf Nährmutter meines Kindes sein. Ich hätte keinen Frieden im Gewissen, wenn ich einem ohnedieß schon verlassenen Kinde sein Einziges noch nähme: die Mutter. Ich frage jetzt nichts nach Welteinrichtungen und festgesetzten Geltungen. Das arme verlassene Kind, das in eine feindliche Welt gesetzt ist, soll dem auch noch der einzige Liebesquell entrissen werden? Nehmen wir aber eine verheirathete rechtschaffene Frau, so entziehen wir auch da noch einem Kinde seine Mutter und schädigen ein fremdes Leben — es ist hart, daß Jeder trotz besseren Wissens Unrecht thun muß. — Doch ich füge mich der Nothwendigkeit. Das Kind aber der Mutter, die wir uns nehmen, steht unter dem Schutz der Familie, hat einen Vater, vielleicht eine brave Großmutter und sorgliche Geschwister; ein Liebesdach schirmt das kleine Haupt —"

„Majestät!" rief der Arzt voll Begeisterung. „Majestät, in diesem Augenblicke wird in tausend und tausend Kirchen für Sie gebetet und Millionen Stimmen sagen Amen!"

„O Gott, welche Pflichten legt das auf! Man sollte mehr als ein Mensch sein, um das zu tragen — mich drückt es nieder."

„Das soll es nicht; es muß Sie erheben, Majestät! In diesem Augenblick wird der Hauch von Millionen Lippen zu einer Wolke, die Sie trägt. Das ist echte Humanität, wenn der Geschützte, Behütete und aufrecht Stehende sich des Ungeschützten, Unbehüteten und Gefallenen erbarmt und nicht den Stein der Verwerfung gegen ihn aufhebt. Es ist ein Natur-Geheimniß, was von solcher Stimmung übergeht auf das Kind unter dem Herzen. Dieses Kind muß ein edler schöner Mensch sein, denn seine Mutter hat die Reinheit der Menschenliebe in das ungeborne Kind hineingedacht."

Der König hatte die Hand seiner Frau gefaßt und fragte jetzt: „Du wußtest also nichts von dem Gesetze? Es ist nicht nur Hausgesetz, daß die Prinzen und Prinzessinnen unseres Hauses in der Residenz geboren werden — weshalb wir morgen in die Stadt

ziehen — es ist auch Hofgesetz, daß nur eine verheirathete Frau Amme eines Prinzen sein darf."

„Mein Gott — und da quäle ich mich so sehr! Aber ich will künftig die Hofgesetze achten, weil auch so Schönes darunter."

„Majestät haben es neu geschaffen aus Ihrer Seele heraus," schaltete der Leibarzt ein. „Das erst ist das freie und heilige Gesetz, das wieder in uns lebendig geworden ist."

„Sehr schön und wahr," sagte der König — die Cigarre entfiel ihm, er griff an sich herum und sagte dann: „Entschuldigen Sie, liebster Geheimrath, wollten Sie nicht die Güte haben und Cigarren für uns bringen lassen?"

Der Arzt ging hinein und jetzt sagte der König:

„Mathilde, ich bitte, war das Alles, was Du auf dem Herzen hattest? Ich sehe Dir seit geraumer Zeit an, daß Du etwas in der Seele trägst —"

„Ja, ich trage etwas in der Seele, aber ich kann Dir nicht eher davon Mittheilung machen, bis es volle Wahrheit geworden; es ist lauter Liebe zu Dir. Frage mich nicht mehr, Du wirst es bald von selbst erfahren."

Als der Leibarzt zurückkam, saß der König allein unter der Esche, die Königin hatte sich zurückgezogen.

„War diese Huldigung eine ärztliche Rücksicht?" fragte der König den Leibarzt, sein Auge war finster.

„Nein, Majestät, meine freie Herzensmeinung."

Der König schaute vor sich nieder und schwieg lange; endlich sagte er sich aufrichtend und mit der Hand eine Bewegung machend als werfe er etwas weit weg:

„Ja, also die Königin wünscht zur Amme eine junge Frau aus den Hochlanden, die eine ehrbare Familie hat. Wäre es nicht noch Zeit, daß Sie selbst hinreisten und eine solche auswählen? Stammen Sie nicht auch aus dem Gebirge? Das wäre — doch nein, Sie dürfen jetzt nicht fort. Schicken Sie also den Hofarzt Sixtus, er soll von Dorf zu Dorf reisen und geben Sie ihm die genauesten Instructionen; er kann ja auch mehrere proponiren und Sie wählen dann die Beste aus und die Anderen lohnen wir ab und — doch

das machen Sie ganz nach Ihrem Ermessen, aber schicken Sie noch heute den Hofarzt ab."

„Wie Majestät befehlen."

Zweites Capitel.

„Sie sehen ja so strahlend aus!" sagte die Hofdame Irma, die dem Leibarzt begegnete.

„Es mag wohl sein," erwiderte der Leibarzt, „denn ich habe dem Göttlichen, ich habe einer reinen Menschenseele ins Antlitz gesehen — Entschuldigen Sie einen Augenblick!" unterbrach er sich, ging in das Nebengebäude und gab dem Telegraphisten den Auftrag, sogleich dem Hofarzt die Meldung zu machen, daß er sich zu einer achttägigen Reise vorbereiten und hieher kommen solle; dann trat er wieder hinaus zu der Hofdame, und erzählte ihr von dem, was vorgegangen.

„Soll ich Ihnen meine Meinung sagen?" fragte die Gräfin.

„Sie wissen, daß man darauf nie mit Nein antwortet."

„Nun denn, so muß ich Ihnen sagen: In alten Zeiten war's viel schöner; da wurden die Königskinder auf einer einsamen Pfalz geboren. Still wie ein Geheimniß —"

„Sie sind doch in Allem," unterbrach der Arzt, „das echte Kind Ihres Vaters. Mein guter Eberhard war in seinen jungen Jahren auch voll toller Laune, dabei hatte er aber eine Verschämtheit, die oft plötzlich überraschte."

„Ach, erzählen Sie von meinem Vater! Ich weiß so wenig von ihm."

„Ich ja auch seit vielen Jahren — Sie wissen doch, daß er völlig mit mir gebrochen, weil ich am Hofe lebe; aber damals, in der Zeit unserer jugendlichen Schwärmerei —"

„Also auch Sie schwärmten einmal?"

„Aber nicht so sehr, wie Ihr Vater. Wie ich Sie so sehe, da ist mir's, als ob sein Ideal von damals wirklich geworden. Wenn wir — ich war damals ein junger Militärarzt und er ein noch

jüngerer Officier — wenn wir damals von der Zukunft und ihren Erfüllungen uns Phantasiebilder ausmalten, dachte er sich nie das Ideal einer Geliebten, einer Frau aus; er übersprang die Mittelstufen und phantasirte immer nur von dem Ideal eines Kindes und besonders einer Tochter, wie frisch, wie zart das sei und unberechenbar zugleich! Wenn ich Sie nun so vor mir sehe, sein Ideal steht vor mir!"

„Also mein Vater hatte nur das Ideal eines Kindes?" sagte Irma nachdenklich und schaute dem Arzt voll in die Augen, „und doch ließ er seine Kinder unter fremden Leuten aufwachsen, und ich muß mir von ihm erzählen lassen, statt selbst von ihm zu wissen? Aber ich will jetzt nicht von mir reden. Lieber Herr Geheimrath, ich habe eine Ahnung von dem Geheimniß der Königin, ich glaube zu wissen, weshalb sie so still und in sich gekehrt —"

„Mein schönes Kind, wenn Sie eine Ahnung haben, und nun gar von einem Geheimniß der Fürstlichkeiten, so rathe ich Ihnen: vertrauen Sie das nicht einmal dem Kissen, worauf Sie ruhen."

„Wenn es der Königin aber nützen könnte, daß Sie davon wissen? Sie sollten ihr Führer sein!"

„Man ist nur Führer dem, der geführt sein will."

„Ich möchte Sie nur bitten, auf gewisse Symptome ein Auge zu haben. Hat die Königin nichts gesagt, als sie hier draußen vor der Kirche die Messe hörte? Erschrak sie nicht bei einem Tone? Merkten Sie nicht eine gewisse Hinneigung —"

Der Arzt bedeutete mit der Hand, daß Irma nicht weiterreden solle, und setzte hinzu:

„Mein Kind, wollen Sie correct am Hofe leben, so räthseln Sie nicht an Dingen, die man Ihnen nicht auflösen will; vor allem aber lassen Sie sich nichts davon merken —"

„Correct und immer correct!" neckte Irma, und ihre schönen im Bogen geschnittenen Lippen bewegten sich zitternd.

„Sie sind eine productive Natur und eine productive Natur gehört nicht an den Hof," setzte der Arzt hinzu. „Sie wollen an Stelle der gegebenen Formen Ihre Persönlichkeit setzen; das geht nicht. Sehen Sie," fuhr er lebendiger fort, „sehen Sie, dieser

Legationsrath Schnabelsdorf verbraucht sich bälder als er glaubt; er bietet immer etwas, bereitet immer etwas zu, kocht und bratet und schmort alle Wissenswürdigkeiten für die Herrschaften, und sein Gedächtniß ist ein ewiges Tischleindeckdich. Geben Sie Acht, ehe ein Jahr vergeht, ist man seiner überdrüssig. Will man gefällig sein und bleiben, so muß man sich erwarten lassen."

Irma stimmte bei, sie merkte aber wohl die Ablenkung und leitete wieder auf das zurück, was sie sagen wollte.

„Sagen Sie" — frug sie schalkhaft — „nicht wahr, wenn man einen falschen Tritt thut und sich dabei verletzt, das nennt man ein Uebertreten?"

„Allerdings."

„Nun denn, so wissen Sie, daß die Königin durch ein Uebertreten in Gefahr ist, sich Schaden zuzufügen, vielleicht unheilbaren —"

„Ich würde vorziehen —" fiel der Arzt ein.

„Ah, Sie würden vorziehen? Wenn Sie das sagen, haben Sie immer etwas zu tadeln."

„Errathen. Ich würde vorziehen, wenn Sie der Königin überließen, selber ihre Geheimnisse mitzutheilen. Ich glaubte, Sie seien die Freundin der Königin —"

„Ja, das bin ich."

„Gut, und da ich heute einmal Ihr Frühprediger bin, so will ich Sie noch vor etwas warnen. Sie sind in Gefahr, eine jener Damen zu werden, die nur Freunde, aber keine Freundin haben."

„Ist das eine Gefahr?"

„Allerdings. Sie müssen eine Freundin haben, Sie müssen, sonst liegt ein Fehler in Ihrer Natur. Solche Isolirung giebt dem ganzen Wesen eine falsche Richtung, eine unbewußte Ueberhebung oder eine bewußte. Wenn Sie unter den vielen Damen hier nicht eine Freundin gewinnen können, so liegt der Fehler an Ihnen."

„Aber einen Freund darf ich doch haben? einen Freund, wie Sie?"

„Ich wünsche Ihnen keinen besseren."

Irma ging still neben dem Arzte her.

Sie kamen wieder auf den Wiesenhang vor dem Schlosse.

„Wissen Sie schon, daß diese Wiese jeden Samstag mit falschem Heu frisirt wird?“ begann Irma.

„Bitte um weniger Esprit und mehr Klarheit.“

„Hu — wie officinell!“ scherzte Irma. „So erfahren Sie denn: die Königin sagte einmal, der Heugeruch sei ihr lieb — und nun läßt der Gartenintendant wenigstens jede Woche einmal hier den Wiesenhang mähen; da aber die eigensinnige Natur nicht so schnell Heu giebt, wird in der Nacht fremdes Heu von irgend einer entlegenen Wiese zum Dörren hierher gebracht — Und da sagt man noch, die Fürsten werden in unseren Tagen nicht mehr betrogen?“

„Ich sehe an der Sache nichts Unrechtes oder Lächerliches. Der Intendant gehört zu Denjenigen, die sich als die Vergnügungsvorsehung der Herrschaften betrachten und —“

„Vergnügungsvorsehung — ein köstliches Wort! Das gebe ich nicht wieder her! Das behalte ich! Und Sie wollen noch behaupten, Sie hätten keinen Witz? Sie sind ja voll frischer Bosheit! O, Vergnügungsvorsehung!“ Irma lachte von ganzer Seele, und sie war neu schön, wenn sie lachte.

Der Arzt hatte viel zu thun, sie wieder in das Geleise des Gespräches zurückzuführen. Sobald er ernst sein wollte, sah sie ihn immer so schelmisch an und lachte so herzlich, daß er auch lachen mußte. Nur als er ihr endlich sagte, er habe ihr bisher die Kraft zugetraut, einer Erörterung zu folgen, nicht bloß einen Witzfunken zu haschen, ließ sie sich wieder wie ein Schüler von der Hand des Meisters willig führen und der Arzt verstand es, sie in treuer Folge zum Nachdenken seiner Gedanken zu bringen.

„Gnädige Gräfin“ — sagte ein herzutretender Lakai, ein großer, stattlicher Mann mit starker Habichtsnase und kohlschwarzen Haaren, „gnädige Gräfin, Ihre Majestät die Königin erwarten Sie im Musiksaale.“

Irma verabschiedete sich und der Arzt schaute ihr bedeutungsvoll nach. Bald hörte man vom Schlosse her den Berghang hinab und weit ins Thal hinaus die volle metallreiche Stimme der Gräfin Irmengard von Wildenort.

„Auch Eberhard sang einst bezaubernd schön,“ sagte der Leibarzt und lenkte seine Schritte nach dem Schlosse. Er stutzte aber, da er den Domherrn, der heute die Messe gelesen, ebenfalls in den Musiksaal eintreten sah:

Der Morgen war so schön und lind, die weite Natur so selig in sich; Alles grünt und wächst und gedeiht in seinem Grunde, darin es wurzelt, und die Menschen allein schaffen sich neue Plagen. Wäre es möglich, daß die muthwillige Gräfin recht gesehen? Warum sollte aber die Königin ihren angestammten Glauben verlassen wollen?

Der Leibarzt setzte sich in eine Laube und las seinen Horaz.

Bevor es zur Mittagstafel ging, war der Hofarzt bereits da, und als man sich zur Tafel setzte, fuhr er in einem Hofwagen ab, dem Gebirge zu.

Am Abend — er war mild und sternhell — fuhr der Hof nach der Residenz, denn andern Tages sollte mit großem militärischem Pomp der Grundstein zum neuen Zeughaus gelegt werden.

Drittes Capitel.

Die Glocken tönten hell und widerhallten von den schroffen Bergen, die Schallwellen flossen hin über den ruhigen Spiegel des weiten grünen Bergsees, drin sich die bewaldeten Berge und Felsenspitzen und der Himmel drüber klar nachbildeten.

Aus der einsam stehenden Kirche am obern Ende des Sees strömten die Menschen heraus; die Männer setzten die grünen mit Spielhahnfedern gezierten Hüte auf, holten die Tabakspfeifen aus der Tasche und schlugen Feuer; die Frauen putzten an sich herum, rückten an den spitzen grünen Hüten, glätteten die Schürzen, knüpften die weitflatternden Enden der seidenen Tücher von neuem. Noch hinter den alten Frauen, die die letzten in der Kirche sind, kam ein schönes junges Paar, die Frau hoch gewachsen und umfangreich, der Mann schlank und knorrig wie eine Tanne. Man sah ihm die rauhe Arbeit der Woche an; er setzte sich den Spitzhut, an dem kein Jägerzeichen war, etwas schief auf den Kopf, zog die

Joppe aus und legte sie über die Schulter und schmunzelnd — das Schmunzeln in diesem wetterharten Gesicht war gar sonderbar — sagte er:

„Siehst Du, daß es so besser ist? So kommst Du nicht ins Gedränge.“ Die junge Frau nickte beistimmend.

Eine Gruppe von Frauen und Mädchen schien auf die Letztere gewartet zu haben; eine ältere Frau sagte:

„Walpurga, das hättest nicht thun sollen: jetzt wo Du nicht weißt, wann Deine Stunde kommt, den weiten Weg zur Kirche gehen; man kann sich auch im Guten versündigen.“

„Das schadet mir nichts,“ entgegnete die junge Frau.

„Und ich habe heute für Dich gebetet,“ sagte ein junges, trotzköpfiges Mädchen, das einen frischen Blumenstrauß an der Brust trug. „Wie der Pfarrer das Gebet für die Königin gesprochen hat, daß ihr Gott in der schweren Stunde beistehen möge, da hab' ich gedacht: was geht mich die Königin an? und für die beten auch schon Leut' genug im ganzen Königreich. Ich hab' an Dich gedacht dabei, und hab' Amen Walpurga! gesagt.“

„Stasi, Du hast's gewiß gut gemeint,“ wehrte Walpurga mit treuherziger Stimme ab, „aber ich will kein Theil haben an dem. Das darf man nicht; man darf kein Gebet verdrehen.“

„Recht hat sie,“ bestätigte die Alte, „das wär' ja, wie wenn man einen falschen Eid schwört.“

„So soll's meinetwegen nichts gelten!“ rief das trotzköpfige Mädchen.

„Es muß doch was Schönes sein,“ fuhr die Alte fort und faltete die Hände, „eine Königin zu sein. In dieser Stunde wird in allen Kirchen von Millionen und Millionen Menschen für sie gebetet. So ein König und eine Königin die müssen ganz schlechte Menschen sein, wenn sie nicht brav sind.“

Die Alte war die Wehmutter, sie durfte immer sprechen, und Alles hörte ihr geduldig zu. Sie geleitete den Mann und die Frau noch ein Stück Wegs und gab genau an, wo sie in den nächsten Tagen zu jeder Stunde zu treffen sei. Dann ging sie abseits bergan nach ihrem Hause. Auch die anderen Kirchgänger zerstreuten sich

nach den einzelnen Gehöften, die Kinder gingen überall voran, die Eltern hinterdrein; dort wanderte noch eine Gruppe Mädchen, sie führten einander am kleinen Finger und hatten sich gar viel zu erzählen; aber nun stoben sie auch auseinander, jedes zu den Seinigen.

Das junge Paar war allein auf der Straße, die Mittagssonne blinkte hell wieder im See.

Es war fast noch eine Stunde Wegs bis zum Hause des jungen Paares, und kaum waren sie einige hundert Schritte mit einander gegangen, als die Frau sagte:

„Hansei, ich mein', ich hätt' die Annamirl nicht fortlassen sollen."

„Ich will ihr schnell nachrennen, ich kann sie noch einholen!" rief der Mann.

„Um Gotteswillen nicht," hielt ihn die Frau an, „dann bin ich ja ganz allein hier auf der Landstraß'. Bleib' da, es wird schon vorübergehen."

„Wart' einen Augenblick, halte Dich an dem Baum! So!"

Wie im Fluge rannte der Mann in die Wiese hinein, holte einen Arm voll Heu, legte es auf den Steinhaufen am Wege und setzte seine Frau darauf.

„Es wird mir schon besser," sagte die Frau.

„Sprich jetzt nicht, ruh' Dich aus. O lieber Gott, wenn nur jetzt ein Wagen käme, aber weitum sieht man keinen Menschen und kein Vieh. Ruh' dich nur aus, dann trag' ich Dich heim, Du bist mir nicht zu schwer, ich hab schon schwerer getragen."

„Am hellen Tag willst mich tragen?" lachte die Frau, und sie lachte so mit ganzer Seele und ganzem Körper, daß sie sich mit der Hand auf den Steinhaufen stützen mußte. „Du guter Kerl, ich dank' Dir. Ist aber nicht nöthig, ich kann schon wieder gehen." Sie stand rasch auf. Das Antlitz des Mannes strahlte von Glück.

„Gottlob! Da kommt wie gewunschen der Doctor!" rief er.

Der Arzt aus dem benachbarten Städtchen kam eben um die Ecke gefahren; Hansei zog den Hut ab und bat, seine Frau aufzunehmen. Der Arzt willigte gern ein, aber Walpurga wollte nicht

einsteigen. „Ich bin mein Lebenlang noch in keiner Kutsche gefahren,“ wiederholte sie.

„Man muß Alles zum Erstenmal probiren,“ lachte der Doctor, und half ihr in die offene Kalesche; er gestattete auch dem Mann, daß er aufsteige und sich auf den Bock setze, aber der Mann verneinte entschieden.

„Ich will nur im Schritt fahren,“ sagte der Doctor.

Hansei ging neben dem Wagen her, immer glücklich auf seine Frau schauend.

„Jetzt noch zweitausend Schritt — jetzt noch tausend — noch so viel und so viel“ sagte er im Gehen fast laut vor sich hin, und sah mit Dankesblicken auf den Doctor und auf die Kutsche, die so gut ist, daß sie seine Frau einsitzen läßt, und auf das Pferd, das sie so geduldig zieht; er wehrte dem braven Thiere die Bremsen, die es noch plagen wollen.

„Dein Hansei thut dem Pferde Gutes,“ sagte drin in der Kutsche der Doctor zur jungen Frau. Sie antwortete keine Silbe, und der Doctor betrachtete mit Wohlgefallen den Mann, den er längst kannte, er war ja Holzknecht im königlichen Forste. Hansei hielt noch immer den Hut in der Hand und wischte sich manchmal mit dem Aermel den Schweiß ab. Er hatte ein gebräuntes, ausdrucksloses Gesicht, und trug keinen Schnurrbart, denn er war nicht Soldat gewesen; von den Schläfen herab rahmte ein zottiger Bart das längliche Gesicht ein, dessen Stirne noch größtentheils von dichten, blonden Haaren bedeckt war; die kurzen Lederhosen zeigten die mächtigen Knie, die mit Zwickeln gestrickten Wadenstrümpfe waren gewiß ein Geschenk der Frau, die schweren, nägelbeschlagenen Schuhe hatten schon manchen Berggang mitgemacht. Hansei schritt rüstig neben dem Fuhrwerk her, und endlich rief er: „Gottlob, wir sind da!“

Das Häuschen lag am See, von einem Gärtchen umgeben; am Zaun stand eine Alte und rief entgegen: „So? gefahren kommst auch noch?“

„Ja, Mutter!“ antwortete die Frau, und mit tausend Dank verabschiedete sie sich beim Doctor; Hansei streichelte das Pferd zum Dank, daß es die Frau so gut da hergebracht.

„Jetzt geh' ich aber gleich zur Annamirl," sagte er vor der Thür; „haltet mir was zu essen warm."

„Nein, wir wollen mit einander essen, ich hab' auch Hunger," rief die Frau, und legte Gesangbuch, Jacke und Hut ab. Sie war schön, ein volles, rundes, hellblühendes Antlitz, das mächtige blonde Zöpfe um die Stirne einrahmten. Sie zwang sich, zu Tische zu sitzen und aß gemeinsam mit Mann und Mutter. Aber mit dem letzten Bissen im Munde machte sich der Mann auf den Weg.

Es war höchste Zeit, daß die Annamirl kam. Bevor die Hühner sich aufsetzten, war es da das Sonntagskind, ein schreiendes blondköpfiges Mädchen.

Hansei wußte gar nicht, was er anfangen solle vor lauter Freude — er hatte doch eigentlich nicht ordentlich zu Mittag gegessen, er hatte die rechte Ruhe nicht gehabt, wie er sie brauchte, und wie lang ist's her, daß er gegessen hat! Das war ja damals, als er noch nicht Vater eines schreienden Kindes war, da liegen ja Stunden dazwischen, die sind jahrelang! Er schnitt sich ein groß Stück Brod ab, aber draußen, wo die Vögel so lustig zwitscherten, und besonders die Staare gar so zutraulich waren, rief er: „Da, ihr sollet auch was haben! ihr sollet auch wissen, daß ich Vater bin, und Vater von einem Sonntagskind!" — Er brockelte ihnen alles Weiche vom Brode hin, und die Rinde warf er in den See und rief: „Da, ihr Fische, ihr ernährt uns, heute will ich euch nähren!" — Er hätte gern der ganzen Welt etwas zugut gethan, aber es war nichts mehr da, das etwas von ihm wollte, und er weiß gar nicht, wohin er sich thun soll. Halt! da steht die Leiter am Kirschbaum; er steigt hinauf, bricht Kirschen und ißt sie, und ißt immer fort und vergißt sich ganz, und es ist ihm, wie wenn er sie gar nicht selber esse, sondern Jemand Anderem zu essen gäbe, und er weiß gar nicht mehr, wo er ist, und wer er ist, und er meint, er könne zuletzt gar nicht mehr vom Baum herunter, er ist wie auf den Baum verhext. Am Hause vorbei ging die Telegraphenleitung, die Drähte streiften fast den Kirschbaum. Hansei sah den Telegraphen an, als wollte er ihn beauftragen: Du, sag's der ganzen Welt, ich bin Vater geworden. Er freute sich, daß die Schwalben

und Staare so gern auf den Drähten sitzen und nickte ihnen zu: Laßt euch nicht stören, ich thu' Niemand was!

Und so brach er Kirschen, und so schaute er hinaus, wer weiß wie lang.

Da ruft die Großmutter aus dem Fenster: „Hansei, sollst zu Deiner Frau kommen!“

Er ist schnell herunter, und wie er zu ihr eintritt, lacht sie laut auf, denn er hat einen blauschwarzen Mund und ist blau und roth im Gesicht vom Kirschsaft.

„So? Du hast genascht?“ rief die junge Mutter. „Laß mir auch noch ein paar Kirschen auf dem Baum.“

„Ich thue Dir die Leiter in die Stube, daß ich nicht mehr hinaufkann,“ sagte er, und es gab viel Lachen in dem kleinen Häuschen am See, bis Mond und Sterne darauf niederblickten. Heute brannte die ganze Nacht Licht im Stübchen; die junge Mutter schlief bald ruhig und glückselig, nur das Sonntagskind gluckste manchmal, ließ sich aber bald wieder beruhigen.

Die Großmutter allein wachte; sie hatte sich nur zum Schein niedergelegt, stand aber bald wieder auf und saß auf einem Schemel an der Wiege des Neugebornen.

Ein glänzender Stern steht über der Hütte. Er flimmert und glitzert, und drin in der Hütte liegt ein Glanz auf dem Antlitz einer Mutter, eine Wonne, so unfaßbar, wie der Glanz am Stern da droben — ein Menschenkind ist Mutter eines Menschenkindes, und Ein Auge wacht und sieht es, es ist das Auge der, aus der dies Leben und das andere daneben hervorgesproßt. In der stillen Luft ist es wie Singen und Klingen aus ewigen Harfen, und in der Stube bis an die Decke ist es, als ob Engelsköpfe überall schwebten und lächelten.

Die alte Großmutter sitzt, das Kinn in die Hand gestützt, und schaut drein; in ihr Antlitz leuchtet der Glanz vom Sterne am Himmel, und zum Stern hinauf leuchtet ihr Auge. Sie ist wie hinausgehoben über die Welt und hält den Athem an; die Glorie des Höchsten hat sich niedergesenkt in die Hütte und umstrahlt das Haupt von Großmutter, Mutter und Kind.

„Mutter, wie glitzerig scheinen die Sterne!“ — sagte die junge Mutter einmal erwachend.

„Und sie scheinen auch, wenn Du die Augen zumachst und schläfst. Schlaf nur wieder!“ erwiderte die Großmutter.

Wieder war Alles still, bis der helle Tag erwachte.

Viertes Capitel.

Im offenen Wagen fuhr der junge Hofarzt Sixtus dem Gebirge zu.

Er war ein Mann von gefälligen Weltformen; den jetzigen König, als derselbe noch Kronprinz war, hatte er auf Reisen begleitet und in Gesellschaft der Cavaliere jenen leichten Ton, den er sich bei einem dreijährigen Aufenthalt in Paris angeeignet, noch bequemer gemacht. Wie die Fürstlichkeiten über untergebene Personen verfügen und den Dienst in eine Verbindlichkeit verwandeln, so geschieht es auch leicht, daß Hofbeamte wieder mit den ihnen Untergebenen schalten. Der Hofarzt hatte sich einen Lakaien ausgesucht, den er als einen der Dienstfertigsten kannte.

„Feuer, Baum!“ sagte er, der Lakai reichte ihm sofort eine brennende Lunte vom Bock, wo er neben dem Kutscher saß. Mit leutseliger Herablassung bot Sixtus sein Etui hin, der Lakai nahm dankend eine Cigarre; die Cigarren des Hofarztes sind zwar zu schwer und treiben ihm den Angstschweiß aus, wenn er sie raucht, aber es ist eine weise Regel, man soll eine angebotene Gunst nicht abweisen.

Es fuhr sich bequemlich auf der guten Straße dahin. Auf der nächsten Poststation schickte man die Marstallpferde zurück und fuhr nun mit Extrapostpferden. Der Hofarzt hatte von dergleichen nichts anzuordnen; Baum wußte und besorgte Alles.

„Baum, von wo sind Sie gebürtig?“ fragte der Hofarzt, als man weiterfuhr.

Baum erschrak, aber er wendete sich nicht um, er that, als ob er die Frage nicht gehört, er schien sich erst ruhig fassen zu müssen,

ehe er antworten konnte; sein Antlitz zuckte, aber schnell wußte er wieder eine bescheidene und arglose Miene anzunehmen.

Der Arzt fragte noch einmal: „Baum, wo sind Sie geboren?"

Ein dienstwilliges Gesicht wendete sich ihm zu.

„Ich bin auch aus dem Gebirg, weit dahinten an der Grenze; aber ich bin nie dort daheim gewesen," erwiderte der Lakai.

Der Arzt hatte nicht Lust, weiter nach den Schicksalen Baums zu fragen; er hatte überhaupt die Worte nur so leichthin gesprochen.

Der junge Hofarzt war gegen Baum zuvorkommend, Baum ist einer der beliebtesten Diener am Hofe, denn er wußte stets durch sein Benehmen auszudrücken, wie sehr er die hohe Stellung eines Jeden respectire.

„Halten Sie sich immer möglichst in der Nähe des Telegraphen!" hatte der Leibarzt dem Wegreisenden gesagt, „geben Sie jeden Morgen und Abend Nachricht, wo Sie zu treffen sind, damit Sie sofort zurückbeordert werden können."

Als Doctur Sixtus jetzt im Weiterfahren die Telegraphendrähte betrachtete, die bereits auch hier über alle Berge klettern und durch alle Thäler ziehen, lächelte er vor sich hin. „Ich bin auch nichts als ein fortgeschickter elektrischer Funke, nur weiß mein Meister nicht, wo ich anlange. Aber eigentlich bin ich ein Märchengeist; ich bringe Geld und Ueberfluß in eine unscheinbare Hütte, denn eine reiche Bäuerin bekomm' ich nicht. Wo bist du, edle Nährmutter?"

Der Hofarzt schaute lächelnd in die weite Landschaft, und um ihn spielten und verflogen Bilder aller Art, wie die Rauchwölkchen seiner Cigarre ihn umspielten und in die Luft verflogen.

Es war bereits Nacht als man einem kleinen Badeort im Gebirge zufuhr.

Der Lakai ging neben dem Postillon bergan zu Fuß; der Hofarzt hatte ihm die Mission mitgetheilt, welche sie auf dieser Reise hatten. Die beiden hatten schon ganz andere Abenteuer in fernen Ländern mit einander bestanden. Jetzt besprach sich Baum mit dem Postillon über Leben und Sterben in der Gegend, und kam sehr geschickt darauf, sich nach jungen Wöchnerinnen zu erkundigen. Da war er just an den rechten Mann gekommen: die Mutter des

Postillons war Hebamme — sie hatte nur den Fehler, daß sie bereits todt war.

Der Doctor im Wagen streckte sich behaglich; er hat nun doch eine Handhabe, wie er die seltsame Sache angreifen könnte: an die Hebammen in den Dörfern muß er sich wenden, man muß ihnen nur nicht sofort sagen, für wen man die Nährmutter sucht, sonst kommt man gar nicht mehr los. Als es wieder zum Aufsteigen kam, winkte er den Lakai heran und sagte: „Auf der ganzen Reise nennen Sie mich nur „Herr Doctor," weiter nichts!" Der Lakai fragte nicht, warum; das ist nicht seines Amtes. Er forschte aber auch vor sich nicht weiter nach dem Grund; er ist ein Lakai, er thut, was man ihm sagt. „Wer weiter geht, als sein Auftrag, ist unbrauchbar," hat der Kämmerer der Baronin Steigeneck hundertmal gesagt, und was der gesagt hat, ist heiliges Gesetz.

In dem kleinen Badeorte war lustiges Treiben. Die Tafel war eben aufgehoben, man sprach von der heutigen Landpartie und von der morgigen, ein junger Officier in Civil und ein dicker Herr schienen die Lustigmacher in der Gesellschaft, man scherzte, man lachte, und im Hintergrund wurde zu einem verstimmten Clavier gesungen. Die Menschen waren in gewaltsamer Erregung, sie waren ins Gebirge gegangen, um die Langeweile los zu werden, und die meisten fanden sie hier erst recht, denn es ist nur Wenigen gegeben, sich von Sonnenaufgang bis Niedergang und dann noch gar bei Sternenschein an der ewigen Natur zu erfreuen.

Der Hofarzt sah sich glücklicherweise hier unerkannt und Baum, der keine Livree, ja nicht einmal Wappenknöpfe trug, ließ sich nicht ausforschen. Der Hofarzt betrachtete sich das Treiben der kleinbürgerlichen Welt mit einem gewissen Schloßgefühle.

In der hiesigen Gegend wollte er sich gar nicht erkundigen, denn die Umgegend war wegen ihrer Kröpfe bekannt.

Am Morgen ging's nach einem kleinen Gebirgsstädtchen. Der Hofarzt wendete sich an den Physicus, reiste mit ihm mehrere Tage umher, fand aber nichts, für das er sich entscheiden konnte; dennoch verzeichnete er einige Namen in sein Taschenbuch.

Der Cavaliersmuth wollte dem Hofarzt bald ausgehen. Er sah

in die Hütten des Elends, in so viel Plage und Armseligkeit, daß es als ein Traum erschien, wie Menschen vom gleichen Fleisch und Blut so sorglos in Schlössern leben. Hier draußen ist das Dasein eitel Müh' und Sorge, nichts als ein Arbeiten, um sich am Leben zu erhalten, damit man morgen wieder arbeiten und wieder sorgen kann.

„Nur keine Sentimentalitäten!" rief sich der Arzt zu. „In dieser besten Welt ist es einmal so! Die Menschen sind nichts Anderes als die Thiere. Das Reh im Walde lebt und fragt nicht, wie es dem Vogel geht, und der Vogel kümmert sich nicht um den Frosch, außer wenn es ein Vogel Storch ist, der ihn fressen will! Nur keine Sentimentalitäten! Nur keine Weltbeglückereien!"

Der Hofarzt fuhr im Gebirge umher, sich immer in der Nähe des Telegraphen haltend und jeden Tag zweimal Bericht erstattend. Er verzweifelte am Gelingen seines Auftrages und schrieb seinem Chef, daß er keine verheirathete Frau finde, ledige dagegen vortreffliche; er schlage daher vor, da man doch die Fürstin nicht täuschen dürfe, schnell die Tauglichste mit ihrem Geliebten trauen zu lassen.

In der Gegend des Sees wartete er auf Antwort, denn hier traf er in dem Physicus einen ehemaligen Studiengenossen.

Das vielfach zersäbelte Gesicht des wohlbeleibten Physicus strahlte noch von der alten Studentenheiterkeit, die man einst gemeinsam erlebt; er war auch noch jetzt stündlich mit gutem Durst versehen und zu jeder Lustbarkeit aufgelegt; in seinen Manieren war er dabei ziemlich bäuerisch geworden und der Hofarzt sah mit Befriedigung, welch' ein anderes Leben ihm beschieden war.

Doctor Kumpan, das war der Kneipname des Landarztes, betrachtete diese Ausfahrt seines Freundes wie eine alte Studentensuite und fuhr und ritt mit ihm über Berg und Thal zur Ammensuche, wobei sich Kumpan nicht scheute, einen kleinen Umweg zu machen, wenn er wußte, daß man zu einem Wirthshaus kam, wo man seinen Hunger mit einer guten Mahlzeit und was noch wichtiger, seinen Durst mit einem guten Tropfen stillen konnte, — der Tropfen mußten aber viele sein.

„So manche von unseren Institutionen," sagte der Hofarzt

einmal, „sind doch auf Unsittlichkeit gegründet, das lehrt auch unsere Ammensuche."

Doctor Kumpan lachte übermäßig und rief:

„Also auch Du, Schniepel?" — das war der Studentenname des Hofarztes — „also auch Du bist ein Volksfreund vom neuesten Gemächte? Ihr Herren mit permanent zugeknöpften Handschuhen, behandelt das Volk viel zu zimperlich. Wir, die wir drunter leben, kennen's ganz anders. Das ist eine Bande von Schelmen und Dummköpfen, gerade so gut wie oben; der ganze Unterschied ist nur, sie sind ehrlichere Schelme und ehrlichere Dummköpfe. Mit eurer Vorsorge könnt ihr es nur noch verderben. — Es ist aber gut, daß Waldbäume wachsen ohne künstliche Bespritzung!"

Doctor Kumpan ließ auf diesen Fahrten seinen ganzen derben Humor los.

„Jetzt hab' ich's, was wir suchen!" rief er ein andermal. „Weißt Du, was wir eigentlich suchen? Eine Futteral-Mutter! Eigentlich sollte es Futter-Mutter heißen und ich behaupte: das Wort Futteral ist vom Institut der Ammen hergenommen. Eine Amme ist ein Futteral zur Schonung der rechten Mutter. Wenn Du heimkommst, gieb meine Entdeckung der Akademie. Sie soll mich zum Mitglied machen, ich verdien's dafür. Futteral-Mutter!"

Drei Tage lang zehrte Doctor Kumpan von einem schlechten Witz und auch dieser war ihm ausgiebig genug.

Dem Hofarzt war es unheimlich und fremd in dieser Kameradschaft, und doch mußte er die alte Zutraulichkeit bewahren; er suchte sich daher bald davon zu machen.

Am zweiten Sonntag Morgen wollte er abreisen, da rief Doctor Kumpan plötzlich:

„Ich könnte mir selbst aufbrummen, weil ich so einfältig war. Ich hab' sie, die Mutter Natur, die unbedingt absolute, wie der alte Professor Genitivus, der Sohn des berühmten Vaters, immer gesagt und dabei den Katheder geknufft hat. Komm mit!"

Und sie fuhren mit einander im offenen Wagen nach dem See.

Fünftes Capitel.

Es war wieder am Sonntag Morgens, da ging es geschäftig her in der Gstadelhütte am See. Gevatter und Gevatterinnen waren da, und als zum erstenmal die Glockenklänge wie unsichtbare, aber laute Wellen über den spiegelglatten See dahinflossen, bewegte sich ein Zug aus dem Hause. Die Großmutter trug das Kind in weichen Kissen, darüber eine weiße Decke gebreitet war; hinterdrein ging stolz der Vater mit einem Blumenstrauß auf der Brust, neben ihm der Gevatter Gemswirth, gefolgt von der Frau Schneiderin Schneck und anderen Frauen. Auch ein blondgelockter Knabe von fünf Jahren, der eine zweizinkige Haselnußgerte in der Hand trug, hatte sich dem Zuge angeschlossen.

„Was thust denn Du da, Waldl?“ fragte Hansei.

Der Knabe gab keine Antwort, die Schneiderin Schneck faßte ihn an der Hand und sagte: „Geh Du nur mit Waldl!“ Zu Hansei gewendet fuhr sie fort: „Vertreib doch das Kind nicht! Das ist ja ein Segen, wenn ein junger Knab' mit zur Taufe geht; da kriegt das Kind bald einen Mann und wer weiß . . .“ Hansei lachte, da jetzt schon an die Heirath seiner Tochter gedacht wird.

Der Zug bewegte sich ruhig weiter die Straße entlang. Noch ein anderes gutes Zeichen kam: eine Schwalbe flog gerade über die Großmutter mit dem Kinde weg; nun aber spannte die Großmutter den großen rothen Regenschirm auf und hielt ihn über sich und das Kind.

Walpurga durfte den weiten Weg zur Kirche noch nicht mitgehen; sie mußte daheim bleiben. Ihr Gespiel, das Mädchen, das am vorigen Sonntag das Gebet für die Königin auf sie gewendet hatte, blieb bei ihr. Walpurga saß im Lehnstuhl der Großmutter und schaute durch das Gitterfenster, wo Nelken, Gelbveigelein und Rosmarin blühten, hinaus auf den See und den blauen Himmel und horchte auf die hallenden Glockentöne.

„Jetzt geht mein Kind zum Erstenmal in die weite Welt und ich bin nicht bei ihm,“ sagte sie: „so wird's nun, und ich werde

einmal in die andere Welt gehen und gar nicht mehr bei ihm sein, und ich meine doch, ich hab's noch immer bei mir."

„Ich weiß gar nicht, warum Du heut so schwergemuth bist," sagte das Gespiel; „wenn man beim Heirathen so wird, dann heirath' ich nie!"

„Geh!" erwiderte Walpurga in kurzem Tone; es war leicht verständlich, was sie damit meinte. Nach einer Weile fuhr sie mit bewegter Stimme fort: „Ich bin nicht schwergemuth. Mir ist nur, als wär' ich mit meinem Kind noch einmal auf die Welt gekommen. Ich weiß nicht, ich bin eine ganz Andere. Schau, mein Lebenlang hab' ich noch nicht so ruhig gelegen, wie diese vielen Tage — so daliegen, gesund sein und nichts thun, nur vor sich hindenken, schlafen, aufwachen, dem Kinde trinken geben, und die Menschen bringen Einem Alles . . . Ich hab' Dir so viel gedacht und sinnirt, wie wenn ich sieben Jahr lang eine Einsiedlerin im tiefen Wald gewesen wär'; ich mein', ich könnt' Tag und Nacht davon erzählen und weiß doch nicht . . . Was ist denn das?" unterbrach sie sich plötzlich, „jetzt eben hat mich's durchzuckt, wie wenn das ganze Haus zitterte."

„Ich spür' nichts; aber Du machst ein Gesicht, daß Einem angst und bang wird. Wir wollen singen, sing' mit; probir's einmal, ob Du noch unsere beste Sängerin bist."

Das Gespiel ließ nicht ab, bis Walpurga sang; sie stimmte an und hörte bald wieder auf. Stasi begann ein anderes Lied, aber auch das wollte Walpurga nicht; es war ihr heute keines recht.

„Laß uns lieber still sein," bat sie endlich. „Jag' mich nicht in allen Liedern herum. Ich will jetzt gar nichts."

Es läutete zum drittenmal. Die Beiden waren still.

Nach einer Weile sagte das Gespiel: „Es ist doch brav vom Gemswirth, daß er sein Fuhrwerk hergiebt zum Zurückfahren."

„Still, ich hör' ein Fuhrwerk; das können sie doch nicht schon sein?"

„Nein, so rappelt des Doctors Kalesche. Dort kommt er schon, dort oben bei der Steinlinde; es sitzt noch ein Herr bei ihm."

„Sprich jetzt nicht mehr, Stasi," sagte die junge Mutter, „laß die Welt fahren und laufen wie sie mag."

Sie saß still, den Kopf zurückgelehnt und schaute hinein in die sonnige Welt, die ihr wieder so neu war; das Gras im Garten vor dem Hause war wie durchleuchtet, der See flimmerte in leise sich verschlingenden Lichtern, die Wellen klatschten am Gestade, ein linder Luftstrom trug den Duft von Nelke und Rosmarin auf dem Fensterbrett in die Stube.

Ein Wagen hielt vor dem Hause, es wurde mit der Peitsche laut geknallt, es näherten sich Schritte, und der lustige Doctor rief: „Hansei! — Ist Niemand daheim?"

„Nein, es ist Niemand daheim, als die Walpurga und ich!" rief Stasi zum Fenster hinaus und draußen wurde weidlich gelacht.

Der Doctor Kumpan kam in die Stube; ihm folgte ein Fremder, der plötzlich stehen blieb und starren Auges dreinschaute; unwillkürlich neigte er sich, um sich vor dieser Erscheinung tief zu verbeugen, aber er besann sich schnell und richtete sich nur noch gerader auf.

„Wo ist Vater Hansei, der Vater des Sonntagskindes?" frug der Doctor.

Die Frau stand auf und sagte, er sei mit dem Kinde und den Gevattern in der Kirche zur Taufe und werde bald wieder heimkommen.

„Bleib nur sitzen!" rief der Doctor. „Ich will ungebetener Gast zum Taufschmaus sein und hier mein Freund auch; ist auch so ein Menschenvertilger wie ich."

„Was wünschen die Herren von meinem Mann? Darf ich's nicht wissen?"

„Der Mann schneidet das Brod an, dann giebt er der Frau davon; so ist hier zu Land der Brauch, Walpurga, das weißt Du. Wir haben mit Deinem Herrn und Gemahl ein großes Wort zu reden. Brauchst nicht zu erschrecken, es ist nichts vom Landgericht. Ich sage Dir nur: Du hast ein Sonntagskind. Bist vielleicht selber eines?"

„Ja freilich!"

„Gut so bist du doppelt glücklich.“

„Ich meine“ — begann der Hofarzt — „ich meine, wir könnten mit der Frau sogleich sprechen. Sie scheint mir gescheidt und wird gern ihren Mann und ihr Kind glücklich machen.“

Walpurga schaute wie Hilfe suchend um und um.

„Gut denn,“ sagte Doctor Kumpan sich setzend, „so erlaube mir, zu erzählen. Also, Walpurga, paß auf, bleib nur sitzen und laß Dir eine Geschichte erzählen: Es war einmal ein König und eine Königin, und der König war brav und die Königin war schön, und sie bekamen einen Sohn, der war brav vom Vater und schön von der Mutter, — es kann auch eine Tochter sein, aber lieber ein Sohn. Als der Sohn geboren war, da sagten sie zu einem muntern Geist im Schlosse, Doctor Puck genannt: Puck, mein Puck, pack schnell und pack dich hinaus ins Gebirge, da steht ein schön klein Häuschen am Seegestad und da drin sitzt eine saubere und starke und brave Mutter, und die soll die Doppelmutter sein vom kleinen Prinzen, der brav ist vom Vater und schön von der Mutter, und die Doppelmutter soll was ihr Herz begehrt haben und soll ihren Mann und ihr Kind glücklich machen und den König und die Königin und den Prinzen und — jetzt schau auf, Walpurga, sieh den Mann da an, das ist der dienstbare Geist, genannt Doctor Puck, und er kommt vom König und der Königin. Hast Du mich verstanden, Walpurga?“

Die junge Mutter lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. Sie athmete hoch auf und antwortete nicht. — Eben trat Hansei mit den Gevattersleuten und dem Kinde ein. Die Mutter eilte auf ihr Kind zu, nahm es auf die Arme und rannte mit ihm hinaus in den Garten unter den Kirschbaum, das Gespiel eilte ihr nach.

„Was ist denn das?“ fragte Hansei und schaute den Doctor und den Fremden mit zornigem Blicke an.

„Setz' Dich, sehr ehrenwerther Hansei, und laß Dir berichten. Gut, daß Sie da sind, Herr Gemswirth, bleiben Sie in der Stube; Ihr Anderen könnt Alle hinausgehen.“ Ohne Umstände schob Doctor Kumpan die Dorfleute, die neugierig hereingekommen waren, aus

der Stube, und fuhr dann, vom Gemswirth eine Prise nehmend, fort: „Hansei, wisse also: dies da, mach' Dein Compliment, ist der Hofarzt, den schickt der König, Du sollst ihm Deine Frau auf ein Jahr leihen.“

Fast hätte der übermüthige Ton des Doctors den Hansei dahingebracht, daß er ihn sammt dem Hofherrn zur Thür hinausgeworfen hätte; er reckte sich schon in den Schultern zum Zugreifen.

Der Hofarzt winkte dem Doctor Kumpan und setzte auseinander, wie er im Auftrage des Königs über Hansei habe Erkundigung einziehen müssen, und da hätten die Leute nicht gewußt, wen sie mehr loben sollten, den Hansei oder die Walpurga. Hansei schmunzelte. Nun berichtete Sixtus das Verlangen des Königs.

„Danke für die gute Nachred',“ entgegnete Hansei in wohlgesetzter Rede, „danke für die gute Meinung vom König; ich kenn' ihn wohl, hab' ihn zweimal über den See gefahren wie er noch ein Bursch war, ein lustiger, ein Jäger obenraus. Sagen Sie dem König, ich hätt' nicht geglaubt, daß er sich meiner noch erinnert. Aber meine Frau geb' ich nicht her. Das thu' ich ihr nicht an und mir nicht und vor Allem unserm Kind nicht.“

Er hatte sein Leben lang noch nicht so viel auf einmal und hinter einander fort gesprochen; jetzt wischte er sich den Schweiß von der Stirne, wendete sich nach dem Tische — er hatte einen wahren Wolfshunger — und da der Kuchen schön geschnitten auf dem Tische stand, benützte er die Gelegenheit, ergriff ein Stück und rief: „Seht, der Bissen soll mir —“

„Nicht schwören?“ fiel der Gemswirth ein und nahm ihm den Kuchen aus der Hand, „nicht schwören! Du kannst ja ohnedies thun, was Du willst. Es kann Dich Niemand zwingen.“

„Und es will Euch Niemand zwingen,“ stimmte der Hofarzt ein. „Ist's erlaubt, daß ich auch ein Stück von dem Kuchen esse?“

„Wol, wol! Nehmen Sie nur! Sie auch, Herr Doctor, und Wein ist auch da! Ja, Herr Doctor, heut' vor vierzehn Tagen auf der Straße ist's schlimm gewesen.“

Es wurde gegessen und getrunken, mit jedem Bissen und jedem Schluck ward das Gesicht Hansei's heiterer.

„Ich meine, Sie, Herr Gemswirth, könnten dem Mann die Sache besser erklären, als wir," sagte der Hofarzt.

Der Gemswirth hielt Hansei seine offene Dose mit den Worten hin:

„Für unser ganzes Dorf, für unsere ganze Gegend wäre ja das eine Ehre. Denk' nur, Hansei, der König und der Kronprinz —"

„Es ist auch möglich, daß es eine Prinzessin ist," schaltete der Hofarzt ein.

„So? also das Kind ist noch gar nicht da?" fiel Hansei ein und lachte; aber durch das Lachen ging doch der Gedanke: halt, da kann man die Sache noch überlegen! Er lachte noch einmal, denn er war bei all' seiner Einfalt doch Schelm genug, um sich vorzunehmen, die Sache gehörig auszunützen: unter tausend, ja unter zweitausend Gulden und wer weiß, ob man's nicht auf dreitausend bringen kann, denkt sich gar nicht d'ran! — Hansei wäre in Gedanken gewiß noch auf Hunderttausend gekommen, wenn nicht der Gemswirth wieder das Wort genommen hätte:

„Hansei hat ganz Recht, wenn er's nicht zugeben will; rechtschaffen Recht hat er. Er sagt nicht Ja und nicht Nein, er sagt gar nichts, denn da hat die Frau zu entscheiden; er ist ein guter Ehmann, er wird sie zu nichts zwingen! Ja, meine Herren, wenn wir schon einfältige Bauersleute sind, wir wissen doch, was sich schickt."

„Brav, daß Ihr Eure Frau so ehrt," bestätigte der Hofarzt, und der Gemswirth schnupfte und fuhr fort: „Ja wol, gewiß, aber an Verstand und Einsicht ist eine Frau, mit Verlaub zu sagen, doch nur ein halber Mensch. Ich meine, wenn Sie's erlauben, Herr Hofarzt, ich meine, wir reden vorderhand nichts weiter und rufen die Frau; sie ist gar so viel brav."

In Hansei's Mienen hätte man eben so viel Glück als Unglück, eben so viel Stolz als Demuth lesen können.

„Was sie thut, ist mir recht!" sagte er.

Er war stolz, so eine Frau zu haben, und hatte doch ihren Entschluß zu fürchten. Aufwärts und abwärts riß er an seinen Rockknöpfen, als ob er sich versichern müsse, daß sie noch alle festsitzen. Vom Gemswirth gedrängt ging er endlich in den Garten und rief seine Frau, die noch unter dem Kirschbaum saß.

Sechstes Capitel.

Als sich Walpurga hinausgeflüchtet und ihr Kind geherzt hatte, gab sie es schnell wieder dem Gespiel auf den Arm.

„Nimm Du es, ich darf ihm jetzt nichts geben. O Du armes Kind, sie wollen mich Dir wegnehmen. Was hast Du denn verschuldet, daß Dir das angethan wird? Und was hab' ich denn gethan? Aber man kann mich ja nicht zwingen!' Wer will mich zwingen? Aber warum kommen sie? Warum gerade zu mir? Komm', Kind, ich bin ruhig, ich bin bei Dir, wir lassen nicht von einander. Ich bin jetzt ganz ruhig."

Sie legte das Kind an die Brust und küßte ihm das Händchen.

So traf sie Hansei und er sagte: „Wenn Ihr mit einander fertig seid, dann komm' herein."

Die Mutter winkte ihrem Manne, still zu sein und das Kind nicht zu stören. Er stand eine Weile stumm und man hörte nichts, keinen Laut vom Vater, von der Mutter, vom Kind — nur die Staare im Kirschbaum hörte man, wie sie ihre Jungen ätzten und schnell wie der Wind dahinflogen und wiederkamen. Endlich sank das Kind vollgesättigt wieder in die Kissen zurück, es bewegte nur noch still die Lippen.

„Komm' herein in die Stube," sagte Hansei so leise und lind, wie man gar nicht hätte denken können, daß der starkknochige Mann sprechen könne. „Komm' herein, Walpurga, unhöflich brauchen wir just nicht zu sein, und Böses ist's ja nicht, was die Leute wollen, und zwingen können sie uns nicht und danken können wir ihnen doch. Du kannst sonst immer so gut mit fremden Leuten reden; jetzt sprich Du, und was Du sagst und thust, ist mir recht!"

Die Frau übergab das Kind der Großmutter und ging mit ihrem Manne nach dem Hause, sie schaute aber mehrmals um und stolperte noch an der Thürschwelle.

In der Stube ging ihr der Hofarzt entgegen und sagte in zutraulichem Tone:

„Liebe Frau! Ich würde mir's als Sünde anrechnen, Euch zu verleiten, wogegen Euer Herz Einsprache erhebt; aber ich halte es für Pflicht, Euch zu ermahnen, die Sache genau und klar zu überlegen.“

„Ich danke. Nehmt mir's ja recht nicht übel, ich darf das meinem Kind nicht anthun.“ Sie sah auf ihren Mann und setzte schnell hinzu: „Und meinem Mann auch nicht. Ich kann mein Kind nicht allein lassen und meinen Mann auch nicht.“

„Dein Mann und Dein Kind sind nicht allein, Deine Mutter bleibt ja da,“ schaltete der Gemswirth ein. Der Hofarzt aber trat dazwischen:

„Ich bitte, unterbrechen Sie die Frau nicht, lassen Sie sie allein reden und ihr ganzes Herz aussprechen. Reden Sie nur weiter, liebe Frau.“

„Ich hab' nichts weiter zu reden, ich weiß nichts mehr. Oder doch, das auch noch: ich hab' mein Lebenlang nicht gedient, außer so im Taglohn; in diesem Häuschen bin ich geboren und da hab' ich gelebt bis jetzt und da ist mein Mann zu mir kommen. Ich hab' nie gedacht, daß ich je da hinaus sollte. Und ich kann's auch nicht. Ich habe nie in meinem Leben in einem fremden Bett geschlafen. Ich sterbe vor Heimweh, wenn ich fort muß, nach der Stadt und so lange, und wovon soll mein Kind leben, und wie soll mein Mann leben? Das kann der König doch nicht wollen, daß wir Alle vor Kummer sterben.“

„Ich möchte doch auch etwas sagen,“ begann Doctor Kumpan mit einem Blick auf den Hofarzt. „Wegen Deines Kindes? Daran haben wir wohl gedacht. Du möchtest ja schon lang eine Kuh im Stall haben; wir schaffen Dir eine frischmelkige.“

„Die hab' ich!“ fiel der Gemswirth ein und rief einem Knaben zum Fenster hinaus: „Geh hinauf und sag' meinem Knecht,

er soll die neumelkige Kalbin gleich herunter bringen. Mach! Lauf! Hurtig! Ich hab' sie eigentlich nicht hergeben wollen," sagte er zum Hofarzt und wendete sich von Hansei weg, denn dieser wußte ja, daß der Gemswirth das ganze Jahr mit Vieh handelt, mit Kühen und Schweinen, nichts ist fest in seinem Stall, und jetzt thut er, als ob die Kalbin ein Familienglied wäre. „Es ist mein bestes Stück," fuhr er fort, „aber für den König muß man Alles hergeben und für vierzig Kronenthaler ist sie unter Brüdern im Preis," zu Hansei gewendet, sagte er schmunzelnd: „Du bekommst ein schönes ruppes Kühle, keine leere Haut."

„Wir sind noch nicht so weit, aber wenn die Kalbin dem Hansei gefällt, kaufe ich sie euch ab," sagte der Hofarzt.

„Die Mutter hinaus und eine Kuh herein!" murmelte Walpurga dreinstarrend.

„Ich hätt's nicht geglaubt, daß Du so zimpfer bist. Was ist das für ein Gethue? Hell aufjubeln und auf die Kniee fallen und Gott danken solltest Du!" polterte der Gemswirth.

Der Hofarzt begütigte ihn und der Landarzt schaltete ein:

„Glück und Gesang dulden keinen Zwang! Wenn die Walpurga nicht mit gutem und entschlossenem Herzen gehen mag, schauen wir um ein Haus weiter; es finden sich schon noch Andere."

Er stand auf und nahm seinen Hut. Auch der Hofarzt erhob sich.

„Bis wann müßte ich denn fort? Und wie lange müßte ich denn fort bleiben?" fragte die junge Frau.

Der Hofarzt setzte sich wieder und entgegnete:

„Bis wann? Das läßt sich noch nicht bestimmen, aber Ihr müßtet jeden Tag bereit sein."

„Also nicht gleich? nicht jetzt schon? und wie lange müßte ich fort bleiben?"

„Beiläufig ein Jahr."

„Nein, nein! Ich thu's nicht! Gott verzeih' mir's, daß ich nur einen Augenblick daran gedacht hab'."

„So sagen wir Euch Lebewohl und möge es Euch und Eurem Kind wohlergehen!" schloß der Hofarzt, die Hand darbietend. Mit bewegter Stimme fügte er hinzu: „Liebe Frau, das Königskind

könnte nicht gedeihen, wenn Ihr mit Jammer davongeht und im Herzen immer Kummer habt. Daß es Euch weh thut, ist in der Ordnung; Ihr wäret keine brave Frau und keine getreue Mutter, wenn Ihr gleich eingewilligt hättet und wer weiß, ob ich Euch dann angenommen. Die Königin will nur eine Frau, die ein rechtschaffenes Herz hat und einen ehrbaren Mann und eine sorgliche Großmutter, aber Kränkung und Kummer will sie Euch nicht anthun. Wenn Ihr also nicht fröhlich sein könnt in der Fremde, wenn Ihr Euch im Herzen nicht daran erquicket, daß Ihr dem Königskind und der König Euch etwas Gutes thut, dann ist's besser, Ihr bleibt daheim und laßt Euch nicht verführen von dem Geld; das Geld darf Euch nicht verführen! Nein, es ist besser, Ihr thut's nicht!"

Er wollte gehen. Aber der Gemswirth hielt ihn auf und sagte:

„Ich bitte noch um ein Wort. Hör' mich getreu an, Walpurga, und Du auch, Hansei. Gut, Du sagst also: Nein, ich geh nicht! Ist rechtschaffen, ist schön von Dir; aller Ehren werth. Aber fraget Euch: wie werdet Ihr weiter aushalten, wenn Ihr's ausgeschlagen? Heute, morgen, vielleicht auch übermorgen werdet Ihr zufrieden sein, Euch die Hand geben, Euer Kind küssen und sagen: Gottlob, wir haben der Versuchung widerstanden, sind bei einander geblieben in unserer Armuthei und ernähren uns redlich; wir plagen uns lieber ehe wir von einander gehen. Aber übermorgen und über acht Tage — wie dann? Wenn Sorgen kommen und Mangel, oder auch — wir sind ja Menschen — ein Unglück, und Ihr wißt Euch nicht zu helfen? Besinnt Euch! Werdet Ihr nicht sagen: hätten wir's doch gethan? Werdet Ihr nicht Eins dem Andern still oder laut vorwerfen: warum hast Du mir nicht zugeredet? warum hast Du Dich nicht entschlossen? — Ich will Euch nicht überreden, nur vorhalten will ich Euch, was Ihr Alles bedenken und ins Herz fassen müßt."

Es trat eine Pause ein, der Mann betrachtete die Frau und senkte den Blick, die Frau betrachtete den Mann und hielt sich rasch die Hand vor die Augen.

Da knallte eine Peitsche vor dem Hause, und eine schöne

schwarzscheckige junge Kuh schrie laut und tief wie aus einer Höhle heraus. Alles schrak zusammen; es war inmitten der Stille wie ein Gespensterruf am hellen Mittag.

Der Gemswirth fluchte und schalt zum Fenster hinaus den Knecht, weil er das Kalb nicht mitgebracht, obgleich es schon an den Metzger verkauft war.

Der Knecht band schnell die Kuh an den Gartenzaun und eilte heim, um das Kalb zu holen. Die Kuh zerrte an dem Seil und schien sich fast erwürgen zu wollen, sie ächzte und brummte daß ihr der Schaum vor dem Maul stand.

„Das ist doch nur ein Thier und seht wie sie's treibt!“ rief Walpurga.

Die ganze eindringliche Rede des Gemswirths schien durch den Zwischenfall mit der Kuh verloren. Aber wunderbar faßte sich Walpurga. Sie sagte jetzt schnell, ohne dabei Jemand anzuschauen, als antwortete sie einem Unsichtbaren:

„Ein Mensch kann mehr als ein Thier!“ Dann fuhr sie zu ihrem Manne gewendet fort: „Hansei, komm' her, gieb mir Deine Hand! Sag, ist Dir's von ganzem Herzen recht, was ich thu' und was ich sag'?“

„Du meinst, wenn Du Nein sagst?“ erwiderte Hansei mit schwankender Betonung.

„Ich mein's, ob ich Nein oder ob ich Ja sage!“

Hansei konnte nicht reden, aber wenn er hätte reden können, es wären sehr gescheidte, gründliche Gedanken — er schaute immer in seinen Hut, als könnte er da draus die Gedanken ablesen die ihm durch den Kopf gingen. Dann nahm er sein blaues Tuch heraus und drehte es so fest zusammen, als wolle er einen Ballen daraus machen.

Da Hansei nichts sagte, fuhr Walpurga fort: „Ich kann Dir's nicht auflegen, daß Du entscheidest. Das kann nur ich allein; ich bin die Mutter von meinem Kind, und ich bin die Frau und ... wenn ich geh — ich muß es können und ich weiß, ich kann's, ich muß Alles niederdrücken, daß ich dem Kind keinen Schaden thu', dem andern — und ... und ... hier meine Hand, Herr, — ich sag' Ja!“

Alle im Zimmer athmeten auf. Hansei spürte, daß ihm etwas in den Augen bitzelte und im Halse drückte. Er führte sich, um dem abzuhelfen, ein frisches Glas Wein und ein mächtig Stück Kuchen zu Gemüthe — Das ist heute ein seltsamer Tag! Wenn nur die Fremden endlich fort wären, daß man was Warmes in den Leib bekäme; der Morgen dauert ewiglang!

Die beiden Aerzte sprachen eifrig mit der jungen Frau, und Walpurga gelobte, sich frei und heiter zu erhalten; was sie einmal übernommen, das führe sie auch durch, Gott werde helfen, ihr Kind zu erhalten, und was sie für des Königs Kind thun könne, das würde sie thun; „was ich einmal übernommen, das führe ich auch getreulich aus, darauf kann man sich verlassen," wiederholte sie oft.

Nun sie sich einmal entschlossen hatte, war eine eigenthümliche Kraft in der Frau. Sie rief ihre Mutter mit dem Kinde herein und berichtete Alles. Das Kind schlief ruhig fort, es wurde in die Wiege in der Kammer gelegt. Die Großmutter nahm den ganzen Vorgang wie eine unabänderliche Bestimmung auf, sie war seit Jahren gewöhnt, daß Walpurga über Alles Entschluß faßte, und hier kam gar noch der Wunsch des Königs dazu.

„Dein Kind wird nicht mutterlos aufgezogen," sagte sie, „ich versteh' es besser als Du. Wir haben eine Kuh und wir wollen's schon pflegen."

Der Gemswirth eilte schnell hinaus und brachte die Kuh in den Stall. Damit war der Kauf abgeschlossen und ein guter Verdienst im Trocknen. Er ärgerte sich heimlich nur, daß er nicht zehn Kronenthaler mehr als Preis genannt hatte. Zwei Kronenthaler Trinkgeld für den Knecht, die schlug er schon noch heraus, und einen davon kann er füglich einstecken.

Hansei, der sich vorläufig gestärkt hatte, mußte sich nun auch als Mann zeigen. Er fragte nach dem Lohn, und er wollte eben seine früher gedachte große Summe nennen, als glücklicherweise der Gevatter Gemswirth wieder eintrat und ihm darlegte, je weniger man ausmache, umsomehr kriege man; er wolle ihm die Taufgeschenke allein für fünfhundert Gulden abkaufen, man dürfe mit einem König nichts ausdingen, umsomehr könne er schenken.

Walpurga fragte nun, was sie in die Stadt mitzunehmen habe. Der Hofarzt sagte, sie solle blos ihren Sonntagsanzug mitnehmen, weiter nichts.

Vor dem Fenster hatten sich Viele aus dem Dorfe gesammelt, die von dem Vorfall vernommen hatten, und die Leute, die zur Mittagskirche gehen wollten, blieben auch stehen, so daß die ganze Straße voll Menschen war. Es gab viel Lachen, denn Jeder wollte gern seine Frau auf ein Jahr dem König borgen.

Drin in der Stube versprach das Gespiel, der Großmutter beizustehen, und sie berühmte sich nicht ohne Stolz, daß sie gut schreiben könne, sie wolle jeden Sonntag der Walpurga Nachricht geben von Kind, Mann und Mutter.

Das Gespiel brachte die Teller, denn es war höchste Zeit, endlich das Mittagessen einzunehmen. Walpurga sagte, daß sie in den nächsten Tagen Alles noch gut ordnen wolle.

„Was ich meinem Kinde jetzt entziehe,“ sagte sie, „das kann ich ihm für sein ganzes Leben viel mehr geben.“

Als sie des Kindes erwähnte, schrie es in der Kammer laut und sie eilte zu ihm.

Eben wollten sich die beiden Aerzte mit dem Gemswirth entfernen, da tönte ein Posthorn die Straße am See herauf.

Eine Extrapost kam, im offenen Wagen saß der Lakai, den der Hofarzt an der nächsten Telegraphenstation zurückgelassen; er hob einen blauen Brief in der Hand hoch empor. An der Gstadelhütte hielt er an und rief zu den Versammelten laut:

„Schreit alle Vivat hoch! Vor einer Stunde ist Euch ein Kronprinz geboren worden!“

Alles schrie Hoch und abermals Hoch!

Eine alte Frau, die gebückt ging, sah dem Lakai mit einer scharfen Wendung ins Gesicht, und ihre noch munteren braunen Augen funkelten und blitzten.

„Was ist das für eine Stimme?“ sagte die Alte vor sich hin.

Auch in den Mienen des Lakaien zuckte es, aber kaum merklich, als er die Alte sah. „Geht aus dem Weg, Leute, daß ich absteigen kann!“ rief er.

„Zenza (Vinzenza), geh' aus dem Weg! Die alte Zenza ist doch überall vorn dran!" riefen die Leute.

Die Alte aber stand starr, wie im Traum versunken, man stieß sie bei Seite und sie verlor ihren Stock, auf den sie sich gestützt hielt. Der Lakai stolperte über den Stock, aber er ging, ohne umzuschauen, in die Gstadelhütte.

Der Hofarzt eilte ihm entgegen, empfing die Depesche und kehrte in die Stube zurück. Walpurga war wieder eingetreten, und er sagte ihr:

„Es ist schneller gekommen, als wir's dachten. Hier erhalte ich die Depesche: Heute um zehn Uhr ist ein Kronprinz geboren worden. Ich soll sogleich mit der Amme nach der Residenz eilen. Jetzt, Walpurga, beweist Eure Stärke! In einer Stunde reisen wir ab."

„Ich bin bereit!" sagte Walpurga mit entschiedenem Tone. Sie fühlte sich aber doch so schwach, daß sie schnell niedersitzen mußte.

Siebentes Capitel.

Die beiden Aerzte und der Gemswirth verließen das Haus. Das Gespiel brachte die Suppe und den Braten zum Taufschmaus herein und stellte sie auf den Tisch. Die Großmutter erhob sich und sprach das Gebet, die Andern beteten mit und man setzte sich zu Tische. Walpurga nahm zuerst einen Löffel voll aus der gemeinsamen Schüssel, aber Niemand wollte essen. Da füllte sie nochmals ihren Löffel und sagte:

„Hansei, thu' Deinen Mund auf, so, ich will Dir zu essen geben, nimm das, und gesegne Dir's Gott! und wie ich Dir hier zu essen gebe und es mir besser schmeckt, als wenn ich's selbst genieße, so denk' auch, daß ich in der Fremde keinen Bissen über die Lippen bringe, den ich nicht lieber Dir und dem Kind geben möchte. Und ich gehe nur fort, damit wir Alle miteinander in Friede und Wohlstand uns ernähren können; Tag und Nacht sind meine Gedanken bei Dir und unserm Kind und bei der Mutter,

und ich kehre ja, will's Gott, in Glück und Gesundheit wieder heim! Und denkt doch auch dran, daß mich Gott in der schweren Stunde hätte zu sich nehmen können und Ihr lebenslang ohne mich hättet sein müssen. Eine Frau, die ein Kind gebärt, steht mit Einem Fuß im Grab — das hast Du oft gesagt, Mutter. Jetzt geh' ich nur auf ein Jahr fort, und ihr wißt, ich komme wieder, und ganz so, wie ich gewesen bin. Und jetzt ist's genug! Mach' mir den Abschied nicht zu schwer, Hansei, hilf mir; Du kannst mir helfen, und Du thust's auch! Du bist mein Halt und meine Hülfe! Und halt' Dich ordentlich, wenn ich fort bin. Zieh Du nur jetzt Deine guten Hemden Sonntags an, die im blauen Schrank oben links; brauchst sie jetzt nicht mehr aufzusparen. Und jetzt iß ordentlich, und so wie Du issest, so ess' ich auch. Wir brauchen Kräfte. Morgen früh wirst Du Dich schon drein finden, und ich auch. Jetzt iß! Allemal, wenn Du einen Löffel nimmst, nehme ich auch einen — so — nicht so schnell! ich komm' sonst nicht nach!“ . . . . . Unter Thränen lächelte sie und aß.

„Und Du, Mutter,“ begann sie wieder, „jetzt wirst nicht mehr sagen, daß Du uns zur Ueberlast bist! Wenn ich fort bin, nimm Dir die zwei Kissen aus meinem Bett, daß Du mit dem Kopf recht hoch liegst; das thut Dir gut. Wenn wir Dich nicht hätten, da könnt' ich und dürft' ich nicht fort. Verwöhne mir meinen Mann nicht so arg! und wenn ich wiederkomm', da richten wir Dir ein Stüble her, drin sollst Du leben, wie die erste Altbäuerin im ganzen Land.“

Die andern Alle ließen ihr das Wort, und als sie sagte: „Hansei, sprich doch auch was!“ — erwiderte er: „Sprich Du nur noch. Meine Stimme kann ich immer hören, aber die Deine lange Zeit nicht mehr, wer weiß —“

Er wollte eben ein schön Stück Braten zum Munde führen, legte aber die Gabel mit dem Braten wieder auf den Teller, er konnte nicht mehr essen, und die Andern auch nicht mehr. Die Großmutter stand auf und sprach das Nachgebet.

Die Zeit verfloß rasch. Eine Kutsche kam vor das Häuschen gefahren, der Lakai allein saß darin; die Herren wollten nach-

kommen. Der Lakai schloß schnell Kameradschaft mit Hansei. Die erste Vermittlung war eine gute Cigarre. Baum beneidete Hansei um sein Geschick, solch eine Frau zu haben und solch ein Glück zu machen. Hansei fühlte sich sehr geschmeichelt. Auf Anordnung des Hofarztes wurden einige Bettstücke in den Wagen gebracht, damit Walpurga recht bequem sitze und in der Nacht gut warm habe.

„Fahrt Ihr denn die ganze Nacht durch?“ fragte Hansei.

„O nein, bis Mitternacht sind wir in der Residenz. Es sind durch den Telegraphen bereits auf allen Stationen Pferde bestellt, wir fahren vierspännig.“

„Das schnelle Fahren kann aber meiner Frau schaden.“

„Da sei ohne Sorge. Deine Frau wird jetzt gepflegt, wie die Königin selber.“

„Wenn ich den Herrn so höre und sehe,“ sagte Hansei, und schaute Baum starr an, „da weiß ich gar nicht, wie mir ist.“

„Ja wie denn? Hab' ich so was Schreckliches an mir?“

„Behüte! Gar nicht; aber der, den ich meine, das ist ein nichtsnutziger Bursch gewesen. Nichts für ungut, ich will Dich nicht beleidigen, gewiß nicht. Aber droben die Zenza auf der Windenreuthe — sie steht da am Gartenzaun und schaut immer auf uns — die hat Zwillinge gehabt, der eine heißt Thomas, und der andere hat Jangerl geheißen, wie man bei uns sagt, eigentlich heißt's Wolfgang, und der Jangerl ist Soldat geworden und ist in das Amerika hinein, es sind gewiß schon ein Jahrer dreizehn, vierzehn, und Niemand hat wieder etwas von ihm gehört, und schau — aber nicht wahr, Du nimmst mir's nicht übel?“

„Nein, gar nicht, was denn?“

„Ja, der Jangerl, der hat Dir aufs Haar ähnlich gesehen, heißt das, aufs Haar nicht, er hat rothe Haare gehabt und auch kein so feines Gesicht; aber wenn man's überhaupt nimmt, wie der Teufel die Bauern,“ Hansei lachte sehr über seinen Witz und der Lakai lachte auch, „wenn man's so insgemein nimmt, da könnt' man sagen, daß Ihr einander ähnlich seht. Aber nicht wahr, Du nimmst mir's nicht übel?“

„Gar nicht,“ sagte Baum, nahm seine Uhr heraus, drückte

daran, daß der Deckel aufsprang, es schlug gerade Fünf auf dem Kirchthurm, und er sagte: „Eure Uhr hier geht gradaus um eine Stunde der in der Hauptstadt nach. Ist das Dein elterliches Haus?"

„Nein, das Haus hab' ich mit meiner Frau angeheirathet, heißt das, wir sind noch zweihundert Gulden drauf schuldig, aber der Leithofbauer drückt uns nicht."

„Jetzt kann Dir Deine Frau ein ander Haus kaufen, und Du kannst von Glück sagen, so eine schöne Frau zu haben."

„Ja, drum geb' ich sie eben nicht gern her!" klagte Hansei. „Nun, Gottlob, das Jahr hat doch nur 365 Tage — freilich, das sind viele Tage."

„Und Nächte auch!" lachte Baum. Dem armen Hansei schauderte es vor diesem Menschen.

„Ja freilich — Nächte auch!" sagte er, er mußte doch ein höflicher Mann sein, und auf Alles Red' und Antwort geben.

Unterdeß hatte Walpurga die Mutter und das Gespiel gebeten, sie ganz allein mit ihrem Kinde zu lassen. Drin in der Kammer lag sie auf den Knieen neben der Wiege und bedeckte die Kissen mit ihren Thränen. Hier weinte sie sich aus. Sie küßte das Kind, küßte die Decke, küßte das Holz der Wiege, richtete sich auf und sagte: „Leb' wohl! leb' tausendmal wohl!" Sie trocknete sich das Gesicht und wollte gehen, aber die Thüre wurde von außen aufgemacht und die Großmutter kam herein.

„Ich will Dir helfen," sagte sie, „Du bist, wenn Du wieder heimkommst, zweifach glücklich oder zweifach unglücklich und machst uns auch dazu."

Dann faßte sie ihre linke Hand und fuhr im gebieterischen Tone fort: „Leg' die rechte Hand auf das Haupt Deines Kindes!"

„Was soll das, Mutter?"

„Thu', was ich Dir sage. Du schwörst auf das Haupt Deines Kindes und in die Hand Deiner Mutter, daß Du brav und rechtschaffen bleiben willst, was auch für Versuchungen über Dich kommen. Denke, Du bist eine Frau, eine Mutter und eine Tochter! Schwörst Du das in Deinem Herzen?"

„Ja, Mutter, so wahr mir Gott helfe! Aber solch ein Eid ist nicht nöthig."

„So," sagte die Mutter, jetzt gehst Du dreimal um die Wiege herum, mit abgewendetem Gesicht, ich führe Dich; stolpere nicht — so, jetzt hast Du Deinem Kinde das Heimweh genommen und ich will schon für Dein Kind sorgen, verlaß Dich darauf!"

Dann führte die Mutter ihre Tochter in die Stube, reichte ihr den großen Brodlaib hin mit dem Messer und sagte:

„Schneid' noch ein Stück ab! Gesegne Dir's Gott, und da, wo Du angekommen bist und bleibst, issest Du das Brod von daheim zuerst, das tödtet die Fremde. So, jetzt leb' wohl!"

Mutter und Tochter standen still und hielten einander an der Hand.

Es war Walpurga wunderbar, daß Hansei, ihrer vergessend, mit dem Lakai im Garten umherging. Jetzt stieg er die Leiter hinauf und holte ihm Kirschen herunter, und dabei rauchte er beständig; und dann ging er mit ihm in den Stall, wo die Kuh stand.

Die beiden Aerzte kamen, Hansei mußte in die Stube gerufen werden, denn nur hier, nicht draußen, wo die vielen Menschen standen, wollte die Frau von ihrem Mann Abschied nehmen. Der Hofarzt steckte Hansei eine Rolle Kronenthaler in die Tasche, und nun hielt Hansei die Hand in der Tasche und wollte sie gar nicht mehr herausthun.

„Gieb mir Deine Hand, Hansei!" sagte Walpurga.

Er ließ die Geldrolle los und gab ihr die Hand.

„Leb' herzlich wohl, Hansei, und bleib' ein braver Mann, ich will auch eine brave Frau bleiben ..... und nun behüt' Euch Gott, Alle beisammen!"

Sie küßte die Mutter und das Gespiel, ging durch den Garten nach dem Wagen, setzte sich ein, und schaute nicht mehr auf.

Die Kuh im Stall brüllte und jammerte, aber das Jammergeschrei wurde übertönt, denn jetzt blies auf Geheiß des Lakaien der Postillon eine lustige Fanfare.

Die alte Zenza stand während der ganzen Zeit an den Zaun

gelehnt, manchmal fuhr sie sich mit der Hand über das Gesicht und rieb sich die Augen, die so stark glänzten und blitzten. — Als jetzt der Lakai vorüberging, schaute sie ihn wieder starr an und er fragte halb barsch, halb zutraulich:

„Wollt Ihr etwas, altes Mütterchen?"

„Ja, alt bin ich, und ein Mütterchen auch! hi hi hi!" lachte die Alte und die Umstehenden gaben dem Lakaien zu verstehen, sie sei manchmal nicht ganz recht im Kopf.

„Wollt Ihr was?" fragte der Lakai wieder.

„Wenn Ihr mir was geben wollt, freilich!"

Der Lakai zog einen großen Beutel aus der Tasche. Der Beutel schwankte in seiner Hand. Er öffnete ihn und faßte ein Goldstück. Aber nein, das kann ihn verrathen — er wühlt lange in dem Gelde, endlich gab er der Alten doch das Goldstück und sagte:

„Das schenkt Euch der König!"

Er stieg auf, schaute nicht mehr um, und der Wagen rollte fort.

Die Leute kamen auf Zenza zu und sagten, sie solle zeigen, was sie bekommen habe; sie hielt aber die Faust krampfhaft geschlossen. Sie gab keine Antwort und ging an ihrem Stocke weiter. Die Menschen, die ihr begegneten, hörten sie unverständliche Worte vor sich hinsprechen, und dabei sah sie immer auf die Wagenspuren. In der Rechten hatte sie den Stock, die Linke war fest geballt, und darin hielt sie das Goldstück.

Achtes Capitel.

Der Wagen rollte dahin, die Straße am See entlang, und verschwand den Nachschauenden dort um die Ecke an dem Steinhaufen, wo noch das Heu lag, auf welchem Walpurga vor vierzehn Tagen gesessen hatte.

Ein schönes schwarzbraunes Mädchen in verwahrlostem halbstädtischem Anzuge, von mächtiger Gestalt und dicken bläulich-schwarzen Flechten auf dem Kopfe, ging am Wagen vorüber, sah staunend auf Walpurga und grüßte erst, als sie vorüber war.

„Das ist die Tochter von der Alten, der Ihr ein Geschenk gegeben habt!“ rief Walpurga dem Lakai auf dem Bocke zu. „Man heißt sie die schwarze Esther. Die wird ihrer Mutter das Geld abnehmen, wenn sie's nicht vergräbt.“

Baum wendete sich gegen die Sprechende um, schaute sie aber nicht an, sondern sah über den Wagen hinweg dem Mädchen nach, denn es war seine Schwester und er hatte seiner Mutter, die ihn angebettelt, ein Geschenk gegeben und sie verläugnet. Nun saß er, die Arme auf der Brust übereinandergeschränkt, neben dem Postillon; er hatte es nöthig, sich eine Brustwehr anzulegen, denn es war ihm doch, als wenn ihm die Brust zerspringen müßte. Sein ganzes Leben zog an ihm vorüber und er setzte sich oftmals wieder fest, um nicht vom Wagen zu stürzen. Jetzt fährt der Wagen an einem Bauernhofe vorüber, wo Baum, es sind jetzt volle zwanzig Jahre, auf Geheiß seiner Mutter zum Erstenmal eine Gans gestohlen hat. Die Lücke im Zaun ist zugewachsen, wo er damals als schlanker Bursch auf dem Bauch hineinschlüpfte.

Baums Zwillingsbruder Thomas hatte sich den Wilddieben angeschlossen, aber Baum hatte hiezu kein Geschick und war damals froh, daß er zum Soldaten genommen wurde. Da stand er einst Wache im Innern des Schlosses. Ein alter Kammerdiener brachte einen Brief von der zu jener Zeit allmächtigen Baronin Steigeneck; er mußte lange warten, unterhielt sich mit Baum und fand offenbar Wohlgefallen an ihm; er lud ihn ins Palais der Baronin ein, sie zechten mit einander in der unteren Stube und waren überaus heiter.

„Warum hast Du rothe Haare!“ fragte ihn der alte Kammerdiener.

„Warum? — Weil sie so gewachsen sind!“

„Das kann man aber ändern.“

„So? das kann man ändern?“

Der Alte gab Baum sogleich die nöthige Unterweisung.

„Und einen andern Namen mußt Du auch annehmen! Rauhensteiner — das ist ein viel zu harter Name für die Herrschaften, der spricht sich nicht leicht, besonders für diejenigen, die falsche Zähne

haben. Beck oder Schulz, oder Hecht oder Baum, so einen Namen mußt Du annehmen. Schau, ein Hund heißt auch nicht, er wird nur gerufen, wie es seinem Herrn eben recht ist."

„Baum — Baum wär' mir schon recht."

„Gut, also Baum!" — Als er an jenem Abend heimkehrte, sagte er immer vor sich hin: „Baum, Baum — das ist leicht und kurz bei einander und dabei kennt mich Niemand!" Er hatte dem alten Kammerdiener auch geschworen, ewig von seiner Familie getrennt zu bleiben. Das war ihm heute in seinem Heimathsdorfe glücklicherweise wieder eingefallen; er machte sich zwar nichts aus einem Schwur, aber es war bequem, ihn zu halten, und er kam sich dabei sehr brav vor.

Auf Vermittlung des Steigeneck'schen Kammerdieners wurde in seinen Soldatenabschied geschrieben: „Wolfgang Rauhensteiner, genannt Baum;" später hieß er nur noch Wolfgang Baum und Niemand wußte mehr, daß der Mann je anders geheißen. Er verzichtete gern auf Erbanfälle, die aus dem Namen Rauhensteiner ihm kommen könnten.

Er trat in den Hofdienst und ging mit dem Prinzen zuerst als Reitknecht auf die Universität und dann auf Reisen nach Italien. Vorher hatte er sich in seinem Heimathsort seinen Paß zur Auswanderung geholt und sich sofort seine rothen Haare schwarz gefärbt. Im Dorfe galt er für ausgewandert.

Nach der Rückkehr von den Reisen heirathete er die Tochter des Kammerdieners und machte sich nun immer beliebter bei den Herrschaften am Hofe. Er hatte stets ein discretes Benehmen, hustete immer unter der vorgehaltenen linken Hand. Er freute sich seines Namens „Baum," er sparte den Herrschaften gern jede Mühe, er hätte wo möglich alle harten Consonanten aus der Sprache entfernt, damit sich die Herrschaften nicht anzustrengen haben.

„Es bleibt dabei," sagte Baum in sich hinein auf dem Bocke neben dem Postillon und hustete unter der vorgehaltenen Hand — „es bleibt dabei" — und seine Miene war fest und ruhig, als ob ihn Jemand beobachtete — „ich bin nach Amerika ausgewandert. Da wäre ich ja auch todt und verloren für die Meinigen. Was

Meinige! nichts als zu Grunde richten könnten sie mich, ausbeuteln und mir immer auf dem Halse liegen. Nichts da!" — Er betrachtete die Leute, die auf der Straße gingen, er erkannte viele. „Ach, was für ein erbärmliches Leben führen doch diese Menschen, das ganze Jahr keine Freude und nichts! Zum Sonntag einmal rasirt und angepredigt und nachher geht wieder das alte schmutzige Elend an. Wer einmal draußen ist, wäre ein Narr, wenn er nur noch daran denken könnte, wieder zurückzukehren!"

Während Baum auf dem Bock sein längst versunkenes Leben noch einmal auferweckte, saß Walpurga drin im Wagen und schluckte gewaltsam die Thränen hinunter; all' ihr Fühlen und Denken war mit fortgenommen wie von einer höheren Gewalt. Sie fügte sich geduldig.

Sie schaute verwundert auf die Bäche, die da und dort so eilig von den Bergen herabkamen und eine Weile mit dem Wege liefen, als wollten sie auch noch sehen, was aus der Walpurga geworden. Wenn man rasch über die hölzernen Brücken fuhr, daß es laut polterte und der Bach drunten so wild grollte, ballte Walpurga immer zitternd die Fäuste; sie athmete erst wieder frei auf, wenn es drüben den glatten Weg dahinging. Sie schaute hinauf zu den Bergen, zu den Häusern und Almhütten, sie kannte sie alle bei Namen; bald aber ging's doch in fremde Gegend.

An der nächsten Station, wo man die Pferde wechselte, stand eine große müßige Sonntagsgruppe beim Posthause. Die Leute sahen staunend auf, als eine Bäuerin aus dem vornehmen Wagen stieg. Eine Frau, die gegenüber unter einer Linde eben ihr Kind säugte, richtete sich neugierig auf, und das Kind wendete sich um, Mutter und Kind sahen mit großen Augen auf Walpurga; sie nickte ihnen zu, aber schwere Tropfen traten ihr ins Auge und es schnürte ihr die Kehle zusammen. In raschem Galopp ging es wieder von dannen, der Postillon blies, die Pferde griffen aus, Walpurga war's, wie wenn sie durch die Luft fliege.

„Nicht wahr, Walpurga, das geht schnell?" rief Baum zu der im Wagen Sitzenden zurück. Walpurga erschrak, als sie ihn jetzt ansah; der ist doch dem Thomas wie aus dem Gesichte geschnitten.

„Ja, ja!“ erwiderte sie. Der Arzt sprach wenig mit ihr. Er fühlte die innere Bewegung dieser Frau und es rührte ihn menschlich an. Das Stellungsbewußtsein, das er sonst stark betonte, hielt nicht vor. Die Frau war etwas mehr als bloßes Werkzeug, man darf schon menschlich zutraulich gegen sie sein; sie hat sich gar schwer losgelöst. — Der Hofarzt überlegte, was er mit der Frau sprechen könnte; endlich fand er's.

„Habt Ihr Euren Doktor gern?“ fragte er.

„O, gewiß! Er ist ein gespaßiger Mann. Er schimpft alle Menschen aus und macht sie erbärmlich 'runter, daneben aber thut er Gutes, wo er nur kann, und Arm und Reich ist ihm gleich, da ist gar kein Unterschied, Tag und Nacht. O das ist ein ganz braver Mensch!“

Der Hofarzt lächelte und fragte weiter:

„Kennt Ihr auch seine Frau? Er hat mir sie gar nicht gezeigt.“

„Freilich kenn' ich sie; sie ist ja des Apothekers Hedwig, das sind auch gar brave Leute, und sie ist ein feines, liebes Geschöpf, still und häuslich; sie haben prächtige Kinder, ich glaub' fünf oder sechs; sie hat viel zu thun. Er hätt' Euch schon in sein Haus bringen können, es sieht gar sauber drin aus.“

Der Hofarzt freute sich der guten Nachrede über seinen Freund. Er hatte die Gedanken der Frau auf etwas Anderes gelenkt und dabei war's nun gut; jetzt konnte sie selbst sehen, wie sie weiter mit sich fertig wird.

So saß Walpurga allein, dachte zurück und schaute die Dinge wie träumend an. Da sind Felder und Wiesen, da ist wieder ein Dorf, Blumen blühen auf einem Fensterbrett, große Ranken, daran rothe Nelken, hängen herab; solche hast du daheim auch — vorbei! Da drüben ist der Gottesacker, die schwarzen Kreuze schauen hinein in den hellen Tag und sind halb eingesunken, im Dorf ist Musik und Tanz, und Tänzer und Tänzerinnen kommen mit glühenden Gesichtern ans Fenster gelaufen. Und weiter geht's an Feldern und Wäldern vorbei, da sind wieder Häuser, da sitzen Menschen so geruhig beisammen und plaudern, und der Postillon bläst. Ein Kind läuft gerade mitten in die Straße, die Mutter

springt ihm nach mit einem Schrei und nimmt's auf und rennt mit ihm davon, der Wagen rollt weiter, Walpurga schaut sich um, sie weiß, daß die Menschen dort jetzt Gott danken — und weiter geht's. Da ist ein Knabe, der läßt eine einsame Kuh grasen am Wegrain. — Hier draußen sind keine Kirschen mehr an den Bäumen, in der milden Ebene sind sie früher reif. Und da sind große weite Kornfelder, die wogen wie der See, solche giebt's nicht im Gebirge, so weit, weit hinaus . . . Wie glücklich müssen die Menschen sein, hier in der Ebene, wo man noch Anderes hat, als Wasser, Wiese und Wald. Dort im Brachfelde ruht, auf die Seite gelegt, ein Pflug — wie schlafend über den Sonntag. Es wird Abend, Lichter blinken auf, überall sind Menschen, sie sind daheim, und du wirst fortgenommen — weiter, immer weiter geht's. An der nächsten Poststation steigt der Hofarzt nicht aus und Walpurga auch nicht, die Pferde werden schnell gewechselt, ein anderer Postillon steigt auf, die alten Pferde gehen mit schweren Tritten in den Stall, und fort geht's, immer weiter, Walpurga sieht nichts mehr, ihre Augen schließen sich, sie hört wie im Traum, daß man wieder stillhält und die Pferde wechselt, und wie Baum dem Postillon befiehlt, nicht zu blasen, denn die Herrschaft schlafe. „Ich nicht!“ sagte der Hofarzt. — „Und ich auch nicht! blas' Du nur, Postillon!“ sagte Walpurga — „verzeihen Sie, daß ich mich zur Herrschaft rechne!“ setzte sie schnell hinzu. Der Postillon bläst und die Sterne glitzern, und wieder geht's durch Dörfer, Fenster werden rasch geöffnet, die Menschen haben nicht Zeit, sich zu besinnen, was für ein Wunder vorübersaust, es geht im mächtigen schnellen Trab, die Pferde setzen die Beine so richtig im Tact wie gute Drescher, und die Welt sieht so wunderlich aus im flüchtigen Schein der beiden Laternen am Wagen, und jetzt — in der Ferne sieht man ein großes Licht — breit — weit — und drüber ein Dampf.

„Die Stadt ist illuminirt!“ ruft Baum in den Wagen hinein, die Pferde eilen schneller und der Postillon bläst lustiger. Man ist in der Residenz.

Die Menschen wogten noch durch die Straßen und jubelten, der Wagen konnte nur langsam vorwärts.

„Das ist die Amme des Kronprinzen!“ hieß es bald, und mit lautem „Hoch! Hoch!“ wurde Walpurga von der übermüthigen Menge begrüßt; sie wußte nicht, was sie thun sollte. Sie verhüllte ihr Gesicht. Endlich fuhr man in den Burgfrieden des Schloßhofes ein.

Neuntes Capitel.

Taumelnd stand Walpurga auf dem Boden; in dem weiten, viereckigen, innern Schloßhof. Da sind Thüren, große Fenster, breite Freitreppen, Wappen mit wilden Männern und wilden Thieren und Alles sieht so wundersam aus in der Beleuchtung der Gaslampen, hier hell, dort dunkel und geheimnißvoll. — Träumerisch in sich versunken starrte Walpurga drein. Alte Märchen tauchten in ihrer Erinnerung auf, wie eine junge Mutter in der Nacht zu den Berggeistern in die unterirdische Höhle geholt wird, um verzaubert da zu bleiben und ein Neugeborenes zu nähren.

Aber jetzt erwachte sie. Aus der Schloßwache, wo die Flinten in zwei langen Reihen aufgestellt sind und ein Soldat auf- und abgeht, ertönt ein Lied aus ihrer Heimath und helle Jodler hinterdrein.

„Der Herr Schloßhauptmann haben den Soldaten Wein geschickt,“ sagte ein junger Mann in Livree, der die Pferde ausspannen half, zu dem Lakai Baum, „heut' betrinkt sich die ganze Stadt!“

Walpurga hätte gern gesagt, man solle die Soldaten nicht so laut singen lassen, weil droben eine junge Wöchnerin liegt und schlafen soll. Sie hatte keine Ahnung von dem weiten Umfang des Schlosses. Sie sollte ihn bald kennen lernen.

„Komm mit!“ winkte der Hofarzt, „ich will Dich zur Oberhofmeisterin bringen. Sei nur unverzagt, es wird Dich Jedermann herzlich willkommen heißen!“

„Ich will nur meine Kissen mitnehmen,“ erwiderte Walpurga.

„Laß das nur, Baum wird die Sachen schon nachbringen.“

Walpurga folgte dem Hofarzt. Sie gingen eine hellerleuchtete,

mit Blumen besetzte Treppe hinauf und Walpurga schämte sich schon im voraus, so mit leeren Händen zu kommen, als ob sie gar nichts besitze, nicht einmal ein Päckchen in der Hand. So arm bin ich doch nicht — sagte sie fast laut.

Sie kamen auf den großen Corridor. Alles war erleuchtet und mit Blumen besetzt. Menschen in Uniformen gingen hin und her, aber man hörte auf den Teppichen keinen Tritt. Die Niederbediensteten blieben stehen und ließen die Beiden vorüber. Endlich hielt man vor einer Thüre. Der Hofarzt sagte dem hier wachhaltenden Diener:

„Melden Sie den Hofarzt Sixtus bei Ihrer Excellenz, und sagen Sie, ich bringe die Amme!“

„Die Amme“ hörte sich Walpurga zum Erstenmal nennen, und sie wurde „gebracht.“ Sie kam sich aufs Neue wie verzaubert, aber noch mehr wie verkauft vor. Aber sie faßte sich ein Herz, und plötzlich war's ihr, als säße sie, wie so oft, im Kahne auf dem See; sie führt die beiden Ruder mit ihren starken Armen, der Wind bläst ihr entgegen und will sie nicht weiterlassen, die Wellen klatschen und stürmen, aber sie ist stark, sie setzt fest ein, sie überwindet Wellen und Wind. — Sie strammte beide Arme und ballte beide Fäuste, als müßte sie die Ruder fester fassen.

Der Diener, der hineingegangen war, kam bald wieder heraus und hielt die Thür offen. Sixtus und Walpurga traten in ein großes hellerleuchtetes Zimmer. In einem Lehnstuhl am Tische saß eine große hagere Frau, in schwarzen Atlas gekleidet. Sie erhob sich ein wenig von ihrem Sitze, setzte sich aber sofort wieder.

Die Oberhofmeisterin hatte heute ihren großen Tag, denn es ist kein Geringes, Oberhofmeisterin bei der Geburt eines Kronprinzen zu sein. In der großen Staatsaction, die heute aufgenommen wurde, war ihr Name mit fester Schrift zu lesen für ewige Zeiten.

Die Oberhofmeisterin, die auch streng gegen sich selbst war, durfte heute mit sich zufrieden sein; sie hatte in aller Unruhe des ganzen Hofes und der Stadt ihre Haltung bewahrt und dem

ganzen Hofe Haltung gegeben, zumal dem König, der sich auffallend schwach und aufgeregt gezeigt hatte.

Nun ruhte sie, wie nach einer schön vollbrachten That. Eine Aergerlichkeit stand noch in ihrer Seele, aber sie bezwang sie, denn sie hatte einen festen Entschluß; sie wußte immer was sie wollte, denn sie wußte was man soll.

Es war eigentlich unerhört, daß nicht bereits eine Amme bestimmt war. Es hatten sich viele gemeldet, ja sogar mehrere von Familie, das heißt von Adel, die an niedere Bedienstete verheirathet wären. Die Oberhofmeisterin fand eine übertriebene Delicatesse — so darf man einen Fehler der Fürsten doch nennen — darin, daß die Königin gerade eine Amme aus dem niedern Volke, aus dem Bauernstande wollte. Die Erhalterin des guten Tons war daher entschlossen gewesen, mit einem entschiedenen Machtgebote einer ihrer Erwählten die Stelle zu geben, als das Telegramm des Hofarztes kam, der das Ideal einer Bäuerin gefunden haben wollte. Der Mißmuth gegen das Verfahren der Königin wendete sich nun im voraus gegen die noch unbekannte Bäuerin, die gewiß manche Unzuträglichkeiten ins Schloß brachte. Indeß, wozu hat man feste Normen und Dressuren? Mit folgerichtigen Maßnahmen wird sich Alles geben.

Als nun die Bäuerin gemeldet wurde, richtete sich die Oberhofmeisterin auf und ein edler Gedanke verschönte mild ihr strenges Antlitz: Das arme Weib aus dem Volke soll nicht darunter leiden, daß die Königin diese neumodische Phantasie für das Volk hat, das man dadurch nur unglücklich und unzufrieden macht.

Der Hofarzt stellte Walpurga vor und rühmte sie, daß sie die Augen niederschlug. In französischer Sprache setzte er dann hinzu, wie viel Kunst es erfordert habe, die schönste und ehrbarste Frau des ganzen Gebirges zu gewinnen. Ebenfalls in französischer Sprache lobte die Oberhofmeisterin den Arzt für sein glückliches Gelingen und sprach mit großer Kennerschaft über die kräftige Erscheinung der Walpurga. Am Schlusse aber fragte sie, immer in französischer Sprache:

„Hat sie auch gesunde Zähne?“

Der Hofarzt wendete sich an Walpurga:

„Die gnädige Frau meinen, Du könntest gar nicht lachen.“

Walpurga lächelte und die Oberhofmeisterin lobte die tadellose Denture. Dann drückte sie auf eine Klingel, die auf dem Tische stand; sofort erschien ein Lakai und die Oberhofmeisterin sagte:

„Melden Sie dem Herrn Geheimrath Gunther, daß die Amme Seiner königlichen Hoheit angekommen ist und ich ihn hier erwarte.“

Der Lakai ging. Die Oberhofmeisterin drückte jetzt zweimal auf die Klingel; eine große Dame vorgerückten Alters, mit zwei langen Locken wie Hobelspäne hüben und drüben, erschien und verbeugte sich so tief, daß Walpurga glaubte, sie wolle sich geradezu auf den Boden setzen.

„Kommen Sie näher, liebe Kramer,“ winkte die Oberhofmeisterin. „Hier ist die Amme Seiner königlichen Hoheit, die Ihrer speziellen Aufsicht empfohlen ist. Nehmen Sie sie jetzt mit in Ihre Stube und lassen Sie ihr etwas zu essen geben. Was soll sie essen, Herr Hofarzt?“

„Eine gute Bouillonsuppe, weiter nichts.“

„Geh' mit dem Fräulein,“ befahl die Oberhofmeisterin, zu Walpurga gewendet, und blickte sie dabei sehr huldreich an, „sage ihr immer, was Du wünschest, liebes Kind! Geh' mit Gott!“

Das Fräulein mit den Hobelspänen reichte Walpurga die Hand und sagte: „Kommen Sie mit, meine Gute!“

Walpurga nickte dankend. So ist doch hier noch ein Mensch, der ihr die Hand reicht und Deutsch mit ihr spricht, und gute Worte haben sie auch, die Alte hat sie „liebes Kind“ genannt und die Mamsell sogar „meine Gute.“ Bei dem Französischsprechen kam sie sich wie verrathen vor, denn sie fühlte wohl, daß da von ihr die Rede war. Sie ging nun, von Mamsell Kramer geleitet, in das zweitnächste Zimmer.

„Nun seien Sie mir herzlich willkommen,“ sagte das Fräulein und ihr nicht schönes Gesicht wurde plötzlich anmuthsvoll — „geben Sie mir beide Hände. Wir wollen gute Freundschaft mit einander halten, wir werden jetzt immer bei einander sein, Tag und Nacht. Man nennt mich die Castellanin.“

„Und ich heiße Walpurga.“

„Ein schöner Name! Ich glaube, daß Sie ihn behalten werden.“

„Meinen Namen behalten? Wer kann mir ihn denn nehmen? So bin ich getauft, und so werde ich gerufen von Kindheit an.“

„Ereifern Sie sich nicht, gute Walpurga,“ bat die Castellanin innig, „ja, seien Sie recht ruhig!“ setzte sie hinzu, „und wenn Ihnen etwas nicht recht ist, sagen Sie mir's nur frei heraus, ich will's dann besser machen. Sie sollen zufrieden und glücklich sein. Jetzt aber setzen Sie sich hier auf den Lehnstuhl, oder wollen Sie sich lieber auf das Sopha legen und ein wenig ausruhen? Thun Sie ganz wie zu Hause.“

„Ich sitze da schon gut,“ sagte Walpurga und setzte sich in den großen weiten Lehnstuhl. Sie hielt die Hände auf den Knieen ineinandergefaltet. Mamsell Kramer befahl nun einem Dienstmädchen, sofort aus der Küche eine gute Bouillon mit etwas Weißbrod für die kronprinzliche Amme zu holen. Als sich Mamsell Kramer umwendete, sah sie die Fremde bitterlich weinen.

„Um Gotteswillen, was ist Ihnen? Sie fürchten sich doch nicht? Sie haben doch nicht einen Kummer? Warum weinen Sie?“

„Laß mich nur weinen! Das thut mir gut! Es drückt mich schon lang auf dem Herzen. Laß mich nur. Ich werde doch weinen dürfen, wenn ich muß? Ich hab' nicht gewußt, was ich thu', wie ich Ja gesagt hab'. Gott ist mein Zeuge, so hab ich mir's nicht gedacht.“

„Was ist Ihnen denn geschehen? Wer hat Ihnen denn etwas gethan? Um Gotteswillen! weinen Sie nicht, sonst bekomme ich einen Verweis, daß ich das geduldet habe. Das ist ja schädlich. Sagen Sie doch, was Sie wünschen, ich will ja Alles thun.“

„Ich wünsche gar nichts, als laß mich weinen. O mein Kind! o Hansei! o meine Mutter! Aber es ist schon gut. Ich werde schon ruhig. Fertig! Fort! Jetzt bin ich einmal da!“

Die Suppe wurde gebracht, Mamsell Kramer reichte sie ihr, hielt ihr einen Löffel voll an den Mund und sagte: „Genießen Sie etwas, meine Liebe, dann wird Ihnen besser!“

„Ich will keine Fleischbrühe! Muß ich mir denn verordnen

lassen, was ich essen soll, wie ein Krankes, wenn ich doch kein Gelust dazu habe? Wenn Eins im Haus wäre, das eine eingebrannte Mehlsuppe machen kann, das wäre mir das Liebste; oder ich will selber in die Küche gehen und will mir eine machen."

Mamsell Kramer war in Verzweiflung, was sie thun sollte. Glücklicherweise klopfte es eben an die Thüre. Der Leibarzt trat ein in Begleitung des Hofarztes. Er streckte der Frau die Hand entgegen und sagte:

„Grüß' Dich Gott, Walpurga von der G'stadelhütte am See! Du hast einen guten Fischzug gethan, daß Du in dieß Haus gekommen bist. Hab' nur keine Angst vor dem Schloßgethue und sei ganz so, wie wenn Du daheim wärst. Glaub' mir, man kocht in der ganzen Welt mit Wasser, und die Menschen sind hier gerad' so wie bei Dir daheim, gerad' so gut und gerad' so schlecht und gerad' so gescheidt und gerad' so dumm, das heißt, das Letzte wissen sie zu verbergen!"

Der Leibarzt sprach halb im Dialect, und das Antlitz Walpurga's wurde plötzlich heller.

„Ich dank' schön! ich dank' schön! Ich will mir's schon merken!" sagte sie mit heiterem Tone.

Mamsell Kramer brachte nun die große Weltfrage vor, ob Bouillon oder eingebrannte Mehlsuppe. Der Leibarzt lachte und entschied:

„Eingebrannte Mehlsuppe! Natürlich! Das ist das Beste! Ueberhaupt, Walpurga, sag', was Du daheim gewohnt gewesen; das sollst Du auch hier haben, nur nichts Saures und nichts Fettes, aber sonst was Du willst!"

Zu dem Collegen gewendet, fuhr er fort:

„Wir halten die Amme bei ihrer gewohnten Kost, allmälig wollen wir dann auf andere Nahrung übergehen. Jetzt komm' her, Walpurga, laß Dir in die Augen schauen. Ich will Dir was anvertrauen: in einer Viertelstunde sollst Du zur Königin. Brauchst nicht zu erschrecken, es geschieht Dir nichts; sie will Dich nur sehen. Jetzt zeig gleich, daß Deine Augen Recht haben, wenn sie sagen: wir schauen aus einem gescheidten Kopf. Sprich recht ruhig

mit der Königin. Wenn Du noch Heimweh hast nach Deinem Kind und den Deinigen, ich kann mir's denken, so unterdrück's bei der Königin. Du könntest sie weinen machen und sie könnte dadurch krank werden. Sie ist gar zimpfer. Verstehst Du mich?"

„Wol! Wol! o lieber Gott! das thu' ich gewiß nicht; ich will sie schon erheitern."

„Das thu' auch nicht. Sei ganz ruhig und gesetzt, sprich leise und wenig und mach', daß Du mit guter Manier bald wieder fortkommst; sie soll jetzt viel schlafen."

„Ich will schon Alles gut machen, verlaßt Euch drauf. Geht Ihr auch mit?"

„Nein, aber Du triffst mich dort. Jetzt iß etwas. So, da kommt schon die eingebrannte Mehlsuppe; laß Dir's schmecken, brauchst aber nicht Alles aufzuessen, iß nur die Hälfte. Aber halt, laß die Suppe eine Weile verkühlen. Komm' einen Augenblick mit mir. Du gehst doch gern mit mir allein?"

„Ja, ich mein', ich hab' Eure Stimme schon oft gehört?"

„Kann wol sein, ich bin auch aus dem Gebirge und war schon in Deinem Elternhaus. Wenn ich mich recht erinnere, ist Deine Mutter aus meiner Gegend. Ist sie nicht Magd gewesen beim Freihofbauer?"

„Ja freilich."

„Gut, das ist eine Brave. Vergiß nicht, daß Du der Königin sagst, daß Deine Mutter Dein Kind gut versorgt. Das wird sie freuen. Deinen Vater habe ich auch gut gekannt, er war ein lustiger und grundbraver Mann."

Walpurga war glücklich, da hier ihrer Eltern gedacht wurde, und die Andern haben's gehört, wer sie sind. Sie folgte dem Leibarzt, der ihren Vater gekannt hatte, so willig, als wäre er selbst ihr Vater, ins Nebenzimmer. Er kam bald wieder heraus, verließ die Stube mit dem Hofarzt und endlich kam Walpurga. Sie schaute nicht auf, und wie sie endlich aufblickte, war sie froh, daß Niemand da war, als Mamsell Kramer.

Ihre Gedanken mußten jetzt heimwärts gegangen sein, denn plötzlich rief sie:

„Ach lieber Gott! Das hab' ich ja noch!"

Sie holte das Brod aus der Tasche, das ihr die Mutter mitgegeben, und das Erste was sie im Schlosse genoß, war das Brod von daheim, das die Mutter gebacken. Die Mutter hat gesagt, davon geht das Heimweh weg, und es ist auch so, mit jedem Bissen wird sie munterer.

Jetzt können sieben Königinnen kommen, sie fürchtet sich nicht mehr und weint auch nicht mehr. Sie aß noch die Brosamen auf, die ihr in den Schooß gefallen waren, als wären das lauter Heiligthümer. Dann versuchte sie auch ein wenig von der Mehlsuppe.

„Kann ich mir nicht irgendwo das Gesicht waschen und mich frisch zöpfen?" fragte sie.

„Gewiß, der Herr Hofarzt haben das noch befohlen."

„Just zu Allem brauche ich keinen Befehl!" sagte Walpurga trotzig.

Mamsell Kramer wollte, daß ihr Kammermädchen Walpurga frisire, aber diese duldete das nicht.

„Auf meinen Kopf kommt keine fremde Hand," sagte sie, und nach kurzer Weile stand sie stramm und fast heitern Antlitzes da.

„So! Jetzt will ich zur Königin!" sagte sie. „Wie redet man sie denn an?"

„Majestät, oder allergnädigste Frau."

„Mir hat's besser gefallen, daß sie im Kirchengebet Landesmutter geheißen hat. Das ist ein schöner stolzer Name, den ließe ich mir nicht nehmen, wenn ich ihn hätte. Ich will jetzt gehen."

„Nein, Sie müssen noch warten, Sie werden gerufen."

„Ist mir auch recht. Aber ich habe eine Bitte: nennen Sie mich Du!"

„Wenn's die Oberhofmeisterin erlauben, recht gern."

„Also hier muß man um Alles fragen? Jetzt aber ist's genug geschwätzt! Wir wollen still sein. Nur noch Eins: wer ist denn die Frau, die da an der Wand hängt?"

„Das ist die Königin!"

„Das ist die Königin? O, wie schön! Aber noch gar so arg jung!"

„Ja, sie ist erst achtzehn Jahre alt.“

Walpurga betrachtete lange das Bild, dann wendete sie sich ab, kniete an dem großen Stuhle nieder, faltete die Hände und betete leise ein Vaterunser.

Walpurga lag noch auf den Knieen, als es an die Thür klopfte, ein Lakai trat ein und sagte:

„Die Amme Seiner königlichen Hoheit soll zur Majestät kommen!“

Walpurga erhob sich und folgte dem Diener, Mamsell Kramer begleitete sie.

Zehntes Capitel.

Man wanderte durch den langen, schmalen, hellerleuchteten Flur; ein Diener mit einer Laterne, darin zwei Lichter, schritt voran. Nun ging es eine Treppe hinan, über den unerleuchteten Empor der Schloßkirche. Hier standen die gepolsterten Stühle für den Hof und Walpurga schaute einmal über die Brüstung hinab in die weite dunkle Halle. Nur die ewige Lampe brannte am Altar und beleuchtete mit mattem Schein ein Marienbild.

„Du bist überall und auch da!“ sagte Walpurga fast laut in das Dunkel der Kirche hinab und begrüßte die Madonna mit dem Kinde, als wäre das eine persönlich Befreundete. — Im leisen Dämmer zog durch ihre Seele der Gedanke von der ewigen Göttlichkeit des Mutterberufes, wie er verherrlicht wird durch Jahrtausende in Bild und Gesang, Gebet und Opfer. Sie nickte dem Bilde nochmals zu und schritt weiter. Durch den Thronsaal, durch den großen Tanzsaal ging Walpurga, unsicher als schritte sie über Glas dahin; dann ging es durch wohnlichere Gemächer, nirgends waren Thüren, überall nur schwere doppelte Vorhänge; endlich schritt man eine hellerleuchtete breite teppichbelegte Marmortreppe mit goldenem Geländer wieder abwärts. Hier standen Lakaien und Wachen. Man trat in die Gemächer ein, sie waren voll von Menschen, die im eifrigen Gespräch waren, jetzt aber auf Walpurga schauten. Im dritten Zimmer kam ihr der Leibarzt entgegen. Er nahm sie an der Hand, führte sie zu einem Mann

in prächtiger Uniform mit vielen Sternen und Kreuzen auf der Brust und sagte:

„Dies ist Seine Majestät der König.“

„Ich kenn' ihn, ich hab' ihn schon gesehen,“ entgegnete Walpurga. „Mein Vater selig hat ihn über den See gefahren und mein Hansei auch.“

„Da sind wir ja alte Bekannte. Wir wollen's gut fortsetzen,“ erwiderte der König. „Nun geh' zur Königin und nimm Dich in Acht, daß Du sie nicht aufregst.“

Er winkte huldvoll entlassend und Walpurga ging in Begleitung des Leibarztes und der Oberhofmeisterin, die sich hier eingefunden hatte, nochmals durch mehrere Gemächer, in denen man auf den dicken Teppichen keinen Schritt hörte.

„Nimm Dich in Acht, daß Du sie nicht aufregst — nicht aufregst? Das Wort machte Walpurga viel zu schaffen. Warum sollte sie denn die Königin zu Händeln reizen? — denn nichts Anderes verstand sie unter dem Worte „aufregen.“ Dieses Hin- und Herschieben, auf und ab, durch die Gänge, durch die Zimmer, die Blicke der Hofherren und Damen und zuletzt ermahnt vom König — Walpurga wußte nicht, was „aufgeregt“ heißen sollte, aber jetzt war sie's selbst.

Ein grünes, wie aus einem großen Edelstein ausgehöhltes Zaubergemach that sich endlich vor ihr auf. Von der Decke hing eine Ampel in grünem Glase und verbreitete ein märchenhaftes Licht. Dort in dem großen Himmelbett, darüber eine Krone blitzte, lag die Königin.

Walpurga hielt den Athem an. Ein stiller Glanz umfloß das Antlitz der Frau, die hier lag.

„Bist Du da?“ fragte eine sanfte Stimme.

„Ja, Frau Königin! Grüß' Sie Gott! Sei'n Sie nur recht ruhig und glücklich. Es ist ja gottlob Alles gut gegangen!“

Mit diesen Worten drängte sich Walpurga vor an das Bett und ließ sich weder vom Leibarzt, noch von der Oberhofmeisterin zurück halten. Sie streckte der Königin die Hand entgegen, und die arbeitsharte und die zarte Hand, die eine so hart wie eine

Baumrinde und die andere so zart wie ein Lilienblatt, faßten einander.

„Ich danke Dir, daß Du gekommen bist! Bist Du gern gekommen?“

„Gern gekommen, ja, aber gern fortgegangen nicht.“

„Du hast Dein Kind und Deinen Mann gewiß auch von Herzen lieb.“

„Ich bin ja die Frau von meinem Mann und die Mutter von meinem Kind.“

„Und Deine Mutter wartet und behütet Dein Kind mit voller Liebe?“ fragte die Königin.

„Geh!“ erwiderte Walpurga.

Die Königin schien nicht verstanden zu haben, daß mit diesem einsilbigem Worte gesagt war: Das versteht sich von selbst. Sie fragte daher: „Sind Dir meine Worte deutlich, wie ich rede?“

„Ganz deutlich, ich versteh' ja Deutsch!“ erwiderte Walpurga. „Jetzt aber, Königin Majestät, Sie dürfen nicht so viel reden — wir sind, will's Gott, noch recht lang und gut bei einander, dann wollen wir Alles ausmachen, wenn wir uns am hellen Tag in die Augen sehen, und ich will Ihnen schon thun, was ich Ihnen an den Augen absehen kann und dem Kind auch. Ich hab's überwunden, daß ich von daheim fort bin und jetzt muß ich thun, was mir auferlegt ist. Ich will eine rechtschaffene Nährmutter an Eurem Kinde sein, da seid ohne Sorge! So, jetzt gut' Nacht! Schlafen Sie recht gut und machen Sie sich keine Gedanken. Ich will jetzt unser Kind sehen.“

„Es schläft. O, ewiges Wunder und ewige Gnade Gottes! Das athmet neben mir und ist mein Athem ...“

Walpurga fühlte, daß sie Jemand hinten am Rock zupfte. Sie sagte daher schnell:

„Gut' Nacht, liebe Frau Königin. Werfen Sie alle unnöthigen Gedanken weit weg. Jetzt ist keine Zeit zum Gedanken machen! Wir werden schon noch Zeit dazu bekommen. Gut' Nacht!“

„Nein, bleib'! Du mußt noch bleiben!“ bat die Königin.

„Ich muß bitten, Majestät —“ fiel der Leibarzt rasch ein.

„Ach, lassen Sie mir sie noch!“ bat die Königin in kindlichem Tone. „Glauben Sie, es schadet mir nicht, wenn ich mit ihr rede. Im Gegentheil. Wie sie zu mir ans Bett trat, wie ich ihre Stimme hörte, da war mir's, wie wenn auf einmal die ganze Alpennatur voll Thaufrische mich anhauchte, die würzige, tannenharzige Luft; ich meine, ich liege auf einem hohen Berge und sehe in die weite schöne Welt hinein!“

„Eben diese Aufregung ist höchst schädlich, Majestät!“

„Gut, ich will ruhig sein. Aber lassen Sie mir sie nur noch einen Augenblick! Ich bitte um etwas helles Licht, daß ich sie auch sehe.“

Von einer Lampe auf dem Nebentisch wurde der Schirm emporgehoben und die beiden Mütter schauten einander an.

„Wie schön Du bist!“ rief die Königin.

„Darauf kommt gar nichts mehr an,“ erwiderte Walpurga. „Jetzt sind wir Beide gottlob über die Narretheien hinaus, die Einem den Kopf verdrehen können. Sie sind eine verheirathete Frau und Mutter und ich bin auch eine verheirathete Frau und Mutter.“

Der Schirm von der Lampe senkte sich wieder und die Königin, die Hand Walpurga's fassend, sagte leise:

„Beug' Dich zu mir nieder. Ich will Dich küssen — ich muß Dich küssen!“

Walpurga beugte sich nieder und die Königin küßte sie.

„So, jetzt geh' und bleib gut!“ sagte die Königin.

Eine Thräne aus Walpurga's Auge fiel auf die Wange der Königin und diese setzte hinzu:

„Weine nicht! Du bist ja auch Mutter wie ich!“

Walpurga konnte kein Wort mehr reden und wendete sich ab. Noch im Fortgehen rief die Königin ihr nach:

„Wie heißt Du denn?“

„Walpurga!“ antwortete der Leibarzt.

„Kannst Du auch gut singen?“ fragte die Königin noch.

„Die Leute sagen's,“ erwiderte Walpurga.

„So sing' auch oft meinem Kinde, unserem Kinde, wie Du gesagt hast. Gute Nacht!“

Der Leibarzt blieb bei der Königin. Er saß eine Weile still. Er mußte das hochbewegte Herz der Königin beruhigen, und er hatte ein gutes und einfaches Mittel.

„Majestät," sagte er, „ich bitte, mir meinen Glückwunsch zurückzugeben. Meine Tochter Cornelia, die in der Universitätsstadt an den Professor Korn verheirathet ist, ist zur selben Stunde, wie Eure Majestät, eines Mädchens genesen."

„Ich wünsche dem Kinde Glück zu einem solchen Großvater. Sie sollen auch unserem Sohne Großvater sein."

„Der beste Glückwunsch ist der," erwiderte der Leibarzt, „einem Menschen eine schöne Pflicht geben. Ich danke. Nun aber dürfen wir nicht weiter reden, Majestät. Gute Nacht!"

Der Leibarzt ging. Alles war still.

Walpurga wurde nicht mehr in die oberen Zimmer zurückgeführt, sondern zur andern Seite in ein wohl ausgestattetes Gemach. Sie war glücklich, hier Mamsell Kramer zu finden.

„Die Königin hat mich geküßt!" rief sie. „O, das ist ein Engel! Ich hätte nicht geglaubt, daß es solche lebendige Menschen giebt!"

Nach einiger Zeit, als die Königin schlief, brachten zwei Frauen eine vergoldete Wiege in die Stube der Walpurga.

Die Königin hatte sich noch einmal umgewendet, als man das Kind von ihrer Seite nahm; sie hatte es mitten im Schlafe empfunden.

Walpurga hauchte das Kind dreimal an, ehe sie es an die Brust legte. Das Kind schlug einmal die Augen nach ihr auf, schloß sie aber schnell wieder.

Bald war Alles still im Schloß.

Walpurga schlief und das Kind schlief neben ihr; Mamsell Kramer wachte und in den Vorzimmern hüben und drüben die Aerzte und Lakaien.

Elftes Capitel.

Im Dorf am See, oder eigentlich in den wenigen Häusern, die beim Gemswirthshaus zusammenstanden, hatte die rasche und fast wunderbare Entfernung Walpurga's eine große Bewegung hervorgebracht. Alles strömte nach dem Wirthshaus. Der Gemswirth weiß besonderen Bescheid und er giebt zu verstehen, daß er viel machen kann, was die Menschen nicht glauben wollen; er hat natürlich das Alles so angelegt, er hat seine Bekanntschaften bis zum König hinauf.

Der Gevatter Gemswirth hätte gern gleich nach der Abreise Walpurga's Hansei mit ins Wirthshaus genommen. Dieser Hansei ist heute so viel, wie eine ganze Musikbande.

Hansei war aber nach der Abreise seiner Frau nicht mit dem Gemswirth gegangen. Er versprach später nachzukommen. Jetzt konnte er nicht von daheim fort.

Er ging durch das ganze Haus, von oben bis unten, und stand dann lange bei der Kuh und sah ihr zu, wie sie fraß. „So ein Thier hat's doch gut! Man muß dafür sorgen, daß es seine Nahrung hat und wo eine Krippe ist und Futter d'rin, da ist's daheim."

Er ging in die Stube und nickte der Mutter still zu. Das Kind schlief in der Wiege, er sah nur flüchtig hin. Er setzte sich hinter den Tisch, stemmte die Ellenbogen auf und bedeckte mit den Händen das Gesicht.

„Die Uhr geht noch," sagte er plötzlich auf die Schwarzwälder Uhr schauend, die im Tiktak weiter ging. „Sie hat sie noch aufgezogen."

Er ging hinaus und setzte sich auf die Bank unter den Kirschbaum. Die Staare droben waren lustig und vom Walde drüben rief ein Kukuk: „Ja, der macht's auch so, der läßt seine Kinder auch von Fremden aufziehen."

Hansei lachte vor sich hin. Er schaute lange nach der Seite; ist es denn wahr, daß die Frau fort ist? Hier neben muß sie sitzen. Wie kann man denn so von einander gehen, wenn man zusammen gehört?

Er starrte auf den Platz neben sich, aber sie saß nicht da.

Draußen am Gartenzaun stand das halbe Dorf, groß und klein betrachtete ihn.

Der Spinnerwastl (Sebastian), ein Kamerad, der mit Hansei jahrelang im Walde gearbeitet hatte, rief ihm zu:

„Grüß Gott, Hansei! Dir ist Dein Brod in den Honig gefallen!“

Hansei dankte verdrossen. Plötzlich gab es ein großes Gelächter. Niemand wußte, wer das Wort zuerst ausgesprochen, aber „Ammerich“ hieß das Wort; es ging rasch von Mund zu Mund, und der rothe Thomas, der Sohn der alten Zenza, ein starkknochiger verwegener Bursch mit nackter brauner Brust, sagte laut:

„Die Walpurga ist die Amme vom Kronprinzen und der Hansei ist der Ammerich!“

Der Kamerad öffnete die Gartenthür und kam herein, der ganze Trupp folgte ihm nach. Sie gingen durch den Garten, durch das Haus und den Stall, schauten durch die Fenster, berochen die Nelken auf dem Fensterbrett, setzten sich auf das kleingehackte Holz unter dem Vordach. Das Haus gehörte jetzt dem ganzen Dorfe. Wenn eine Freude oder ein Leid in ein Haus eingezogen, dann stehen auf einmal alle Thüren offen, und der Stubenboden wird zur offnen Straße.

„Was wollen denn die Menschen alle?“ fragte Hansei den Kameraden, der sich neben ihm auf die Bank gesetzt hatte.

„Ha, nichts! Sie wollen eben da sein. Sie wollen's mit eigenen Augen sehen, daß es wahr ist, nachher können sie es Andern erzählen. Es gönnt Dir aber Jedes Dein Glück!“

„Mein Glück? Muß schon sein,“ sagte Hansei mit einem Tone, der nichts von Glück hatte. „Schau, Wastl, mir soll's einmal nicht grad gehen in der Welt. Jetzt hab' ich gemeint, es geht immer eben fort und muß ich auf einmal wieder über einen Berg 'nüber. Du freilich, Du bist ledig, Du kannst nicht wissen, was das ist.“

„Ist brav, daß Du Deine Frau so gern hast.“

„Meine Frau? So gern?“ —

„Ich kann mir's denken, wie Dir's ist.“

Hansei schüttelte den Kopf verneinend.

„Sei lustig!“ rief Wastl. „Wie Mancher wär' froh, wenn man ihm seine Frau auf ein Jahr abnähme.“

„Auf ein Jahr?“

„Länger wär' Manchen noch lieber,“ meinte Wastl. „Aber Deine Frau kommt wieder und macht aus Deinem Haus ein Schloß und Du bist der König Numero Zwei!“

Hansei lachte, er lachte überlaut; aber es war ihm gar nicht lächerig zu Muth. Im Gegentheil! Es war ihm, als müßte er hinaus in den Wald, und nichts mehr von der Welt hören und sehen. Mag Alles zu Grunde gehen. Warum geht die Frau fort? Hat man sich darum verheirathet und vor dem Altare geschworen, Leid und Freud' mit einander zu tragen sein Lebenlang?

Aber Hansei konnte nicht fort, das halbe Dorf umstand ihn und Jedes pries sein Glück, und selbst der Leithofbauer vom großen Hof da droben hielt mit seinem Fuhrwerk am Gartenzaun an, stieg ab, kam zu Hansei, gab ihm die Hand, wünschte ihm Glück und sagte:

„Wenn Du die Wiese kaufen willst, die neben Deinem Garten da, sie ist mir ohnedies weit weg, ich verkauf' sie Dir!“

Und der Schreiner im Dorf, der schon längst hatte auswandern wollen, sagte schnell:

„Du thust gescheidter, Du kaufst gleich mein ganzes Haus sammt den Aeckern; ich geb' Dir's billig.“

Schneller schwatzen die Staare auf dem Baume nicht, als hier die Menschen. Hansei lachte, lachte wirklich aus ganzer Seele. Das ist ja prächtig! Die ganze Welt kommt und bietet Haus und Hof und Acker und Wiese an!

„Hast Recht, Walpurga, hast Recht gethan,“ sagte er plötzlich ganz laut, die Menschen schauten ihn und einander an und wußten gar nicht, was das mit dem Hansei sei.

Er reckte und streckte sich, als ob er aus dem Schlafe aufwache und sagte:

„Dank' Euch, liebe Nachbarn; wenn ich's Euch vergelten kann in Leid und Freud, soll's gewiß geschehen. Aber jetzt, ändern will ich nichts, keinen Nagel im Haus ändere ich, bis meine Frau wieder daheim ist.“

„Das ist wie ein Mann gesprochen, brav und gescheidt,“ sagte der Leithofbauer, und größeres Lob kann doch keinem Menschen auf der Welt werden, als wenn der Leithofbauer sagt: „Das ist brav und gescheidt.“

„Wollet Ihr meine Kuh sehen?“ sagte Hansei und winkte dem Großbauer, der ist jetzt noch der Einzige, der zu ihm paßt.

Der Leithofbauer dankte, er müsse jetzt weiter; er gab aber Hansei die Versicherung, ihm gern beizustehen, daß er sein Geld gut anlege.

Sein Geld? Wo hat er's denn? — Hansei erschrak ins Herz hinein und griff sich an den Kopf — er hat die Geldrolle verloren! — wo ist sie? Er steckte die Hand in die Tasche. Da ist das Geld ja noch! Und wie er nun seine Geldrolle wieder in der Hand hielt, sprach er gar wohlwollend mit den Zurückgebliebenen, mit Männern und Frauen, Mädchen und Kindern; er hatte Jedem ein freundliches Wort.

Die Leute gingen endlich und Hansei wußte nichts Besseres zu thun, als auf seinen Kirschbaum zu steigen, der ist treu, der bleibt immer da und gibt her, so lang er hat.

Er brach wieder Kirschen und verspeiste sie und beschaute wieder die Telegraphendrähte und dachte: Der Draht läuft bis ins Schloß hinein, da könnt' ich mit meiner Frau reden, wenn ich's nur könnt'! Er beugte sich vom Kirschbaum weit hinaus und berührte den Draht, zog sich aber schnell zurück wie erschreckt, das darf man ja nicht.

„Hansei, wo bist Du?“ rief plötzlich eine Stimme.

„Da bin ich!“

„Komm mit!“ antwortete es wieder. Es war der Pfarrer, der rief.

Hansei war schnell auf dem Boden und jetzt empfing er die höchste Ehre; der Pfarrer winkte, und Hansei näherte sich mit dem Hute in der Hand.

„Ich wünsche Dir Glück!“ sagte der Pfarrer. „Komm mit ins Wirthshaus, der Gemswirth hat frisch angestochen.“

Hansei schaute an sich herab, ob er auf einmal ein ganz Anderer geworden; der Pfarrer ladet ihn ein, mit ihm zu gehen? mit ihm zu trinken?“

Er nahm die neue Ehre mit Würde an und grüßte die Leute auf dem Wege sehr freundlich, während er neben dem Herrn Pfarrer ging und alle den Hut abzogen.

In der großen Stube des Gemswirthes sprach Alles nur zu ihm und über ihn, und er war so voll Glück, daß er seine Geldrolle in der Tasche aufbrach; er wollte das erste Stück davon herausthun und es dem Pfarrer geben, er sollte eine Messe lesen zum Wohl der Walpurga. Aber die Geldstücke waren doch zu groß, es sind ja lauter Kronenthaler. Hansei sagte nur:

„Herr Pfarrer, lesen Sie eine Messe für meine Frau und mein Kind; ich will's schon bezahlen!"

Die Dämmerung brach ein. Die Gäste gingen allmälig davon. Hansei aber saß noch immer, wie wenn er gar nicht vom Platze könnte. Endlich war er nur noch mit dem Wirthe allein.

„Jetzt haben Alle in Dich hineingeredet," begann der Gemswirth, „jetzt hör' mich an. Ich mein's doch am besten mit Dir und bin auch just nicht dumm. Weißt Du, Hansei, zu was Du passest, und Deine Frau noch mehr?"

„Zu was?"

„Da mußt Du sitzen! Du und Deine Frau! — Ich hab' lang genug gewirthet. Wenn Deine Frau wieder kommt, sagst Du der Gstadelhütte am See gut' Nacht, und da herein setzt Ihr Euch und habt gute Nahrung für Kind und Kindskind. Wir wollen jetzt nicht weiter davon reden, aber laß Dich auf nichts Anderes ein. Ich bin Dein bester Freund und Gevatter, ich meine, ich hab's heute bewiesen, und ich will keinen Heller dabei verdienen; im Gegentheil."

O wie gut sind die Menschen, wenn's Einem gut geht.

Hansei saß noch lange und schaute in sein Glas. Er wollte sich besinnen, wer er eigentlich sei, und dann ging er in Gedanken seiner Frau nach: wo die jetzt sein mag und wie es ihr ergeht? — Wenn man nur von dieser Stunde an schlafen könnte, bis das Jahr vorüber ist; aber da sitzen und warten . . . Hansei schaute die Uhr an, sie schlug eben zehn.

Wie vielmal wirst du noch zehn schlagen, bis wir wieder bei einander sind? nickte er der Uhr zu.

Wie taumelnd ging Hansei durch das Dorf. Die Menschen, die vor ihren Thüren saßen und umherstanden, grüßten und wünschten ihm Glück, und weit hinein in die Berge, das wußte er, sprechen jetzt Alle von ihm, wenn sie auf der Sommerbank sitzen. Es ist ihm, als müßte er sich in tausend Stücke zertheilen, um Allen zu danken.

Er steht an seinem Garten und betrachtet den Zaun. — Wie lange ist's, da war er, der auf der Welt kein rechtes Heim hatte, gar so glücklich, ein Eigenthum zu haben; und jetzt? Drin im Hause sitzt die Großmutter, er hört sie singen; sie singt sein Kind in Schlaf:

„Wenn alle Wasser wären Wein
Und alle Berge wären Edelstein,
Und sie wären mein,
So sollte mir mein Schätzelein
Noch viel lieber sein.“

„Zum Beschluß einen Kuß,
Weil ich von Dir scheiden muß.
Scheiden ist ein hartes Wort,
Du bleibst hier und ich muß fort.
Weit und breit ist die Zeit,
Breiter viel die Ewigkeit.“

„Weit und breit ist die Zeit, breiter viel die Ewigkeit,“ das Wort fällt Hansei ins Herz und die Johanniskäfer, die funkelnd durch die Nacht schweben und auf dem Zaun und im Grase sitzen, ziehen seinen Blick hin und her, als wären es plötzlich nie gesehene Erscheinungen. Lange träumte Hansei so dahin, und als er sich endlich mit der Hand über das thaufeuchte Gesicht fährt, meint er, es müsse ihn Jemand forttragen, da hinein ins Haus und ihn ins Bett legen. Jetzt bei einer Wendung schlägt ihm die Geldrolle an die Hüfte; er ist wieder wach. Er geht die Straße weit hinaus, wo heut Walpurga davongefahren; er kommt an den Steinhaufen, wo sie heut vor vierzehn Tagen gesessen, es liegt noch ein wenig Heu auf dem Steine, er setzt sich darauf und schaut hinein über den weiten See, über den der Mond einen breiten

glitzernden Lichtstreif zieht; es ist Alles so still wie damals, aber damals war Tag und jetzt ist Nacht. Wo nur jetzt meine Frau sein mag? sagt er laut, springt rasch auf die Beine, er will seiner Frau nach, die ganze Nacht laufen; wie wird sie sich freuen, wenn er gleich am ersten Morgen zu ihr ins Schloß kommt! — In mächtigen Schritten geht er vorwärts. Aber an ihn hängen sich die Gedanken: „Wie wird es aber sein, wenn du morgen wieder fort mußt? Und was werden die Leute daheim sagen, und was wird die Großmutter denken, so allein mit dem Kind?"

Dennoch geht Hansei immer vorwärts. Plötzlich überfällt ihn ein Schrecken, er hat das viele Geld bei sich, die Gegend ist zwar sicher, man hat lang nichts Böses gehört; aber es können doch Räuber kommen, ihn bestehlen, ermorden und in den See werfen ..... Von Angst gepeinigt, wendet er rasch um und rennt heimwärts.

Dort kommt eine drohende Gestalt ihm entgegen, er greift nach seinem aufrecht stehenden Messer an der Seite. — Wenn's nur Einer ist und kein Hinterhalt, bin ich Manns genug, tröstet er sich.

Die Gestalt kommt näher, sie grüßt von ferne, es ist eine Frauenstimme. Sollte Walpurga? Nein, das ist nicht möglich.

Die Gestalt bleibt stehen. Hansei geht auf sie zu: „Ei, Du bist's Esther? Noch so spät auf dem Weg?"

„Und Du Hansei?" erwidert die schwarze Esther, die Tochter der Zenza, und lacht hell auf. „Ich hab' gemeint, es wär' ein Betrunkener, weil ich Dich von fern habe mit Dir allein reden hören. Ja freilich, jetzt bist Du allein."

„Und Du gehst noch so allein in später Nacht den Wald hinauf?"

„Wenn mich Niemand begleitet, muß ich allein gehen," lachte die schwarze Esther, es tönte so laut in der stillen Nacht. Es trat eine Pause ein. Hansei hörte sein Herz klopfen, vom schnellen Gehen wol.

„Ich muß heim," sagte er endlich. „Ich wünsche Dir gute Nacht."

Die schwarze Esther legte ihre Hand auf seine Schulter und

sagte: „Hansei, ich bettle sonst nie, und am Tag thät' ich's nicht und wenn ich verhungern müßt', aber jetzt, Du hast ein gutes Herz und es geht Dir gut: schenk' mir was oder leih mir ein Stück Geld, ich geb' Dir's wieder." Sie sprach so zutraulich, Hansei zitterte; ihre Hand lag auf ihm, er wollte schon in die Tasche greifen und ihr den losen Kronenthaler geben, den er dem Pfarrer abgespart hatte, aber unversehens machte er eine scharfe Armbewegung, schob die Hand von der Schulter und sagte: „Ein andermal geb' ich Dir was." Mit schnellen Schritten rannte er heimwärts. Er hörte helles Lachen hinter sich, und das klang, wie wenn hundert andere Stimmen aus dem Felsen antworteten. Hansei standen die Haare zu Berge, es überlief ihn eiskalt und siedendheiß. Das war gewiß eine von den Wildweibern, sie hat nur die Gestalt von der schwarzen Esther angenommen, und es ist ja Alles wahr mit den Wildweibern, der alte Holzmeister hat eine gesehen und hat's noch auf dem Todtenbett bekannt; bei Vollmond laufen sie herum und wickeln sich in ihre langen Haare, die man für Kleider hält, und in so einer Nacht, wo die Mutter von ihrem Kind fort ist, da haben sie Gewalt....

Sein Lebenlang war Hansei der Weg am See nicht so weit vorgekommen, und sein Lebenlang war er nicht so gerannt, wie heute.

Endlich war er an seinem Hause; es steht noch da, es ist noch Alles fest. Hansei hielt lange die Hand an die Mauer, als müßte ihm das die Gewißheit geben, daß es noch da ist.

Er ging ins Haus. In der Stube brannte noch Licht, die Großmutter saß auf einem Schemel und hielt das Enkelchen im Schooß; sie bedeckte mit der einen Hand die rothgeweinten Augen, mit der andern Hand winkte sie Hansei, recht leise aufzutreten.

Hansei sah der Schwiegermutter nicht an, was mit ihr vorgegangen war und noch vorgeht. Er war nur mit sich beschäftigt und saß hinter dem Tisch, so müde und fremd, als käme er von einer weiten gefahrvollen Reise. Er mußte sich immer wieder erinnern, daß er daheim sei und es ist doch kein rechtes Daheim mehr. Die Großmutter legte das Kind in die Wiege und saß da, das Kinn auf die geballte Faust gestützt. Sie hatte im Schutze

der vier Wände ganz Anderes durchgemacht, als Hansei draußen. Nach der Abreise Walpurga's, und nachdem auch Hansei fortgegangen, war das Gespiel eine Weile bei ihr geblieben. Wie es Walpurga gehen werde, war bald durchgesprochen; denn man wußte es eben nicht. Als es Nacht zu werden begann, sagte das Gespiel, sie wolle jetzt heimgehen, werde aber morgen wieder kommen. Die Großmutter nickte; sie war gern allein; sie konnte dann besser zu ihrem Kinde denken. Sie sprach ihm Gebete nach auf den Weg; aber die Worte gingen ihr so leicht, daß sie Anderes dabei denken konnte. Zuerst dachte sie, Walpurga betet wohl auch dieselben Worte; mit jedem Worte sind sie immer weiter von einander, aber in der Seele sind sie doch beisammen. Sie freute sich, daß Walpurga so gediehen war in Allem; man kann sich auf sie verlassen. Schwer hat sie's, so allein in der fremden Welt; aber am Ende sind's doch auch Menschen. Ein Bangen wollte sie überkommen, ob Walpurga aushalte. Sie hat freilich viel brave Gedanken, aber wenn sie ihr auch nur zur rechten Zeit immer einfallen. „Du wirst es mir nicht anthun, daß Du Dich verderben lässest,“ sagte sie laut vor sich hin, und hörte auf mit Beten. — Plötzlich war's ihr so einsam und verlassen, so allein; sie hatte noch nie eine Nacht ohne Walpurga gelebt, und sie schaute zu den Sternen auf und wünschte, wenn's nur schon Tag wäre. Hansei hätte wohl daheim bleiben können; aber es ist doch auch eine Ehre, daß der Pfarrer ihn mit ins Wirthshaus genommen, wie das Gespiel berichtet hat. Er wird jetzt gewiß der Großmutter einen Schoppen alten Wein zur Herzstärkung heimschicken, und wenn es auch nur ein halber Schoppen ist, man sieht doch den guten Willen. Die Zunge klebte ihr am Gaumen; sie lechzte nach dem Wein und horcht hinaus, ob nicht die Magd des Gemswirths kommt mit der Flasche unter der Schürze; sie wartete lange und vergebens. Da überfiel sie ein namenloses Mitleid mit sich selber, und sie weinte große Thränen. Ja, wenn ihr Mann noch lebte! So eine arme Wittfrau soll immer nur für Andere bei der Hand sein, aber wie es ihr ist, daran denkt Niemand. Sie weinte, aber aus dem Weinen heraus erhob sie sich: Du bist ein arger Sünder; hast

du's denn nicht gut, daß du Nahrung, Wohnung und Kleidung hast und kein böses Wort? — Sei froh, daß du noch zuweg bist und für die Andern was thun kannst.

Die Thränen hatten ihr leicht gemacht; sie waren beim unrechten Anlaß herausgekommen, aber sie waren doch frei. Wie in Scham vor dem Enkelchen, das doch Nichts sehen konnte, wendete sie sich von ihm ab, trocknete ihr durchfurchtes Antlitz und sang dem Kinde fröhliche Lieder. Dann wartete sie wieder lange still bis Hansei kam. So traf er sie, das Kinn auf die geballte Faust gestützt, an der Wiege sitzend.

„Wo bist so lang gewesen?“ fragte die Großmutter leise.

„Ich weiß selber nicht.“

„Jetzt ist die Walpurga wol auch schon im Bett?“

„Kann schon sein, mit vier Roß fahren sie schnell.“

„Hörst Du, wie die Kuh draußen im Stall brüllt? Das arme Thier ist's eben auch nicht gewohnt, allein zu stehen, und das Kalb hat der Metzger heut Abend da vorbei getrieben. Es ist ein Grausen, wie sie jammert. Geh doch einmal in den Stall und sieh zu ihr.“

Hansei ging in den Stall, die Kuh war still. Er ging weg, da fing sie wieder zu schreien an. Er kehrte zurück, gab ihr die besten Worte; so lang er sprach und die Hand auf das Rückgrat der Kuh legte, war sie still, sobald er aber wieder hinausging, fing sie um so erbärmlicher zu schreien an. So ging er verzweifelnd hin und her zwischen Stube und Stall. Er kehrte nochmals zur Kuh zurück, gab ihr das beste Futter und setzte sich auf einen Heubündel. Endlich legte sich die Kuh zum Schlafe nieder und auch Hansei schlief ein. Er war über alle Maßen müde; es hat wol nicht bald ein Mensch an einem einzigen Tag so viel erlebt, wie unser Hansei.

Zwölftes Capitel.

Als Walpurga am Morgen im Schlosse erwachte, glaubte sie, daheim zu sein, und betrachtete die fremde Umgebung wie einen

Traum, der nicht weichen will. Erst allmälig besann sie sich, was vorgegangen war. Sie drückte nochmals die Augen zu und sprach ihr Morgengebet, dann blickte sie frei auf: da scheint ja dieselbe Sonne, die daheim in die Gstadelhütte am See leuchtet.

Mit frischem, selbsterwecktem Muthe stand sie auf.

Lange lag sie am Fenster und starrte hinein in das fremde Leben.

Sie sah nichts vom Stadtgetriebe. Der Schloßplatz, von einer großen Reihe buschiger Orangenbäume bekränzt, war weit abgeschieden vom Geräusch der Straße; nur die beiden Soldaten am Schloßthore sah man Gewehr im Arm auf und ab gehen.

Die Gedanken Walpurga's aber wanderten heimwärts. Sie sah leibhaftig, wie es jetzt daheim ist in der Gstadelhütte am See. Sie hört das Holz knacken, mit dem die Mutter Feuer anmacht, sie kennt das Lämpchen, das sie vom Küchenbrett nimmt. Milch haben wir im Haus, wir haben ja eine Kuh. Die Mutter wird sich freuen, daß sie wieder melken kann; und wo man jetzt daheim ein Feuer anzündet, denkt man an mich; und die Staare auf dem Kirschbaum schwatzen: Unsere Hausfrau ist fort, aber eine Kuh ist da!

Walpurga lächelte vor sich hin, und weiter gingen ihre Gedanken: Mein Hansei verschläft den Morgen, er muß immer geweckt werden, sonst schlief' er bis es Mittag läutet; er wacht nie von selber auf. „Die Sonne brennt ein Loch in Dein Bett! Hansei, steh' auf!“ ruft die Mutter, er macht sich heraus und wäscht sich am Brunnen, und jetzt essen sie die Suppe mit einander, und das Kind hat seine gute Milch. Wenn ich mir nur die Kuh auch noch recht angesehen hätte! Jetzt holt Hansei Futter beim Gemswirth. Wenn er sich nur von dem nicht betrügen läßt, das ist ein gar arger Schelm. Und der Hansei wird sich so viel verlassen vorkommen, verlassener, wie mein Kind. Aber Gottlob, er hat ja zu thun. Es ist gute Zeit zum Fischen, er geht nicht in den Wald. Jetzt springt er in den Nachen, daß es poltert; die Ruder klatschen im See und er fährt hinaus und fischt. . . .

Weiter will Walpurga denken, wie's am Mittag sein wird und

dann am Abend; plötzlich spürt sie's im Kopf, wie wenn ihr der Verstand stille stehe — fort sein und todt sein, ist fast eins; du kannst dir nicht denken, wie es sein wird, eine Stunde nach deinem Tod, du kannst dich nicht hinausdenken aus der Welt. Es wirbelt ihr, sie wendet sich rasch um und sagt wie in Gespensterfurcht zur Mamsell Kramer:

„Wir wollen was schwätzen."

Das ließ sich Mamsell Kramer nicht zweimal sagen. Sie erzählte Walpurga, wie das ganze Schloß davon spreche, daß die Königin sie gestern Abend geküßt habe, und daß es morgen in allen Zeitungen stehen werde.

Geh! erwiderte Walpurga, und Mamsell Kramer erklärte ihr, daß sie wohl gegen sie solch ein Wort sagen dürfe, aber gegen Andere nicht; man müsse immer bescheiden erklären, was man meine, nicht blos einen Ton hinwerfen, wie ein Vogel. Walpurga schaute auf und stand lauschend, als spräche Mamsell Kramer noch immer weiter und sie sagte endlich: „Fast gerad' so hat mir's mein Vater seliger auch einmal gesagt; ich hab's aber damals noch nicht verstanden. Jetzt — ich hab' nur sagen wollen: die Leute in der Stadt müssen viel Langweil' haben, wenn sie aus so was ein Aufhebens machen." In sich hinein schloß sie wieder: Geh!

Der kleine Prinz erwachte, Walpurga nahm ihn auf, und als er an ihrer Brust wieder einschlief, sang sie ihm mit heller Stimme:

Wir beide sein verbunden
Und fest geknüpfet ein,
Glückselig sein die Stunden
Wann wir beisammen sein.

Als sie geendet und das Kind wieder in die Wiege gelegt hatte, sah sie sich um; an der Thüre standen der König und der Leibarzt.

„Du kannst ja prächtig singen!" sagte der König.

„Geh," erwiderte Walpurga, und: „So was man ins Haus braucht, aber besonders schön ist's nicht," setzte sie auf Mamsell Kramer schauend hinzu. Sie dolmetschte jetzt sich selbst.

Der König und der Leibarzt freuten sich am Anblicke des Kindes.

„Der Tag ist doch ganz anders, wenn man zum Erstenmal in

das Auge seines Kindes sieht," sagte der König, und Walpurga bestätigte:

„Ja, da schaut Einen die Welt ganz anders an; da hat der Herr König ein wahres Wort gesagt." Es antwortete ihr Niemand und der König lächelte. Er ging mit dem Leibarzt davon. Mamsell Kramer prägte Walpurga ebenso behutsam als eindringlich das erste Gebot ein:

„Du darfst zu Seiner Majestät dem Könige und zu Ihrer Majestät der Königin nicht sprechen, bis sie Dich etwas fragen."

„Das ist gescheidt! Da hört man nichts Unebenes! O wie gescheidt eingerichtet!" rief Walpurga zur Ueberraschung der Mamsell Kramer. „Das will ich mir merken!"

Beim Frühstück im Pavillon des Schlosses konnte man erfahren, daß Mamsell Kramer und vielleicht auch Walpurga die Wahrheit gesprochen. In den Gruppen, die sich auf der Veranda unter den Orangenbäumen sammelten, sprachen Vertraute mit einander, — nachdem sie sich gegenseitig die Zunge gehoben und überzeugt hatten, man dürfe der Medisance freien Spielraum lassen, — wie die Sentimentalität der Königin sich wieder in ihrem Verhalten gegen die Amme gezeigt habe; das süßliche Gethue sei leider ein Erbstück derer aus dem Hause *** — Die Oberhofmeisterin, hieß es, sei wieder krank geworden von dem Aerger über das etiquettewidrige Benehmen der Königin.

„Die Königin entwerthet ihre Gunstbezeigungen," sagte eine ältere Hofdame, die gut anderthalb Pfund falsches Haar auf dem Kopfe hatte.

„Nichts ist langweiliger, als permanente Zärtlichkeit," bemerkte eine andere wohlbeleibte, streng kirchliche Palastdame; aber sofort die böse Nachrede mit dem Mantel der Liebe zudeckend, setzte sie hinzu: „Die Königin ist noch halb Kind und meint es im Grunde so gut."

Die fromme Palastdame war hiemit nach beiden Seiten gedeckt, sie konnte mit den Medisirenden und mit den Liebreichen gehen.

„Sie haben wol wenig geschlafen?" sagte eine ältere zu einer sehr jungen, blaß aussehenden Hofdame.

„Allerdings," seufzte die Angeredete. „Ich habe noch den letzten Band von — sie nannte einen neuen französischen Roman, einen unzweideutigen — bei einem einzigen Lichte ausgelesen. Sehr interessant, werde Ihnen heute das Buch zurückgeben."

„Dann bitte Ich darum! — und Ich — und Ich!" rief es von verschiedenen Seiten.

Die fromme Palastdame wollte von diesen Dingen nichts hören, obgleich sie den Roman heimlich auch schon gelesen. Sie lenkte das Gespräch wieder auf Walpurga, sie hatte die neueste Nachricht, daß die Amme sehr schön singen könne.

„Wer singt schön?" fragte Gräfin Irma hinzutretend.

„Das ist etwas für Sie, liebe Wildenort; von der Walpurga können Sie viele neue Lieder lernen und zur Zither singen."

„Ich warte, bis wir wieder im Freien sind. Solch eine Bäuerin in Schloßgemächern ist ein Widerspruch. Wann zieht denn der Hof wieder nach der Sommerburg?"

„Erst in sechs Wochen!"

Es gab noch viel Gerede über Walpurga, und eine Dame behauptete, es sei eine Intrigue des Leibarztes, daß man eine Amme aus dem Gebirge holen mußte, von wo der Leibarzt auch stammte; er schaffe sich immer Alliirte, denn diese Person werde großen Einfluß auf die Königin haben. Man sprach von dem intriguanten Wesen des Leibarztes, der sich den Anschein gäbe, als ob er mit den Ueberschwänglichkeiten der Königin ernstlich sympathisire; denn das war Allen gewiß: wer sich so lang und beständig in der Gunst des Hofes erhält, bringt das nicht mit ehrlichen Mitteln zuwege.

„Der Leibarzt ist noch gar nicht so alt," sagte eine sehr hagere Hofdame, „er ist erst im Anfange der Fünfzig. Ich glaube, er hat sich die Haare weiß gefärbt, um vor der Zeit recht ehrwürdig auszusehen."

Man lachte viel über diesen Scherz.

Vor dem Frühstück gab es unabänderlich immer getrennte Männer- und Frauengruppen. In dem Kreis der Hofcavaliere war von Telegrammen die Rede, die nach allen Höfen ausgegangen, auf

welche bereits vielfach Antworten eingetroffen waren und noch immer einliefen.

Erst nach dem Frühstück in einer Sitzung des Hausministeriums und Hofmarschallamtes sollte bestimmt werden, wer außer den Eltern der Königin zu Gevatter gebeten werden sollte. Es hieß sogar, daß der Papst einen besondern Nuntius zur Taufe schicken werde, dem der Bischof assistire.

Von so fern liegenden Höhen lenkte der Flügeladjutant des Königs, der Bruder der Gräfin Irma, die Unterhaltung wieder auf Walpurga; er rühmte ihre Schönheit und ihr drolliges Wesen, der Kuß der Königin wurde auch hier nachgeschmatzt; der Flügeladjutant hatte dazu ein Witzwort aufgebracht, über das Alle hellauf lachten.

Plötzlich hieß es: „Der König!“

Die Gruppen zertheilten sich und stellten sich grüßend in Reihen auf. Der König ging dankend durch die Reihen nach dem Dianensaal, wo man frühstückte. An der Decke war die Göttin Diana mit ihrem weiblichen Jagdgefolge, von einem Schüler Rubens' gemalt. Der Oberhofmarschall überreichte dem König ein Paket Telegramme. Der König erwiderte, er möge sie nur selbst öffnen und über diejenigen, die etwas mehr als Gratulationen enthielten, besondere Mittheilung machen.

Man setzte sich zum Frühstück.

Es war hier in der Stadt nicht so heiter und zwanglos, wie draußen auf dem Sommerschlosse; auch lag Allen noch die Unruhe der vergangenen Nacht im Gemüthe. Es wurde nur leise gesprochen.

„Gräfin Irma!“ sagte der König. „Ich empfehle Ihnen die Walpurga, sie ist eine Figur für Sie, und Sie können schöne Lieder von ihr lernen und sie neue lehren.“

„Danke, Majestät! Wollen Eure Majestät nur die Gnade haben, zu befehlen, daß mir die Frau Oberhofmeisterin gestatte, zu jeder Zeit in die Gemächer Seiner königlichen Hoheit des Kronprinzen zu gehen.“

„Wollen Sie das besorgen, lieber Rittersfeld!“ erwiderte der König, zum Oberhofmarschall gewendet.

Man glückwünschte der Gräfin Irma, die am untern Ende des Tisches saß; das Gespräch heftete sich nun fast ausschließlich an Walpurga.

Dem König wurden die Morgenzeitungen gebracht. Er durchflog sie und rief unwillig:

„Diese schwatzhafte Presse! Da steht der Kuß der Königin auch schon in den Landesblättern.“ Sein Antlitz verfinsterte sich; es war offenbar, daß ihm die Thatsache und noch mehr deren Bekanntwerden höchst peinlich war. Nach einer Weile sagte er:

„Meine Herren und Damen, ich bitte dafür zu sorgen, daß die Königin nichts davon erfährt.“

Er stand rasch auf und ging.

Die Frühstücksgesellschaft trennte sich nur langsam, und die fromme Palastdame konnte sich nun offen zur Medisance bekennen. Der Mantel der Liebe war nicht mehr nöthig: der König war der sentimentalen Gemahlin bereits überdrüssig. —

Sollte die Gräfin Irma . . .? Wer weiß, ob das nicht ein fein angelegter Plan ist, ihr offenen Zutritt zu den Gemächern des Kronprinzen zu verschaffen? Der König wird sie da treffen . . . Wer weiß —?

Man war sehr erfinderisch in Combinationen und Vermuthungen, die man indeß sehr behutsam und vorsichtig einander zuflüsterte. Walpurga und die Königin, ja sogar der Kronprinz waren eine Weile ganz vergessen.

Dreizehntes Capitel.

„So, mein Junge! Jetzt hast Du zum Erstenmal die Sonne gesehen, und diese Sonne sollst Du siebenundsiebzig Jahre sehen in Gesundheit und Glück, und wenn die siebenundsiebzig Jahre um sind, soll Dir unser Herrgott noch einmal Urlaub geben. Gestern Abend haben sie Dir zulieb tausend Millionen Lichter angezündet,

das ist aber Alles nichts gegen die Sonne, die Dir heute unser Herrgott am Himmel anzündet. Bursche! sei immer brav, daß Du's werth bist, daß die Sonne auf Dich scheint. Ja, jetzt lacht ein Engel aus Dir! lach' nur im Schlaf! Du hast einen Engel auf Erden, und das ist Deine Mutter, und Du bist auch mein, ja, Du bist mein!"

So sprach Walpurga mit leiser Stimme aber im innigsten Tone in das Antlitz des Kindes hinein, das in ihrem Schooße schlief. In ihrer Seele begann bereits jener geheimnißvolle liebende Zusammenhang, der sich aus der Nahrunggebung entwickelt. Es ist ein tiefer Zug der Menschennatur, daß wir die lieben, denen wir Wohlthaten erzeigen können; ihr Leben wird eins mit uns.

Walpurga vergaß sich, vergaß Alles, was draußen in den Bergen, in der Gstadelhütte am See ihr zugehörte; hier war sie jetzt nöthig, hier war ein Leben auf sie angewiesen.

Strahlenden Auges schaute sie auf Mamsell Kramer, deren Blick voll Freude auf ihr ruhte.

„Ich meine," sagte sie, „in dem Schloß ist's wie in einer Kirche; da hat man lauter gute fromme Gedanken; alle Menschen sind so sanft und herzlich und ohne Hinterhalt."

Mamsell Kramer lächelte und erwiderte:

„Liebes Kind —"

„Heißen Sie mich nicht Kind! Ich bin kein Kind. Ich bin eine Mutter."

„Aber hier in der großen Welt bist Du doch noch ein Kind. Ein Hof ist gar was Besonderes. Jetzt geht der Eine jagen, der Andere fischen; der Eine baut, der Andere malt; der Eine lernt seine Schauspielrolle, der Andere übt sein Musikstück, eine Tänzerin lernt einen neuen Tanz, ein Gelehrter schreibt ein neues Buch — Alle im ganzen Land kochen und braten, exerciren und musiciren, schreiben und malen und tanzen, Alle thun Alles, damit der König und die Königin eine Freude daran haben; denen wird's zugerichtet!"

„Das verstehe ich!" fiel Walpurga ein und Mamsell Kramer fuhr fort:

„Glaub' mir, ich habe sechzehn Ahnen im Schlosse" — es

waren eigentlich nur sechs, aber sechszehn spricht sich besser, und darum erlaubte sich Mamsell Kramer diesen Aufputz — „seit vielen Geschlechtern sind meine Ahnen Hofdiener, mein Vater ist Kastellan auf der Sommerburg; ich bin dort geboren, ich kenne den Hof; ich kenne Alles; ich kann Dich viel lehren.“

„Und ich lerne gern,“ schaltete Walpurga ein.

„Du denkst, alle Menschen meinen's gut? Glaube mir, in einem Schlosse sind Menschen von allen Arten, schlechte und gute, da laufen alle Laster herum und alle Tugenden, Dinge, von denen Du gar keine Ahnung hast und nie bekommen sollst; aber manierlich thun sie Alle. Ich bitte Dich: bleib so, wie Du bist und gehe wieder so heim, wie Du gekommen.“

Walpurga sah die Mamsell groß an. Wer kann sie denn anders machen?

Es kam die Nachricht, die Königin sei erwacht, Walpurga solle mit dem Prinzen zu ihr kommen.

Sie ging, das Kind auf dem Arme, durch die Zimmer, geleitet vom Leibarzt, Mamsell Kramer und zwei Kammerfrauen. Die Königin lag ruhig und schön auf dem Kissen, sie wendete nur grüßend das Antlitz zu den Eintretenden. Ein breiter, schräger Strahl des Sonnenlichtes fiel durch den zurückgesteckten Vorhang in das Zimmer; es war heute noch viel schöner, noch viel stiller in dem Gemache, als ob es eine Stille gäbe, die noch mehr als Lautlosigkeit sei.

„Guten Morgen!“ rief die Königin mit inniger Stimme. „Gieb mir mein Kind!“ Sie senkte den Blick zu dem Kinde auf ihrem Arme, dann schlug sie die Augen auf und hauchte leise ohne Jemand anzublicken:

„Ich sehe mein Kind zum Erstenmal im vollen Tageslicht!“

Geraume Weile war Alles still, als athmete hier kein Menschenleben, und als dränge der breite Sonnenstrahl nur allein ins Zimmer.

„Habt Ihr gut geschlafen?“ fragte die Königin. Walpurga war froh, jetzt hat die Königin gefragt, jetzt darf sie antworten. Rasch streifte ihr Blick die Mamsell Kramer.

„Ja gewiß,“ sagte Walpurga. „Schlaf ist das Erste und Letzte und Beste, was man auf der Welt kriegt.“

„Sie ist klug,“ sagte die Königin in französischer Sprache, zum Leibarzt gewendet.

Walpurga erschrak bis ins Herz hinein. So bald sie Französisch hörte, kam sie sich wie verkauft und verrathen vor; die Menschen waren ihr in eine Tarnkappe gehüllt, wie die Kobolde im Märchen, sie waren unsichtbar und sprachen doch.

„Hat der Prinz auch gut geschlafen?“ fragte die Königin.

Walpurga wischte sich mit der Hand übers Gesicht, als ob sie eine Spinne abschüttle, die darüber kriecht. Die Königin nennt ihr Kind nicht Kind und nicht Sohn, sondern Prinz.

Walpurga antwortete:

„Ja, Gottlob! ganz gut; wenigstens habe ich nichts von ihm gehört, und ich hab' nur sagen wollen, ich möchte es mit ihm“ — sie konnte nicht Prinz sagen und sprach nur immer mit Er — „ich möchte es mit ihm halten, wie mit meinem eigenen Kind. Das haben wir vom ersten Tag an gut gezogen. Meine Mutter hat mich's gelehrt. So ein Kind hat von der ersten Minute an seinen Eigenwillen, dem darf man nicht nachgeben. Man darf es nicht aus der Wiege nehmen, wenn es will, und ihm auch nicht zu trinken geben, wenn es will; das hat Alles seine gesetzte Zeit, es gewöhnt sich bald daran und es schadet ihm gar nichts, wenn man's schreien läßt; im Gegentheil, da geht die Brust recht auseinander.“

„Schreit er?“ fragte die Königin.

Das Kind gab selbst die Antwort, es fing laut zu schreien an.

„Nimm ihn und beruhige ihn,“ bat die Königin.

Der König trat eben ein, als der Knabe noch laut schrie.

„Das giebt eine gute Commandostimme,“ sagte er, streckte seiner Frau die Hand entgegen und küßte die ihrige.

Walpurga beruhigte das Kind; sie wurde mit Mamsell Kramer wieder in ihre Zimmer zurückgeschickt.

Der König erzählte von den eingegangenen Depeschen und der Bestimmung der Pathen. Die Königin war mit Allem einverstanden.

Als Walpurga wieder in ihr Zimmer zurückgekehrt war und das Kind in die Wiege gelegt hatte, ging sie unruhig auf und ab.

„Es giebt keinen Engel auf der Welt! sie sind Alle gerad so wie wir und wer weiß . . .“ so sprach sie. Sie war zornig auf die Königin: Warum will sie nicht ruhig mit anhören, wie ihr Kind schreit? Man muß Alles von den Kindern auf sich nehmen, Freud' und Leid.

Sie trat auf den Gang hinaus, da hörte sie die Orgel in der Schloßcapelle. Zum Erstenmal in ihrem Leben war ihr dieser Klang zuwider. Das gehört nicht ins Haus, dachte sie, nicht da gerad nebenhin, wo Allerlei getrieben wird; die Kirche muß allein für sich stehen.

Als sie wieder ins Zimmer kam, war ein Fremder da. Mamsell Kramer sagte, daß dies der Leibschneider der Königin sei.

Walpurga lachte laut auf über das Wort: Leibschneider. Der elegante Mann sah sie verdutzt an, und Mamsell Kramer erklärte, das sei der Kleidermacher Ihrer Majestät der Königin; er sei gekommen, um für Walpurga drei neue Anzüge zu machen.

„Soll ich Stadtkleider tragen?“

„Gott bewahre! Du sollst die Tracht Deiner Heimath ganz genau haben, und kannst Dir ein rothes, blaues und ein grünes Mieder bestellen. Oder willst Du lieber eine andere Farbe?“

„Ich wüßte nicht; aber ich möchte auch ein Werkeltagskleid haben. So immer im Sonntagsputz herumgehen für alle Tag — das geht doch nicht!“

„Am Hofe geht man immer in Sonntagskleidern, und Du mußt, wenn Ihre Majestät die Königin wieder ausfahren, mit ihnen ausfahren.“

„So? Meinetwegen! Mir kann's schon recht sein.“

Walpurga lachte immerfort, während ihr das Maß genommen wurde, so daß der Schneider bitten mußte, sich ruhiger zu halten. Während er das Maß einsteckte, erklärte er noch der Mamsell Kramer, daß er sich ein genaues Modell habe kommen lassen, auch habe ihm der Ober-Ceremonienmeister noch einige Zeichnungen zukommen lassen, so daß die Tracht gewiß die vollkommene würde.

Zuletzt bat er noch, den Kronprinzen sehen zu dürfen.

Mamsell Kramer wollte es gewähren, aber Walpurga wehrte sich dagegen. Bevor das Kind getauft ist, darf es Keiner aus Neugierde ansehen; und nun gar ein Schneider. Da wird das Kind sein Lebentag kein rechter Mann.

Mamsell Kramer gab dem Hofschneider einen verständnißreichen Wink, daß man gegen den Aberglauben der Leute aus dem Volk nichts thun und die Amme nicht aufregen dürfe; der Schneider verabschiedete sich.

Walpurga hatte nach diesem Vorfall die erste heftige Zurechtsetzung mit Mamsell Kramer. Sie begriff nicht, wie sie das Kind wollte begucken lassen. „Nichts thut einem Kinde weher, als wenn man's im Schlaf ansieht, und noch dazu ein Schneider! Meck, meck!“

Die ganze tolle Laune, die sich im Volkslied gegen die Schneider kundgiebt, brach in Walpurga hervor, und sie sang eines jener herben Spottlieder:

Hei lustig Blut und unverzagt,
Es hat ein' Schneck' ein' Schneider g'jagt,
Und wär' der Schneider nicht tapfer g'sprunge,
So hätt' die Schneck' den Schneider g'funge.
Die Kuchipfanne hat ein Loch,
Gibili Gäbeli Geißebock.

Durch die Bekanntschaft mit dem Hofschneider war Mamsell Kramer sehr in ihrer Achtung gesunken. Diese suchte die spottsüchtig Aufgeregte zu beruhigen und sagte:

„Freust Du Dich denn gar nicht auf Deine schönen, neuen Kleider?“

„Ehrlich gestanden: Nein! Ich zieh' sie ja nicht für mich an, ich zieh' sie für Andere an, die hängen an mich hin, was ihnen gefällt. Meinetwegen! Ich hab' mich einmal hergegeben und muß mir's gefallen lassen.“

„Ist's erlaubt einzutreten?“ fragte eine holde Stimme.

Gräfin Irma trat ein. Sie streckte Walpurga beide Hände entgegen, und sagte:

„Grüß' Gott, Landsmännin! Ich bin auch aus dem Gebirge, sieben Stunden weit von Deinem Ort; ich kenne ihn. Ich bin einmal mit Deinem Vater über den See gefahren. Lebt er noch?"

„Nein, leider nicht mehr; er ist ertrunken, und der See hat nicht einmal den Todten mehr hergegeben."

„Es war ein schöner alter Mann. Du siehst ihm gleich, wie aus dem Gesichte geschnitten."

„Das freut mich, daß noch Jemand hier ist, das meinen Vater gekannt hat. Der Leibschneider — ich hab' sagen wollen, der Leibarzt hat ihn auch gekannt. Ja, Land aus, Land ein hat es keinen braveren Mann gegeben, als meinen Vater, das muß Jeder sagen."

„Ja wol, das hab' ich auch gehört."

„Darf man fragen: Wie heißt denn das Fräulein?"

„Gräfin Wildenort."

„Wildenort? Den Namen hab' ich auch schon gehört. Ja, jetzt besinn' ich mich, meine Mutter hat mir ihn genannt. Ja, Ihr Vater soll ein gar wohlthätiger Mann gewesen sein. Ist er auch schon lang todt?"

„Nein, er lebt noch."

„Ist er auch hier?"

„Nein."

„Und als was sind Sie denn hier, Fräulein Gräfin?"

„Als Hofdame."

„Was ist das?"

„Gesellschafterin der Königin, so was man bei euch Gespiel heißt."

„So? Und da hat Sie Ihr Vater fortgegeben?"

Der Gräfin Irma war dieses viele Fragen gar nicht genehm. Sie sagte daher:

„Walpurga, ich habe Dich fragen wollen, kannst Du gut schreiben?"

„Ich hab's gekonnt, aber wieder ganz verlernt."

„Da hab' ich's doch recht getroffen, daß ich deshalb gekommen bin. Also, wenn Du an Deinen Mann, an Mutter und Kind

schreiben willst; dictire mir's in die Feder, ich schreibe Dir Alles, wie Du mir's vorsagst."

„Ich könnte das ja auch thun," warf Mamsell Kramer schüchtern ein, „und die gnädige Gräfin brauchten sich nicht zu bemühen."

„Nein, das Fräulein Gräfin schreibt mir. Wollen wir gleich?"

„Ja wol!"

Aber Walpurga mußte zu dem Kinde.

Während sie im zweiten Zimmer war, besprach sich Gräfin Irma mit Mamsell Kramer.

Walpurga kam wieder herein, Irma saß mit der Feder in der Hand vor dem Papier und Walpurga begann zu dictiren:

„Lieber Mann, liebe Mutter und liebes Kind. Nein, halten Sie ein! schreiben Sie nicht so! Nehmen Sie ein frisches Blatt! So, jetzt hab' ich's! jetzt schreiben Sie."

„Ich will Euch zu wissen thun, daß ich mit Gottes Hülfe in der Kutsche mit den vier Pferden gesund und gut hier angekommen bin. Ich weiß nicht wie. Und die Königin ist ein Engel und Millionen Lichter und mein Kind ..."

Plötzlich bedeckte sich Walpurga das Gesicht mit beiden Händen — sie wußte nicht, wen sie meine, als sie „mein Kind" sagte.

„Und mein Kind" — wiederholte Gräfin Irma nach längerer Pause.

„Nein!" rief Walpurga, „ich kann heut' nicht schreiben. Verzeihen Sie mir, es geht nicht. Aber ich hab' Ihr Versprechen, daß Sie mir schreiben, morgen oder übermorgen. Kommen Sie nur jeden Tag zu uns!"

„Und soll ich dann noch eine gute Freundin mitbringen?"

„Wer mit Ihnen gut Freund ist, kann schon kommen! Nicht wahr, Mamsell Kramer?"

„Ja wol, Gräfin Irma haben besondere Erlaubniß."

„Ich bringe Dir eine sehr gute Freundin mit, die kann prächtig singen, sie hat eine Stimme so lind und sacht — aber ich will Dich nicht lange mit Räthseln plagen, ich kann Zither spielen, und da bring' ich meine Zither mit!"

„Du kannst Zither spielen!“ rief Walpurga, und knirschte die Zähne vor Freude an einander.

Ihr weiterer Ausruf wurde unterbrochen, denn der König trat ein.

Er begrüßte mit sanfter Neigung der Augen Gräfin Irma. Sie war aufgestanden und verbeugte sich vor ihm wieder so, als ob sie sich geradeswegs auf den Stubenboden setzen wollte.

„Was schreiben Sie da?“ fragte der König.

„Majestät, das sind Geheimnisse der Walpurga,“ erwiderte Gräfin Irma.

„Was da steht, kann der Herr König schon lesen,“ sagte Walpurga und übergab ihm das Blatt.

Er durchflog es, faltete es dann zusammen und steckte es mit einem Blick auf die Gräfin in die Brusttasche.

„Ich werde mit Walpurga singen,“ sagte Irma, „da sehen Majestät wieder, wie Musik das Höchste ist auf der Welt. Walpurga und ich, wir sind gleich, wenn wir singen. Was andere Künste hervorbringen, zumal die Dichtkunst, übersetzt Jeder in seine eigene Sprache, nach seiner Erfahrung und Anschauung.“

„Gewiß,“ erwiderte der König. „Musik allein ist die Weltsprache und braucht nicht übersetzt zu werden, da spricht Seele zu Seele.“ —

Walpurga sperrte Mund und Augen auf, wie die Beiden so mit einander sprachen.

Mit Gräfin Irma gemeinsam betrachtete nun der König eine kurze Weile den Prinzen, dann sagte er: „Nächsten Sonntag ist die Taufe,“ und verabschiedete sich.

Walpurga sah dem König mit seltsamem Blicke nach, dann betrachtete sie ernsten Auges Gräfin Irma.

Diese machte sich schnell mit den Papieren zu schaffen, dann verabschiedete sie sich mit heiterer Stimme, und zwar so heiter, daß es fast erzwungen schien — es war kein Grund zum Lachen da, und sie lachte doch.

Walpurga sah noch lange auf die Thürvorhänge, hinter denen die Gräfin verschwunden war, dann sagte sie zu Mamsell Kramer:

„Sie haben ein wahres Wort gesagt, das Schloß ist keine Kirche."

Sie ließ sich nicht dazu herbei, sich näher zu erklären.

„Ich will Dich schreiben lehren," sagte Mamsell Kramer, „dann haben wir eine gute Beschäftigung und Du kannst allein an die Deinigen schreiben."

„Ja, das will ich," schloß Walpurga.

Vierzehntes Capitel.

„Ich hätt' eine Bitte an Sie," sagte andern Tages Walpurga zur Gräfin Irma. „Sagen Sie mir immer gradaus, wenn ich etwas nicht recht mache."

„Recht gern! aber Du mußt mir dann auch sagen, wenn ich —"

„Ja da hab' ich gleich was auf dem Herzen."

„Sag's nur frei heraus!"

„Wenn wir einmal allein sind."

„Bitte, liebe Kramer, wollen Sie uns allein lassen?"

Mamsell Kramer ging in das Nebenzimmer, und Walpurga sah wieder staunend, wie man hier die Menschen hin- und herschiebt, wie Stühle.

„Nun, was hast Du?" fragte die Gräfin.

„Schau, wenn ich was Einfältiges sage, nimm mir's ja recht nicht übel, gelt, das thust Du nicht?" Sobald Walpurga in Eifer kam, sagte sie immer wieder Du.

„Was hast Du?" fragte Irma nochmals.

„Schau, Du bist so schön, gar so schön, so hab' ich mein Lebtag noch nichts gesehen; Du bist noch schöner als die Königin, nein, nicht schöner, aber mächtiger, und die Gutheit sieht Dir aus den Augen —"

„Was hast Du denn? Sag's gerad heraus!"

„Ich möchte glauben, ich hab' Unrecht, aber es ist besser, ich weiß es gewiß. Jetzt — das hat mir nicht gefallen, wie der König Dich gestern angesehen hat und Du ihn, und er hat am

Wiegengeländer seine Hand auf die Deinige gelegt, und er ist Ehemann und Vater. Du bist ein lediges Mädchen, da weiß man nicht, was das ist, wenn ein Mann Einen so ansieht; aber ich bin eine Ehefrau und kann Dich warnen und ich darf und ich muß. Du hast gesagt, wir wollen gut Freund sein, jetzt kommt gleich die Prob' drauf."

Irma schüttelte den Kopf und erwiderte:

„Du bist brav. Aber Du irrst. Der König hat gar ein edles Herz, und besonders seit ihm ein Sohn geboren ist, möchte er gern jeden Menschen glücklich machen, wie er es selbst ist. Er hat seine Frau schwärmerisch lieb und Du hast's ja auch gleich gesehen, sie ist ein Engel —"

„Und wenn sie auch kein Engel wär', sie ist seine Frau und die Mutter von seinem Kind und er muß treu zu ihr halten, und mit jedem Blick, den er auf eine Andere wirft, ist er ein verfluchter Ehebrecher, dem man die Augen ausstechen sollte. Schau, wenn ich mir das denken sollte, daß mein Mann das könnte, — die Männer sind gar schlecht, sie können Alles — daß ein Mann da steht an der Wiege seines neugebornen Kindes, und mit denselben Augen, mit denen er eben sein Kind angesehen, sieht er auf ein ander Weibsbild und sagt ihm mit den Augen, ich hab' Dich gern! — Schau, wenn ich mir das denke, ich könnte verrückt werden; und wenn ein Mann, der einer Andern die Hand gedrückt hat, hingehen kann und seiner Frau die Hand geben und seinem Kinde mit derselben Hand ins Gesicht langen — die Welt, in der das geschehen könnte, die sollte man verbrennen und unser Herrgott sollte Pech und Schwefel drüber regnen lassen."

„Sprich leiser, Walpurga, schrei nicht so wild! Nimm keine solchen Worte in den Mund! Du bist nicht da hergekommen, um Sittenrichter zu sein und Du hast gar nicht zu richten! Was verstehst denn Du von der Welt? Du hast ja keine Ahnung davon, was Höflichkeit ist."

Gräfin Irma redete scharf auf Walpurga ein, demüthigte sie tief und schloß:

„So, jetzt weißt Du, wie Du dran bist und wer Du bist.

Und nun will ich Dir auch noch etwas sagen: Ich verzeih' Dir, daß Du den König und mich beleidigt hast mit Deinen albernen Reden. Wenn ich nicht Mitleid mit Deinem Unverstand hätte, würde ich kein Wort mehr mit Dir reden; aber ich bin Dir gut und weiß, daß Du's auch gut meinst, darum will ich Dir beistehen und Dir etwas sagen: Laß um Dich her vorgehen, was will, und bekümmere Dich um nichts. Versorge Dein Kind und laß Dir von Niemand die Zunge heben zum Bösreden. Glaub' mir, es meint's hier Keines ehrlich mit dem Andern, sie hinterbringen einander immer Alles und Du hast zuletzt im ganzen Schloß keinen Menschen, der Dir gut Freund ist. Das merke Dir! Und jetzt sag' ich Dir noch einmal: ich danke Dir, daß Du mir das gesagt hast. Du hast's gut gemeint und es ist recht, daß Du nichts im Hinterhalt hast. So werd' ich Dir immer gut Freund sein und Du wirst eine Stütze an mir haben. Wenn man dem König auch ehrerbietig ist, deßwegen ist er doch so brav wie Dein Hansei, und ich bin so brav wie Du. So, jetzt gieb mir die Hand und vorbei ist's! Vor Allem aber laß die Kastellanin kein Wort davon ahnen, was wir mit einander gesprochen haben. Denk' daran: die Wände haben hier Ohren, man erfährt hier Alles."

Ohne ein weiteres Wort begann Gräfin Irma auf ihrer Zither die Weise eines Hochlandliedes.

Walpurga wußte nicht, wie ihr geschehen. Sie war ärgerlich auf sich selbst, über ihre Dummheit und ihre Keckheit. Aber das hält sie fest: sie will Alles in sich hinein denken.

Während Irma noch spielte, trat der König wieder durch die Portière und lauschte still; Irma schaute nicht auf, sie sah auf ihre Zither nieder. Als sie geendet, klatschte der König leise Bravo. Sie stand auf und verbeugte sich, ging aber nicht wieder mit dem König in das Zimmer, wo er den Prinzen betrachtete.

„Ihre Zither ist rein gestimmt, aber Sie, schöne Gräfin, scheinen verstimmt," sagte der König, wieder ins Zimmer tretend.

„Ich bin auch rein gestimmt, Majestät," erwiderte Gräfin Irma. „Ich habe nur eben der Walpurga eine Melodie gespielt, die mich tief erregte."

Der König entfernte sich rasch, heute, ohne der Gräfin die Hand zu reichen.

Walpurga war am traurigsten darüber, daß sie auch Mamsell Kramer nicht mehr trauen dürfe.

„O Du armes Kind!“ sagte sie einmal, aber ohne daß es Jemand hörte, zu dem Prinzen auf ihrem Schooße — „o Du armes Kind! Du sollst unter Menschen aufwachsen, wo keiner dem andern ganz traut. Wenn ich Dich nur mitnehmen könnte, Du solltest ein prächtiger Bub werden. Jetzt bist Du noch unschuldig — die Kinder allein, bis sie sprechen lernen, sind unschuldig auf der Welt. — Was thut's? ich hab' die Welt nicht gemacht und ich brauche sie nicht zu ändern! Recht hat die Gräfin: ich will Dich gut nähren und pflegen, das Andere mag Gott machen —“

Fünfzehntes Capitel.

„Nun ist Ihr Wunsch in Erfüllung gegangen,“ sagte am Mittag, als man von der Tafel aufgestanden, die Gräfin Irma zum Leibarzt.

„Welcher?“

„Ich habe eine Freundin, einen Kameraden, und wie es im Liede heißt, einen bessern find'st du nit.“

„Ihre Freundlichkeit gegen die Bauernfrau ist liebreich und anerkennenswerth, aber eine Freundin ist das nicht. Sie müssen ein Wesen Ihres Geschlechtes sich gleichstellen. Dieser Bauernfrau gegenüber bleiben Sie immer eine Gönnerin; sie kann Sie nie tadeln oder einen Tadel nicht aufrecht erhalten. Der einfache Verstand, ich möchte sagen, die Natur hat nicht Waffen genug gegen das Arsenal der Bildung.“

Irma zuckte bei diesen Worten.

Der Arzt aber fuhr ruhig fort:

„Sie sind der Naivetät aus dem Volke gegenüber doch immer wie ein Erwachsener im Verhältniß zu einem Kind. Ich fürchte, Sie haben's versäumt, sich eine ebenbürtige Freundin zu erwerben.“

„Ebenbürtig? — also Sie sind auch Aristokrat?“

Der Arzt erklärte Irma, daß man die volle Gleichberechtigung der Menschen gelten lassen kann, ohne damit die socialen Unterschiede aufzulösen.

„Wenn ich von Ihnen gehe,“ sagte Irma, und ein Glanz verbreitete sich über ihre Züge, „wenn ich in Ihrem Denken gelebt habe, da kommt mir Alles, was ich thun soll und will, so klein und erbärmlich vor; es geht mir fast wie nach einer großen Musik, da möchte ich immer gern etwas Ungewöhnliches thun. Ich wollte, ich hätte eine künstlerische Begabung.“

„Freuen Sie sich, selbst ein schönes Werk der Natur zu sein, und helfen Sie sich zum schönen Fortgedeihen; das ist das Beste!“

Der Leibarzt wurde abgerufen.

Irma saß noch lange auf einer Bank, dann ging sie in ihr Zimmer; sie spielte mit ihrem Papagei, sie betrachtete ihre Blumen; endlich begann sie die Blumen auf eine Marmorplatte zu malen; es sollte ein reiches Werk werden. Für wen? Sie wußte es nicht. Einmal fiel eine Thräne mitten in eine Rose, deren Farbe noch naß war, sie schaute auf und verließ die Arbeit, dann trocknete sie die Thräne auf; sie mußte die ganze Rose neu malen.

Am Tage vor der Taufe dictirte Walpurga der Gräfin Irma den ersten Brief:

„Morgen ist Sonntag und da will ich auch bei Euch sein. Im Gedanken bin ich es immer. Ich meine, es wären schon sieben Jahre, daß ich von daheim fort bin. Hier ist der Tag so lang und im Schloß sind mehr Menschen, als dreimal in unsere Kirche hineingehen. Hier sind sehr viele Knechte im Haus, die verheirathet sind und auch wieder Dienstboten haben, es sind lauter schöne große Menschen hier im Schloß in Dienst, die Mamsell Kramer sagt mir, die Herrschaften wollen nur schöne Menschen um sich sehen, und manche sehen gar ehrwürdig aus und reden so zimpfer, wie ein Pfarrer, man heißt sie hier Lakaien, und wenn der König auf einen zugeht, da ducken die Menschen, wie zusammengeknickt, das ist ein Kunststück, sich so klein zu machen und zusammenlegen wie ein Taschenmesser. Ach, und wie viel gute

Bissen hab' ich! Wenn ich nur Euch davon schicken könnte.' Ich freue mich nur, daß wir in vier Wochen auf das Landschloß fahren und dort bleiben bis in den Herbst hinein. Wie geht es nur meinem Kind, und Dir Hansei, und Dir, Mutter, und auch Dir, Stasi? In der Nacht, wenn ich schlafe, bin ich immer noch daheim. Ich kann aber nicht viel schlafen, mein Prinz ist ein wahrer Nachtwächter, und der Leibdoctor hat gesagt, ich dürft' ihn nicht so viel schreien lassen, wie daheim die Burgei. Aber eine gute Stimme hat er, und morgen ist die Taufe. Der Bruder von der Königin und seine Frau stehen Gevatter und noch viel Prinzen und Prinzessinnen. Ich hab' auch schöne neue Kleider bekommen und zwei grüne Hüte mit goldenen Borten und zwei silberne Ketten für das Mieder und das darf ich Alles mitnehmen, wenn ich heimkomme. Es dauert aber noch lang bis dahin. Wenn jede Woche so lang ist wie die vergangene, dann bin ich siebenhundert Jahre alt, wenn ich heimkomme. Lustig bin ich auch wieder. Anfangs ist es mir gewesen, wie wenn ich das Schreien von der Kuh in unserem Stall hörte.

Die Euch das schreibt, ist die Gräfin Wildenort von drüben über dem Gamsbühel her, sie ist eine ganz gute Freundin von mir. Sie hat den Vater selig auch noch gekannt, und Du, Mutter, kennst ja auch ihre Familie.

Und Hansei, ich muß Dir was sagen. Laß Dich nicht zu viel mit dem Gemswirth ein, das ist ein Schelm, der Dir das Geld aus dem Sack schwätzt. Und es giebt überall gute Menschen und auch schlechte, daheim und hier. Und der Leibarzt sagt mir, Ihr sollt unserer Kuh kein Grünfutter geben, nichts als Heu, sonst bekommt die Milch dem Kind nicht gut.

Ich lerne jetzt auch selbst schreiben, ich lerne überhaupt hier viel.

Und saget mir auch, was die Leute sagen, daß ich so schnell fort bin und mich zu dem entschlossen habe.

Es liegt mir aber nichts daran, was die Leute sagen. Ich weiß, daß ich rechtschaffen thue für mein Kind und für meinen Mann und für meine Mutter.

Und, liebe Mutter, nehmt Euch eine Magd ins Haus, wir können sie ja jetzt bezahlen.

Und Hansei! laß dir vom Gemswirth Dein Geld nicht aus der Tasche schwätzen. Leg's auf sichere Hypothek an, bis wir einen Acker kaufen können, oder zwei.

Und vergesset nicht: am Mittwoch ist der Todestag vom Vater und da lasset ihm eine Messe lesen.

Wir haben hier die Kirche im Haus und ich höre jeden Morgen auf dem Gang die Orgel. Morgen ist ein großer Tag und ich bleibe Eure getreue

Walpurga Andermatten.

Ich schicke hier ein Häubchen für mein Kind, das setzet ihm jeden Sonntag auf. Ich grüße Euch Alle viele tausendmal und verbleibe

Eure

Walpurga."

Sechzehntes Capitel.

„O wie schön! wie wunderschön! Ist denn das Alles mein? Bin ich denn das? Bist Du's? die Walpurga von der Gstadelhütte am See? Was die sich einbildet!"

Mit solchen und noch übermüthigeren Ausrufungen stand Walpurga vor dem lebensgroßen Spiegel und war so entzückt, daß Mamsell Kramer sie halten mußte, damit sie nicht in den Spiegel hineinsprang und die Figur da drin umhalste.

Die neuen Kleider vom Hofschneider waren gekommen. Man kann nicht sagen, was schöner ist, das Mieder, der Rock, das Goller, das Hemd mit den kurzen weiten Aermeln — aber nein! der grüne, schmalkrempige Hut mit Blumenbusch und Goldschnur, daran die beiden goldenen Trobbeln, der ist doch noch das Schönste, er sitzt, wie aufgegossen, und man meint, man hat gar nichts auf dem Kopf, so leicht ist er! Jetzt noch ein bischen besser links, so — beim Blitz! Du bist schön! die Leute haben Recht! — Sie stemmte die Hände in die Seiten und drehte sich um und um und tanzte im Zimmer umher wie besessen, und dann stand sie

wieder vor dem Spiegel, und starrte hinein, lautlos, wie verloren. —

Ja, der Spiegel! Walpurga hatte in ihrem ganzen Leben noch nie ihre volle Gestalt gesehen von Kopf bis Fuß. Was sieht man in so einem Batzenspiegel daheim? Kaum das Gesicht und ein Stückchen vom Hals!

Sie faßte sich um den Hals, den jetzt eine siebenreihige Granatschnur mit einer Agraffe vorn umschloß. Und wie gescheidt ist die Mamsell Kramer! was kann die für Künste! Sie hatte noch einen auf Rollen laufenden großen Spiegel hinter sie gestellt, und jetzt kann Walpurga auch sehen, wie sie von rückwärts ausschaut, um und um! O was können die Menschen für Künste! Was weiß man da draußen von der Welt? Nichts, gar nichts, und von sich selber erst recht nichts!

„Also so schaut die Walpurga aus? So kommt sie daher, wenn die Leute ihr nachsehen? So von der Seite und so von der andern? Ich muß sagen, Du gefällst mir; bist gar nicht uneben! Also das ist die Frau von Hansei? Er kann zufrieden sein und er ist brav und gut und hat sie mit Treuen verdient.“

So sprach Walpurga mit sich, ein wundersamer Wirbel hatte sie erfaßt; sie hatte zum Erstenmal in ihrem Leben sich selbst ganz gesehen.

Der erste fremde Mensch, der sie so sah, war der Lakai Baum.

Baum ging immer in Schuhen ohne Absätze, und trat dabei mit dem ganzen Fuße auf, so daß man ihn nicht kommen hörte; er kam überall hin so bescheiden, als ob er nicht stören wollte, aber er verräth nie etwas, und er ist zu Allem zu gebrauchen.

„Ei, wie schön!“ rief er und war ganz starr vor Bewunderung.

„Er hat mich gar nicht schön zu finden! Er ist ein verheiratheter Mann und ich bin eine verheirathete Frau!“ sagte Walpurga; ihre eigene Stimme kam ihr fremd vor.

„Der Herr Oberhofmarschall befehlen,“ sagte Baum, als ob er früher nichts vorgebracht und nichts gehört hätte, in ordonnanzmäßigem Tone — „die Amme soll, wenn Seine königliche Hoheit

der Kronprinz schlafen, sofort in die Schloß-Capelle kommen; es wird jetzt Probe gehalten."

„Ich habe meine Kleider schon hier anprobirt," erwiderte Walpurga.

Der Lakai erklärte, daß es sich nicht um Kleideranprobiren handle, sondern daß sämmtliche Theilnehmer, mit Ausnahme der Allerhöchsten Herrschaften, die Ordnung des Zuges bei der großen Feier vorher probiren, damit morgen Alles ohne Störung vor sich gehe.

Walpurga ging mit Baum.

Im großen Thronsaal waren die Herren und Damen vom Hofe versammelt, und es war ein wirres Durcheinandersprechen, das von der hohen Wölbung seltsam widertönte. Als Walpurga eintrat, hörte sie vielfach wispern. — Manche sagten auf Französisch, Manche aber auch gradaus Deutsch, die Amme sei ein Prachtstück von einer Hochlands-Bäuerin. Walpurga lächelte nach allen Seiten hin, ganz frei.

Jetzt stellte sich der Oberhofmarschall, der einen Stock mit goldenem Knopfe in der Hand trug, auf die unterste Stufe des Thrones, der mit einem Hermelinmantel verdeckt war. Er stieß mit dem Stocke dreimal auf den Boden, dann hielt er den Stock unter dem Knaufe hoch. Die Anwesenden hatten bereits einen gedruckten Zettel in der Hand; auch Walpurga erhielt einen solchen. Der Oberhofmarschall verlas ihn noch einmal, und schärfte genaueste Innehaltung des Programms ein. Der Zug ging nun durch die Bildergallerie und den Ahnensaal in die Capelle. Im Vorhofe derselben war es wie in einem Zaubergarten voll großer fremder Bäume und stark duftender Blumen; auch die Capelle war mit Bäumen und Blumen verziert, und oben an der Decke flogen Engel in der Luft herum.

Die Oberhofmeisterin, die heute noch strenger aussah, als an jenem ersten Abend, war in voller Amtsthätigkeit; jetzt ist nicht Zeit zum Kranksein.

Sie schärfte Walpurga, die neben ihr ging, nachdrücklich ein, den Prinzen ja recht behutsam zu tragen und wenn sie ihn am Altar

in die Arme des Pathen lege, ihre Arme nicht eher zurückzuziehen, als bis sie ganz sicher sei, daß der Pathe den Prinzen festhalte.

„Das versteht sich von selbst, so dumm bin ich doch nicht!" sagte Walpurga.

„Ich verlange keine Antwort." Die Oberhofmeisterin war bös auf Walpurga; sie wollte eigentlich bös auf die Königin sein, weil diese die arme Magd so verwöhnte, aber man kann der Walpurga doch eher entgelten lassen, was nicht recht ist, als dahinauf der Allerhöchsten.

Alle Gruppen plauderten mit einander, als ob man auf einem Tanzboden wäre, ja man hörte oft sogar helles Lachen.

Der Oberhofmarschall stellte sich am Altar auf, rief die Einzelnen an und fragte, ob Alles richtig stehe. Mit Lachen wurde von da und dort Ja geantwortet.

Walpurga schaute jetzt zum Erstenmal am hellen Tag zu dem Marienbilde auf, das sie am Abend ihrer Ankunft beim Schein der ewigen Lampe gesehen hatte, und sie sagte fast laut zu dem Bilde hinauf: „Du mußt auch zusehen Probe halten." — Jetzt verstand sie, was Mamsell Kramer gesagt hatte: es wird den hohen Herrschaften Alles vorher gekocht und angerichtet und richtig gestellt. Darf man das aber auch mit einer heiligen Handlung? Es muß doch sein, sonst thäte man's nicht. Und der Hofcaplan ist ja auch dabei, freilich nicht im Kirchengewand; er spricht, wie wenn er auf der Straße wäre, mit dem Oberhofmarschall, und jetzt nimmt er eine Prise aus seiner goldenen Dose.

Also das ist die Probe, dachte Walpurga immer vor sich hin, als die Oberhofmeisterin ihr gesagt hatte, sie könne gehen, sie wisse jetzt den Ort, wo sie sich aufzustellen habe. Sie befahl ihr noch, morgen weißbaumwollene Handschuhe anzuziehen; sie werde ihr mehrere Paare schicken lassen.

Walpurga ging durch den Thronsaal zurück, und dann durch die Bildergallerie; sie schaute sich nicht um, sie ging weiter durch viele Gemächer, und plötzlich stand sie vor einem dunklen, großen Zimmer. Die Thüre stand offen, aber man sah nicht, wohin das führt. Sie kehrte erschreckt um. Sie hatte sich verirrt. Ueberall

war's so still, als ob sie aus der Welt draußen wäre. Sie sieht durchs Fenster, da ist eine Straße, die sie gar nicht kennt, sie weiß nicht, wo sie ist, sie eilt weiter, sieht aus der Ferne an den Wänden wunderbare Menschen und Thiere und Gegenden, und plötzlich schreit sie laut auf — der lebendige leibhaftige, pechschwarze Teufel kommt auf sie zu und fletscht die Zähne.

„Lieber Gott! verzeih' mir meine Sünden. Ich will gewiß nicht wieder stolz und eitel, ich will brav und gut sein!" schreit sie laut auf und streckt die Hände vor sich hin.

„Was schreist Du so? — Wer bist Du?" ruft der Teufel.

„Ich bin die Walpurga vom See, und hab' daheim ein Kind und einen Mann und eine Mutter, sie haben mich geholt, ich soll die Amme vom Kronprinzen sein, ich hab's aber nicht gewollt —"

„So? Du bist die Amme? Du gefällst mir."

„Ich will Dir aber nicht gefallen. Ich will Niemand gefallen. Ich hab' meinen Mann, und will weiter von Niemand was."

Der Schwarze lachte laut auf.

„Was thust Du da in den Gemächern meines Herrn?"

„Wer ist Dein Herr? Ich will nichts von Deinem Herrn! Ich und alle guten Geister loben Gott den Herrn! Sag' an, was ist Dein Begehr?"

„Du dumme Einfalt! Mein Herr ist ja der Bruder von der Königin, und ich bin gestern Abend mit ihm hiehergekommen; ich bin sein Kammerdiener."

Walpurga konnte noch immer nicht fassen, wie das zugeht. Jetzt kam glücklicherweise der Herzog in Begleitung des Königs aus dem Gemache.

Der Herzog fragte den Mohren in englischer Sprache, was hier vorgegangen sei, und der Mohr erzählte ebenfalls englisch, wie ihn die Bauersfrau für den leibhaftigen Teufel gehalten habe; der Herzog und der König lachten laut.

„Wie kommst Du hieher?" fragte der König.

„Ich hab' mich von der Capelle aus verirrt!" erwiederte Walpurga. „Mein Kind wird schreien — ich bitte, führt mich gleich zu ihm."

Der König winkte einem herzutretenden Lakaien, sie nach ihren Gemächern zu führen, und als sie davonging, hörte sie, wie der Oheim, der doch der Hauptgevatter ist, sagte:

„Das ist eine kräftige Milchkuh aus dem Hochland."

Als sie wieder in ihrem Zimmer war und sich im großen Spiegel sah, sagte sie zu ihrem Ebenbilde:

„Du bist nichts als eine Kuh, die schwätzen kann und der man Kleider anzieht. So. Geschieht dir recht! Jetzt hast dein Sach'!"

Siebenzehntes Capitel.

Die Nacht war schlimm. Der Kronprinz spürte den Schreck, den der Mohr des Oheims seiner Nährmutter eingejagt hatte. Der Hofarzt ging immer ab und zu und wachte im Nebenzimmer. Er gab Mamsell Kramer den Befehl, daß künftig ohne seine Genehmigung die Amme nicht aus dem Zimmer gehen dürfe.

Walpurga war diese Gefangenschaft recht, sie wollte von der ganzen Welt nichts mehr wissen; ihre Pflicht gegen das Kind, die Liebe zu ihm erfüllte ihre Seele, und als sie auf dem Sopha lag, gelobte sie zu Gott, an nichts Anderes mehr zu denken. Sie schaute hinüber nach den neuen Kleidern, die auf dem großen Tisch noch ausgebreitet lagen, und schüttelte den Kopf; der ganze Plunder war ihr jetzt gleichgiltig, fast verhaßt, denn er hatte zu Bösem verleitet; aber die Strafe war schnell gekommen.

Walpurga hatte nur kurzen und oft unterbrochenen Schlaf, und wenn sie die Augen schloß, sah sie sich immer von hinten ganz deutlich, und der Mohr verfolgte sie. Erst gegen Morgen fand sie und das Kind mehrstündigen ruhigen Schlaf. Die große Feierlichkeit konnte zur festgesetzten Zeit vollzogen werden.

Als Baum die schönen Kissen und die brokatne, mit zwei wilden Thieren gestickte Decke brachte, sagte er im Vorbeigehen leise zu Walpurga:

„Halt Dich tapfer, daß Du nicht mehr krank wirst. So wie Du wieder krank wirst, lohnt man Dich zur Stunde ab und

schickt Dich fort. Ich meine es gut mit Dir, darum sag' ich Dir das."

Er sprach ruhig und leise, er verzog keine Miene dabei, denn Mamsell Kramer sollte nichts merken.

Walpurga schaute ihm betroffen nach, und Baum sah auch heute in dem grauleinenen Interimsgewand gar sonderbar aus.

„Also fortgeschickt wirst Du, wenn Du krank wirst?" dachte Walpurga still. „Eine Kuh bin ich! Da haben sie Recht. Eine Kuh giebt man aus dem Stall, wenn sie gelt ist."

„Ich und Du und Müllers Kuh" — sagte sie zu dem Prinzen, als sie ihn wieder an die Brust legte, und lachte und scherzte und sang:

„Güggerü-güh
Z' Morgens um drü,
Z' Morgens um viere
Schlafen alle Thiere.

Ein's im Kloster, ein's im Schloß,
Wo man saure Rüben kocht,
Wo man süße Mandeln ißt
Und die kleinen Kinder nicht vergißt."

Noch viel wollte Walpurga singen und sagen, aber heute war viel Laufen ab und zu in den Prinzengemächern; selbst die Oberhofmeisterin kam und sagte zu Walpurga:

„Nicht wahr, Ihr habt allerlei geheime Mittel, die Ihr zum Segen für das Kind unter das Kissen legt?"

„Ja, da wär' ein Mistelzweig gut, und auch ein Nagel, den ein Roß aus dem Hufeisen verloren hat, daheim hätt' ich schon, aber hier hab' ich nichts so!"

Mit großem Stolze gab Walpurga Kunde von den geheimen Zaubermitteln, die sie wisse; sie erschrak aber, als sie statt lächelnder Mienen das Antlitz der Oberhofmeisterin sah, das noch einmal so lang und streng wurde.

„Mamsell Kramer," sagte sie, „ich mache Sie verantwortlich, daß die Bäuerin nichts von ihrem abergläubischen Unsinn mit dem Kinde treibt."

Walpurga erhielt gar keinen Befehl und sie, die sich eingeredet hatte, die erste Person im Schlosse zu sein, empfand zum Erstenmal wie das ist, so über sich wegsprechen zu lassen, als ob man nichts als leere Luft wäre.

„Ich ärgere mich aber doch nicht, ich thue Dir den Gefallen nicht, daß ich krank werde und Du mich wegschicken kannst," sagte Walpurga hinter der weggehenden Oberhofmeisterin drein und lachte sie aus.

Nun aber kam eine wirklich schöne Stunde. Es kamen zwei Mädchen, die den Prinzen kleideten, auch Walpurga ließ sich von ihnen ankleiden; sie gefiel sich darin, sich so bedienen zu lassen.

Die Glocken läuteten in der ganzen Stadt und die Glocken auf dem Schloßthurm sprachen alle mit, und der Ton durchzitterte das weitläufige Gebäude. Jetzt kam auch Baum. Er sah prächtig aus. Die reichgestickte Gala-Uniform mit den silbernen Fangschnüren, die rothe goldgestickte Weste, die silberplüschenen kurzen Hosen, die weißen Strümpfe und Schnallenschuhe, Alles war wie aus einem Zauberschranke und Baum wußte, wie stattlich er aussah. Er schmunzelte, als Walpurga ihn groß anstarrte; er wußte, was dieser Blick bedeutet. Aber er kann warten.

„Man muß nicht vorschnell ernten wollen!" hat der Oberkämmerer der Baronin Steigeneck oft gesagt, und der versteht's.

Baum meldete einen Kammerherrn und zwei Pagen. Sie traten bald ein.

Man hörte im Nebensaale schwere Schritte und Commandoworte, ein Diener öffnete die Thüre, ein Commando des Cürassier-Regimentes, bei dem der Prinz eintritt, sobald er einen Namen hat, kam ebenfalls ins Gemach.

Pünktlich setzte sich der Zug mit dem Prinzen in Bewegung. Der Kammerherr ging voran, die Pagen hinter Mamsell Kramer und Walpurga. Es war gut, daß Baum neben ihr ging, denn sie war in einer Verschüchterung, daß sie, wie Hülfe suchend, um sich schaute. Baum verstand das und sagte leise: „Halt Dich tapfer, Walpurga!" Sie nickte dankend, sie konnte kein Wort reden. Durch eine Hecke von Cürassieren, die die Säbel gezückt hatten und

in den glänzenden Panzern wie leblos dastanden, trug Walpurga das Kind und plötzlich ging ihr durch den Sinn, wo sie am vergangenen Sonntag um diese Stunde gewesen; der sonnenbeschienene See glänzte vor ihr auf. Wenn nur Hansei das auch sehen könnte! Und Franz, der Sohn des Schneiders Schneck ist auch bei den Cürassieren, vielleicht ist er unter den Leblosen; sie leben doch Alle, ihre Augen leuchten. Sie blickte auf, sie erkannte den Sohn des Schneiders Schneck nicht, und doch stand er mit in dem Spalier.

Der Zug des Prinzen mit dem Geleite ging nach der sogenannten großen Mittelgallerie. Dort versammelte sich der Kern des großen Zuges.

Walpurga erhielt den Befehl, sich mit dem Prinzen auf der untersten Stufe des Thrones niederzusetzen.

Da saß sie nun und schaute um und um in ein Wogen von Glanz und Pracht, von schöngestickten Kleidern, von Blumen auf den Köpfen der Frauen, von Edelsteinen, die flimmerten wie Thautropfen auf einer Wiese am Morgen.

„Guten Morgen, Walpurga! Bleib' nur sitzen!" redete sie eine holde Stimme an. Es war Gräfin Irma, die sich ihr genähert hatte. Aber kaum hatte sie einige Worte gesprochen, als der Stab des Oberhofmarschalls dreimal auf den Boden klopfte und der diamanten besetzte Goldknopf blitzte.

Aus dem Seitengemach schritten Hellebardiere mit bunten Federbüschen auf dem Kopfe.

Jetzt kam der König. Er trug den Helm in der linken Hand an die Seite gestemmt, sein Antlitz strahlte in freudigem Ernste.

Neben ihm ging die Herzogin, eine diamantene Krone auf dem Haupte und angethan mit einem langen seidenen Schleppkleide, das zwei Pagen trugen; hinterdrein großes glänzendes Gefolge.

Schnell war Irma zu ihrer Gruppe geeilt. Die Glocken dröhnten; der Zug setzte sich in Bewegung. Am Eingange der Schloßcapelle nahm die Herzogin der Amme das Kind ab und trug es bis zum Altar, wo die Priester in Prachtgewändern harrten und unzählige Kerzen brannten.

Walpurga ging wie beraubt hinterdrein — es war ihr, wie

wenn man ihr nicht nur alle Kleider vom Leib, sondern den Leib von der Seele weggerissen. Das Kind mochte auch fühlen, was ihm geschehen, denn es schrie laut, aber sein Schreien wurde übertönt, denn vom Empor herab brauste die Orgel und schallte Gesang, und wie aus dem Boden herauf donnerte es dumpf krachend. Es hatte nicht des Befehls zum Niederknien am Altar bedurft; Walpurga that es von selbst.

Das ist ein Singen und Donnern und Dröhnen. Die Welt geht unter! Alles vorbei! Die gemalten Engel an der Decke singen, die Säulen singen — jetzt ist die Ewigkeit da!

Plötzlich trat wieder Stille ein.

Das Kind erhielt seinen Namen, nicht Einen, es waren deren acht; ein ganzes Stück Kalender wurde ausgeleert für das Kind.

Von nun an aber wußte Walpurga nichts mehr.

Erst als sie wieder mit Mamsell Kramer auf dem Zimmer war, fragte sie:

„Ja, wie heiß' ich denn jetzt meinen Prinzen?"

„Das wissen wir Alle noch nicht. Er behält drei Namen bis zu seiner Thronbesteigung, dann wählt er sich einen davon aus, und auf diesen Namen regiert er und danach schlägt man die Münzen."

„Du," sagte Walpurga zu dem Kinde, „Du, ich will Dir was sagen, merk' Dir's: Den ersten Ducaten, den Du mit Deinem Namen und Bild prägen läßt, den schickst Du mir! — Sehen Sie, wie er mir die Hand drauf giebt?" rief sie aufjauchzend, da das Kind nach ihrer Hand faßte. „O Du Sonntagskind! Die Oberhofmeisterin soll's nur Aberglauben schelten; aber da zeigt sich's. Ich bin eine Kuh und Du bist ein Sonntagskind, und die Sonntagskinder verstehen die Sprache der Thiere, aber alle Jahr nur Einmal, um Mitternacht am heiligen Abend; aber Du bist ja ein Prinz, Du kannst gewiß noch mehr!"

Walpurga wurde ins Gemach der Königin gerufen. Hier war's wieder so schön und still wie in einer funkelnden Zauberhöhle; von dem Gelärm droben in der Welt merkt man hier gar nichts. Die Königin sagte:

„Dort auf dem Tische die Rolle — es sind hundert Goldstücke darin — das ist Dein Taufgeschenk von meinem Bruder und den andern Pathen. Macht Dich das glücklich?"

„O, Frau Königin! Wenn auf jedem Goldstück der Mund von dem Mann, der da abgemalt ist, sprechen könnte, alle hundert könnten nicht sagen, wie glücklich ich bin. Das ist zu viel, dafür kann man ja unser halbes Dorf kaufen! dafür kann man . . ."

„Sei nur immer ruhig! halte Dich still! Komm her, hier hast Du von mir noch was Besonderes! Dieser kleine Ring soll Dich immer an mich erinnern und Deine Hand soll dadurch meine Hand sein, die dem Kinde Gutes thut."

„O, Frau Königin! Sie sind doch glücklich, daß Sie gleich, wenn es Ihnen so selig zu Herzen ist, Alles sagen, und so Großes und Gutes thun können. Gott muß Sie doch recht lieb haben, daß er durch Ihre Hand so viel Gutes thun läßt. Ich sag' Ihnen Dank, und ich sag' tausendmal Dank dem, der's Ihnen gegeben hat!"

„Walpurga, das thut mir wohler, als Alles, was der Erzbischof und Alle mir gesagt haben. Ich werde es Dir gedenken!"

„Ich weiß nicht, was ich gesagt hab' — aber es kommt Alles von Dir! Wenn man so bei Dir ist, da wird Einem, weiß nicht wie! Mir ist's, als ob ich im Allerheiligsten von der Kirche drin stünde. O, was für ein himmlischer Mensch bist Du, ein echter guter Herzmensch! Ich will's Deinem Kinde sagen, wenn's auch noch nicht versteht, es wird's schon spüren, und es kriegt lauter gute Gedanken zu Dir von mir! Ich bitt' Dich im voraus, verzeih' mir, wenn ich je Dich mit einem Gedanken beleidige, und wenn ich was verunschicke —" Sie konnte nicht weiter reden —

Die Königin winkte ihr, still zu sein, und reichte ihr die Hand; die Beiden sprachen kein Wort mehr. Es zogen in Wahrheit Engel durch die stille Stube.

Walpurga ging wieder fort. Sie sah allen den Hofherren frei ins Gesicht, und doch war sie nicht keck; die andern Menschen waren nur nicht da für sie.

Als sie wieder bei dem Kinde war, sagte sie:

„Ja, trinke Du nur meine Seele aus! Es soll Alles Dein sein!

Wenn Du nicht ein Mensch wirst, an dem Gott und die Welt Freude haben, so bist Du nicht werth, so eine Mutter zu haben!"

Mamsell Kramer sah Walpurga verwundert an. Aber diese hatte keine Lust, zu erklären, was mit ihr vorging; sie saß still, als höre sie noch die Orgel in der Capelle und von der Decke die Engel singen; und doch war's lautlos in der Stube.

„Du bist's nicht, was mich so glücklich macht," sagte sie endlich, als sie das Geld wieder ansah. „So muß es sein, wenn man in den Himmel kommt, und unser Herrgott sagt: Ist recht, daß du da bist! — Ach, wenn ich nur fliegen könnte, in den Himmel hinein. Ich weiß gar nicht, was ich mit mir anfangen soll."

Sie riß sich alle Kleider auf; es war ihr zu eng in der Welt.

„Gottlob, daß der Tag vorbei ist!" sagte Walpurga, als sie sich am Abend zur Ruhe legte. „Es ist ein schwerer Tag gewesen, aber schön, so schön kommt keiner mehr!"

Achzehntes Capitel.

(Irma an ihre Freundin Emmy.)

. . . Wie ich mir in der großen Welt gefalle? Die große Welt, liebe Emmy, ist nur eine kleine. Ich verstehe aber, warum man es große Welt nennt. Es ist ein Himmelreich für sich. Da gehen täglich zwei Sonnen auf, die Majestäten; ein huldvoller Blick, ein verbindliches Wort des Einen oder des Andern macht hellen Tag, ein Ignoriren trübes Wetter.

Die Königin lebt in einer exclusiven Empfindungswelt und möchte gern Jeden emporziehen in ihre gehobene Stimmung, es ist etwas nachgeborner Jean Paul in ihr, lianenhaft, Morgenroth und Abendroth der Gefühle, nie weißes Tageslicht; sie ist äußerst huldsam gegen mich, aber wir fühlen's doch einander an: es ist etwas in ihr und mir, was keine Consonanz hat.

Ich weiß nicht, warum ich jetzt so oft an einen Spruch meines Vaters denke: Wenn Du mit einem Menschen gut bist, freundlich,

ja sogar herzlich — denke Dir aus, wie er sein würde, wenn ihr euch entzweit oder gar verfeindet.

Diese Vorstellung verfolgt mich wie ein Gespenst, ich weiß nicht warum. Es ist gewiß ein Dämon, der mich verfolgt.

Sie halten mich hier Alle für unendlich naiv, weil ich den Muth habe, selbst zu denken. Ich bin nur nicht mit Brille und Schnürleib der Tradition geboren. Die Menschen kleiden sich auch innerlich, wie es die Mode heischt. Am besten gefällt mir die Oberhofmeisterin, sie ist das wandelnde Gesetz mit sehr behutsam aufgelegtem poudre de riz. Die Damen hier spotten darüber. Ich finde diejenigen eher bemitleidenswerth, die Schönheitsmittel anwenden müssen. Ach, Emmy, Du glaubst gar nicht, wie viele Menschen entsetzlich langweilig sind und sich langweilen, wenn sie nicht medisiren können. Nur wenig Menschen verstehen gesund lustig zu sein. Doch, ich wollte Dir von der Gräfin Brinkenstein erzählen.

Schade, daß ich Dir die Vorlesung, die sie mir über Etikette gehalten, nicht wörtlich mittheilen kann. Es war viel Schönes darin. Sie sagt: über Etikette dürfe man ebensowenig denken wie über Religion; mit Raisonniren beginne da und dort Ketzerei und Abfall; man müsse glücklich sein, Gesetze zu haben, statt sie erst zu machen.

Die Brinkenstein giebt auch Lehren à propos, wie weiland der Pflastertreter Sokrates. Im Park auf dem Sommerschlosse hat man auf einem Felsenvorsprung eine schöne Aussicht; rings um den Felsen ist ein eisernes Gitter. „Sehen Sie, liebe Gräfin," sagte die Oberpriesterin der Etikette zu mir — sie scheint mich in Affection genommen zu haben — „weil wir wissen, daß dort ein Gitter ist, können wir hier ruhig sitzen; sonst hielten wir's vor Schwindel nicht aus. Das sind die strengen Hofgesetze. Thun sie das Gitter weg, und Sie haben jeden Tag einen Sturz zu beklagen."

Der König unterhält sich gern mit der Brinkenstein, er liebt das Gemessene, aber auch das heiter Freie. Die Königin ist zu seriös, ewiger Orgelton; aber nach der Orgel kann man nicht tanzen, und wir sind jung und tanzen gern und oft. Die Brinkenstein

muß mich dem König besonders gerühmt haben, er spricht oft mit mir, und in einer Art, die deutlich sagt: es ist unzweifelhaft, daß wir einander vollkommen verstehen.

Den 1. Juni, Nachts.

Schade, liebe Emmy, daß mein Geschreibe da oben kein Datum hat. Ich weiß nun nicht mehr, wann ich das geschrieben. Lang ist es her! heißt es in dem schönen schottischen Liede.

Du hast Recht, wenn Du mir vorwirfst, ich schreibe meine Briefe nur für mich, nicht für den Adressaten; immer nur, wenn mir's Bedürfniß ist, nicht wenn Du Nachricht wünschest. Aber Du hast Unrecht, wenn Du darin Egoismus findest. Das ist es nicht. Ich bin kein Egoist. Das Gegenwärtige faßt mich so ganz. Ach! warum bist Du nicht da? Täglich, nächtlich, stündlich . . .

Ich will mich aber im Briefschreiben bessern. Ich zweifle, daß ich's kann, aber ich will . . .

Der König zeichnet mich besonders aus und die Gunst des ganzen Hofes fliegt mir zu. Wenn nur der Dämon nicht wäre, der mir immer zuflüstert . . .

Ich schicke Dir hier meine Photographie. Wir tragen jetzt Vogelflügel auf den Hüten. Der König hat diesen Adler selbst geschossen und mir das Stück des Flügels gegeben.

O, diese wunderbaren Tage und Nächte! Wenn man nur nicht schlafen müßte! Ich musicire viel, ich singe jetzt nur noch Schumann, seine Musik wirft einen Zauberschleier über die Seele, einen brennenden und doch so wohlthuenden, und man mag sich herauswinden wie man will, man kommt nicht heraus. Ich hülle mich wonnig hinein!

„Der Himmel hat die Erde geküßt!“ sang ich eben noch spät in der Nacht, ich konnte gar nicht aufhören — Du kennst meine Art, ich wiederhole dasselbe Lied gern fort und fort. Nur kein Potpourri der Empfindung! — Ich lege mich endlich ins Fenster, da — was huscht vorbei? — Ich darf's nicht sagen, will's nicht wissen, wer es war . . . In der Lampe auf meinem Tisch summt es, ein Nachtfalter hat sich darin verbrannt . . . Der Nachtfalter

wollte nicht sterben, er hielt das Licht wohl nur für einen glühenden Blumenkelch und versank darin.

Schöner Tod, in der Sommernacht, unter Gesang, im Licht des Feuerkelchs. —

Gute Nacht!

Den 8. Juni.

Wo ich geh' und steh', bin ich immer erregt, ich weiß nicht warum; oder doch: ich denke immer daran, daß in meiner Schreibmappe diese Zeilen an Dich liegen, meine liebe Emmy. Wenn Jemand am Hofe wüßte, was da steht! Ich habe diese Blätter schon verbrennen wollen. Ich bitte Dich, thue Du's! Nicht wahr, Du thust's? Oder verbirg sie an einem sicheren Ort. Ich kann nicht anders — ich muß Dir Alles mittheilen.

Die Königin ist gar huldreich gegen mich. Eben in ihrer jetzigen Lage hat sie etwas besonders Rührendes, ich möchte sagen, Heiliges.

„Der Mensch ist der Tempel Gottes, und zumal eine junge Mutter, eine junge königliche Mutter!" sagte gestern der Erzbischof, der uns hier besuchte.

Wie erhaben ist das!

Ich sehe nun die Königin ganz anders an. Als sie mir gestern sagte: „Der König spricht mit größter Liebe von Ihnen, Gräfin Irma, das freut mich!" — gepriesen sei die Etikette, daß ich mich niederbeugen und die Hand der Königin küssen durfte.

Ihre Hand ist jetzt so voll und rund . . .

Den 5. Juni.

Die heitersten Stunden sind doch die beim Frühstück. Ich weiß nicht, wie es die Anderen fertig bringen, etwas Alltägliches zu thun nach diesen olympischen Stunden. Ich fliege dann in den schrankenlosen Aether der Musik.

Der König ist sehr gütig zu mir. Er ist eine edle tiefe Natur. Als ich gestern mit ihm durch den Park ging und wir so prächtig gleichen Schritt hielten, sagte er:

„Sie sind mir wie der gute Kamerad — wir gehen im gleichen Schritt und Tritt. So ging noch nie eine Frau mit mir. Mit

der Königin muß ich meiner gewöhnlichen Gangart immer Zwang anthun."

„Das ist wol nur jetzt?"

„Nein, immer. Erlauben Sie, daß ich, wenn wir allein sind, Sie meinen guten Kameraden nenne?"

Wir standen still, wie zwei Kinder, die sich im Walde verirrt haben, und plötzlich nicht mehr wissen, wo sie sind.

„Wir wollen umkehren!" konnte ich nur noch sagen.

Wir kehrten nach dem Schlosse zurück. Ich bewundere den König, wie er sofort mit dem Minister in die ernstesten Besprechungen eintreten konnte. Das vermag doch nur eine große Erziehung und ein eingeborner bedeutender Geist.

Noch Eins. Ich will es einstweilen bei Dir niederlegen.

Ich hätte dem König gern gesagt, daß die Königin wie ich glaube, einen Schritt thun will, der schwere Folgen haben kann für ihn, für sie und wer weiß für wen sonst noch. Aber ich hatte nicht den Muth, jetzt von der Königin zu sprechen, und der Leibarzt hat mir auch allen Muth genommen, in dieser Sache etwas zu thun. Ich weiß, ich spreche Dir in Räthseln — ich werde Dir später erklären, was ich meine, erinnere mich daran — es muß sich in wenigen Wochen entscheiden.

Die Königin hat mir über diese Sache nichts vertraut, ich dürfte frei reden, ich habe Alles nur combinirt. — Doch genug, ich will Dich nicht mit Räthseln plagen.

Mein liebster Freund ist aber doch der Leibarzt, eine große Natur, und noch größer durch Cultur. Er ist zu jedem Moment auf der Höhe seiner selbst. Ich habe ihn noch nie zerfahren, verloren oder unsicher gesehen. Das altväterische Wort „weise" ist auf ihn anwendbar. Er liebt das Geistreiche nicht, denn er ist weise. Und dabei hat er eine sehr zutreffende, deckende Ausdrucksart und schöne Hände, die eigentliche Priesterhand, wie zum Segnen gebildet; er ist immer ebenmäßig, nie extrem; und was das Schönste ist, er gebraucht nie einen Superlativ. Ich sagte ihm das einmal; er stimmte mir bei und fügte hinzu: „Ich möchte der Welt für die nächsten fünfzig Jahre jeden Superlativ verbieten; das würde

die Menschen zwingen, einfacher und bestimmter zu denken und zu empfinden.“ — Findest Du nicht auch, liebe Emmy, daß das vollkommen wahr ist? Wir wollen einen Antisuperlativ-Verein gründen. Ich bewundere den Mann, ich werde ihm aber nie ganz nachfolgen können. Durch ihn aber hab' ich glauben gelernt, daß es in der Welt hohe Weise gegeben hat. Er war, als er noch Militärarzt, der Freund meines Vaters, war dann Professor in der Schweiz, und ist jetzt seit achtzehn Jahren hier Leibarzt. Der Mann würde Dir gefallen; ihn zu kennen ist Lebensbereicherung. Wenn ich Dir aufzeichnen wollte, was er spricht, so wäre das nur halb; es gehört seine ganze Persönlichkeit dazu. Er hat den überzeugungsvollen Wahrheitston, eine klangvolle Bruststimme, man sagt, er habe ehedem auch schön gesungen; er ist ein ganzer Mann und liebt mich wie seine Nichte, ich werde Dir noch viel und oft von ihm zu erzählen haben. Am meisten freut mich noch, daß er auch eine gute Dosis Humor hat, der gibt ihm Salz genug, um nicht zu den Süßwassermenschen zu gehören.

Der Oberst Bronnen ist der beste, vielleicht der einzige innige Freund des Leibarztes, und dieser sagte mir vor Kurzem, der Oberst habe in seinem ganzen Wesen viel Aehnlichkeit mit der Jugenderscheinung meines Vaters.

Den 15. Juni.

Ach, wie häßlich ist es doch, wie widerwärtig, wie der Mensch geboren wird und wie er stirbt! Sterben, in den Boden hineingelegt werden; die Augen, die geglänzt, geleuchtet, der Mund, der gelächelt — verwest! Des Menschen Tod ist eine Barbarei. Warum wissen wir vom Tod? Wir müssen unsterblich sein, sonst wär's eine Grausamkeit, uns Menschen allein wissen zu lassen, daß wir sterben müssen. Der Nachtfalter hat nicht gewußt, daß er sterben muß: er hielt das brennende Licht für eine farbenglänzende Blume und starb den Blumenfeuertod.

Wir sind seit gestern Abend in schwerer Sorge um die Königin, um ein doppeltes Leben. Ach, sie war so gut, so engelrein. — — Rein, sie ist, sie wird es bleiben, sie wird leben. Ich habe aus

ganzem Herzen gebetet. Ich will von allen Zweifeln nichts mehr, das Gebet muß helfen.

Als ich heute dem König begegnete, sah er mich kaum an. Das hilft mir. In mir wollte etwas knospen, ich reiße es ab, ich reiße es aus mit der Wurzel; es darf nicht sein! Ich will sein Kamerad sein, sein guter, sein bester.

Mein Clavier, die Musikalien, die Bilder, die Statuetten, mein Vogel — wie sieht mich das Alles jetzt so fremd an! Ein Mensch, ein doppelter Mensch ist in Lebensgefahr. Was ist da der ganze Plunder der Welt? Mit Allem zusammen können wir keinen Menschen retten! Ist die Erbsünde eine Wahrheit, daß der Mensch darum mit Todesschmerzen das Licht erblickt?

Ich möchte ein Buch lesen. Es giebt keines in solcher Noth. Es giebt kein Denken. Nichts, gar nichts! Alle Weisheit aller Bücher ist nichts . . .

Den 16. Juni.

Hallelujah! Ich komme aus der Kirche! Könnte ich Dir nur diese Worte zusingen. Ich habe das Hallelujah gesungen, als müßte ich meine ganze Seele zu Gott hinaufsingen.

Hallelujah!

Alles ist gut!

Ein Kronprinz ist geboren.

Die Königin ist gesund, der König glücklich, die ganze Welt schön und ein blauer Himmel, an dem auch kein Wölkchen, steht über uns.

Gottlob, daß ich so schnell aus der Verwirrung gekommen! Vielleicht redete ich mir sie nur ein. Es war nichts da, gar nichts. Ich verstehe die Huldbezeigungen des Hofes noch nicht, ich bin ein albernes Klosterpflänzchen. Nicht wahr? Ich sehe Dich lachen, ich sehe die Grübchen in Deinen Wangen. Ich küsse Dich!

Ach, Alles ist gut und fromm und heilig und glücklich und —

Wenn ich nur componiren könnte! Jetzt könnte ich eine große Musik machen. In meiner Seele ist ein stummer Beethoven.

Den 18. Juni.

Eine Bäuerin aus dem Gebirge ist Amme des Kronprinzen.

Ich war auf Wunsch des Königs bei ihr. Ich stand an der Wiege des Prinzen. Da kam der König.

Er sagte leise zu mir:

„Es ist Wahrheit, an der Wiege des Kindes steht ein Engel!"

Er legte seine Hand auf die meinige, die auf dem Geländer der Wiege ruhte.

Der König ging. Und denke Dir, was jetzt geschah.

Die Bäuerin, eine frische, muntere Gestalt mit klugen blauen Augen, derb und massiv, eine vollkommene Landschönheit, der ich mich freundlich bezeigte, um sie zu erheitern und kein Heimweh in ihr aufkommen zu lassen, die Bäuerin sagt mir mit dürren Worten ins Gesicht hinein: Du bist eine Ehebrecherin! Du hast mit dem König Liebesblicke gewechselt . . .

Emmy! Wie Recht hattest Du, da Du mir immer sagtest: Du idealisirst Dir das Volk, es ist mindestens ebenso lasterhaft und verdorben wie die große Welt, und hat dabei weder Zügel noch Zaum der Bildung.

Doch — was geht mich die Bäuerin an? Gewisse Figuren sind nur Requisitenstücke.

„Nein! sie ist eine brave verständige Frau. — Sie hat mich um Verzeihung gebeten wegen ihrer Keckheit. Ich bleibe ihr gut. Ja, das bleibe ich.

Den 25. Juni.

Der König bezeigt mir die größte Güte. Noch gestern sagte er mir im Vorbeigehen:

„Wenn Sie einmal ein Geheimniß haben, Gräfin Irma, so machen Sie mich zum Vertrauten!"

Er fühlt recht wohl, daß ich an meinem Bruder keinen heimischen Halt habe, und von meinem Vater so entfernt lebe.

Der Oberst Bronnen, vom Regiment Königin, ist äußerst aufmerksam gegen mich. Er ist sonst ein Mann von großer Zurückhaltung. Ach, ich beneide alle Menschen um ihre Reserve. Ich besitze gar nichts davon, und da schmeichelt man sich, diese ewige Rückhaltlosigkeit sei biedere Ehrlichkeit und sie ist doch nichts als Schwäche.

Bronnen sagt, er empfange bisweilen Briefe von Dir. Ist es möglich, daß ein Gedanke von Dir ins Schloß kommt, der nicht mein ist?

Ich freue mich, daß wir in vierzehn Tagen wieder das Sommerschloß beziehen. Die Städte sollten im Sommer alle verschwinden. Man sollte die Häuser hinausstellen können in Wälder, auf Berge und in Thäler; im Winter könnten sie wieder zusammenkommen.

Gestern Abend, als wir auf der Veranda saßen, gab es viel Spaß, als mein Bruder Bruno uns ausmalte, wie es wäre, wenn durch einen Zauber die vier Füße an allen Bettstellen in der Stadt lebendig würden und kämen daher getrampelt mit ihrem Inhalte und schritten durch die Promenaden. Es war gar possirlich. Freilich war auch Manches dabei, was sich nicht schickte; aber Bruno hat bei all' seiner Ungezogenheit viel Grazie, er wußte das äußerst behutsam und pikant darzustellen.

Ich bin dadurch auf den Gedanken von der Wanderung der Häuser gekommen und habe auch das ausgemalt.

Es war ein heiterer Abend, voll Lachen und Scherz. Mir klingt es noch im Ohr, da ich Dir's jetzt schreibe.

Der König hat einen neuen Spazierstock — er hat eine schöne Sammlung von derlei — und dieser Spazierstock macht mir den Hof. Gleich und gleich gesellt sich gern und ich soll ja geistreich sein, und dieser Spazierstock ist geistreich par excellence. Er heißt Geheimer Legationsrath Baron Schnabelsdorf. Denke Dir einen behäbigen bartlosen Junggesellen, stets tadellos frisirt, die Haare auf seinem Haupte sind gezählt und mit Virtuosität zu einer vollen Frisur wie ein Hahnenbusch aufgesträußelt. Er gilt als staatsmännische Autorität. Er kommt eben aus Rom, war früher der Gesandtschaft in Paris, Madrid und ich glaube auch in Stockholm attachirt; erzählt bequem und gern. Er muß einen dienenden Hausgeist haben, der für ihn studirt, denn er weiß Alles: welchen Schnitt die Aermel der Königin Elisabeth hatten, welche neuen Entdeckungen man in der Milchstraße, und welche Ausgrabungen man in Ninive gemacht; Alles, Alles. Die Herren und Damen machten sich mehrmals den Spaß, einen oder mehrere Artikel im Conversations-Lexikon nachzulesen und das Gespräch

darauf zu lenken; aber der allwissende Baron wußte Datum und Umstände noch genauer. Und immer hat er eine Bonbonnière voll pikanter Anekdoten. Er ist fast beständig um den König; man sagt, er sei zu einer hohen Stellung auserlesen.

Was meinst Du nun? Soll ich den Mann heirathen?

Mein Bruder wünscht es. Er behauptet, Schnabelsdorf habe ihn nicht mit einem Antrag zu mir geschickt, aber ich glaube es doch. — Ich müßte hellauf lachen, wenn ich mit dem gelehrten Spazierstock vor dem Altar stünde. Aber es schmeichelt mir doch, daß ein so grundgelehrter Mann mich zu seinem Ehegespons erkiesen will. Ich muß doch auch überaus gelehrt und geistreich sein. Habe Respekt vor mir.

Tausend Grüße und Küsse von

Deiner ewig verzogenen

Irma.

Nachschrift. Zur Taufe war der Bruder der Königin, der Erbprinz *** mit seiner Gemahlin da. Sie spricht fast gar nicht, aber sie ist schön. Es heißt allgemein, der Erbprinz werde sich von ihr scheiden lassen, da sie kein Kind hat. Wie gräßlich muß es der Armen zu Muthe sein, wenn sie den Erbprinzen liebt, und es scheint in der That. Die Erbprinzessin muß mir meine Neigung für sie angesehen haben. Sie behandelt mich mit ausnehmender Gnade, und ich bin diejenige, mit der sie die meisten Worte gesprochen. Sie will, ich soll auch mit ihr ausreiten. Das Fest war groß und prächtig. Zur Kirche trug ich ein weißes Moiréekleid, den Schleier an der Coiffure befestigt; zur Galatafel — der Kammerherr Baron Schöning führte mich zur Tafel, ich gelte hier für eine dichterische Natur, und der Kammerherr, der mir auch seine Gedichte bereits schenkte (Du kennst sie, er hat seine sublimen Gefühle in den Dialekt des Hochlands maskirt), hält sich gern zu mir, er sprach erschrecklich albernes Zeug bei Tafel — ja, also zur Tafel trug ich ein meergrünes Seidenkleid mit viereckigem Ausschnitt à la Madonna und einen einfachen vollen Ericakranz im Haar. Man sagte mir allgemein, ich hätte schön ausgesehen, und ich glaub's selber.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Das Leben im Schlosse bewegte sich wieder in seinen festen Linien und stetigen Formen. Es wurden keine Bülletins über das Befinden der Königin und des Kronprinzen mehr ausgegeben. Die in Folge des glücklichen Ereignisses erlassene Amnestie wurde im Lande mit großer Befriedigung aufgenommen.

Irma war viel in den Gemächern des Kronprinzen und sie suchte sich in das Gemüth der Bauernfrau zu versetzen, die in ein ganz neues Dasein verpflanzt war; sie erlustigte sich an den possirlichen Bildern und Betrachtungen, die das Weib aus dem Volke von diesem Dasein hatte und weckte damit eine gewisse kecke Umstellung aller Dinge in Walpurga; ihre eigenthümliche Art, die Dinge zu sehen, fand manchen Einklang mit dem weltfremden Wesen Walpurga's und wenn Irma nicht zugegen war, konnte die Amme stundenlang zu dem Kinde sprechen und sie überbot sich dabei in allerlei possirlichen immer sich nicht genügenden Ausdrücken.

Eine tiefe Urwelle von Glück und Zufriedenheit, rechtschaffenem Vorsatz und Allem, was den Menschen echt macht, quoll aus Walpurga's Seele herauf, und floß zu Gedeihen über in das Kind, das sie ans Herz gelegt hatte und das ihr ins Herz wuchs.

Tage vergingen. Mit steter Regelmäßigkeit wurde der Prinz täglich einmal zur Königin gebracht; das war die große Stunde des Tages; dann war wieder stilles gedeihliches Leben in den Gemächern des Neugebornen.

Der Leibarzt erweiterte die gewohnte Ordnung, denn er kam eines Tages und sagte: „Es ist heute ein schöner, windstiller Tag — es wird dem Prinzen wohlthun, wenn wir ihn zum Erstenmal ins Freie schicken. Wir machen es so: um elf Uhr fahren Sie mit Walpurga und dem Prinzen bis zur Nymphen-Allee, dort gehen Sie unter den Tannen mit dem Kinde auf und ab, Sie können sich auch setzen, verweilen eine halbe Stunde, dann kehren Sie zurück und beziehen sogleich die neuen Gemächer. Walpurga, Du hast Dich gut gehalten; bleibe so, laß Dich von nichts aus Deiner Ordnung bringen, und Du wirst uns allen Freude machen und selbst Freude haben."

Walpurga war glücklich.

„Du, wir fahren spazieren!" rief sie, als der Leibarzt weggegangen, dem Kinde wieder zu. „Dir schenkt Gott Alles im Schlaf, aber Du schenkst mir auch immer davon, gelt, Du hast ein gutes Herz? Ich geb' Dir auch mein Herz."

Walpurga hätte noch lange so fort gesprochen, aber Mamsell Kramer warnte, ihr die Wange streichelnd:

„Du hast gleich wieder heiße Backen! Zeige dem Prinzen Deine Liebe mit Ruhe und Folgsamkeit, und nicht mit solch übertriebenen Worten."

„Sie haben Recht," sagte Walpurga. „Es ist wahr. Ich bin sonst nicht so, ich bin immer auch lustig, aber sachte gewesen, nie so wirbelig wie jetzt," begann sie, nachdem sie mehrmals in der Stube auf- und abgegangen und sich endlich ans Fenster gesetzt hatte. „Ich will Ihnen sagen, was mir fehlt."

„So? fehlt Dir etwas?"

„Ja, die Hauptsache. Ich hab' nichts zu thun, ich weiß nicht, was ich mit meinen Händen anfangen soll. So, nichts als schwätzen und aus- und anziehen, essen und trinken, da werd' ich eben dumm. Wenn der Doctor wieder kommt, sagen Sie ihm, er soll mir was zu schaffen geben. Ich will Holz herauftragen oder was es eben zu thun giebt. Jetzt wird im Schloßgarten geheuet, wenn ich dabei sein könnte, da wär' ich wieder frischer. Im Grasmähen ist mir kein Mann zuvorgekommen; der Grubersepp hat's oft ge-

sagt: Das Weibervolk wetzt die Sense siebenmal öfter als die Mannen; bei mir ist das aber nicht gewesen."

„Das wird nicht gehen; aber Du sollst Dir Bewegung machen, dafür werde ich sorgen."

„Komm, Du sollst jetzt in die freie Luft hinaus," wendete sich Walpurga zum Prinzen.

„Käfig auf! Käfig auf! Flieg' fort!
Flieg' in die weite Welt hinein,
Wo mag mein Schatzerl sein?
Käfig auf! Käfig auf! Flieg' fort!

Schade, daß die Vögel nicht mehr singen. Ja, Kind, die singen nur, solang sie Junge im Nest haben; aber ich hab' Dich noch ein ganz Jahr im Nest und singe Dir Lieder, ich kann's besser, als alle Vögel!" Und sie sang:

„Wir beide sein verbunden
Und fest geknüpfet ein,
Glückselig sein die Stunden,
Wo wir beisammen sein.

„Mein Herz trägt eine Ketten,
Die Du mir angelegt,
Und ich wollt' das Leben wetten,
Daß Keiner schwerer trägt."

„Bravo! prächtig!" rief die eintretende Gräfin Irma. „Das Lied will ich lernen, sing' es noch einmal!"

Walpurga sang es noch einmal und schon bei der zweiten Strophe stimmte Irma ein.

„Das Lied paßt eigentlich gar nicht für ein Kind," sagte Walpurga, „aber was weiß so ein Bursch, ob eine Kuh brummt oder ein Vogel singt — das ist ihm Alles Eins! Fahren Sie auch mit uns? Wir fahren heut' spazieren!"

„Ich möchte mit Dir fahren, aber ich darf nicht," erwiderte Gräfin Irma.

„Also, Sie dürfen auch nicht Alles?" fragte Walpurga.

Irma ward betroffen. „Wie meinst Du das?" fragte sie mit scharfem Tone.

„Wenn ich was Dummes gesagt hab', so verzeih'n Sie mir — ich hab' nur sagen wollen: sind Sie auch hier im Dienst, als Hoffräulein?"

„Ja, man kann es so nennen. Alle Menschen müssen dienen, und der König und die Königin müssen Gott dienen."

„Das müssen wir Andern alle auch."

„Ja, aber nicht so schwer, wie Fürsten, die haben eine viel größere Verantwortung. Doch, was red' ich da? Sei froh, daß Du nicht Alles zu wissen brauchst. Ich bringe Dir hier eine Vorschrift und da sollst Du nachschreiben lernen. Ich verdanke Dir schon etwas. Seit ich den Vorsatz habe, Dich schreiben zu lehren, schreibe ich für mich selbst viel deutlicher —"

Irma hielt plötzlich inne; diese Thatsache wurde ihr zum Bilde.

„— denn Du sollst recht gut schreiben lernen," schloß sie.

Baum kam und meldete, der Wagen sei vorgefahren. Irma verabschiedete sich und sagte, sie werde Walpurga im Parke treffen.

Nun ging's die Treppen hinab, Baum öffnete den Kutschenschlag, Mamsel Kramer stieg zuerst ein, nahm Walpurga das Kind ab, bis sie eingestiegen war und es wieder auf die Arme nahm; Baum sprang zum zweiten Lakaien auf den Tritt hinten, die vier Schimmel zogen an, griffen aus, und der Wagen rollte davon.

„Fahren wir denn?" fragte Walpurga.

„Ja wol!"

„Ich mein', wir fliegen; ich hör' ja gar kein Rollen von den Rädern."

„Die hört man auch nicht — die Eisenreifen sind mit Gummi überzogen."

„Die haben also auch so Schlurken an, wie man anziehen muß, wenn man durch die glatten Stuben geht? O Gott, wie gescheidt sind doch die Menschen und wie weiß man so gar nichts da draußen! Es ist wahr, man lebt wie eine Kuh; es ist Alles, daß man nicht Gras frißt! Aber was ist denn das?" schrak sie plötzlich zusammen, „da trommeln sie und da springen die Soldaten heraus! Brennt's wo?"

„Das ist wegen unser, die Wache tritt ins Gewehr, wenn

Eines von den Herrschaften vorbeifährt. Schau nur, jetzt präsentiren sie, dann legen sie die Gewehre ab und gehen wieder in die Wachstube. Das sind Soldaten vom Regiment Kronprinz, es gehört ihm."

„Also wenn er heranwächst, kann er mit lebendigen Soldaten spielen?"

Es war viel Beherrschung von Mamsell Kramer — sie hat nicht umsonst sechzehn Ahnen — bei diesen Worten Walpurga's nur ein wenig aufzuzucken, dann machte sie eine Miene, wie wenn sie ein Gähnen unterdrücken müßte, ihre Gesichtszüge machten seltsame Wandlungen durch; sie darf nicht lachen; ein echter hoher Diener muß Alles mit erleben, hören und sehen, und dabeistehen als beweglicher Tisch, als beweglicher Teller; und so wenig Herrschaft auch Walpurga war, man darf nicht über sie lachen: sie ist die Amme Seiner königlichen Hoheit des Kronprinzen. Mamsell Kramer lachte nicht und sagte nur ausweichend:

„Wenn wir zurückfahren, an der Wache vorbei, geschieht das noch einmal."

„Jetzt darf ich fragen, wozu das gut ist?"

„Ja wol, es hat Alles seinen guten Grund. Das dient dazu, die Menschen und besonders die Soldaten an Ehrerbietung zu gewöhnen."

„Aber unser Prinz merkt ja nichts davon?"

„Man muß auch ehrerbietig sein gegen den, der nichts davon weiß. Ich will Dir etwas sagen, es wird Dir gut thun: Wenn Du von Seiner Majestät dem König und Ihrer Majestät der Königin sprichst, ja auch wenn Du von ihnen denkst, sage nie geradezu der König oder die Königin, sage und denke immer Seine Majestät und Ihre Majestät dazu; dann wirst Du Dich niemals verleiten lassen, unehrerbietig von ihnen zu sprechen oder zu denken. Merke Dir das!"

Walpurga hörte diese Lehre kaum.

„O Gott," rief sie, „wie weise ist die Welt eingerichtet. Da haben die Menschen doch gewiß viele tausend Jahre gebraucht, bis sie's so weit gebracht haben!"

„Ja wol, viele tausend Jahre. Du brauchst aber nicht zu nicken gegen die Menschen, die am Wege grüßen; es gilt doch nicht Dir!“

„Ich möcht's aber für meinen Prinzen thun, bis er's selber kann. Ich sehe es Allen an, wie gern sie ihn sehen möchten. Du! Alle Menschen grüßen Dich, Du hast's gut! — O wie schön ist so ein Wagen! Da sitzt man wie in einem Bett und behäb wie in einer Stube, und kann doch Alles sehen und — Huidi! Das geht schnell!“

Man bog in den Park ein, der Wagen ging im Schritt am großen Schwanenteich vorüber, und Walpurga sagte immer:

„Ich mein' ich wär' im Zauberland.“

An der Nymphen-Allee stieg man aus; hier war's schattig und duftig. Als Walpurga ausgestiegen war und das Kind auf den Armen trug, sagte sie:

„Mach' die Augen auf! Guck um! Da hast Du die ganze Welt! Da sind Bäume und Wiesen und der blaue Himmel, den kann Dir auch Dein Vater nicht herunter holen, den mußt Du Dir selber verdienen mit Bravsein, und wenn Du brav bist und ich bleib's auch, dann kommen wir da oben wieder zusammen.“

„Setz' Dich hier, Walpurga, sprich jetzt nichts mehr!“ sagte Mamsell Kramer.

Sie hatte entsetzliche Angst wegen Walpurga. Das plaudert und tollt beständig fort, und ist so unbändig wie ein Füllen, das man ins Freie gelassen.

Sie wiederholte daher:

„Red' Alles nur zu mir und leise. Es wäre mir leid, wenn Dich die Lakaien hinter uns auslachten. Sieh' einmal, der Vorreiter dort, das ist meines Bruders Sohn.“

Jetzt erst sah Walpurga, daß zwei Lakaien, der eine davon war Baum, hinter ihnen hergingen. Der Wagen fuhr in den Rebenalleen auf und ab. Walpurga blieb wie gebannt vor einer Marmorstatue stehen.

„Nicht wahr, das ist wunderschön?“ fragte Mamsell Kramer.

„Pfui Teufel!“ erwiderte Walpurga, „das ist ja grauslich! und da gehen Männer und Frauen her und sehen so was an?“

Mamsell Kramer hatte damals, als der alte König diese Statuen aufstellte, sie auch zuwider gefunden; aber die Herrschaften fanden sie sehr schön und da mußte es doch so sein und allmälig fand sie es selbst.

Man ging in eine Seitenallee und hier setzte sich Walpurga auf eine Bank, träumte vor sich hin und wußte von der Welt so wenig mehr, wie das Kind auf ihrem Arme.

„Ei, wer kommt denn da?“ fragte sie wie erwachend.

In der Mitte von zwei Reitern saß eine Frauengestalt auf glänzend schwarzem Pferde, ihr Gewand war blau und wallte weit hin, auf ihrem Haupte saß ein Männerhut, daran ein langer blauer Schleier wehte.

„Ich mein', das wär' unsre Gräfin!“

„Ja wol! Jetzt steigen sie ab, Seine Majestät der König und Ihre königlichen Hoheiten der Erbprinz und die Erbprinzessin sind bei ihr. Die Herrschaften kommen zu uns!“ sagte Mamsell Kramer. „Bleib' nur sitzen, Du hast als Amme nicht nöthig, höflich zu sein.“

Dennoch konnte es Walpurga nicht lassen, an ihren Hut zu greifen und nachzufühlen, ob die Troddel hinten ordentlich hängt und der Blumenbusch vorn noch steckt.

Mamsell Kramer bat die Herrschaften, das Kind nicht zu betrachten, es schlafe und der Blick der Betrachtenden könne es wecken.

„Sehen Majestät,“ sagte Irma, „wie tiefsinnig alle Naturgesetze sind. Der Blick des Wachenden weckt das schlafende Kind. Tief in jeder Menschenseele ruht eine schlafende Kindesseele. Es ist nicht wohlgethan, aus Theilnahme oder gar aus Neugier die ewige Kindschaft aufzuscheuchen.“

„Ich möchte nur wissen, wie Sie immer zu so originellen Gedanken kommen,“ erwiderte der König.

„Ich weiß das selbst nicht,“ erwiderte Irma mit der Reitgerte spielend. „Ich habe nur den Muth, immer zu sagen, was ich denke, und das kommt dann originell heraus. Die meisten Menschen

sind die Wechselbälge ihrer selbst; sie sind in der Bildungswiege verwechselt worden."

Der König lachte. Walpurga aber sagte, indem sie schnell die beiden Daumen einschlug:

„Wechselbalg! Das ist nicht gesagt und nicht gehört. Man darf von so was nicht reden vor einem Kind, das noch nicht sieben Monat alt ist. Da haben die bösen Geister immer noch Macht, auch wenn das Kind schon getauft ist."

Sie hauchte das Kind dreimal an, um jeden bösen Zauber von ihm zu scheuchen.

Die Erbprinzessin sah die Amme und das Kind mit schwerem Blicke an, aber sie sprach kein Wort.

„Ich verstehe keine Silbe von der Sprache der Amme," sagte der Erbprinz. Walpurga wurde feuerroth.

„Was siehst Du mich so an?" fragte Gräfin Irma. „Bin ich Dir fremd?"

„Gar nicht, aber wissen Sie, wie Sie aussehen? Wie die Seejungfrau. So steigt sie herauf und hat einen faltigen See von Kleidern um sich herum."

Irma erklärte lachend dem Erbprinzen und seiner Gemahlin in Hochdeutsch, was Walpurga gesagt, und jener nickte ihr jetzt freundlich zu, wie man einem braven Thiere zunickt, mit dem man's gut meint, sich aber nicht mit ihm verständigen kann.

„Aber Gräfin Irma hat keine Schwanenfüße. Glaube das ja nicht, Walpurga!" lachte der König. „Kommen Sie, Seejungfrau!"

Die Herrschaften stiegen wieder auf und ritten davon.

Es war Zeit, daß auch der Prinz wieder heimkehrte.

Während der Ausfahrt war Alles in die Gemächer des Erdgeschosses gebracht worden, die man nun bezog.

Hier hatte man Morgen-, Mittag- und Abendsonne, und diese Gemächer gingen nach dem Parke hinaus, wo am hellen Tag noch die Schwarzamsel sang, Orangen dufteten, die großen Bäume flüsterten, und ein mächtiger Springbrunnen beständig zischte und plätscherte.

Walpurga war ganz glücklich, besonders über den Springbrunnen.

„Und auf gleicher Erde ist's doch noch commoder," sagte sie oft. „Ich mein', ich käme von einer großen Reise zurück, und die Zimmer sind so schön kühl, und mein Nachtwächter schläft am Tag, wie's einem Nachtwächter zukommt und — und — —"

Auch Walpurga schlief am hellen Tag ein.

Zweites Capitel.

Walpurga gewöhnte sich in ihr neues Leben, nur kummerte sie manchmal, weil gar keine Nachricht von daheim kam.

Es kam kein Brief, aber ein Bote. Ein Lakai trat ins Zimmer und berichtete:

„Draußen steht eine Frau aus dem Heimathsort der Walpurga. Sie verlangt Euch auf ein paar Minuten zu sprechen."

„Ich will hinaus! Wer ist's?"

„Nein, empfange sie hier!" sagte Mamsell Kramer.

Der Lakai eilte hinaus und brachte die alte Zenza herein.

„Ei, Ihr seid's, Zenza? Bringt Ihr mir was von meinem Kind, von meinem Mann, von meiner Mutter? Was ist denn um Gottes willen geschehen? Sind sie krank?"

„Nein, gottlob Alle gesund und wohl auf, und ich soll Dich schön grüßen von Allen."

Walpurga sah mit herzlichem Blicke in die verschmitzten Augen der Zenza; diese Augen waren auf Einmal so gut und getreu, denn sie hatten ihr Kind gesehen. Lächelnd fuhr die Zenza fort:

„Das freut mich, daß Du mich doch noch kennst. Wie schlecht sind die Menschen! Haben sie gesagt, daß Du mich gar nicht mehr wirst kennen wollen, weil Du jetzt so vornehm geworden bist. Nein, Du bist Dein Lebtag ein braves Mädchen gewesen, ich hab's immer gesagt."

„Ja, ja, ist Alles gut; was wollt Ihr denn?"

„Du sollst mir helfen. Wenn Du nicht hilfst, thut sich mein

Thomas den Tod an, und ich spring' in den See. Nicht wahr, Du hilfst mir? Schau, ich thu' einen Fußfall vor Dir, Du mußt mir helfen, und ich bin doch auch fast gar Geschwisterkind mit Deinem Vater selig, und wenn Dein Vater noch am Leben wär', thät er sagen, ja er ruft's vom Himmel herunter zu Dir: Walpurga, hilf der Zenza, oder ich verzeih' Dir's in der Ewigkeit nicht."

„Steht doch auf! Was ist denn das? Wie kann ich Euch helfen? Mit was?"

„Ich steh' nicht auf, eher sterb' ich vor Deinen Füßen, bis Du gesagt hast, daß Du mir hilfst."

„Ich helf' Euch, mit was ich kann."

Mamsell Kramer trat dazwischen und sagte, Zenza solle ruhiger sein, sonst dürfe sie keinen Augenblick mehr im Zimmer bleiben.

Zenza stand auf und fragte:

„Ist das die Königin?"

Walpurga und Mamsell Kramer lachten, und Zenza brachte endlich ihr Verlangen vor:

Drunten vor dem Schlosse, die Wache habe ihn nicht hereingelassen, stehe ihr Sohn Thomas, er sei wegen Rückfall in die Wilderei zu zwei Jahren Zuchthaus verurtheilt und sei doch unschuldig; es liege ihm im Geblüt, daß er auf die Jagd gehen müsse, das sei bei seinem Vater auch so gewesen, und er habe ja nichts geschossen als ein einziges Gemsböcklein, und da solle er jetzt noch einmal ins Zuchthaus. Er habe geschworen, daß er sich das Leben nehme oder einen Menschen morde, damit man ihn köpfe, ehe er sich wieder einsperren lasse, und Walpurga habe zwei, ja drei Menschenleben auf dem Gewissen, wenn sie nicht helfe. Sie müsse Zenza eine Audienz beim König verschaffen oder bei der Königin, daß sie einen Fußfall thue und um Gnade bitte.

„Und Dein Mann schickt mich und der Gemswirth," schloß Zenza. „Sie haben Beide gesagt, es wäre Dir ein Leichtes, da zu helfen. Ich will Dir mein Lebenlang die Hände unter die Füße legen, wenn Du das thust."

„Ja, ich möcht's schon gern thun, aber ich habe keine Gelegenheit. Das geht hier nicht so wie bei uns daheim."

„Du kannst schon Gegenheit finden, Du bist ja gescheidt; in der ganzen Gegend sagen sie's Alle, ich hab' das schon lang gewußt und hab's auch gesagt, auf dem letzten St. Leonhardstag hab' ich's gesagt, der Schneider Schneck kann mir's bezeugen und der Spinnerwastl auch: die Walpurga steht da, hab' ich gesagt, wie wenn sie eine der Geringsten wär', sie ist aber die Erste in der ganzen Gegend; ihr werdet schon sehen, was aus der noch wird, und ihre Gescheidtheit und ihre Gutheit, die wird sich an den Tag geben. Jetzt Walpurga, nicht wahr, Du thust's?"

„Ja, wenn sich Gelegenheit giebt."

„Ich kann aber nicht warten. Morgen am Tag soll der Thomas ins Zuchthaus und wenn er nicht heute erlöst wird, geht er in Mord und Tod."

„Liebe Frau," fiel hier Mamsell Kramer ein, „Seine Majestät der König haben ja allgemeine Strafbefreiung erlassen bei der Geburt des Kronprinzen, da ist Euer Sohn auch dabei, oder ist er's nicht?"

„Nein. Das ist's ja. Alle Gerichte im Lande sind gegen meinen Thomas gerichtet. Seht! Da drin steht's, das hat der Gemswirth Alles aufgeschrieben, besser als ich's sagen kann. Eh' man zu Mittag läutet, muß die Schrift zum König, sonst ist's zu spät. Drunten vor dem Schloß geht mein Thomas hin und her, und es kommt darauf an, ob er ins Himmelreich oder in die Hölle eingeht. Er schießt den nächsten besten Menschen und sich selber gleich todt, er hat ein geladenes Doppelpistol bei sich; vor dem Schloß schießt er sich todt, wenn ich herauskomme und es ist nichts."

„Ja, aber ich kann doch nicht so zum König laufen, wie zum Gemswirth. Ich thät's ja gern."

„Ich muß mich setzen, mir brechen die Knie," rief Zenza, und Mamsell Kramer eilte, ihr einen Stuhl zu bringen. Da saß sie nun, senkte den Kopf und faltete die Hände über den Knien, und schwere Thränen fielen auf die harten, knöchernen, dickadrigen Hände.

Walpurga winkte der Mamsell Kramer, die sie tröstete. Sie wollte ihr sagen, daß die Zenza gar keine so brave Person sei, und ihr Früchtlein, der Thomas, erst recht nicht; aber Mamsell Kramer wendete sich um und sagte:

„Ich habe einen Ausweg. Der Herr Bruder der Gräfin von Wildenort sind ja Flügeladjutant bei Seiner Majestät und bringen in einer halben Stunde Rapport und holen die Parole. Walpurga, geh' zur Gräfin Irma, und bitte, sie möge die Schrift ihrem Herrn Bruder übergeben, daß er sie bei Seiner Majestät vorlege."

„Ja, ja, das thu', geh'! O Gott, was hast Du da für einen gescheidten Engel bei Dir, Walpurga. Jetzt aber geh', versäume Dich nicht. Darf ich noch einen Augenblick da bleiben, oder soll ich drunten vor dem Schloß warten?"

„Nein, bleibet nur da, gute Frau," tröstete Mamsell Kramer. „Geh' nur, Walpurga, geh'," sagte sie, da diese still dastand und den Brief starr vor sich hinhielt.

Walpurga ging. Als sie an die Thüre der Gräfin kam, hörte sie dieselbe in der drangvollen Weise Schumanns das Lied Friedrich Rückerts singen:

Er ist gekommen
In Sturm und Regen,
Er hat genommen
Mein Herz verwegen,
Nahm er das meine,
Nahm ich das seine?
Die Beiden kamen sich entgegen.

Die Kammerjungfer meldete, und Irma brach mitten in der Wiederholung des Liedes ab, als Walpurga eintrat.

„Ah, sei mir willkommen. Was führt Dich Gutes zu mir?"

Walpurga brachte stockend ihre Bitte vor und überreichte das Papier.

„Fasse Muth! tröstete Irma."

Sie drückte auf die Klingel, und befahl dem eintretenden Lakaien: „Mein Bruder soll sogleich zu mir kommen." Dann

fuhr sie, zu Walpurga gewendet, fort: „Ich begleite das Gnadengesuch mit ein paar Worten. Sei nur ruhig. Es freut mich, Dir eine Bitte gewähren zu können. Ich habe Dich schon lange fragen wollen, ob Du nicht einen Wunsch erfüllt haben möchtest. Der König wird schon Gnade gewähren."

Walpurga wollte dreinreden, aber das geht Alles wie behext. Der Adjutant war schon da, Irma gab ihm das Schreiben, bat ihn, noch einige Augenblicke zu warten, da sie selber noch einige Zeilen beifügen wolle.

Der Adjutant verabschiedete sich, und Irma sagte, mit der Hand Walpurga übers Gesicht fahrend:

„Ich streiche allen Kummer aus Deinem Gesicht weg. Sei froh, ich gebe Dir mein Wort, daß dem Manne geholfen ist. Geh jetzt zu der armen Frau und beruhige sie einstweilen; ich bringe Dir den Bescheid auf Dein Zimmer."

Walpurga kam nicht zu Worte. Sie wollte noch jetzt etwas sagen, aber — das Gnadengesuch ist ja schon fort und es ist gewiß gut, wenn auch ein schlechter Mensch Gutes erfährt, vielleicht macht ihn das besser.

Als Walpurga das Zimmer der Gräfin verlassen und eine Weile aufathmend vor der Thüre stand, hörte sie drinnen wieder singen.

Sie kam beruhigter auf ihrem Zimmer an und sagte zur Zenza:

„Ihr könnt Euch darauf verlassen, Eurem Thomas wird geholfen; aber da gebet mir Eure Hand, und versprecht mir, daß Ihr darauf halten wollt, daß der Thomas endlich ein braver Mensch wird, und Ihr ihm nicht mehr helfen wollt, sein geraubtes Gut verkaufen und seine Schliche verdecken. Ja, das darf ich Euch schon sagen; schaut mich nicht so verwundert an. Ich hab' viel für Euch eingesetzt."

„Ja wol darfst Du das sagen," erwiderte Zenza halb beistimmend, halb neckisch, „Du machst die ganze Gegend glücklich, Du bist der Stolz von uns Allen. Sonntags vor der Kirch' sag' ich's, was Du hier giltst, und man glaubt mir! Deine Mutter ist

mein Gespiel gewesen, und wenn mein Thomas so eine brave Frau bekommen hätte, wie Du bist, wäre er auch häuslich gewesen. Jetzt muß er mir eine brave Frau nehmen, das thu' ich nicht anders!"

Zenza saß bei einem guten Kaffee, den ihr Mamsell Kramer bereitet hatte, und die gute Kastellanin schenkte ihr immer von neuem ein.

„Wenn ich nur auch meinem Sohn was davon geben könnte. O, was steht der jetzt aus da unten! Aber es geschieht ihm schon recht, das ist die rechte Strafe; er steht da auf der Lauer, aber nicht mehr als Wilderer, jetzt geht's ganz anders!"

Zenza war sehr redselig, und Mamsell Kramer sehr entzückt von der offenkundigen Güte und Mutterliebe der Alten.

Als Zenza ausgetrunken und fast allen Kuchen aufgegessen hatte, sagte sie:

„Das Stückchen Zucker da, das erlauben Sie, daß ich's mitnehme? Das soll mir ein ewiges Angedenken sein, daß ich im Schlosse des Königs Kaffee getrunken habe."

Mamsell Kramer packte noch ein Stück Kuchen in ein Papier, und sagte: „Das bringt Eurem Sohne mit."

Zenza war unerschöpflich in Dankesbezeigungen, sie war jetzt sehr aufgeräumt. Sie bat, sie auch den Prinzen sehen zu lassen, aber das duldete Walpurga nicht. Sie wußte wol warum. Die alte Zenza galt daheim für eine Hexe, und wenn's auch nicht wahr ist, und vielleicht Aberglaube, dachte Walpurga — man kann doch nicht wissen. Sie war aber bereits so politisch geworden, daß sie ein Verbot des Leibarztes vorschützte, keinen Fremden zum Kronprinzen zu lassen.

Zenza erzählte nun, welch ein Aufsehen es in der ganzen Gegend gemacht, daß Walpurga so plötzlich zu Hofe geholt wurde, man rede von nichts Anderem mehr. Am Sonntag seien alle Leute zu spät in die Kirche gekommen, weil sie am Haus der Walpurga stehen geblieben und das Haus betrachtet, als wäre was Neues daran zu sehen, und Hansei habe der halben Gemeinde seine Kuh zeigen müssen, als wäre was Besonderes daran; aber

Alles sei eben jetzt mit seinen Gedanken bei der Walpurga; und daß der Forstwart, der Bräutigam des Gespiels, so schnell die gute Stelle bekommen, das wissen sie wol, daß es die Walpurga gemacht habe.

Walpurga mochte betheuern, wie sie wollte, daß sie nichts davon wisse; Zenza blieb dabei; und lobte sie noch wegen ihrer Bescheidenheit.

Die Zeit ging schnell herum. Freudestrahlenden Angesichts kam die Gräfin Irma und brachte die Begnadigungsschrift vom König.

Zenza wollte vor ihr niederfallen und ihr die Füße küssen, aber Irma hielt sie auf und sagte:

„Ich habe noch was für Euch. Hier! Damit Ihr nicht nur frei seid, sondern Euch auch eine Freude machen könnt, hier nehmt das."

Sie gab ihr ein Goldstück.

Die Augen der alten Zenza flimmerten und sie sagte:

„Wenn die gnädige Prinzessin einmal einen Menschen braucht oder zwei, die für sie ins Feuer gehen, da soll sie nur an die Zenza denken und an den Thomas."

Sie wollte noch viel sprechen, aber Walpurga sagte:

„Euer Thomas wartet ja unten vor dem Thor. Machet doch, daß Ihr zu ihm hinunterkommt."

„Sehen Sie, gnädige Prinzessin, wie gut sie ist? Sie verdient's, so glücklich zu sein."

„Walpurga, Du könntest der Frau das Geld für Deinen Mann mitgeben," sagte Mamsell Kramer.

„Ich nehm' Dir mit, was Du hast!"

„Nein, ich schick's; ich muß noch warten damit," sagte Walpurga stockend. Sie konnte doch nicht erklären, daß sie der Zenza und ihrem Sohne nicht traue.

„Hier" — sagte Irma wieder — „hier bringet dem Kinde der Walpurga das von mir!"

Sie nestelte eine schwarze Schnur mit einem goldenen Herzen daran von ihrem Halse und sagte:

„Bringet das dem Kinde der Walpurga und auch noch das

Tuch!" — Sie knüpfte ein kleines grünes Seidentuch ab und gab's der Frau.

„O der schöne Hals!" rief Zenza. Walpurga wiederholte ihre Mahnung, daß sie endlich zu ihrem Sohne ginge.

Irma war ganz glücklich, die Begnadigung zu Stande gebracht zu haben. Walpurga durfte nicht sagen, daß ihr Zenza fremd, ja fast verhaßt war, und daß der rothe Thomas einer der Schlimmsten sei. Sie getröstete sich, daß gewiß Alles noch gut werde. „Schlechte Menschen können sich auch bessern, sonst wäre ja alles Gerede von Buße nur Lug und Trug."

Unterdeß kam Zenza eilig aus dem Schlosse heraus und hielt das Schreiben hoch in der Hand.

„Ist meine Zeche gelöscht?" fragte Thomas und spuckte dabei weit aus.

„Ja, Gott Lob und Dank! Siehst Du, was eine Mutter kann?"

„Ich hab' Euch nicht viel Dank dafür zu sagen. Warum habt Ihr mich in die Welt gesetzt? Aber prächtig ist's, daß der großschnauzige Landrichter Eins aufs Maul kriegt. Jetzt Mutter, ich hab' einen Durst wie drei Amtsschreiber. Das Warten hat mich fast ganz verbrannt. Habt Ihr denn gar nichts mehr?"

„Freilich hab' ich. Schau!"

Sie zeigte dem Sohne das Goldstück, und mit einem bewunderswerthen Griff hatte dieser es aus ihrer Hand in seiner Tasche verschwinden lassen.

„Was ist denn da noch?" fragte er, da er das goldene Herzchen bemerkte, das sie mit aus der Tasche gezogen hatte.

„Das soll ich dem Kinde der Walpurga bringen. Das hat mir eine schöne Prinzessin gegeben für das Kind, und das seidene Tüchle auch."

„Des Hansei's Kind hat genug, wenn es ein seidenes Halstuch bekommt," sagte Thomas und eignete sich auch das goldene Herzchen an, indem er der Mutter, die es an der Schnur festhielt, die zerrissene Schnur gutwillig überließ.

„So, Mutter, jetzt ist's gut; jetzt trinken wir erst einmal auf das lange Warten. Und ich hab' derweil da drüben beim Schwert=

feger eine Büchse gesehen, ein Prachtstück! Die kann man auseinander schrauben und in die Tasche stecken — jetzt sollen sie mich nicht mehr erwischen, die Grünröcke!"

Das Erste, was Thomas that, war, daß er Gemsbart und Spielhahnfeder aus der Tasche nahm und wieder auf seinen Hut steckte; dann setzte er den Hut keck auf und seine Mienen sagten: Ich will den sehen, der sich da dran wagt.

Als die Beiden eben weggehen wollten, kam Baum von der Straße herein. Er schien den Beiden ausweichen zu wollen, aber Zenza ging auf ihn zu und dankte ihm aufs Neue, daß er sie damals bei Abholung der Walpurga so reich beschenkt habe; sie schaute ihn dabei seltsam an und Baum bemerkte mit einem Seitenblick, daß auch Thomas kein Auge von ihm wendete; er spürte ein Zucken im Herzen, das geht im Zickzack wie ein Blitz von der Brust hinauf in den Kopf und stellt ihm die Haare zu Berge und er muß sich den Hut etwas lüften und anders aufsetzen. Aber er nahm eine Nagelfeile aus der Tasche und feilte an seinen Nägeln; dann sagte er:

„Ihr habt mir schon einmal gedankt. Ist nicht mehr nöthig!" Er wendete sich um und ging.

„Wenn der Jangerl nicht in Amerika wäre — ich thät darauf schwören, das ist er," sagte die Alte zu ihrem Sohne.

„Mutter, Ihr seid verrückt!" entgegnete Thomas.

Mutter und Sohn gingen mit einander in die Stadt und der Sohn ging immer rasch voraus; es schien ihm nichts daran zu liegen, wenn er seine Mutter verliere.

In einem Wirthshause trank er stehend einen Schoppen, hieß die Mutter warten und kam bald mit der gekauften Büchse zurück.

Unterdeß saß Walpurga still am Fenster und dachte sich aus, wie man daheim von ihrer großen Macht erzählt und besonders im Gemswirthshaus, da wird viel von ihr gesprochen, und die Gemswirthin, die sie immer so von oben herab angesehen, möchte fast vergehen vor Aerger. — Walpurga lachte, sie erlustigte sich in dem Gedanken, wie die Neidischen und Hochmüthigen sich über ihr Glück ärgern; ja, das war ihr fast die größere Freude, wenigstens

verweilte sie dabei am längsten; das mag aber auch darum sein, weil die Freude der Guten kürzer und schneller ausgedacht ist, als der Aerger und die giftigen Reden der Bösen; das gährt lange fort und treibt seltsame Blasen auf. — So saß Walpurga am Fenster und ihre Lippen bewegten sich, als ob sie die Worte derer nachspräche, die sie beneideten und sich über sie ärgerten, bis endlich Gräfin Irma sagte:

„Ich sehe Dir's an, wie glücklich Du bist. Ja, Walpurga, wenn es uns gegeben wäre, jeden Augenblick einem Nebenmenschen etwas Gutes zu thun — wir wären die glücklichsten Geschöpfe unter der Sonne. Siehst Du, Walpurga? Das ist die wirkliche Gottesgnade eines Fürsten, daß er jede Minute Gutes thun kann."

„Jetzt das versteh' ich! Das versteh' ich ganz!" rief Walpurga. „So ein König ist wie die Sonne am Himmel, die scheint hernieder und erquickt da die Bäume, und weit draußen die Blumen im Thal, die Niemand sieht, und thut Menschen und Thieren und Allem wohl. So ein König ist — ja, der ist ein Bote von Gott. Er muß sich in Acht nehmen, daß er's bleibt; es kann ihn der Stolz übermannen und die Gelust, weil er über Alles Herr ist. Jetzt hat er dem Thomas die Welt geschenkt und alle Gefängnißthüren öffnen sich, wie im Märchen, wenn man Sesam sagt. O, Du guter König! Laß Dich nur nicht verderben, und laß immer so Herzmenschen um Dich herum sein, wie da meine Gräfin Irma!"

„Ich danke Dir!" sagte Irma, „ich danke Dir! Ich kenne Dich jetzt ganz. Glaub' mir, in allen Büchern der Welt steht nichts Besseres und nicht mehr, als in Deinem Herzen steht; und wenn Du auch nicht schreiben kannst, es ist so besser geschrieben in Dir. — Aber jetzt wollen wir doch wieder ordentliche stille Menschen sein; komm', jetzt mußt Du schreiben lernen."

Und die Beiden setzten sich zusammen und Irma lehrte Walpurga die Feder führen. Walpurga sagte, einzelne Buchstaben schreibe sie nicht gern, ein Wort, ein einzig Wort wäre ihr lieber.

Irma schrieb ihr vor, sie schrieb das Wort „Gnade," Walpurga schrieb einen ganzen Bogen voll immer das Wort Gnade, und Irma nahm das Papier mit und sagte:

„Das heb' ich mir auf zum Andenken an diese Stunde!"

Drittes Capitel.

„Was nur mit der Königin —"

„Majestät!" ergänzte Mamsell Kramer halblaut.

— „vorgehen muß," sagte Walpurga, „daß sie seit mehreren Tagen den Prinzen —"

„Königliche Hoheit!" ergänzte Mamsell Kramer.

„Kaum ansieht? Früher, da war sie immer so himmelhoch, so hinaus über Alles, wenn sie das Kind gesehen und es ans Herz genommen hat, und sie hat mich einmal gefragt: Walpurga, ist Dir's nachher nicht auch so gewesen, wie wenn Du wieder ein Mädchen wärst? Ganz frei, los und ledig? Die ganze Welt ist nicht da, nur ich und mein Kind?" — Und jetzt, jetzt sieht sie so drüber weg, wie wenn sie's nur einmal geträumt hätte, daß sie ein Kind hat. Es muß Schweres im Herzen einer Mutter —"

„Königlichen!" ergänzte Mamsell Kramer.

— „Vorgeh'n, wenn sie keinen rechten Blick mehr hat für ihr Kind!"

Es ging in der That Gewaltiges vor im Herzen der Königin. Seit Monaten hielt sie ein gesteigertes Empfinden fest, und einen Punkt gab es, den sie selbst vor sich nie mit einem lauten Wort berührte, und umsomehr erschien ihr jede Mittheilung, jede Besprechung mit einem Anderen als eine Befleckung des reinen Gedankens. Frei aus sich wollte sie ihren Entschluß fassen. Und sie faßte ihn. Seit sie Mutter war, fühlte sie sich wie abgelöst von der Welt. Wenn sie an ihr Kind dachte, und mehr noch, wenn sie es am Herzen hatte, war's ihr, als wäre damit Alles erfüllt, Niemand geht sie mehr etwas an, sie und ihr Kind sind die Welt und gehören zu einander, sind Eins! — Und doch liebte die

Königin ihren Gatten von Herzensgrund und ein tiefer Drang regte sich in ihr, noch inniger, noch zugehöriger, in einen einzigen Ton verschmolzen, mit ihm zu leben.

So befestigte sich immer mehr der Gedanke in ihr: es darf in nichts eine Trennung sein. Der Vater, die Mutter und das Kind, sie sind Eins, sie beten zu demselben Gotte mit den gleichen Gedanken, den gleichen Worten.

Aus der Isolirung heraus hatte sie das Verlangen, nur noch einiger zu sein mit ihrem Gatten, jetzt, wo sie in die Welt zurückkehrt, ein neues Fest der Vereinigung mit ihm zu feiern, das höchste.

Da die Königin nur wenig sprechen durfte und keinerlei Unterhaltung pflegte, so ließ sie sich bald nach den ersten Tagen ein Lieblingsbild, eine Madonna von Filippo Lippi dem Jüngern, in ihr dem Dämmerlichte geöffnetes Zimmer bringen. Sie saß dem Bilde stundenlang gegenüber und schaute das Bild an, und das Bild schaute sie an, und die beiden Mütter lebten in der Seligkeit mit einander.

Der Domherr, der sie besuchte, fand die Stimmung der Königin so weihevoll und ihm vertraute sie zuerst mit zitternder Lippe ihr Verlangen, zur Kirche ihres Gatten und ihres Kindes zu gehören. Sie bat, daß man sie nicht mit dogmatischen Unterweisungen plage und fand williges Gehör. Als der Domherr weggegangen, überfiel sie eine Bangigkeit; da geht der Mann, der ihr Geheimniß mit fortnimmt. Er hatte ihr zwar gelobt, sich ihres Vertrauens würdig zu zeigen und nur selbst davon zu wissen, aber es war doch nicht mehr ihr eigen allein.

Bald beruhigte sie ihr Bangen und ihr Antlitz glühte von der Empfindung, daß noch ein Höchstes sei, in dem sie sich mit ihrem Gatten eine und wodurch sie, Mutter geworden, ihm das volle Zeugniß ihrer Liebe geben könne.

Aus der Fülle des Lebens heraus stieg der Gedanke des Todes in ihr auf. Sie ließ ein anderes Bild auf die Staffelei vor ihrem Ruhebette setzen. Es war die Maria Aegyptiaca von Ribera.

Der Königin war es oft, als müsse sie den Blick der Büßerin

suchen, aber diese sieht nach nichts, sie hört mit den Augen, nicht erschreckt, da ein Engel ihr zuruft, sondern, an himmlische Stimmen gewöhnt, still ergeben, vertraut. Der Künstler hat die büßende Königstochter nicht zerfallen, abgehärmt von ihren Kasteiungen dargestellt, vielmehr liegt die wiedergewonnene kindliche Unschuld und jugendliche Schöne auf ihrem Antlitze. Da kniet sie, nackt, nichts von Menschenwerk ist mehr an ihr, von ihrem langen, röthlich blonden Haare eingehüllt, das bis zum Kniegelenke reicht; sie kniet vor ihrem offenen Grabe, das blaue Auge blickt ins Unendliche, der Mund ist schmerzvoll geschlossen und über ihr schwebt ein Engel, er breitet das Gewand der Barmherzigkeit über sie und ruft: Dir ist vergeben! Im nächsten Augenblick sinkt sie versöhnt und verklärt ins Grab.

Die ascetische Haltung des Bildes traf in der Stimmung der Königin einen Accord, und der Geistliche fand sie oftmals bis zur Verzückung gehoben.

Der Leibarzt wollte diese stumme Bildergesellschaft nicht dulden, aber er drang weder mit seinem Wunsche, noch mit seinem ausdrücklichen Befehle durch. Zum erstenmal setzte die Königin dem Manne, den sie so hoch verehrte, Eigenwillen und unbeugsamen Trotz entgegen. Als Irma das Bild sah und gleichgültig eine Verzeichnung in der Augenstellung bemerkte, die aber geschickt zu einem absonderlichen Ausdrucke benützt sei, hielt die Königin die Hand aufs Herz: sie war einsam in ihrem Empfinden, sie wollte es sein.

Was indeß dem Leibarzt und Irma nicht gelungen war, sollte Walpurga gelingen.

„Ist das ein Wildweib?“ fragte sie.

„Was ist denn das?“

„Bei uns daheim erzählt man von Wildweibern, das sind Geister und die laufen in Geisternächten in den Bergen herum, und können sich in ihre Haare einwickeln.“

Die Königin erzählte Walpurga die Legende von der ägyptischen Maria. Das war eine Königstochter, die ein loses Leben geführt; plötzlich verließ sie das Schloß, alle Pracht und alle Lust,

ging in die Wüste und nährte sich von Wurzeln und lebte da viele, viele Jahre, bis alle Kleider von ihr abfielen, und als ihre Sterbestunde kam, breitete ein Engel vom Himmel das Tuch der Barmherzigkeit über sie aus."

„Das ist wol recht schön und brav," sagte Walpurga, „aber Frau Königin, nichts für ungut, ich meine, das wäre eine Sünde, sich so ein grausliches Bild immer vor Augen zu stellen. Ich möchte nicht in dem Zimmer schlafen, wo so ein Bild ist; ich meine, das könnte einmal in der Nacht da heraussteigen und auf Einen zukommen, und Einen mit ins offene Grab ziehen. O lieber Gott! Ich fürcht' mich schon am hellen Tag."

Diese Vorstellungen Walpurgas wirkten; es war der Königin nun in der That, als käme das Bild in der Nacht auf sie zu — sie konnte nicht schlafen — es mußte noch mitten in der Nacht aus dem Zimmer entfernt werden.

Nun trat wieder Ruhe und Gleichmäßigkeit ein, und als die Königin lesen durfte, erhielt sie von dem Geistlichen die entsprechende Lectüre.

Sie lebte allein in diesen Gedanken. Walpurga hatte richtig beobachtet; die Königin sah kaum mehr ihr Kind und doch wollte sie ihm und ihrem Gatten zulieb diesen Schritt thun.

Wenige Tage vor ihrem ersten Ausgang ließ sie den König zu sich rufen und sagte:

„Kurt! Am nächsten Sonntag ist mein erster Ausgang und es soll mein erster Eingang in Deine Kirche und die unseres Sohnes sein. Ich bete fortan mit ihm und mit Dir vor demselben Altare."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Ich habe gelobt, wenn Gott mir die Gnade schenkt, mich und das Kind gesund zu erhalten, Eins zu sein mit Euch, in Allem. Ich vollführe aber nicht ein unfreies Gelübde, sondern einen freien klaren Entschluß. Ich will Dir damit nicht ein neues Zeugniß, nur eine Bewährung, die letzte Besieglung meiner Liebe geben. — Kurt! Was ich bin und denke, gehört Dir; wir sind Eins vor der Welt und wollen Eins sein vor Gott. Keines geht mehr seine besonderen Wege, Keines hat mehr seine besonderen Gedanken. Unser

Kind erfährt nichts von einer Trennung der Menschen, vor Allem der Menschen, aus denen sein Leben. Ich bin glücklich, Dir das nicht als Opfer, sondern als freie Gabe darbringen zu können."

„Mathilde —" sagte der König und in seinem Tone lag etwas seltsam Frostiges — „sprichst Du diesen Gedanken jetzt zum Erstenmal aus oder hast Du bereits Vorbereitungen —"

„Ich habe den Entschluß ernst und allein in mir gefaßt, dann erst habe ich ihn kundgegeben und alles ist bereit. Dich wollte ich mit der Thatsache überraschen. Der Domherr meinte, und er wollte fest darauf bestehen, ich sollte Dir die Mittheilung in seiner Gegenwart machen; aber das wollte ich nicht."

„Gottlob!" athmete der König auf, „so kann noch Alles wieder gut werden."

„Wieder? — und gut? —" fragte die Königin.

Der König setzte mit Ruhe auseinander, daß er das Opfer sehr zu schätzen wisse, es aber nicht annehme.

Die Königin wehrte sich gegen die Bezeichnung als Opfer und der König sagte:

„Gut denn! Du kannst schon an mir sehen, wie ein anderer Mensch — und ist er der einzig Einige mit Dir — Deine Handlungsweise anders als Du ansehen kann, ansehen muß. Wie viel mehr nun die große Welt, die Höfe, die Unterthanen."

„Was kümmert uns das Urtheil der Welt, wenn wir wissen, daß wir das Rechte thun? Die Welt! Immer die Welt! Sie darf uns nicht zwingen, anders zu sein, als wir sind."

„Mathilde! Das ist die Stimmung eines Märtyrers, eine erhabene und verehrungswürdige. Mathilde, Du bist edel und gut, aber glaube mir: die besten, ja die einzig correcten Handlungen sind diejenigen, die keiner Erklärung und keiner Entschuldigung bedürfen. Wir sind keine Einsiedler. Deine Motive sind rein, hoch, anbetungswürdig; aber die Welt wird diese reinsten und höchsten Motive nicht verstehen, nicht verstehen wollen. Du kannst der Welt nicht erklären, wie erhaben Dein Sinnen, sie würde es nicht fassen; und wir dürfen nichts erklären. Ein Fürst, der seine Handlungsweise erklärt, degradirt sich. Du siehst die Welt mit Deinem

himmlischen Blicke an; aber in der Welt ist Dein himmlischer Blick nicht. Ich möchte Dir nicht die Bosheit der Welt aufdecken und Dir Deine freundliche Lebensbetrachtung verdüstern; bleibe in Deinem Glauben an das Höchste, bleibe es aber in der Form Deiner Confession."

„Und ich soll lebenslang allein dahin, und Du mit dem Kinde dorthin gehen?"

„Mathilde! Wir sind nicht Einsiedler, ja, wir sind nicht Privatmenschen. Wir haben eine exponirte Stellung. Ein Fürst, eine Fürstin vollziehen keine Privathandlung —"

„Du meinst, all' unser Thun und Lassen ist beispielgebend?"

„Auch das," erwiderte der König stockend, „auch das; aber ich wollte sagen: Was Du vollziehst, vollziehst nicht nur Du, die Königin vollzieht es. Die Wirkungen gehen hinaus ins Allgemeine. Ich bin glücklich, so geliebt zu werden; glaube mir, Du fühlst es, nicht wahr, Mathilde?"

„Sprich nicht davon; das Beste hat man in sich ohne Wort."

„Nun sieh': die Frau eines Privatmannes kann im Stillen eine solche Handlung vollziehen — Du nicht; Du müßtest die protestantische Hofkirche schließen, Du verletztest Deine Glaubensgenossen in der Residenz, im ganzen Lande."

„Ich will aber Niemand verletzen, und die Welt kann das Opfer nicht von mir verlangen. Eins sein mit Dir, auf Erden und im Himmel, in Zeit und Ewigkeit, ist mein höchstes, mein einziges Trachten."

„Gut! so versprich mir Eines."

„Was Du willst."

„Versprich mir, daß Du mindestens noch einen Monat Deinen Entschluß hinhältst. Es giebt Stimmungen, die man nicht zum Lebensgesetz machen darf."

„Du bist ein hoher Mann," sagte die Königin, „ich folge Dir!"

„Du stehst also ab von Deinem Entschlusse?"

„Nein, ich warte. Es soll kein Entschluß der Einsamkeit, der Verschlossenheit in Gemächern sein, keine krankhafte Stubenstimmung, wie Du doch meinst. Ich will meinen Entschluß im freien Tageslich-

an der Sonne reifen lassen. Du wirst sehen, daß es nicht blos Stimmung war."

Der König war mit diesem Ergebniß zufrieden. Aber seltsamer Weise hielt er sich von jeder Liebesbezeigung gegen seine Gattin fern. Er verließ sie mit freundlicher, aber doch anfremdender Handreichung.

Viertes Capitel.

Der König hatte in der Unterhaltung mit seiner Gemahlin große Selbstbeherrschung angewendet. Jetzt in Einsamkeit empfand er, daß ihre Mittheilung ein schlummerndes Mißgefühl erweckt hatte.

Der König liebte seine Gemahlin, er liebte sie aufrichtig, aber er war — es ist ihm oft genug gesagt — eine heroische Natur und wollte es sein. Nur nichts Kleinliches, nichts Selbstquälerisches und Empfindsames. Er hatte das Bestreben, sein Land glücklich und seinen Namen geschichtlich zu machen. In einer Zeit ruhiger Entwicklung und friedlicher Arbeit aller Staatsangehörigen für das Gemeinwesen war keine Gelegenheit für heroische Thaten — es ließ sich nichts überraschend Neues schaffen; das Gewordene muß erhalten, das Werdende zu ungehemmter Entwicklung gebracht werden; dabei wird viel Arbeit vieler Menschen namenlos aufgesaugt. Der König baute daher gern. Das Entstehen von großen Gebäuden für Kunst, Wissenschaft, Kirche und Militär stellte sich doch als sichtbares Ergebniß eines ins Große strebenden Willens dar.

Der König liebte seine Gemahlin. Das ist etwas, wofür nichts zu thun ist, es lebt sich ruhig fort; aber die Königin will immer etwas Neues darin schaffen, will Dokumente geben — gewiß, ihre tiefe Innigkeit ist nicht zu verkennen, sie zeigt sich jetzt wieder in diesem an und für sich guten, aber in der Ausführung unmöglichen und überspannten Entschlusse. Die Königin idyllisirt Alles, das ist der gerade Gegensatz gegen das Heroische, und wie ein Sinnbild ging es ihm auf: sie hat beständig Dämmerlicht in ihren Gemächern; er aber liebte das volle Licht; er mußte sich immer erst zurechtfinden in diesem Halblicht, und wenn er herauskam, war es ihm

neu, daß voller Tag ist. Dies Abmühen mit Religionsfragen, die nicht gelöst werden können, dies ständige Aufregen des Gemüthslebens — es hindert die entschlossene That. Soll man im Leben feststehen, zumal als König die weitumfassenden, vielverzweigten Thätigkeiten der Menschen beherrschen, so darf man keinerlei Privatgrübeleien mehr haben, ja alles Gemüthsleben muß untergeordnet werden.

Die Königin will Mutter und Gattin in der höchsten Weise sein, aber sie müßte auch Königin sein. Nicht diese ewige Kleinmacherei, dieses tägliche, wenn auch noch so sinnige Kranzbinden. Und diese Liebe ist dabei doch anspruchsvoll; will bezahlt, vergolten sein, immer verdient durch beständige Aeußerungen der Gegenliebe. Das hat etwas Ausschließliches und Lästiges zugleich. Die Sonne scheint, die Liebe ist da — was soll dies ewige Abarbeiten?

Während die Königin in ihrer Isolirung sich zu einer Steigerung ihrer Empfindung brachte und eine entsprechende That vollziehen wollte, hatte sich im König eine Isolirung anderer Art vorbereitet, und dieser Versuch des Religionswechsels — er darf unbedingt nicht mehr sein als ein Versuch, sagte sich der König — hatte diese Isolirung in ihm vollzogen.

Der König saß still in seinem Cabinet. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, da ihm der Gedanke durch den Kopf fuhr, wie es wäre, wenn eine großgesinnte, das Leben beherrschende Gattin ihm zur Seite stände. Er wollte das nicht denken, er hatte es nicht gedacht. — Er befahl, daß der Leibarzt zu ihm komme. Die Sache muß rasch erledigt werden.

Der Leibarzt trat ein.

Der König forschte zuerst behutsam, ob dieser Vertraute der Königin nichts von dem Vorgange wußte, dann theilte er ihm geradezu das Vorgefallene mit, natürlich zu strengster Geheimhaltung.

Der König stutzte, da der Leibarzt sehr höflich, aber auch sehr bestimmt statt für das Vertrauen Dank zu bezeigen, eine Ablehnung aussprach.

„Ich würde es vorziehen, Majestät,“ sagte er, „wenn mir

Geheimnisse oder Störungen, bei denen ich nichts mitwirken kann, gnädigst vorenthalten würden."

Der König sah staunend drein. Dieser Mann bleibt der ewig Starre, seine Würde Wahrende.

„Ich wollte Sie ja eben fragen," sagte der König, und sein Ton war herb, „ob Sie sich in dieser Sache eine Einwirkung auf die Königin zutrauen?"

„Ich nicht, wenn aber Eure Majestät sie mir zutrauen, bin ich bereit, den Versuch zu machen."

„Thun Sie das!"

„Ihre Majestät die Königin wird aber dadurch verletzt werden; ich kenne ihre Sinnesweise — die Sache verliert ihr den Duft der Unberührtheit, wenn sie hin- und herbesprochen wird."

„Das wäre gut! das wäre zweckmäßig!" sagte der König schnell. „Diese Schwärmerei wird vielleicht dadurch am besten geheilt, und in unserer Zeit wird ja Alles debattirt. Ihre Freunde in der Abgeordnetenkammer debattiren Alles — so mag auch das —"

Die gemischte Stimmung des Königs gegen den Leibarzt kam in unbewachten Momenten zu Tage. Es war eine beständige Unzuträglichkeit, daß der Leibarzt sich zwar nie vordrängte, aber so oft er in eine Erörterung gezogen wurde, immer mit gleicher Entschiedenheit sich in religiösen und politischen Dingen zum Freisinn bekannte. Dennoch mochte man ihn nicht entbehren. So unbequem oft auch seine Art und Weise, er stand bei dem König in hoher Schätzung und stand so hoch in der Wissenschaft und in der Achtung des Landes, daß es einen besonderen Glanz auf den Hof warf, einen Mann von anerkanntem Freisinn in der nächsten Umgebung des Königs zu wissen.

Der König gab nun dem Leibarzt den förmlichen Auftrag, auf die Königin einzuwirken, daß sie von ihrem Entschlusse zurücktrete.

Die Aufgabe war schwer.

Die Königin hatte noch immer dem bewährten Freunde Alles anvertraut, jetzt kam er mit ihrem Geheimniß, das ihm ein Anderer übergeben.

Gunther versuchte es dahin zu bringen, daß die Königin ihm

ihren geheimen Entschluß mittheile; aber sie ließ sich nicht dazu herbei, und endlich mußte er selbst davon zu reden anfangen. Die Königin war erschreckt.

„Warum that der König das?" sagte sie, und auf ihr Angesicht trat ein tiefschmerzlicher Zug.

„Seine Majestät," erwiderte der Leibarzt, „traut mir vielleicht noch einige weitere bestimmende Vernunftbeweise zu."

„Ich kenne die Vernunftbeweise alle," erwiderte die Königin heftig. „Hier ist etwas, wo kein fremdes Wort, kein fremder Hauch —"

„So werde ich schweigen, Majestät, und bitte, mich zu entlassen."

„Nein, nein, reden Sie, ich muß Sie hören."

„Sie müssen nicht —"

„Ach! wollen — müssen! Sie sagen ja immer, wir Menschen haben keinen freien Willen! Bei Fürsten ist das gewiß."

„Majestät," begann der Arzt leise, „der hohe Entschluß, den Sie in sich faßten, ist auch nicht ein Act Ihres Willens; er ist die natürliche und nothwendige Folge einer Kette von Ereignissen und Eindrücken, die Ihre Seelendisposition gestalteten. Innige Naturen glauben immer, sich selbst und der Welt nicht genug thun zu können; sie möchten zu jeder Stunde, mit jedem Athemzug ein Glück schaffen, einen hohen Gedanken in der Welt befestigen."

„Also auch Sie können schmeicheln?"

„Ich schmeichle nie; ich stelle nur die Diagnose, und sie ist gar nicht schmeichelhaft. Diese seelische Ueberfülle ist nicht Gesundheit." —

„Sie halten also meine Stimmung für krankhaft —"

„Wir nennen das nicht so — aber bitte, Majestät! dieser Ton ist uns beiden nicht . . ."

„Sprechen Sie. Ich höre Sie gern. Es beleidigt mich nicht, daß Sie davon wissen. Ich betrachte Sie als ein Stück Tag, an dem ich meinen Entschluß wollte reifen lassen."

„Nun denn, was reifen soll, muß sich auch von der Luftströmung, ja vom Sturm hin- und herbewegen lassen. Ich bringe Ihnen keinen Sturm, ich will nicht davon sprechen, daß, wer seine angestammte Religion verläßt, Vater und Mutter beleidigt, und daß

die von Jugend an gewohnten Ceremonien die Muttersprache der Seele sind. Das gilt nicht vor dem Geiste. Geist und Vernunft sind Vater und Mutter des bewußten Menschen. Was man erkennt, muß man auch bekennen. Ich mißbillige den Uebertritt aus Erkenntniß nicht. So viel ich aber weiß, nehmen Sie, Majestät, das Bekenntniß nur äußerlich an —, oder auch innerlich, aber nicht um des Bekenntnisses willen, sondern aus Liebe zu Ihrem Gatten. Majestät! Ich selber stehe, wie Sie wissen, auf ganz anderem Grunde. Ich glaube jene Quelle im Paradies zu kennen, dort, wo sie noch eins ist und erst draußen in die Ströme sich theilt, die, wie mein Freund Eberhard, der Vater unserer Gräfin Irma, sagt, die Predigtmühlen treiben. Sie wissen, Majestät, daß die gleiche Sage, die sich in dem schönsten aller Bücher, in der Bibel findet, auch in unserer deutschen Sage sich findet, vom Baume Igdrasil gehen auch vier Ströme aus —

„Gut, aber bitte, lieber Freund, jetzt keine gelehrten Curiositäten.“

„Majestät!“ nahm der Arzt wieder auf, „verharren wir in unserer angestammten Religion, so können wir in ihr frei sein, das heißt in unserem Denken über sie hinausgehen; kein Ketzergericht hat mehr Gewalt über uns. Bekennen wir aber eine neue Religion, so haben wir kein Recht mehr, frei zu sein; wir haben die Pflicht, sie zu bekennen! Ein geborner Adeliger kann sich zur bürgerlichen Gleichheit bekennen; einer der sich adeln läßt, kann das nicht. Und, Majestät, lassen Sie mich noch Eines sagen: ich betrachte es als ein Glück für die Menschheit und für unser deutsches Vaterland besonders, daß es keine Confessionseinheit giebt, dadurch allein ist die Humanität gewahrt, denn wir müssen lernen, daß es verschiedene Formen und Seelensprachen für ein und dasselbe giebt. In der Vielfältigkeit der Confessionen liegt eine Bürgschaft gegen den Fanatismus, wie weiter hinaus eine Bestätigung, daß die äußere Religionsform gleichgültig, ich meine, daß man in jeder Religion ein rechtschaffener Mensch sein könne und sogar ohne äußere Religion.“

Diese Gedanken noch näher erläuternd, saß der Leibarzt lange bei der Königin.

Während er noch bei ihr war, ließ sich der Domherr melden.

Die Königin ließ sich entschuldigen und ihn auf den andern Tag bestellen.

Dennoch, als der Leibarzt wegging, war sie von ihrem Vorhaben nicht abwendig gemacht. Sie blieb dabei, daß dies eine Handlung sei, in die kein anderer Mensch ein Wort dreinreden könne, zumal ein Mann nicht.

Sie war nahe daran, sich Irma anzuvertrauen; sie ist klug und meint es treu mit ihr. Aber eine unüberwindliche Scheu hielt sie davon zurück; sie wollte vor Irma nicht schwach und schwankend erscheinen.

Fünftes Capitel.

Die Königin war tagelang still und einsam. Nur Walpurga mit dem Kinde durfte um sie sein, sonst wollte sie Niemand sprechen, ihren Gatten nicht, den Leibarzt nicht und den Geistlichen nicht.

Eines Mittags, als Walpurga bei ihr war, drängte es sie zu der Frage:

„Walpurga, weißt Du, daß ich nicht zu Deiner Religion gehöre?“

„Ja freilich, und das freut mich.“

„Das freut Dich?“

„Ja wohl, das freut mich. Sie sind die erste und die einzige Lutherische, die ich bis jetzt kennen gelernt habe, und wenn Alle so sind wie Sie, muß das eine schöne Religion sein.“

„Sie ist auch schön; alle Religionen sind schön, die uns zu guten Menschen machen.“

„Sehen Sie, Frau Königin, das hat mein Vater auch gesagt, ganz mit denselben Worten. O! dem hätt' ich's gegönnt, daß er so lang gelebt hätte, daß er Sie noch gesprochen hätte.“

Die Königin war lange Zeit still.

Endlich fragte sie wieder:

„Walpurga, wenn Du eine andere Religion hättest wie Dein Hansei, würdest Du ihm in seine Kirche folgen?“

„Mein Hansei ist auch katholisch.“

„Wenn's aber anders wäre?“

„Es ist ja aber nicht anders."

„Denke Dir aber, es wäre anders."

„Das kann ich aber nicht, ich kann's nicht," sagte sie fast weinend.

Die Königin war wieder lange still. Nach geraumer Weile begann Walpurga von selbst:

„Ich kann's doch, ja ich kann's; ich hab' mir's ausgedacht. Sie sind ja auch lutherisch und Ihr Mann katholisch. Ja ich kann's. Jetzt, warum fragen Sie mich denn das?"

„Wenn Du also — denke Dich an meine Stelle — wenn Du evangelisch wärest, würdest Du nicht in die Kirche Deines Mannes gehen?"

„Nein, Königin, nie. Bin ich seine brave Frau gewesen als Evangelische, so bleib ich's. Darf ich Ihnen was erzählen, Königin?"

„Ja, erzähle."

„Was hab' ich denn nur erzählen wollen? Ja, jetzt weiß ich's! Seh'n Sie — mein Vater selig — der Leibarzt hat Ihnen gewiß schon berichtet, was das für ein braver Mann war — aber ich fang' verkehrt an, ich hab' ja anders hinaus gewollt — ja, also sehen Sie: In der Unterweisung da hab' ich einen gar scharfen Pfarrer gehabt, der hat alle Menschen, die nicht von unserem Glauben sind, in die tiefste Hölle hinein verdammt, und da erzähl' ich das einmal meinem Vater, und da sagt er mir: Purgei — er hat mich nur Purgei geheißen, wenn er mir etwas hat ins Herz thun wollen — Purgei, hat er gesagt, auf der Welt leben so und so viel Millionen Menschen, und davon ist der geringste Theil Christen, und was wäre das für ein niederträchtiger Gott, der all' die Anderen in die Hölle hinab verdammen wollte, weil sie keine Christen sind, und sie können doch nichts dafür, sie sind doch nicht darin geboren! Glaub' nicht, so hat mein Vater gesagt, daß der Mensch verdammt ist wegen seines Glaubens; wenn er nur brav ist. Und das halt' ich fest. Ich sag' natürlich unserm Pfarrer nichts davon, der braucht nicht Alles zu wissen! der sagt mir auch nicht Alles, was er weiß."

Die Königin war still, und bald begann Walpurga wieder.

„Jetzt fällt mir noch was ein, das Beste fällt mir ein! O

liebe Frau Königin, das muß ich Ihnen noch erzählen, das hab' ich auch von meinem Vater; er hat gar viel sinnirt. Der alte Doctor, der Vater vom jetzigen, hat's oftmals gesagt, wenn mein Vater studirt hätt, das wär' ein großer Mann geworden, ein weltberühmter. Jetzt, also am Abend, es war an dem Sonntag, wo ich gefirmt worden bin, sitze ich mit meinem Vater und meiner Mutter auf der Bank hinter unserm Häuschen am See, und da hat's zu Abend geläutet, wir haben unser Ave gebetet, setzen uns wieder, und da hören wir den Liederkranz, der kommt in einem Nachen über den See, und so schön gesungen haben sie, so schön, ich kann's gar nicht sagen, und da sagt mein Vater, und steht wieder auf, und die Sonne scheint ihm ins Gesicht, und es ist wie lauter Feuer, und er sagt: „Jetzt weiß ich, wie es unserm Herrgott im Himmel droben zu Muthe ist." „Red' nicht so gottlos," sagt meine Mutter. „Ich red' gar nicht gottlos, im Gegentheil," sagt mein Vater, und setzt sich wieder, er hat eine merkwürdige Stimme gehabt, wie sonst nie. — „Ja, ich weiß es, ich spür's," sagt er, „jetzt, die Kirchen alle, die unsrig', und die evangelisch und die jüdisch, und die türkisch, und wie sie alle heißen — da ist jedes so eine Stimm' im Gesang, und da singt ein Jedes, wie es seine Kehle hergiebt, und das stimmt doch zusammen und giebt einen guten Chor, und da droben am Himmel, da muß es gar schön klingen und es soll nur ein Jedes singen, wie unser Herrgott ihm die Stimme in den Mund gelegt hat, er wird schon wissen, wie es zusammenstimmt, und es stimmt gewiß schön!"

Walpurga sah strahlenden Auges auf die Königin, und der Blick der Königin begegnete dem ihrigen.

„Dein Vater hat Dir ein gutes Wort gegeben," sagte die Königin.

Es glänzte etwas im Auge der Königin und es glänzte im Auge Walpurga's.

Walpurga ging davon mit dem Kinde.

Am anderen Tage ließ die Königin ihren Gatten zu sich bitten. Sie sagte ihm:

„Kurt, ich habe Muth."

„Das weiß ich."

„Nein, ich habe einen Muth, den Du nicht kennst —"

„Einen Muth, den ich nicht kenne?“

— „Und nie kennen wirst! Ich habe den Muth, als schwach und schwankend zu erscheinen. Nicht wahr, Kurt, Du verkennst mich deßhalb nicht?“

„So sprich doch deutlicher und ohne Einleitung.“

„Ich bin entschlossen,“ fuhr die Königin fort, „ich wage es kaum mehr, das Wort entschlossen auszusprechen — nicht wahr, Du verkennst mich nicht? Ich bleibe in der Confession, in der ich geboren, und wir sind doch Eins.“

Der König dankte ihr sehr freundlich und bedauerte nur, daß der Domherr von der Sache wisse; er hoffe indeß, ihm die Zunge zu binden.

Die Königin sah ihn staunend an, da er sich gar so wenig freute; aber sie fand es doch wieder natürlich: warum sollte etwas, das nur wie eine Wolke vorübergezogen war, eine große Wirkung hinterlassen? Freilich in ihr hatte es schwer gekämpft, aber in Anderen nicht.

Die Königin fühlte, daß sie lange zu thun haben werde, um irgend einem Ausspruche oder einem Entschlusse wieder Geltung und Gewicht zu verschaffen; denn sie war einmal schwach gewesen und das vergessen die Menschen nicht.

Als die Königin am Sonntag in der evangelischen Hofkirche war, wagte sie kaum, von der Hofloge aus den Blick aufzuschlagen.

Durch ihre Seele zog der Gedanke, wie es wäre, wenn sie drüben in der andern Kirche, und wie die Blicke der Gemeinde sich hier herauf richten würden, wo nun Niemand mehr erscheint. Sie hatte dieses Haus, diese Gemeinde im Geiste schon einmal ganz verlassen; ihre Seele bebte vor dem was sie hatte vollführen wollen, und sie dankte aus tiefstem Herzen ihrem Gatten, der sie mit starker Hand davon zurückgehalten.

Als sich die ganze Gemeinde erhob, und im Kirchengebete für das königliche Haus ihrer besonders gedacht wurde, und sie, wie der Ausdruck heißt, „ausgeweiht“ wurde mit dem Danke für ihre Erhaltung und die Erhaltung des königlichen Prinzen, da flossen ihre Thränen unaufhaltsam.

Am Mittag ging sie gegen alle frühere Gewohnheit zum Zweitenmal in die Kirche.

Während dessen lustwandelte der König in dem Theile des Parkes, der nur durch eine rothe Schnur dem öffentlichen Besuche abgeschlossen war, mit der Gräfin Irma auf und ab.

Der König theilte Irma den Entschluß der Königin mit, und wie sie sich wieder davon abbringen ließ. Irma entgegnete, daß sie dieses Vorhaben längst geahnt, sich aber nicht für berechtigt gehalten hätte, davon zu sprechen; sie habe dem Leibarzt eine Andeutung gemacht, er habe aber nichts davon wissen wollen.

Der König sprach sein Mißbehagen über das Wesen des Leibarztes aus; aber Irma vertheidigte ihn mit vieler Begeisterung.

„Der Mann ist glücklich," sagte der König, „solch einen beredten Anwalt in seiner Abwesenheit zu haben."

„Das haben meine Freunde immer an mir," entgegnete Irma, „die, die ich wahrhaft verehre."

„Ich wünschte auch einmal angeklagt zu sein," fuhr der König fort.

„Und ich glaube," erwiderte Irma lächelnd, „Majestät könnten nicht besser vertheidigt zu sein wünschen, als ich es thun würde."

Es trat eine Pause ein. Der König nahm mit schönem Freimuthe seinen Widerstreit gegen den Leibarzt zurück, und das Gespräch über diesen schien nur wie eine Brücke zu einem anderen.

Der König sprach über seine Gattin und ihre eigenartige Gemüthsverfassung.

Der König und Irma sprachen zum Erstenmal über die Königin.

Daß Irma dies that und der König es nicht nur gestattete, sondern geradezu herausforderte, war der Keim einer unberechenbaren Entwicklung.

Sie lobten und priesen den dichterischen Sinn, den Schwung der Empfindung, die blumenhafte Zartheit der Königin, und indem die Beiden sie so glänzend darstellten, durften sie im Innern unausgesprochen deren Schwäche und überschwängliche Schwärmerei tadeln.

Im ersten Aussprechen eines Gatten über den andern zu einem Dritten liegt eine folgenreiche Verfremdung und Preisgebung.

Noch war Alles verhüllt, mit lautem Lob, mit Begeisterung zugedeckt. Es war hier wie dort bei der Königin in der Kirche. Sie rang im Gebete, mit aller Kraft ihres Willens wollte sie ihre ganze Seele darein versenken, wieder vollauf sein, was sie ehedem war, und doch, während sie die Worte sprach und ihr Denken hineindrängte, wich in der Verborgenheit eine Erstarrung und Verfremdung nicht, die ihr sagen wollten: Du kehrst nie mehr ganz wieder.

Während der König und Irma mit einander sprachen, erschienen sie sich als die Gleichen; sie sahen die Welt und die Bewegungen der Menschenseele mit demselben Blicke an, sie sprachen davon, wie leicht man in Schwäche verfallen könnte, und ihre Vertraulichkeit erschien ihnen nicht als Schwäche, sondern als Stärke.

Sie gingen im gleichen Schritt und Tritt und Irma sagte nicht mehr: wir wollen umkehren. —

Die Königin war, seitdem sie wieder der Gesellschaft angehörte, wenn möglich, noch viel huldvoller, viel liebreicher gegen Jeden; sie stellte Jeden weit über sich; die Menschen waren nicht so schwach und schwankend gewesen wie sie. Sie glaubte Jedem etwas besonders Gutes thun zu müssen, weil sie trotzdem ihm gleich, weil sie über ihm stehen durfte. Sie war in innerster Seele voll Demuth.

Die Zeitungen brachten nach wenigen Tagen eine seltsam verhüllte Geschichte, wie man die engelsreine Güte einer Fürstin hatte benützen wollen, um sie in der Einsamkeit von sich selbst abwendig zu machen, und ihr die Liebe des Landes zu entziehen.

Es war nicht schwer zu finden, daß damit der Uebertritt der Königin bezeichnet wurde.

Die Königin hatte sich stets offen zur liberalen Opposition des Landes bekannt, und der König hielt den Leibarzt für den Vermittler, der ihr die Gunst der Presse zuwendete und dabei auch eine Indiscretion nicht scheute. Er wurde durch diese offenbare Entstellung noch mehr gegen die Presse aufgebracht, nicht minder aber gegen die Machinationen der Partei der Königin am Hofe; er hielt

indeß beide Aergerlichkeiten zurück. Es wird sich die Zeit schon finden, beiden zugleich gerecht zu werden.

Sechstes Capitel.

(Irma an ihre Freundin Emmy.)

..... Das Alles habe ich gestern vollbracht. Ich wollte lesen; ich sah die Buchstaben, aber ich las sie nicht, Alles kroch mir durcheinander wie ein Ameisenhaufen. Ich wollte singen, kein Lied war mir recht. Ich wollte spielen, selbst Beethoven war mir fremd. Und so lag ich stundenlang und träumte in mich hinein und aus mir hinaus. Ich folgte dem Mütterchen und ihrem Sohne über die Berge, die Lerchen singen ihnen meine Gedanken zu, sie kommen heim und der wilde trotzige Bursch ist geschmeidig, er jodelt frisch in die freie Welt hinein, grüßt seinen herztausigen Schatz — ich meine, ich hör' ihn singen. Ach, Emmy, was giebt es Herrlicheres, als Menschen beglücken? Es ist schon armselig genug, ein Mensch zu sein, gebunden in tausend Schranken, Rücksichten, Elendigkeiten; und wenn man noch dazu Noth leiden muß — Strafe, Zuchthaus, Ketten! Es ist eine Schande für die Menschheit, daß es Zuchthäuser giebt.

Ach, Emmy, und wie groß, wie eine Offenbarung aus dem intimen Volksherzen sprach das einfältige Weib des Holzknechtes. Ich wollte ihre Worte in Verse fassen, sie am Morgen dem König überreichen, aber es ging nicht. Nichts genügte mir, die Sprache ist abgenützt, zu eng, zu grob, das Wort Schillers ging mir immer durch den Sinn: Ach, wenn die Seele spricht, spricht schon die Seele nicht mehr! Ich ließ mein Gekritzel sein. Ich habe eine unruhige Nacht verbracht. Wenn etwas tief innen unerlöst ist, dann wandelt die Seele um, wie ein Gespenst, und kann keine Ruhe im Schlafe finden.

Heute bei dem Frühstück theilte ich dem König die Worte Walpurga's mit. Ich ärgerte mich, er verstand sie nur halb, wie hätte er sonst darauf antworten können: „Ja das Gebirgsvolk hat

einen tiefmonarchischen Sinn. Theilen Sie doch Ihrem Herrn Vater das mit."

Der König merkte, wie unpassend er sich geäußert, und wie immer gewandt und liebenswürdig und auch sein gutes Herz wieder schnell fassend, sagte er: „Liebe Gräfin, ich will Ihnen einen geheimen Titel geben, der aber nur für uns Beide da ist. Ich ernenne Sie hiemit zum Spion des Volksherzens. Erkunden, erlauschen Sie, wo Sie etwas finden, und Sie sollen immer bei mir unbedingte Willfährigkeit finden. Meinen Sie nicht, daß Egeria nichts Anderes war, als Spionin des Volksherzens? Sie hörte im Tempel am Altare die geheimsten Gedanken des Volkes, theilte sie dem König Numa mit und er ward bis zur Anbetung vergöttert."

„Unser Volk spricht aber nur vorgeschriebene Gebete," sagte ich.

„Das ist ein anregender Gedanke," erwiderte der König und gab bald darauf dem eintretenden Schnabelsdorf den Auftrag, ihm kurz zu notiren, welche bestimmte Gebete die Griechen und Römer in den verschiedenen Tempeln sprachen.

Nun wird also die ganze Geschichte, Alles was, wie ich glaubte, eine tiefe Wirkung haben sollte, zu einem Amüsirabend.

Ach, liebe Emmy, Amüsiren! das ist der tiefste Punkt auf dieser Welt, in den Alles mündet. Ein Apostel, der heute aufträte, müßte sprechen: Fraget nicht, wie werden wir uns heute amüsiren, sondern u. s. w. Mach' Du den Satz fertig.

Ich bin nicht besser als die Anderen. Ich bin auch nur eine für siebzig Jahre aufgezogene Puppe, die tanzen, lachen, reiten und sich amüsiren will. Alles auf der Welt ist Amüsirvogel. Der Unterschied ist nur, daß die Einen Amüsirvögel sich an Körnern und Raupen, Mücken und Larven begnügen, während die Anderen größere Portionen brauchen, Hasen, Rehe, Hirsche, Fasanen, Fische; und die höhere Bildung des Amüsirvogels, genannt Mensch, besteht darin, daß er seinen Fraß kocht. Es ist eine grausame Leerheit in vielen Menschen. Conversation machen — darin besteht die ganze Kunst. Denke Dir den Ausdruck „Conversation machen" recht klar und Du wirst finden, was für ein Unsinn das ist. Die

Leute finden mich unterhaltend, aber ich mache nie Conversation; ich spreche eben, wenn ich etwas zu sagen habe.

Mein Dämon ruft mir jetzt immer zu: Dilettantismus.

„Dilettiren“ — schmöckern, naschen zum Zeitvertreib — übersetzt es mein Lexikon. Das ist grob, aber es liegt etwas darin ....

Einen Tag später.

Eben schickt mir der König folgendes Gedicht. Ich muß ihm Abbitte thun. Er hat meine Mittheilung doch besser gefaßt. Wie findest Du das Gedicht? Warum soll ein König nicht dichten? Verlangt man ja Idealität von ihm. Freilich, ein König soll Alles verstehen, aber in nichts dilettiren.

(Nachschrift.) Ich sehe eben, daß ich Dir das Gedicht nicht abschreiben darf.

Einen Tag später.

Lache nicht, daß ich Dir immer von der Walpurga erzähle. Der König traf mich heute bei ihr, als wir gerade Schreibstunde hielten. Er sagte, wie es ihn freue, daß er den Verwandten der Walpurga begnadigen konnte.

„Unsere Verwandtschaft ist weitläufig, von sieben Suppen ein Schnittle, erwiderte sie. Und, Herr König, ich hab' was auf dem Herzen: ich bin unschuldig, wenn der rothe Thomas doch wieder schlecht ist, ich kann nichts dafür.“

Der König lachte und sagte: „Ich kann auch nichts dafür.“

Unbegreiflich ist's, wie die Walpurga nun fast immer mit Zorn von Zenza und deren Sohn spricht und nichts mit ihnen zu thun haben will. Es wohnen seltsame Dämonen im Herzen des Volkes nebeneinander. Ich fürchte, mein Amt als Volksspion wird mir zu schwer.

Der König hat mir eine Abschrift der Kirchengebete der Griechen und Römer schicken lassen.

Ich will mir's wegschreiben, dann hab' ich's nicht mehr. Ich muß mir immer vorstellen: wie wär's wenn die Zenza Oberhofmeisterin und ihr Sohn, der Wildschütz, Oberjägermeister geworden wären? Redegewandt genug wäre sie, und sie hat überaus

kluge und verschmitzte Augen, und der Bursche wäre gewiß ein höchst eleganter Cavalier.

Ach, und da sprechen die Menschen, daß Gleichheit in der Welt sei, und wir auf unsere Geburt uns nichts einbilden dürfen. Ist's nicht ein sichtbares Zeichen der himmlischen Gnade, daß ich als Gräfin und nicht als Tochter der Zenza geboren bin? Und doch kann man wieder sagen: gerade das Gegentheil.

Es ist im Grunde allen Geschöpfen wohl auf der Welt. Der Frosch im Sumpf ist bei seinem Gequake gerade so glückselig, wie die Nachtigall mit ihrem Flöten und Schmettern im Busch.

Es ist nicht Humanität, es ist Willkür und Tyrannei, dem Frosch zu sagen: du sollst auch im Rosenbusch wohnen und à la Nachtigall singen!

Hast Du schon einmal ordentlich zugehört, wie urbehaglich so ein Frosch quakt? Jetzt eben haben sie großes Concert im Schloßteich. Ich hör' es gern. Wir Menschen sind gar zu keck, daß wir Alles darnach bemessen, wie es uns mundet, unser Ohr und Auge erquickt. Der Fröschin gefällt gewiß der Gesang des Meisters Frosch am besten, und sie hat Recht.

Ich danke Dir, liebe Emmy, daß Du Alles so an Dich hinschreiben lässest. Du kannst Dir gar nicht denken, wie wohl mir das thut.

Ich bin ein Spion meines eigenen Herzens. Es sind viele wilde Gesellen darin, Abenteurer und Glücksritter, und dazu eine Nonne .... Ich bin selbst begierig, wie die gemischte Gesellschaft mit einander fertig wird.

Ich bin dem ganzen Hofe gegenüber darum so frei, so übermüthig, weil ich ein geheimes Tagewerk habe, und das sind meine Briefe an Dich. Aber noch viel tausendmal mehr denke ich zu Dir.

Es vergeht kein' Stund in der Nacht,
Wo ich nicht an Dich gedacht
Und Dein gedenk' . . .

Weißt Du noch? das war Dein Lieblingslied. Ich singe Dir's täglich mindestens einmal. Du und mein Clavier, ach was

seid ihr mir Alles! Ihr wartet, bis ich komme. Ihr habt alle Töne aller Meister in euch, aller, die waren und noch sein werden, und ihr wartet nur, bis Einer kommt, der sie erklingen läßt.

Ich bin zwei Seelen. Ich bin mein Clavier und meine Zither. Die eine Seele läßt sich leicht transportiren, die andere nicht, und die eine verlangt die Berührung der Saiten mit den Fingern — ach, ich weiß nicht mehr, was ich schreibe. Ich wollte, ich könnte mir das Denken abgewöhnen. Ich wollte, ich wäre die Tochter dieser Zenza, und mein Bruder wäre der Wilddieb. Doch nein! Unsere Diebe und Schelme, die in der Schule die sieben Todsünden und den Katechismus auswendig gelernt haben, sind gezähmt und feig; sie stecken ein Gnadengesuch in die Schürze der Mutter und greinen: wir haben nichts gethan, laßt es ungeschehen sein! — Nirgends in der Welt ist mehr ein wirklicher Naturtrotz. Ich glaube, Dein italienischer „Räuber hinter dem Felsen," den Du einmal gestickt hast, ist auch nichts als eine Maler-Tradition für Stickmuster. Alle Künste legen unserem Dasein nur Schminke auf.

Gute Nacht!

Einen Tag später.

. . . Ich lese nie, was ich früher geschrieben. Ich will nichts mehr davon wissen. Die Sonne, die gestern geschienen, scheint heute nicht mehr. Ich meine es anders: es ist dieselbe Sonne, aber das Licht wird immer neu, und ich bin heute glücklich, und frage nichts danach, ob Kirchen und Schlösser, Männer und Weiber, Frösche und Krokodile in der Welt sind.

Der König sagte mir heute:

„Ich weiß, Gräfin, daß Sie in diesen Tagen klein von mir gedacht haben. Ich spüre jede Abwendung Ihrer Seele wie einen elektrischen Stoß. Ich bitte, thun Sie das nicht mehr —" und dabei sah er mich an, wie ein bittend Kind, ach, er hat so treue, tiefe Augen.

Ich weiß, wie Du einmal sagtest: „Es giebt Blicke ohne Hintergrund, ohne seelische Tiefe." Ach, die Blicke dieses Freundes haben eine unendliche Tiefe. Ich will von keinen Schranken mehr wissen, ich — ich . . . Nein, das Wort kann ich doch nicht schreiben.

O Emmy, ich wollte, ich wäre eine Almerin auf einsamer Bergeshöh'. Heute Nacht war mir's, als riefen meine Heimathberge: Komm heim! Komm! Bei uns ist gut sein! — Ach, und ich möchte fort und kann nicht.

Walpurga ist jetzt mein Trost. Ich versenke mich in ihr Leben, es ist so viel gründliche Naturruhe darin, und dabei ist es mir äußerst amüsant, das ganze Hofleben aus ihren Augen heraus wie ein Puppenspiel zu betrachten. Wir sitzen wie die Kinder vor dem Guckkasten und sind überaus lustig.

Wir singen auch viel miteinander. Ich habe prächtige Lieder von ihr gelernt. O, wie schön keck sind doch die Menschen da draußen!

— „Auf der Alm da giebts kein' Sünd" — das Lied geht mir immer nach.

Der König reist heute ins Bad. Mein Bruder ist in seinem Gefolge. Der König hat mich gebeten, ihm bisweilen zu schreiben. Ich werde es nicht thun.

Zwei Tage später.

Der König weiß, ich kann nicht leben ohne Blumen in meinem Zimmer; er hat nun befohlen, daß mir jeden Tag ein frischer Blumenstrauß ins Zimmer gestellt werde. Das gefällt mir nicht. Eine Blume, nach der man sich bückt und sie der Freundin darreicht, ist mehr, als tausend künstlich gebundene Sträuße aus den Kunstgärten.

Der König läßt auch der Baronin R . . . und der Gräfin A . . . täglich Blumensträuße ins Zimmer stellen. Ich glaube, es geschieht nur, um die mir bewiesene Gunst zu verdecken. Mag sein! Ich zürne dem König. Er erhält keine Zeile von mir.

Ich lerne seit einiger Zeit modelliren bei einem Professor der Akademie. Er hat eine Büste von mir gefertigt und sie als Modell zu einer Victoria benützt, die auf das neue Zeughaus kommt. Darf ich nicht stolz sein?

Ich stehe künftig ewig in der freien Luft und sehe nichts als den blauen Himmel, Sonne, Mond und Sterne, und Mittags die Wachparade. —

Der Professor sagt, ich hätte Talent zum Figurenbilden. Das macht mich ganz glücklich: Malen, Zeichnen ist doch nur halb, nur Nothbehelf. Wirst du mir gestatten, ein Reliefbild von Dir zu machen, wenn ich zu Dir komme?

Habe ich Dir nicht einmal von einem Geheimniß in Bezug auf die Königin geschrieben?

Ich glaube.

Nun ist die Sache zu Ende. Die Königin wollte aus Liebe zu ihrem Gatten zu unserer Kirche übertreten, oder eigentlich zu Deiner — Du mußt's ein= für allemal verzeihen, ich habe keine. Der König hat sich dabei großartig benommen. Es war eine unvergeßliche Stunde, als er mir Alles vertraute. Er ist eine wahrhaft große Natur und es ist schön, daß es Fürsten auf der Welt giebt, Menschen, die zu Urbildern erwachsen, unverbogen, unverschnörkelt, selbstgewiß, unbeschränkt, frei und universell. Gäbe es keine Könige, wir wüßten nicht mehr, was ein freier, schöner, voller Mensch — ich meine schön in der höchsten Potenz. Freilich gehört dazu auch ein hoher Geist. Nicht Alle sind Götter, die sich anbeten lassen.

Der Dichter und der König, sie allein sind volle Menschen. Alle anderen, auch die Künstler und Gelehrten, haben einen getheilten, abgegrenzten kleinen Beruf, ein Solo=Instrument: der Musiker und der Maler, der Bildhauer, der Baumeister, der Professor, Alle. — Der Dichter und der König allein umfassen das ganze Leben in allen seinen Gestaltungen, nichts ist ihnen bedeutungslos, weil sie über Alles herrschen, Alles ihnen eigen ist. Der Dichter schafft eine ganze Welt, der König ist eine ganze Welt. Der Dichter kennt und schildert den Hirten und den Jäger, den König und den Staatsmann, die Königin und die Zofe und das Nähmädchen, Alle. Der König aber ist Alles, Jäger und Staatsmann, Soldat und Landwirth, Gelehrter und Künstler, er ist das ganze Orchester der Fähigkeiten; so ist er König, so repräsentirt er ein Volk, eine Zeit, das höchste Menschenthum.

Ach, Emmy! Nenne mich Turandot. Auch der dichterische Kammerherr Schöning wirbt um mich.

Weißt Du aber, was ich auf der Welt hätte werden sollen?

Ich weiß es.

Königin eines wilden Stammes. Dazu war ich geschaffen. Eine ganz neue Cultur gründen — das war mein Beruf. Lache nicht, es ist nicht Scherz, nein ... Ich bin zu viel für das da! Ich bin nicht bescheiden, ich vermag Andere zu beurtheilen und mich auch. Ich weiß, was ich werth bin und was ich nicht bin.

Auf dem Gute meines Vaters ist eine Hängematte zwischen zwei Ulmen. In der lag ich immer am liebsten, so in der Luft schwebend, und träumte von fernen Welten ...

Weißt Du keinen wilden Stamm, der mich zur Königin wählen will? — — —

Ich habe mir auch Melodien, wenn man's so nennen kann, der Indianer verschafft. Ein Professor an der Universität, der sechs Jahre unter den Indianern gelebt hat, hielt vor Kurzem bei Hofe eine Vorlesung. Er ließ die mitgebrachten Instrumente spielen; es ist mehr Lärm als Musik. Das ist das künstlerische Kindeslallen eines ganzen Volkes.

Morgens 4 Uhr.

Vergiß Alles, was ich Dir da geschrieben, wie den Lufthauch, die Wetterwenden von gestern.

Ich bin aufgestanden, um Dir zu schreiben. Ich kann nicht schlafen. Ich sitze hier, kaum angekleidet, und rede zu Dir. O könnt' ich's! Schreiben ist eine Erbärmlichkeit, Hülflosigkeit.

Ich weiß nicht, wie mir ist. Alles was ich thue und was ich bin, erscheint mir nur als provisorisch. Ich warte auf etwas, ich weiß nicht auf was. Ich meine, in der nächsten Minute da wird es sein, da werde ich ein Wunder thun, da wird mir ein Wunder geschehen, ich werde etwas ganz Anderes, eine große Heilkraft, nicht mehr ein kleines nichtiges Menschenkind. Ich horche hinaus, ich meine, ich muß einen Ton hören, der noch nicht in der Welt ist.

Es geht nicht, ich kann doch nicht schreiben. Ich glaubte, es wird mir helfen, wenn ich mich zwingen könnte, Alles bestimmt zu denken und zu sagen, aber ich weiß nichts Bestimmtes, ich weiß nur, ich bin

unglücklich; nicht unglücklich, aber wie scheintodt, scheinlebend. Ich meine, ich wäre eine Schlafwandlerin.

Ich kann nicht mehr. Ich schließe diesen Brief, ich lege mich wieder ins Bett, ich will schlafen. Die ganze Welt um mich her schläft. Ich wollt', ich könnte in ein ander Leben hinüberträumen und wär's auch zum Nimmererwachen.

Gute Nacht! Guten Morgen! Irma.

Siebentes Capitel.

„Ich werde Dir morgen die Tochter meines alten Freundes zuführen, die Gräfin Wildenort, von der ich Dir manchmal erzählte," sagte der Leibarzt am Abend zu seiner Frau.

„Die Gräfin hat eine Erscheinung und eine Stimme voll Majestät, aber sie singt noch nicht praktisch."

„So wirst Du sie es lehren; sie wird gern von Dir lernen."

„Wenn sie will, ich bin bereit dazu."

Der Leibarzt war froh, daß diese Anknüpfung sich so leicht und natürlich fügte; er wußte zwar, daß seine Frau ihm in jedem Wunsche willfahrte, aber es sollte hier Alles doppelt behutsam von Statten gehen.

Schon seit geraumer Zeit hatte er eine fieberhafte Aufregung im Wesen Irmas bemerkt, die sich in den letzten Tagen gesteigert hatte; aber er war auch in seelischer Beziehung ein Arzt, der nicht erst den Ausbruch der Krankheit abwartete, sondern ihm möglichst durch entsprechende Lebensweise vorbeugte. Er kannte den Grund von der Aufgeregtheit Irmas nicht; er glaubte, daß ein Einblick, ja vielleicht ein Eingewöhnen in eine gediegene Häuslichkeit das mit Gewaltsamkeiten spielende Wesen Irmas in ruhiges Geleis überlenken könnte. Er war erfahren genug, um zu wissen, daß sich Sympathie und Freundschaft nicht vermitteln lassen; aber die Erkenntniß einer in Charakter und Bildung gesättigten Bürgersfrau wird eine Wirkung auf Irma nicht verfehlen. Sie hat bisher doch nur Kloster- und Hofleben kennen gelernt.

Gunther hatte nicht nöthig, seiner Frau Verhaltungsregeln zu geben, oder auch nur eine Andeutung, wie sie Einfluß auf Irma zu gewinnen suchen solle; er war des Wesens und Wirkens seiner Frau so sicher, als wäre sie eine Naturkraft; je unbefangener und reiner er sie aus sich wirken ließ, um so gewisser der Erfolg.

Sonst hielt Gunther seine Häuslichkeit streng abgeschieden von aller Hofbeziehung. Hier aber war die Tochter seines Freundes, wenn auch seines erzürnten; ihr öffnete er den Burgfrieden seines Hauses.

Irma hatte vor Wochen nur leichthin ihre Begegnung mit der Frau des Leibarztes und dessen jüngster Tochter beim Tedeum zur Geburt des Kronprinzen erwähnt. Der Arzt war mit einer wie zufälligen Bemerkung wieder darauf zurückgekommen und Irma hatte, fast ohne daß sie es wußte, den Wunsch ausgesprochen, diese flüchtige Bekanntschaft pflegen und weiterführen zu dürfen. Das war's, was er gewollt hatte, und am andern Mittag führte er Irma in sein Haus ein. Es war ein schönes, wohlerfülltes Haus.

Die Frau Geheimräthin Gunther war eine geborne Schweizerin aus einer wohlhabenden und gebildeten Bürgerfamilie. Sie sprach das Hochdeutsch noch mit starker alemannischer Betonung, sie zwang sich weder den Dialekt beizubehalten, noch eine gewählte Schriftsprache sich anzueignen; ihr ganzes Wesen war eben so natürlich frei, wie von Bildung gepflegt, aber weder von der Natürlichkeit, noch von der Bildung wurde viel Aufhebens gemacht. Es versteht sich von selbst, daß man im Hause thätig ist, die Dinge des Lebens nach eigenem Sinn und Geschmack beurtheilt, und an allem Schönen und Gemeinnützigen theilnimmt.

Vordem war die Frau Geheimräthin eine beliebte Sängerin in Gesellschaftskreisen, besonders aber bei großen Gesangs-Aufführungen; sie sang einen vollen ausgiebigen Sopran, und wenn sie auch jetzt keine Soli mehr sang, so nahm sie doch mit ihren Töchtern Theil an großen Musik-Aufführungen; sie war, als frischere Stimmen die Soli übernahmen, ohne Ueberwindung, ja ohne nur ein Wort davon zu reden, in den Chor zurückgetreten.

Und so war ihr Leben. Selbständig und thätig im Hause und

theilnehmend an allen den Frauen zugänglichen öffentlichen Institutionen. Sie behielt ihr Lebenlang ein gutes Erbtheil ihrer Heimath: sie hatte keine Nervosität mitgebracht und Gemeinsinn war ihr Pflicht.

Sie erzog ihre Kinder, ordnete ihr Haus, war eine freundliche aufmerksame Wirthin bei den Gesellschaften im Hause, und Alles das vollzog sie wie eine selbstverständliche Naturnothwendigkeit.

Sie ehrte ihren Mann, ein Ausspruch von ihm war ihr stets von besonderer Bedeutung, aber sie hielt auch ihr eigenes Urtheil fest.

Sie war nun bald zwei Jahrzehnte in der Residenz, aber der ganze Krimskrams des Rang-Classenwesens und der Begnadigungen durch die Gunst Dieses und Jenes blieb ihr vollkommen fremd; sie stand nicht in Opposition dagegen, sie ließ das gewähren für diejenigen, denen es von Geltung ist, ihr aber waren und blieben es völlig gleichgiltige Erscheinungen.

Daß ihr Mann so hoch in Ehren stand, that ihr wohl, verstand sich ihr aber von selbst; er war ja ein Mann von hoher Bedeutung, und wenn ihm auch die Ehre vor der Welt gefehlt hätte, ihr blieb er der Erste und Würdigste. Das drückte sie in ihrem ganzen Thun und Lassen aus. Nach Hofe zu kommen, hatte sie nie entfernt ein Verlangen gehabt, und daß ihr Mann so oft am Tage und in der Nacht, ja wochenlang außerhalb des Hauses war, nahm sie als Nothwendigkeit seines Berufes hin und erschwerte ihm diese Nothwendigkeit nicht durch Klagen und Wünsche.

Wenn der Leibarzt heimkam, trat er stets in eine wohlgefügte Häuslichkeit ein, und dadurch gestärkt, wie von einem sicheren Heimathsgrunde aus, ging er dann wieder auf den glatten und unsichern Boden des Hoflebens.

In dieses Haus wurde nun Irma eingeführt. Ihre Erscheinung war voll Pracht und Schönheit und Niemand ahnte, wie bettelarm und heimathlos es in ihrer Seele war. Sie hielt den schönen Strauß in der Hand, den der König heute wie immer in ihr Zimmer hatte stellen lassen. Gunther hatte ihr gesagt, daß der Geburtstag seiner Tochter Paula sei, und sie brachte ihr diese Blumen; sie sind so schön, so wohlgeordnet wie die Trägerin, und doch, was haftet daran? Es ist fast Sünde, sie zum Gruße zu

verwenden, denn Irma fühlte sich durch diese Blumen gekränkt, aber auch sie sind Münzen, sie können weiter gegeben werden.

Als Irma in das Haus eintrat, war es ihr, als ob sie aus dem Marktgewühl, aus unruhigem Treiben und Lärmen der Straße in einen Tempel der Häuslichkeit käme.

Das Haus lag in einer kleinen engen Straße mitten in einem Garten voll schöner hoher Bäume. In einem abgegrenzten Gehege des Hofes war viel munteres Geflügel. Hausflur und Zimmer waren mit Statuetten und Bildern geschmückt, der Hausrath einfach, gediegen; im obern Stock befanden sich Bibliothek-, Empfangs- und Arbeitszimmer des Leibarztes.

Es waren keinerlei Vorbereitungen zum Empfange Irmas getroffen, die Mutter hatte sogar den Töchtern ausdrücklich gesagt, daß sie wegen des Besuches der Gräfin keine besondere Toilette machen sollten. Man ging Irma nicht entgegen, sie wurde durch den Gartensaal geführt, wo auf einem Tische die Blumen und Geschenke für Paula standen, und dort auf der Freitreppe saß Frau Gunther mit ihren Töchtern, sie arbeiteten an einer Weißnäherei; die ältere Tochter, die Frau des Universitätsprofessors Korn, war mit ihrem Kinde da, und die jüngere, Paula, die nun auch in das ein und zwanzigste Jahr eingetreten, wie Irma, sah frisch und munter aus, nicht eben schön, aber heiter und wohlgebildet.

Irma wurde freundlich bewillkommt. Gunther zog sich, da seine Sprechstunde war, bald zurück und ließ Irma mit den Frauen allein. Anfangs befremdete es sie, daß sie wiederholt als Tochter des Freundes begrüßt wurde; sie erschien hier nicht, oder doch zunächst nicht in ihrem eigenen, abgesonderten Werthe, oder gar als beliebteste Hofdame, sie war die Tochter des Grafen Eberhard, die aus einer Gemüthsverpflichtung in das Haus aufgenommen wurde. Als man nach dem Befinden ihres Vaters fragte, dankte sie; es war ihr schwer im Herzen, daß sie selbst so wenig davon wußte. Wie ganz anders lebten die Kinder hier!

Die Musik bildete bald einen sich bequem darbietenden Uebergang. Auf dem Clavier lag eine geschriebene Composition von einem Schwestersohn der Geheimräthin, der in Norddeutschland

lebte. Frau Gunther erzählte, daß der junge Mann eigentlich von Fach ein Sprachgelehrter sei, da er aber wahrscheinlich sein Augenlicht verlieren werde und entschiedene musikalische Begabung besitze, sich nunmehr zum Künstler ausbilde.

Irma bat, daß Frau Gunther das Lied singe, diese erwiderte, daß ihre Stimme nicht mehr voll ausreiche, aber für die Stimme der Gräfin sei es wie geschrieben. Sie gab ihr das Blatt, Irma las es durch, die Geheimräthin setzte sich ans Clavier, um zu begleiten, und Irma sang mit klangreicher Stimme. Die Composition war anmuthig, die Anklänge an bekannte Meister aber unverkennbar.

Frau Gunther zeigte nun, was sie gestern ihrem Manne als praktisches Singen bezeichnet hatte; Irma wende ihre Mittel nicht ausgiebig und nachhaltig genug an, und da, wo ein Mangel sei, gäbe sie ihn zu sehr preis. Die Frau gab ihre Lehren in einfacher, von aller Anmaßlichkeit entfernter Weise, und Irma pries die Töchter glücklich, daß sie ihre Mutter noch singen hören.

„Und hier, mein Sohn, ist noch mein dankbarstes Publicum,“ sagte die Frau, und stellte einen schönen jungen Mann mit vollem braunen Barte vor. Der junge Mann, er war technischer Director in einer chemischen Fabrik, brachte noch einen Studenten mit; Freundinnen aus der Nachbarschaft kamen dazu, und es war ein heiteres Leben auf der Terrasse und im Garten.

Irma bemerkte die auf sie gerichteten aufmerksamen Blicke. Es war ihr, als müßten die Menschen wissen, welche Wirrnisse in ihrer Seele lebten; sie vergaß ganz, wie schön sie war.

„Verzeihen Sie, Frau Geheimräthin, wenn ich Sie so ansehe,“ sagte Irma plötzlich, „aber ich stümpere etwas in der bildenden Kunst, und wenn ich Form und Schnitt und Farbe Ihres Kopfes ansehe, ist mir's, als hätte ich lebendig das Bild der Holbein'schen Madonna in der Dresdener Gallerie vor mir.“

„Das bemerken Sie noch jetzt?“ erwiderte die Frau leicht erröthend. „Ehedem wurde es mehrmals bemerkt, und es war auch fast das Erste, was mein Mann vor nun bald sechsundzwanzig Jahren in Zürich zu mir sagte. Ich stamme allerdings mütter-

licherseits aus der Familie des Bürgermeisters Maier, von dem das Bild gestiftet wurde."

Irma war erfreut von diesen Wahrnehmungen und Rückerinnerungen. Sie sah Frau Gunther immer mit großem Blicke an, und während sie von ihren Kunstbestrebungen sprach und nur wünschte, daß sie schon ein Porträt modelliren könnte — die Frau Geheimräthin müßte ihr sitzen — ging der Gedanke nebenher durch ihre Seele, wie eine altererbte Bildungsgeschichte, eine ganz andere, als die des Adels, durch die Zeiten dahinfließt, und das Beste, was die Menschen hervorgebracht, nicht der Adel, sondern das freie Bürgerthum bewirkt hat.

Frau Gunther fragte Irma, ob sie kein Bild ihrer Mutter besitze. Sie verneinte.

Irma erzählte, daß ihr Vater ein Bild der Mutter in ihrer schönsten Blüthezeit habe malen lassen. Das Bild war mißlungen, es stellte fast eine fremde Person dar, und der Vater ließ das Bild vernichten; er wollte lieber einstweilen gar kein Bild der Mutter haben, als ein falsches.

„Den Mann verehre ich schon um dieser einen That der Wahrhaftigkeit willen," sagte die Geheimräthin. „Die meisten Menschen begnügen sich mit dem Falschen und sagen: dies und das ist doch zu erkennen, und dann reden sie sich allmälig ein, es sei doch einmal das Wahre gewesen."

Das Gespräch wendete sich nun darauf, daß Irma ihre Mutter nicht gekannt. Der Blick Irmas schweifte oft auf die beiden Töchter, die so neben ihrer Mutter sitzen konnten.

Die Frau Geheimräthin sagte:

„Ich hoffe, daß ich Sie nicht schmerzlich aufrege durch diese Erinnerung, aber ich halte es für Pflicht, daß man oft und in ruhigem Bedacht seiner Verstorbenen gedenkt; so halte ich es mit meiner seligen Mutter, und so wünsche ich, daß meine Kinder es einst mit mir auch halten."

Irma faßte die Hand der Frau und drückte sie. Es lag in Allem, was sie sprach, etwas gediegen Sättigendes.

Frau Gunther erzählte, wie sie lange Zeit keinen Sinn für

bildende Kunst gehabt, und sich doch nichts habe anlügen können; allmälig sei ihr ein Verständniß aufgegangen, aber sie habe es weit mehr für Alles, was menschliche Figur ist, als für Landschaften. Das Gespräch nahm fortan leichte und freie Wendungen. Die halbe Stunde, die Irma hatte bleiben wollen — der Wagen war schon lange gemeldet — dehnte sich mehr als um das Doppelte aus. Endlich schied sie, mit aufrichtigen Worten zum Wiederkommen eingeladen.

Achtes Capitel.

Mit einer Empfindung, als käme sie aus einer andern Welt, aus einem Leben, das weit, weit entfernt liegt, kehrte Irma ins Schloß zurück.

Der Leibarzt war ein Forscher und ein Kundiger im Menschenherzen.

Der Besuch Irmas in seinem Hause hatte in einem Betracht die streng folgerichtige Wirkung, die er sich vorgedacht, aber es mischte sich noch etwas Anderes, oder verband sich vielmehr mit Vorhandenem, was er nicht bemessen konnte. Nur der Tropfen, der aus den Wolken fällt, ist ohne fremde Beimischung, und nur der reine Gedanke läßt sich in seiner Folgerung streng bestimmen. Das Wasser in den Brunnen auf der Erde und das lebendige Menschenherz — es sind unsichtbare Mischungen in ihnen, und es läßt sich nicht ermessen, wie eine neue Zuthat auf die gelösten unsichtbaren Atome wirkt.

In Irmas Seele war eine tiefe Erregung. Ihre übermächtige Kraft hatte eine Uebung, eine That gesucht, um sich daran auszuleben. Die Freundschaft des Königs, und daß sie seinem hohen Naturell etwas bieten könnte, was ihm sonst mangelte, die gute Kameradschaft, war ihr wie ein Glück erschienen. Nun hatte die alltägliche Höflichkeit mit dem Blumenstrauß, so klein sie war, sie geweckt und beleidigt. „Er ist nicht dein Ideal," sagte sich Irma, und sie war tief einsam in sich, wie sie es gewesen, seit sie denken konnte.

Sie war einsam gewesen im Kloster, aber dort hatte sie ihre Freundin gefunden, die, wenn auch weniger gab, doch Alles treu von ihr nahm. Sie war einsam am Hofe, trotz ihrer übermüthigen Laune; sie mußte immer etwas treiben, etwas versuchen, musiciren, singen, malen, modelliren; nur diese todte Einsamkeit nicht. Ein tiefes Heimweh war in ihrer Seele.

Sind nicht alle Menschen heimathlos auf der Welt? fragte sie sich. Während sie so umhersuchte, ward sie vom Leibarzt in sein Haus eingeführt.

Wie schön, wie lückenlos ist da Alles. Da ist eine Heimath, da ist eine Mutter, die sagt, wie sie junges, heißes Leben versteht; diese Töchter können nie so leiden wie sie. Der Blick der Mutter streifte auch sie und sagte: ich werde Dich verstehen, Dir alles Weh lindern, das Du mir klagst; aber Irma konnte nicht klagen, sie konnte nicht rufen: Hilf mir! Und nun gar da nicht, wo sie nicht auch leisten soll, wo man nicht auch ihrer bedarf. Sie kann und will sich selbst und nur allein helfen.

Frau Gunther hat das Tiefste in ihr angerufen: das Andenken an eine Mutter, die ihr fehlt. Aber Irma glitt mit leisem Worte darüber hinweg, und der Schmerz gährte um so stärker in ihr.

Jetzt weinte sie; sie wußte es nicht, bis eine Thräne auf ihren Busen fiel.

Es ist so viel Friede, so viel schön erfüllte Abgeschlossenheit in der Welt, die sich selbst genug ist, und in Arbeit und Bildung keiner Gunst von außen bedarf. Wie glücklich ein Mädchen solch einer Familie, bis es wieder selbst Haupt einer Familie wird . . .

Irma fühlte sich gedemüthigt, ihr ganzer Uebermuth war verflogen. Sie war noch dort im Garten, wo sich die Menschen leicht und frei bewegen, die Männer von der Berufsarbeit, die Mädchen aus häuslichem Wirken kommend, und gemeinsam sich vergnügend.

„Eines bleibt mir, und eines ist das Höchste," rief Irma, plötzlich sich erhebend, „die Einsamkeit ist mein. Einsam und stark und ich selbst in mir."

Das Kammermädchen trat ein und meldete einen Lakaien der Königin.

„Die Königin befiehlt mich jetzt? Sogleich?" fragte Irma noch einmal, nachdem sie die Botschaft gehört.

„Ja, gnädige Gräfin."

„Gut, ich komme."

„Walpurga hat doch Recht," sagte sie dann vor sich hin, „ich diene doch."

Sie stand verdrossen vor dem Spiegel und ließ ihren Anzug ordnen. Sie lächelte und erzwang eine heitere unbefangene Miene, und diese Miene wollte sie vor der Königin haben. Sie mußte.

Hastigen Schrittes ging sie zur Königin. Vor der Thüre richtete sie sich nochmals auf und prägte ihrem Gesichte die heiter lächelnde Miene ein. Sie trat in das immer nur mit Dämmerlicht erfüllte Zimmer.

Die Königin saß schneeweiß gekleidet, ein kleines weißes Spitzentuch leicht um die blonden Haare geschlungen, in einem großen Lehnsessel.

„Kommen Sie zu mir, liebe Gräfin," sagte die Königin, „ich freue mich herzlich, Sie wiederzusehen. Ich sehe alle meine Lieben jetzt neu wieder, als ob ich diese Wochen in einer andern Welt gewesen wäre. Ich bin leider aufs Neue etwas angegriffen. Ich muß Ihnen noch besonders danken. Ich höre, daß Sie sich der Amme liebreich annehmen, ihr Gemüth erheitern, und dadurch auch dem Prinzen wohlthun; der König stimmt auch ganz mit mir überein, daß Sie uns ein wahres Glück sind. Ich werde Ihrem Herrn Vater schreiben und ihm sagen, wie glücklich es uns macht, daß Sie bei uns sind. Er wird Ihnen dann nicht mehr gram sein."

Irma war froh, daß die Königin so lange sprach. Sie gewann dadurch immer mehr Fassung.

„Bitte, geben Sie mir den Brief, der dort auf dem Tische liegt," sagte die Königin jetzt.

Irma brachte ihn und die Königin fuhr fort:

„Hier lesen Sie diese Zeilen, die der König schreibt." Irma las:

„„Bitte, laß mir auch durch Gräfin Irma regelmäßigen Bericht erstatten über das Befinden unseres Sohnes. Grüße mir das liebe vierte Blatt an unserem Kleeblatt.""

Irma reichte dankend den Brief wieder hin. Es kränkte sie tief, daß der König sie nun doch zwingen wollte, an ihn zu schreiben, und auf welchem Wege! Walpurga hat Recht, von der Wiege des Kindes sollen Liebesblicke ausgehen.

Irma wäre gerne vor Wehe auf den Boden gesunken, so schwer lastete es auf ihr.

„Nicht wahr, liebe Gräfin," sagte die Königin wieder, „Sie thun uns den Gefallen und schreiben?"

Irma verneigte sich, und die Königin fuhr fort:

„Freilich, Sie werden nicht viel zu schreiben haben. Ein menschliches Wesen, weil es das höchste in der Schöpfung, entwickelt sich langsamer als die anderen."

„Da müßte sich ein Prinz noch viel langsamer entwickeln," wollte Irma einwerfen, aber sie nickte nur still lächelnd.

Sie war gar nicht gestimmt, auf die Denkweise der Königin einzugehen. Sie sah darin nur Kinderstuben-Gedanken, für die sie jetzt keinen Sinn hatte. Und wäre es auch mehr und wäre es das Höchste, was soll es mir? dachte sie. Hier, wie im Hause Gunther's ist in sich abgeschlossenes, in sich befriedigtes Leben. Da ist die Mutter und ihr Kind — was soll ich hier? Plaudern, theilnehmen, immer nur theilnehmen, und jedes ist ein Ganzes für sich und hat eine Welt für sich, und ich soll immer nur theilnehmen? Almosen genießen? Dort von der Freundschaft, hier von der Gnade? Ich bin ein Ganzes in mir, oder bin nicht.

Und während es in Irma so sprach, fuhr die Königin in ihrer bewegten, immer aus der Tiefe kommenden Weise fort.

„Ich stehe vor dem Lebenswunder noch immer mit Staunen und Andacht. Sie haben gewiß auch schon darüber gedacht, welch ein Unendliches darin liegt, wenn ein Kind zum Erstenmal athmet und die Augen aufschlägt; Luft und Licht sind die ersten und letzten Boten der Welt. Der erste Athem und der letzte Athem, der erste Blick und der letzte Blick! Wie wunderbar!"

Irma fühlte, was Dienst heißt. Wäre sie frei, der Sprechenden gleich, sie würde sagen: Liebe Freundin, ich bin jetzt nicht gestimmt, nicht empfänglich für das, was Du sagst; bei Dir, in

Deiner Seele ist stiller, früher Morgen, aber in mir ist heißer, brennender Mittag. Ich bitte, laß mich jetzt in mir allein ....

Eine tiefe Sehnsucht nach schrankenloser Einsamkeit war in Irma; aber sie durfte sie nicht hegen, nicht einmal kundgeben; sie hätte gern die Augen geschlossen, und mußte sich doch zu aufmerksamem Blicke zwingen. Sie hörte, sie antwortete, und ihre Seele war weit weg. Zum Erstenmal empörte sich's in ihr, daß sie einem Wesen gleicher Art gegenüber nicht ihr volles Recht habe. Sie zürnte der Königin. — Sie war mehrmals daran, von ihrem Besuche im Hause des Geheimraths zu erzählen, aber das, was dort lebt, paßt nicht in diese unabänderliche Dämmerung, und es war ihr, als dürfe sie die edle Bürgersfrau, deren Fuß noch nie das Schloß betreten, auch nicht in Gedanken hieher bringen, und sie dachte an ihren Vater und seinen starken Unabhängigkeitssinn.

Alles das dachte sie und sprach doch von dem Prinzen und seinem Gedeihen und den erheiternden Eigenthümlichkeiten der Walpurga.

Die Königin bemerkte eine Verdüsterung im Wesen Irma's; sie wollte sie erheitern und sagte:

„Ach, liebe Gräfin, ich lechze wahrhaft nach Musik. Unser Freund Gunther erlaubt mir nicht Musik zu hören, ich soll meine Nerven noch schonen; aber ein kleines Lied dürfen Sie mir wol singen. Ich höre, daß Sie von der Amme ein schönes neues Lied gelernt — wollten Sie mir das nicht singen? Darf ich Ihre Zither holen lassen?“

Irma hätte gern aufgeschrieen, aber sie verbeugte sich wieder bejahend und befahl dem Lakaien, aus ihrem Zimmer die Zither zu holen. Er brachte sie und Irma sang jetzt der Königin das Lied:

„Wir beide sein verbunden
Und fest geknüpfet ein,
Glückselig sein die Stunden,
Wann wir beisammen sein.

Mein Herz trägt eine Ketten,
Die du mir angelegt,
Und ich wollt das Leben wetten,
Daß Keiner schwerer trägt.“

In der Seele Irma's war eine schrille isolirte Begleitung zu diesem Liede, jedes Wort hatte eine Doppelbedeutung.

„Das muß ich der Königin singen," sprach es in ihr, während sie sang. „Ja, ihr Beide seid verbunden! Die Glücklichen alle sind verbunden, der Unglückliche allein ist einsam." ...

Sie sang mit düsterer Verzweiflung, mit Zorn in der Seele.

„Sie singen das Lied mit tiefer Bewegung," sagte die Königin. „Also das hört jetzt mein Sohn? Man kann nicht sagen hört, denn jetzt hört und sieht er noch nichts Bestimmtes. Bitte, singen Sie das Lied noch einmal, damit ich es für mich nachsingen kann."

Irma sang noch einmal und jetzt freier. Die Königin dankte herzlich.

„Ich darf jetzt leider die Menschen, die ich lieb habe, nur kurze Zeit sprechen, liebe Gräfin. Ich freue mich sehr darauf, daß wir wieder auf das Sommerschloß ziehen; dann wollen wir viel zusammen und mit dem Kinde sein. Adieu, liebe Gräfin, schreiben Sie bald und singen Sie dem Kinde Ihre schöne Seele ins Herz."

Irma ging. Auf den langen Corridoren stand sie mehrmals still, sie mußte sich besinnen, wo sie war; endlich fand sie ihr Zimmer. Sie befahl, daß sofort ihr Pferd gesattelt werde und ein Reitknecht sich bereit halte.

Als Irma sich eben umgekleidet hatte, brachte ein Diener einen Brief. Sie erbrach ihn mit zitternder Hand und las:

„Mein Kind!

Du bist nun achtzehn Monate am Hofe. Ich habe Dich frei gewähren lassen. Ich möchte Dir viel sagen, aber ich kann nicht schreiben. Das Schreiben macht fremd. Deine Zimmer sind im alten Zustande bereit; auch Blumen warten Deiner. Es ist jetzt schöne Sommerszeit. Die Aepfel an Deinem Baum bekommen bereits rothe Wangen. Ich möchte auch die Deinigen wiedersehen. Komm zu

Deinem Vater."

Irma streckte die Hände empor. „Das ist Erlösung! Ja, ich habe noch eine Heimath, noch ein Herz, an das ich mein Haupt legen kann. Ich komme, ich komme, Vater."

Es schwamm ihr vor den Augen, sie klingelte und befahl, daß der Reitknecht wieder absattle, sie reite nicht aus. Dann befahl sie der Kammerfrau, schnell Kleider auf einige Wochen einzupacken; sie ließ sich nochmals bei der Königin melden und bat um Urlaub.

„Es thut mir leid, daß auch Sie mich verlassen," sagte die Königin, „aber ich will Sie gern entbehren, wenn Sie nur glücklich sind, und ich hoffe, Sie werden es nun immer und ganz. Thun Sie Alles, um volle Harmonie mit Ihrem Vater zu gewinnen. Glauben Sie mir, Irma: in allen Verhältnissen der Welt, als Gattin zum Gatten, als Mutter zum Kind fühlt man sich immer werdend, strebend, es soll immer wachsen und noch höher werden mit der Zeit; als Kind allein ist man ganz befriedigt und vollkommen, da ist man etwas Gewordenes, Naturbefriedigtes."

Die Königin und Irma fanden heute keinen rechten Accord; Irma war in unruhiger Hast, sie wollte fort; was sie nur eine Secunde aufhielt, war ihr als Hinderniß zuwider.

Was die Königin sagte, mochte anmuthend sein, aber nur für den Ruhigen, nicht für den, der einen Fuß auf dem Wagentritt hat.

Dennoch war der Abschied herzlich, die Königin küßte Irma.

Es mußte noch die formelle Einwilligung der Oberhofmeisterin eingeholt werden; auch diese ward gegeben.

Irma hatte auch noch Abschied beim Geheimrath und dessen Familie zu nehmen. Sie wollte ihm Lebewohl sagen lassen durch den Oberst Bronnen oder durch Baron Schöning, der kommt ja, wie er sagt, auch oft ins Haus des Geheimraths; sie hat auch diesen Männern Lebewohl zu sagen und auch den Genossinnen. Jetzt, da sie fort wollte, sah sie, wie viel Menschen sie doch hat. Aber wo sind sie, wenn du sie nöthig hast? Sie sind eben nur dazu da, daß du sie nicht nöthig hast. Das ist die Welt. Doch halt! Einem Menschen mußt Du noch Lebewohl sagen, dem vor allen. Sie eilte zu Walpurga.

„Walpurga!" rief sie, „morgen früh, wenn Du aufstehst, thu' einen hellen Juchzer! ich bin dann daheim auf unseren Bergen und will Dir entgegenjuchzen, daß die ganze Welt hell auflachen soll. Ich geh' zu meinem Vater."

„Das freut mich.“

„Und daß ich fortgehe, thut Dir gar nicht weh?“

„Gewiß! Aber wenn man noch einen Vater auf der Welt hat, muß man's nicht versäumen, daß man in die Augen sieht, die nur Einmal auf der Welt sind. Ich freue mich für den Vater, daß er so ein Kind sehen kann. O, wenn meine Burgei erst so groß wär'!“

„Walpurga, ich gehe auch zu Deinem Mann, zu Deinem Kind und Deiner Mutter; ich setze mich an Deinen Tisch, und grüße Deine Kuh und Deinen Hund. Ich geh zu ihnen, kannst Dich drauf verlassen.“

„O Gott, was wird das für eine Freude sein! Wenn nur auch mein Hansei daheim ist und nicht im Wald.“

„Dann laß ich ihn holen. Jetzt leb' wohl und vergiß mein nicht.“

„Da können Sie sich drauf verlassen,“ schloß Walpurga, und Irma eilte davon.

Sie schrieb noch an ihre Freundin:

„Emmy!

Vor zwei Stunden erhielt ich einen Brief meines Vaters. Er ruft mich heim. Ich habe Urlaub auf vierzehn Tage. Emmy, ich habe Urlaub. Weißt Du, was das ist? Ich mußte versprechen, sicher wiederzukommen. Ich weiß nicht, ob ich das Versprechen halte. Der Boden zittert unter mir und mein Kopf schwindelt. Die Welt ist ein Chaos, aber es wird Licht. Jeder Mensch kann rufen, es werde Licht. Wenn wir nur immer könnten, was wir können. Aber jetzt kein geschriebenes Wort mehr, genug. Bald sehe ich Dich. Komm so bald als möglich nach Wildenort zu

Deiner Irma.

Nachschrift. Ich nehme keine Entschuldigung an, Du mußt kommen. Ich verspreche Dir dafür auch, bei Deiner Hochzeit zu sein. Grüße Alles, was Dein ist, und über Alles Deinen Albrecht.“

Als die Sonne sich bereits zum Untergange neigte, fuhr Irma mit ihrer Kammerfrau ab, nach dem Gute ihres Vaters.

Neuntes Capitel.

Man kann also doch fort und Alles auf Einmal hinter sich lassen, das ganze bunte Einerlei dieser sogenannten großen Welt. Leb' wohl, du Schloß und gieb deinen Insassen ihren täglichen Amüsirkuchen! Lebt wohl, ihr Straßen mit euren Kaufläden und Kanzleien, Schänken und Kirchen, Theatern, Concertsälen und Kasernen! Sei euch die Mode hold, und gebe euch viel Kunden, Clienten, Stammgäste, Applaus und Beförderungsordonnanzen! Versinke, du bunter Trödel der Welt! Mir ist wie einem Vogel, der von der Dachfirst abfliegt in die weite Welt hinein. Wie man so albern sich selbst im Käfig hält, und die Thüre ist doch immer offen. Du großer Weltbüttel, der Du uns einspundest, dein Name ist Gewohnheit . . .

So dachte und sprach halblaut Irma vor sich hin, als sie im Wagen saß und hinausfuhr in die offene Welt.

Sie dachte noch einmal zurück, wie es jetzt in dem großen Hause ist, das sie verlassen. Man geht zur Tafel, man wartet, die Königin erscheint. Schade, daß der Oberhofmarschall nicht bei der Weltschöpfung zugegen war, da hat jedes seinen festen Platz und die Bedienung ist auf das gemessenste eingeübt. Die Königin spricht ihr Bedauern aus über die Abreise der guten Gräfin Irma. Alles lobt sie.

„Ach, sie ist doch gar so gut!"

„Und so lustig!"

„Ein wenig unbändig, aber gar aimable!"

Was giebt's denn aber sonst Neues? Bei Einem Gegenstand bleiben, ist langweilig. Hilf, Samiel Schnabelsdorf!

„Fort mit Allem!" rief Irma plötzlich. „Nicht mehr zurückdenken, vorwärts, zum Vater hin!"

Die Pferde griffen tapfer aus, als wüßten sie, daß sie das Kind zum Vater bringen. Irma war so ungeduldig, daß sie dem Diener auf dem Bock zurief, er möge doppeltes Trinkgeld geben, damit rascher gefahren werde.

Sie wollte zum Vater. Sie konnte es nicht erwarten, bis sie ihr schweres Haupt an seine Brust legte.

Was wollte sie? Ihrem Vater klagen? Womit sollte er ihr helfen? Sie wußte nichts. Nur das wußte sie, daß es bei ihm Frieden geben muß, sie wollte geschützt, geborgen, nicht mehr allein sein. Dem Vater gehorchen, ihm willfahren, höchstes Glück. Von seinem eigenen Selbst entlastet zu werden, nichts mehr zu wollen, als was einem Andern Freude macht. O, wie wohl! Die ganze Erdenschwere ist abgelöst, so ist es den seligen Geistern, so mußten sich die Menschen Engel ausdenken, sie wollen nichts, sie bedürfen nichts, sie verändern sich nicht, sie wachsen nicht, sind nicht jung und nicht alt, sie sind ewig und wirken ewig für Andere durch einen Andern, und was sie wirken ist Wonne für die Welt und Wonne für sie, sie sind Strahlen aus der ewigen Sonne und sterben nicht und leuchten ewig.

In alles Unfaßliche hinein träumte Irma auf dem Wege, und die ganze Welt rief ihr immer nur das eine Wort: „Vater — Tochter!“

Sie beruhigte sich. So aufgeregt darf sie nicht in dem Schlosse ankommen.

Aufgeregtheit ist Schwäche, und er hat stets Stärke und ruhige Fassung in dir zu pflegen gesucht.

Irma zwang sich, für die Welt um sie her ein Auge zu haben.

Die Abenddämmerung brach ein, als man an der ersten Station ankam. Irma glaubte bereits den Athem ihrer Heimathsberge zu empfinden, und doch waren sie noch weit entfernt.

In raschem Lauf ging es weiter. Die Abendglocken läuteten, die Luft tönt für die Menschen da draußen, der Klang im weiten Aether kündet ihnen Zeit und Ewigkeit. Was wäre die Welt ohne Glockenton? Diese klingende Harmonie ist Ersatz für alle Schönheitsgebilde des Alterthums.

Auch dieses Denken war Irma nicht recht. Es setzte sie immer über die Welt hinaus, und sie wollte sich ganz ansaugen an alles Gegenwärtige, Feste.

In den Dörfern, durch die man fuhr, und draußen auf den

Feldern hörte man Gesang; er ward durchschnitten von dem Wagengerassel, und Irma dachte: wir machen zu viel Lärm in der Welt mit uns selbst und haben darum die Welt nicht.

Kein Denken war ihr recht, kein Ausschauen begnügte sie.

Die Sterne gingen auf im Himmel, aber was sind sie dem Menschen? Wer frei ist, wer nichts sucht auf der Erde, dem mögen sie glänzen; sie aber suchte, und sie sah im weiten Kreis der Welt nichts als zwei Augensterne auf sie gerichtet, und die waren ihres Vaters.

Weiter ging's und an den Stationen wurden lässig sich hinschleppende Pferde und verschlafene Postillone herausgerufen.

Mitternacht war längst vorüber, als man auf Wildenort ankam.

Vor dem Herrenhause stieg Irma aus und ging mit dem Diener allein und klopfte.

Der Vater hatte nicht erwartet, daß sie schon heute komme. Das große Haus mit den weitläufigen Wirthschaftsgebäuden war lichtlos. Die Hunde bellten, es kommen Fremde, kein Thier kennt hier die Tochter des Hauses, sie ist fremd.

Zwei Ackerknechte kamen herbei, sie staunten über das schöne Fräulein in der Nacht, sie mußte erst sagen, daß sie die Tochter des Hauses sei.

Sie ließ ihre Zimmer öffnen. Nicht weit davon schlief ihr Vater. Sie hatte Verlangen, ihn zu sehen, aber sie bezwang sich; er sollte ruhig schlafen und nicht wissen, daß sie neben ihm athmet. Auch sie schlief bald ein und erwachte erst am hellen Morgen.

Der alte Eberhard kam mit leisem Schritt in das Vorzimmer, wo bereits die Kammerjungfer saß.

„Die gnädige Gräfin schlafen noch; es war drei Uhr und begann zu dämmern, als wir hier ankamen," sagte sie.

„Warum habt Ihr so geeilt und Euch nicht Ruhe gegönnt?"

„Ich weiß nicht, aber die gnädige Gräfin waren unterwegs so aufgeregt; es ging ihnen nicht rasch genug. Wenn die gnädige Gräfin etwas wollen, soll Alles rasch geschehen, plötzlich.

„Wer sind Sie, liebes Kind?"

„Die Kammerjungfer der gnädigen Gräfin."

„Nein, wer sind Ihre Eltern? Wie kamen Sie zu Hofe?“

„Mein Vater war Bereiter beim Prinzen Adolar, und die Prinzessin königliche Hoheit ließen mich im Stift erziehen.“

Eine Kette von Abhängigkeiten von Geschlecht zu Geschlecht — dachte der Alte vor sich hin.

Die Kammerjungfer betrachtete ihn mit seltsamem Blicke.

Es war eine große breitschultrige Gestalt. Er trug die Gebirgstracht, und an einer Schnur um den Hals hing eine weiße Hornpfeife. Der breite, auf mächtigem Nacken sitzende Kopf, mit vollem, kurzgehaltenem grauen Barte und kurzgehaltenem grauen Hauptthaar, etwas vorgebeugt, das braune Auge glänzte noch jugendlich frisch. Das ausdrucksvolle Antlitz war wie aus getriebener Arbeit, und die Gestalt wie die eines Ritters, der eben erst die Rüstung abgelegt und sich's bequem gemacht hat.

„Ich will meine Tochter sehen,“ sagte der Alte und ging in das Nebengemach. Es war dunkel. Eberhard schlich auf den Zehen heran und zog den gründamastenen Fenstervorhang leise zurück, ein breiter Lichtstrahl fiel herein; er stand vor dem Bette und betrachtete, leise athmend, die Schlafende.

Schön war Irma anzuschauen. Das Haupt umwallt von dem langen aufgelösten, goldschimmernden braunen Haar, die klar gewölbte Stirn, die feine wie muthwillig ausgebogene Nase, der Mund mit seiner bogenförmig geschnittenen Oberlippe, das rothe Kinn, die vollen Wangen von Pfirsichroth durchhaucht — es lag ein stiller Friede auf dem ganzen Angesicht. Die feinen schmalen weißen Hände hatte sie auf der Brust in einander gefaltet.

Irma athmete schwer, und jetzt zuckten ihre Lippen wie von einem schmerzlichen Lächeln. Es ist ein schweres Schlafen mit gefalteten Händen auf der Brust. Die Hände lösten sich, aber die Linke blieb auf dem Herzen liegen; der Vater faßte sie behutsam und legte sie zur Seite. Irma schlief ruhig weiter. Unhörbar nahm sich der Vater einen Stuhl und setzte sich an das Bett seines Kindes. Zwei Tauben flogen auf das breite Fenstersims und gurrten miteinander; der Alte hätte sie gern verscheucht, aber er durfte sich nicht bewegen. Irma schlief weiter und hörte nichts.

Plötzlich, als die Tauben vom Fenstersimse aufflogen, schlug Irma die Augen auf.

„Mein Vater!“ rief sie und schlang ihre weißen Arme um seinen Hals und küßte ihn. „Daheim! O, wie wohl, wie wohl! O, bitte, öffne noch den andern Vorhang, damit ich Dich ganz sehe! O, bitte, öffne das Fenster, daß ich die Luft meiner Heimath einsauge! O, mein Vater! Ich bin fortgewesen und bin wieder bei Dir, und Du läßt mich nicht von Dir. Du trägst mich auf Deinen starken Armen. Ach, jetzt fällt mir ein, was Du im Traume zu mir sagtest. Ich stand mit Dir da oben auf dem Gamsbühel und da nahmst Du mich auf den Arm und trugst mich und sagtest: Sieh', mein Kind, so lange noch Eines der Eltern lebt, ist man wie auf Armen getragen in der Welt. O, mein Vater, wo war ich? Wo bin ich denn?“

„Sei ruhig, mein Kind! Du warst am Hofe und bist wieder daheim. Du bist aufgeregt, beruhige Dich. Ich will die Dienerin rufen. Ich habe mit dem Frühstück auf Dich gewartet. In der Laube ist für uns Beide Alles bereit.“

Der Vater küßte die Tochter auf die Stirn und sagte:

„Ich küsse alle Deine guten und reinen Gedanken und jetzt laß uns als einfache verständige Menschen wieder beisammen sein.“

„O, Deine Stimme, o, dies Alles! Ach, in Vaters Haus daheim! Alles Leben draußen ist nur wie Schlafen in den Kleidern, daheim erst liegt man im Bett, da drückt kein Band mehr.“

Der Vater wollte gehen, aber Irma hielt ihn zurück.

„Es thut mir so wohl,“ sagte sie, „hier zu liegen und zu Dir aufzuschauen, mit dem Blicke, mit allen Gedanken Dich zu haben.“

Der Vater strich ihr mit der Hand über die Stirne und sie sagte:

„Laß Deine Hand hier liegen! Ich glaube jetzt an heilende Handauflegungen, ich erfahre sie an mir.“

Der Vater stand geraume Weile am Bett seiner Tochter und hielt seine Hand auf ihrer Stirne.

Endlich sagte er:

„Nun steh' auf, mein Kind, ich erwarte Dich beim Frühstück.“

„Es freut mich, daß mir Jemand befehlen kann: steh' auf!“ sagte Irma.

„Ich befehle Dir's nicht, ich rathe Dir's nur. Aber Kind! Mit Dir muß Seltsames vorgehen, daß Du Nichts im wörtlichen Sinne nimmst.“

„Ja, Vater, Seltsames! Aber jetzt nicht mehr...“

„So komme bald nach, ich erwarte Dich.“

Der Vater ging hinaus und wartete in der Laube. Er stellte die beiden Tassen und die schöne Vase mit dem Blumenstrauß noch mehrmals hin und her und zupfte an dem weißen Linnen auf dem Tisch — da kam Irma im weißen Morgengewand.

„Du bist... Du bist größer, als ich gewußt habe,“ sagte der Vater, eine hohe Röthe durchflog sein ganzes Gesicht.

Er streichelte seiner Tochter die Wange und sprach dabei:

„Diese weiße Bucht an der Wangenröthe, hier vom Kiefer bis zum Backenknochen, die hast Du ganz wie Deine Mutter.“

Irma lächelte, dann faßte sie wieder beide Hände des Vaters und sah ihm in die Augen, und das war ein Blick, so glückselig, daß dem Alten, der jederzeit einen stetigen Gleichmuth beobachtete, doch die Augen übergingen. Er suchte es zu verbergen, Irma aber sagte:

„Das thut Deiner Heldenkraft keinen Eintrag. O Vater, warum sind wir Sklaven unserer selbst? Warum sollen wir Scheu tragen, uns zu geben wie wir sind? Dein großer Grundsatz ist ja: unserer Natur folgen! Warum folgen wir nicht immer unserer inneren Natur? O Vater, laß mich hinausjubeln in meine Heimathberge, in die Wälder und die Seen: Ihr ewigen Freunde, ich bin da, ich bin bei euch und wir wollen miteinander leben; haltet mich fest und ich will treu sein wie ihr! Und du, Sonne, laß dich grüßen, und da drüben, du Hügel, darunter meine Mutter ruht — —“

Sie konnte nicht weiterreden. Nach geraumer Weile sagte der Alte:

„Wol, mein Kind, sollten wir uns ganz ausleben, rein als Natur; aber es ist nicht Scheu vor uns selbst, nicht selbstauferlegte Sklaverei

weßhalb wir solche Scenen, solche gewaltsame Aufregungen vermeiden und umbiegen; es ist, weil wir tief in uns fühlen, daß der nächste Moment, die Stunde, die darauf folgen muß, kahl, leer erscheinen müßte; es wäre ein Sprung von dem aufgeregten Empfindungsleben in die alltägliche Welt. Darum halten wir uns zurück und sollen es thun, denn diese Empfindungen sollen sich nicht in einem sogenannten andächtigen Aufschwung erschöpfen, sie sollen hindurchgehen durch all unser Leben und Denken, durch alles Kleine und Unscheinbare, was wir thun: da ist die Heimath unserer höchsten Gedanken. Ja, mein Kind, es kommt dahin, daß gerade diejenigen, die das Leben so spalten und die eine Seite entweihen, es zu einem lasterhaften machen und sich dabei heimlich damit schmeicheln: ach, wie schön, wie groß haben wir doch empfunden und wir sind dessen immer wieder fähig."

Die alte Wirthschafterin brachte den Kaffee, Irma schänkte ein und berichtete, daß sie auch Emmy mit ihrem Bräutigam erwarte. Eberhard sagte: „Vor Jahren, als Emmy hier war, streiftest Du an eine ähnliche Gedankenreihe wie ich jetzt. Wir waren droben beim Gamsbühel, wo man den Anblick auf den großen See hat, und erwarteten den Sonnenaufgang. Emmy, in ihrer nüchternen Geradheit, sagte: „Ich finde, daß es nicht der Mühe werth ist, sich deßhalb den Schlaf zu brechen und so viel Mühe zu machen: ich finde den Sonnenuntergang eben so schön und man hat nicht diese Mühe um ihn." — Was sagtest Du da?"

„Ach, guter Vater, ich weiß es nicht mehr."

„Aber Ich weiß es noch; Du sagtest: „Der Sonnenaufgang ist viel erhebender, aber ich weiß nicht, was ich nach solchem Erhobensein den Tag über thun soll, das dessen würdig wäre und sich ihm anschließe. Darum ist der Sonnenuntergang besser für uns, weil sich dann die Welt verhüllt und uns schlafen läßt. Nach dem Höchsten kann man nur schlafen oder Musik machen."

„Ach, Vater, ich denke nicht mehr so. Gestern während der ganzen Fahrt verfolgte mich immer der einzige Gedanke: was thun wir denn eigentlich auf der Welt? Die Bäume würden wachsen ohne uns, die Thiere auf dem Feld und in der Luft und im Wasser würden leben ohne uns. Alles hat von selbst etwas zu thun auf der Welt, der

Mensch nur muß sich etwas zu thun machen. Und da malen sie und bauen sie und ackern und studiren und exerciren sich zum gegenseitigen Todtschlagen, und der einzige Unterschied zwischen Mensch und Thier ist doch nur, daß die Menschen ihre Todten begraben."

„O mein Kind, so weit hast Du Dich hinausgewagt? Ich bin froh, daß Du wieder bei mir bist. Du mußt viel durchgekämpft haben. Ich hoffe, Du sollst wieder lernen, daß einfach naturgemäß, das heißt vernunftgemäß leben unsere Bestimmung ist. Schau einmal die Welt an!" fuhr er lächelnd fort. „Ein einundzwanzigjähriges Mädchen und eine Gräfin dazu fragt: wozu bin ich auf der Welt? Ei, mein Kind, schön sein, gut sein, so schön als möglich sein, in der äußeren Gestalt und im inneren Wesen. Halte Dich so in der Welt, daß Du wünschen kannst, Jeder möge Dich von Grund aus kennen... Doch jetzt genug davon."

Es war eine Stunde voll Glückseligkeit, wie Vater und Tochter zusammen in der Laube saßen, und Irma sprach wiederholt den Wunsch aus, daß sie so fortleben könnten.

Die ganze Welt war für die Beiden nicht da und sie nur selbander auf der Welt.

„Du bist mein großes Mädchen geworden," sagte der Vater. Er hatte eigentlich sagen wollen: „Du mußt viel erlebt haben, da Du, heimgekehrt zu Deinem Vater, nichts Kleines, nichts Persönliches zu erzählen hast," — er wollte das sagen, aber er wiederholte nur: „Du bist mein großes Mädchen geworden."

„Und Vater," fragte Irma, „Du befiehlst mir nun, daß ich bei Dir bleibe?"

„Du weißt es, seitdem Du zum Bewußtsein gelangt, ich befehle Dir nichts," erwiederte der Vater, „Du sollst nach Deiner Ueberzeugung leben. Ich verlange das Opfer Deines Willens und Deiner Vernunft nicht."

Irma war still. Es war ihr nicht geworden, was sie gehofft hatte, sie sah sich wieder auf sich zurückgewiesen, selbst vollbringen mußte sie Alles: und sie will es.

Ein Forstknecht kam und fragte Eberhard nach Anordnungen im Walde. Eberhard erwiderte, daß er selbst hinausreite. Irma bat,

ihn begleiten zu dürfen, und bald erschien sie wieder im Jagdgewande und ritt mit ihrem Vater über die Wiesen in den Wald.

Die Mienen Irmas wurden wieder kühner, als sie, vom muthigen Pferde getragen, durch den schattigen, thauigen Wald dahinritt.

Während der Vater die Waldarbeit anordnete, lag Irma an einer kleinen Anhöhe auf dem Moose unter einem breiten Tannenbaum. Sie erwachte plötzlich, denn der Hund des Vaters, der sich schnell an sie gewöhnte, hatte ihr die Hand geleckt; sie stand auf, ging nach dem Felde am Waldrand, und das Erste, was ihr Auge traf, war ein vierblätteriges Kleeblatt. Sie bückte sich rasch, brach es ab und steckte es zu sich. Der Vater kam; er sah ihr strahlendes Gesicht, und sie sagte:

„Wie wohl hat mir dies Ruhen an der Erde gethan!“

Der Vater antwortete nichts. Es schien ihm nicht nöthig, daß man alle innerste Empfindung müde spricht. Irma schaute betroffen auf; in der Welt der Conversation wird auf jede Bemerkung kleine Münze herausgegeben.

Sie kehrten bald wieder heim.

Am Mittag saßen sie beisammen im kühlen Bibliothekzimmer.

Ueber der Thüre stand in goldenen Buchstaben der Spruch Ciceros in deutscher Uebertragung:

„Wenn ich allein, bin ich am wenigsten allein.“

Der Vater schrieb. Nur manchmal warf er einen Blick auf sein Kind, das dort im Shakespeare las. Das liest jetzt die höchsten Gedanken, nimmt sie in sich auf, und sie werden zu seiner Seele. Eberhard empfand das Glück, seinen eigenen Blick zu sehen in einem fremden Auge, seine eigenen Gedanken zu hören aus fremdem Munde, und das ist Auge und Mund des Kindes; es hegt Deine Seele in sich, und doch wird das Alles wieder selbständig, neu, verbindet sich mit der angeborenen Natur und mit eigenthümlichen Eindrücken. Das Ideal, das er sich in blühenden Jugendtagen geträumt, es stellte sich taghell und leibhaftig ihm dar.

Eberhard schloß bald sein Forstbuch und lächelte vor sich hin: er war nicht so stark, als er geglaubt hatte, er konnte doch nicht fortarbeiten heute wie gestern, nun sein Kind da war.

Er setzte sich zu Irma, und auf die Werke Spinozas und Shakespeares deutend, die stets auf seinem Arbeitstische lagen, sagte er:

„Vor diesen beiden ist die ganze Welt offenbar. Ich habe die, die vor Jahrhunderten gelebt, auf meinen stillen Bergen immerdar bei mir. Ich werde dahingehen und keine Spur meines Denkens hinterlassen, aber ich habe das ewige Leben gelebt mit den höchsten Geistern. Der Baum, das Thier, sie leben nur für sich und nur die Spanne Zeit, bis sie sterben. Wir empfangen mit dem Leben den Geist von Jahrtausenden, und wer in sich in Wahrheit ein Mensch geworden, in dem ist die ganze Menschheit. So lebst auch Du mit Deinem Vater fort, und mit Allem, was echt und schön ist in der Geschichte des Menschengeschlechtes."

Es war lange Zeit still im Bibliothekzimmer. Da fragte der Vater:

„Ist der Wagen, in dem Du gekommen, nicht ein Hofwagen?"

„Allerdings."

„So willst Du also wieder an den Hof zurückkehren?"

„Vater, laß uns das jetzt nicht besprechen. Ich bin nicht so stark wie Du, sofort vom Höchsten wieder in das Alltägliche zurückzukehren."

„Mein Kind, das Alltägliche ist das Allerhöchste."

„Aber ich möcht' jetzt gar nicht wissen, daß es einen Hof giebt, daß ich je etwas Anderes gewesen bin oder werden soll, als ein Stück Deines Herzens und Deiner Seele."

„Nein, Du sollst für Dich leben. Aber Du kannst, wenn Du bei mir bleiben willst, den Wagen ja einfach wieder zurückschicken."

„Ich werde, wenn auch nur auf einige Zeit, doch wieder zurückkehren müssen. Ich habe nur Urlaub, nicht Abschied genommen. Mein Vater, das Beste wäre, Du würdest mich begleiten und gleich wieder mitnehmen."

„Ich kann nicht an den Hof kommen, das weißt Du, und ich traue Dir Kraft genug zu, daß Du Dich selbst mitnimmst. Ich habe Dich heute betrachtet, wie Du im Schlafe lagst. In Dir ist kein Falsch, über dieses Antlitz stürmte noch keine schlimme Leidenschaft. Ich weiß, Dein Bruder will Dich verheirathen; auch ich

wünsche, daß Du eine brave Gattin und Mutter würdest. Ich fürchte nur, Du bist schon zu sehr Dein eigen geworden, um noch eines Anderen zu werden. Nun, wie es auch sei. Mein Kind, sieh hinaus ins Weite. Da blühen Millionen Blumen, und sie blühen still; kommt ein Wanderer, der seinen Blick an ihnen ergötzt oder gar eine bricht, nun gut, so hat sie für ihn gelebt; verblüht sie ungesehen im stillen Grunde, so hat sie für sich gelebt. Doch, mein Kind, laß Dich durch meinen Wunsch nicht irren. Wie lange hast Du Urlaub?"

„Vierzehn Tage."

„So laß uns treu und froh zusammensein und dann thue was Deiner Vernunft angemessen ist."

Zehntes Capitel.

Die Tage flossen gleichmäßig dahin.

Eberhard hatte keinerlei Beziehung zu Nachbarn, nur mit dem Bürgermeister des Dorfes, der zugleich Landtagsabgeordneter war, verkehrte er gern und ordnete mit ihm die Verhältnisse der Gemeinde.

Irma war viel allein. Sie las, stickte, malte und sang. Schon nach wenigen Tagen trat eine Ernüchterung ein. Was ist dies Leben? fragte es in ihr. Wozu? Ich arbeite für meinen Putz, Putz für meine Seele, meinen Körper. Wozu? Der Spiegel sieht mich, die Wände hören mich, und mein Vater eine Stunde am Mittag und eine Stunde am Abend.

Sie suchte ihre hinausstrebende Natur zu bezwingen und es gelang ihr. Nur das konnte sie nicht bezwingen, daß sie an einen Entfernten dachte, und sie schaute sich um, als hörte sie seine Tritte, und es war, als athmete etwas neben ihr. Und dieser Mann war .... der König.

Sie mußte denken, wie er auf einen Brief von ihr wartet, und was erhält er statt dessen? Die Nachricht, daß sie abgereist. Warum beleidigt und kränkt sie ihn?

Sie war mehrmals nahe daran, ihm vom Hause des Vaters aus zu schreiben; sie wollte ihm bekennen, daß sie vor ihm, nein, nicht vor ihm, vor sich selbst geflohen sei. In Gedanken die Briefworte fassend, sagte sie vor sich hin: Flucht ist nicht Feigheit, nur ein äußerstes Zusammenfassen der Kraft, ein Losreißen, Erlösen seiner selbst. Das wollte sie ihm erklären. Er sollte nicht gering von den Menschen, vor Allen nicht von ihr denken; seine große weitwirkende Thatkraft sollte nicht angekränkelt, nicht gestört werden von dem Bewußtsein, daß die Menschen das Hohe nicht fassen. Sie war ihm und war sich selbst schuldig, ihm das zu erklären. Aber im Schreiben läßt sich das nicht so kundgeben. Sie wird zurückkehren und ihm Alles sagen. Und dann werden sie fern von einander im Höchsten zu einander denken, und es lohnt sich, ein Leben einsam zu verbringen, wenn man nur eine Minute die höchste Gemeinsamkeit empfunden und Reinheit und Treue bewahrt vor sich und vor Anderen.

Irma war glücklich in dieser Selbstbefreiung.

Sie hielt sich zurück, vor ihrem Vater vom Hofe zu sprechen. Dennoch entfiel ihr manchmal unwillkürlich die Bemerkung, wie der König und die Königin dies und jenes gelobt, dies und jenes gesagt, und es ließ sich dabei nicht verkennen, daß sie darauf einen besonderen Werth legte.

„So sind die Menschen," sagte Eberhard lächelnd, „sie wissen selbst was sie sind, sollten es wissen, und sie geben dem Fürsten das Prägrecht. Er hat zu bestimmen: Du bist so und so viel werth, du ein Ducaten, du ein Thaler, du eine Spielmarke, du geheimer Rath, du Oberst! Die Schöpfungsgeschichte erneuert sich immer. Da heißt es, daß der Schöpfer dem Menschen die Thiere vorführte, daß er ihnen Namen gebe; jetzt kommt das Menschengethier zum Fürsten und sagt: gieb mir einen Namen, bekleide mich mit einem Titel, sonst bin ich nackt und bloß und schäme mich."

Irma zuckte bei diesen scharfen Worten. So weit hat die Einsamkeit den Vater gebracht. Sie konnte sich doch nicht enthalten hinzuzusetzen:

„Du thust dem König vor Allem Unrecht. Er ist eine tiefe Natur, voll Edelsinn und Geist —“

„Voll Geist! Ich kenne das!“ erwiderte Eberhard. „Nicht wahr, er kann viel fragen, viel Aufgaben stellen, will zum Dessert einen Ueberblick der Kirchengeschichte, der Physiologie und überhaupt sonst eine beliebige Wissenswürdigkeit haben, aber natürlich nie selbst und unausgesetzt arbeiten, nie ein Werk ganz lesen, immer Extracte, immer Essenzen! Ich kenne das! Und die höfischen Coloratursänger geben dann ihre Gedanken preis. Glaube nicht, mein Kind, daß ich das Bestreben des Königs unterschätze. Man hat ihm stets gesagt: Du bist ein Genie — man redet den Königen immer ein, sie seien Genies, militärische, staatsmännische, kunstkennerische, Alles — man hat ihm die Phrase unterschoben. Was sich einem Fürsten naht, muß sich auch geistig in die Hoftracht kleiden; er sieht Menschen und Dinge nicht wie sie sind, es costümirt sich ihm Alles in gefälliger Form. Ich glaube, der König hat trotzdem das ehrenhafte Bestreben, die Wirklichkeit zu sehen; das ist viel, aber er kann nicht heraus aus dem Zauberbann der Phrase.“

Die Lippen Irma's bebten. Sie glaubte nicht, daß ihr Vater die Absicht habe, ihr das Interesse für den König zu tödten, er konnte nicht wissen, daß es vorhanden war; aber dieser Widerspruch reizte sie, und sie erkannte mit Schrecken, daß hier keine Hülfe sei. Sie konnte mit ihrem Vater allein leben, wenn er, wie sie, den hohen Mann ehrte. Es durfte seinem republikanischen Geiste nicht widersprechen, und vor Allem seiner Gerechtigkeit nicht, den hohen Geist zu ehren, auch wenn er im Fürsten erscheint. Nun aber zertrümmerte er jede Brücke des Verständnisses und der Gerechtigkeit. Hätte ein Anderer so vom König gesprochen, sie hätte ihn ihren Zorn fühlen lassen; jetzt war es Beherrschung und Unterwerfung genug, daß sie schwieg.

In ihrer Seele zog sich etwas zusammen und bildete einen Verschluß, den Niemand mehr öffnen konnte.

Sie war fremd im väterlichen Hause und fühlte es jetzt doppelt, daß sie hier nie daheim gewesen. Sie zwang sich zu Heiterkeit und Gleichmuth.

Eberhard sah, daß sie sich zu etwas zwinge; aber er glaubte, das sei nur noch der Kampf zwischen Hofleben und Einsamkeit. Er half ihr nicht, sie sollte diesen Kampf allein austragen, dann ist wirklicher Friede.

Am Sonntag-Morgen — Eberhard ging nie in die Kirche — sagte er:

„Hast Du Ruhe, eine längere Erzählung anzuhören?"

„Wol, gewiß."

„So will ich Dir mein Testament in gesunden Tagen übergeben."

„Bitte, Vater, thue das nicht. Willst Du es mir erlassen?"

„Ich meine nicht ein Testament über mein Besitzthum, nur über das, was ich selbst bin. Wir haben kein Bild Deiner guten Mutter, ihr Kinder habt keine Anschauung von ihrer Erscheinung, die so rein, so hold, so sonnengeboren war. Ich möchte Dir dafür ein Bild meines Lebens geben. Bewahre es. Wer weiß, wann ich wieder dazu komme. Frage mich, wenn Du etwas nicht verstehst, oder wenn es Dir der Mißdeutung ausgesetzt erscheint. Mich unterbricht kein fremder Einwurf, ich setze mein Leben fort, mich stört nichts, ich habe mich gewöhnt, mein Gut zu bebauen, den Knechten Anordnungen und Antworten zu geben und gleich darauf unabgebrochen mich wieder in die Consequenz des Denkens zu versetzen. So unterbrich auch Du mich, wenn Du magst ... Mein Vater, als reichsfreier Graf, behielt den Stolz auf seine Reichsunmittelbarkeit; bis an sein Lebensende erkannte er die Einheit des Königreiches nicht an, und fragte stets: Wie geht es drüben? Er betrachtete sein Gebiet noch als abgeschlossen und seine Familie allen fürstlichen Häusern ebenbürtig."

„Und warum, lieber Vater," fragte Irma, „willst Du diese ehrenschöne, sich fortsetzende Erinnerung zerstören?"

„Weil die Geschichte sie zerstört hat, und mit Recht. Es müssen immer neue Geschlechter an die Spitze der Menschheit treten, das allein erhält die Menschheit am Leben. Doch, ich wollte Dir nicht von meinem Vater erzählen. Ich hatte eine glückliche Jugend in diesem Hause. Mein Lehrer war zwar Geistlicher, aber dabei ein

freier Mensch. Das Jahr, bevor mein Vater starb, trat ich ins Militär. Ich darf sagen, daß ich eine Figur von guter Haltung war. Ich hatte die äußeren Mittel dazu, und einen eisernen Körper. Ich stand bei meinem Regiment in der Bundesfestung. Bei einem tollen Ritte stürzte ich und verrenkte mir die Hüfte, so daß ich lange liegen mußte. Hier lernte ich unsern Regimentsarzt Gunther näher kennen. Hat Dir der Leibarzt nie von unserem Zusammensein erzählt?"

„Wol, aber nur kurz, nur in Andeutungen. Der König sagte mir noch in den letzten Tagen, ich hätte Recht: der Leibarzt verschreibe auch gesprochene Recepte nur dann, wenn sie verlangt werden und nöthig sind."

„So? Also der König hat Dir gesagt, Du hättest Recht? Sie haben Recht — das ist ein glücklichmachender Orden auf einen Tag, vielleicht auf länger, nicht wahr?"

„Vater — wolltest Du nicht weiter erzählen von dem gemeinsamen Leben mit Gunther?"

„Ach, Kind, das war eine wunderbare Zeit. Ich versenkte mich mit ihm, so weit ich konnte, in das Studium der Philosophie. Ich weiß noch, als wär's eben erst, die Stelle am Festungswall und die Stunde zu bezeichnen — es war ein trüber Herbstabend, ich sehe noch die Blätter, die von den Bäumen fielen — als mir Gunther auf dem Spaziergang zum Erstenmal das große Wort des Weltweisen darlegte: Im Grundwesen eines jeden Dinges liegt es, sein Dasein zu bewahren. Ich stand still. In jenem Augenblick kam es über mich, wie eine Offenbarung und verließ mich nie mehr. Es ward verdeckt von Lebensereignissen, aber immer lebte es in mir fort: Bewahre dein Sein! Ich habe diesem großen Satze treu gelebt, leider — wie ich jetzt sehe — nur zu sehr und selbstisch. Ein Mensch lebt nicht voll, wenn er nur für sich lebt und sein Dasein bewahrt. Doch das werde ich Dir ohne Scheu beichten, gerade Dir. Das große Souveränetätsrecht jedes Menschen — ich habe es erst später ganz und recht erkennen gelernt. Ich hatte mancherlei gedacht, aber nie in geschlossenem Zusammenhange. Du kannst Dir nicht vorstellen, was das ist für einen beliebten und angesehenen Officier, sich an die Philosophie

zu wagen, wie das dem militärischen Dienste widerspricht, vor den Vorgesetzten ungehörig, vor den Kameraden lächerlich erscheint. Der Soldatendienst müdet in täglichen, größtentheils überflüssigen Exercitien den Körper ab, da ist es schwer, sich in eine geistige Disciplin einzuarbeiten. Ich meldete mich oft krank, verbannte mich beim schönsten Wetter in die Stube, nur um meinen Studien obliegen zu können. Unser Regiment wurde wieder nach der Residenz zurück verlegt, Gunther nahm mein Anerbieten an, ihn frei zu machen. Er wurde akademischer Lehrer, und ich besuchte Vorlesungen. Aber ich sah die Lücken meines Wissens und sehnte mich danach, nur der Vollendung meiner Bildung zu leben. Ein unerwartetes Ereigniß brachte mich dahin. Ich war Kammerjunker geworden und lebte viel am Hofe. Schon damals sah ich, daß ein unausrottbarer Knechtsinn in den Menschen lebt; Jeder freut sich, daß Andere unter ihm stehen, und läßt sich um diesen Preis gern gefallen, daß wieder Andere über ihm stehen. Die Fürsten sind unschuldig an dieser Stufenleiter des Unsinns. Ich war eines Tages auf der Sommerburg, der König war zur Jagd gefahren, die Stunde der Tafel schon längst da, vom König aber sah man nichts. Da liefen nun die Kammerherren und Hofdamen und wie die Titel alle heißen, im Parke umher, saßen bald da bald dort auf einer Bank, schauten aus mit Ferngläsern, plauderten und hielten doch bei keinem Gespräche fest, denn die geputzten Herren und Damen, jung und alt, hatten ganz gemeinen Hunger, und doch kam ihr Hirte nicht, der ihnen Futter in die Raufe steckte. Dein Ohm Willibald beschwichtigte einstweilen seinen knurrenden Magen mit kleinem Backwerk, das den Appetit nicht verdarb. Es verging Stunde um Stunde, man spazierte umher, wie die Juden am langen Tag. Aber man lachte und scherzte, man wollte wenigstens lachen und scherzen, und der Magen knurrte. Und Dein Ohm hatte daheim dreißig Pferde im Stalle und Ochsen und Kühe genug, und ringsum weite Felder, und hier diente er und wartete auf, denn er setzte einen Stolz darein, Oberstkämmerer zu sein. Damals, mein Kind, ich war so alt, wie Du jetzt, damals schwur ich mir im Herzen: ich werde nie und nimmer dienen, keinem Menschen. Endlich rollte der Jagdwagen des Königs daher, Alles grüßte, Alles machte glück-

selige Gesichter, und doch war der Herr übel gelaunt, der General Kont, der mit ihm zur Jagd gewesen, hatte einen Zwölf-Ender geschossen, während es in der Ordnung gewesen wäre, da die Majestät nichts getroffen, auch nichts zu schießen. Der General war unendlich unglücklich über sein Jagdglück, und als das schöne Thier ankam und im Schloßhof abgeladen wurde, hing sein Kopf so traurig wie der des todten Thieres. Er entschuldigte sich nochmals und bedauerte, daß nicht Majestät das Wild geschossen; der Fürst indeß wünschte ihm Glück, freilich mit sehr süßsaurer Miene. Der König sah mich und fragte: „Wie geht's?" „Sehr hungrig, Majestät," erwiderte ich. Der König lächelte und der ganze Hofstaat entsetzte sich über meine Ungehörigkeit.

Wir mußten nun noch eine halbe Stunde warten, bis der König sich umgekleidet, dann ging's zur Tafel.

Mein Kind, wenn Du einem Hofmanne diese Geschichte erzählst, wird er mich entsetzlich einfältig finden. Aber an jenem Abend aß ich zum Letztenmal an einer Fürstentafel.

Ich sehe ich bin geschwätzig, ich bin ein alter Mann. Ich wollte Dir nur sagen: Sieh Dich um, sieh, wie viel Menschen verbraucht werden und verbraucht werden müssen.

Der Gedanke der Fürstenhoheit ist groß und schön. Der Fürst soll die Staatseinheit in sich darstellen. Aber so schön der Gedanke in seinem Ursprung — daß zu seiner Vollführung eine Pyramide von abgenützten, ihrer vollen Menschenwürde entkleideten Menschen nöthig ist, das macht mich unversöhnlich damit.

Irma, es ist mir, als müßte ich das Testament meiner Seele in Deine Seele legen. Von dem Augenblicke, wo Du fühlst, daß ein Stück aus der Krone Deiner Menschenwürde genommen wird, von diesem Augenblicke an fliehe, ohne Haß und Verachtung, denn wer Haß und Verachtung in der Seele trägt, ist schwer belastet und kann nie frei aus sich athmen. Ich hasse und verachte diese Welt nicht, ich sehe in ihr nur eine fremde, vergangene, weit entfernte, und kann Niemand um seines Glaubens willen, weil er nicht der meine, hassen und verachten.

Doch — ich wollte Dich nicht lehren, ich will erzählen. Ich

nahm meinen Abschied und bezog nun als wirklicher Student die Universität, verließ aber auch diese bald wieder, um mich auf einer landwirthschaftlichen Schule auszubilden. Ich ging dann auf Reisen. In Amerika war ich, wie Du weißt, ein ganzes Jahr. Ich hatte das Verlangen, jene Neubildung der Geschichte kennen zu lernen, wo die Menschen, auf den eingebornen freien Geist gestellt, nicht immer rückwärts schauen nach Palästina, nach Griechenland, nach Rom. Ich fand die Zukunftswelt in Amerika nicht. Noch gährt dort Alles, wie in einem urweltlichen Processe. Ob eine wirklich neue Menschheit daraus geboren wird, ich weiß es nicht. So viel aber weiß ich, daß die ganze Menschheit einer neuen sittlichen Bindung entgegenharrt. Ich werde wegsterben, ohne sie erlebt zu haben.

Ob die Welt der Zukunft sich im reinen Gedanken fassen wird, oder aufs neue an einer beispielgebenden Persönlichkeit? Ich hoffe das Erste, aber ich sehe die Verwirklichung noch nicht.

Nun weiter in meinem Leben:

Ich kehrte heim. Ich hatte das unerschöpfliche Glück, Deine Mutter zu finden. Sie stand einsam in der Welt. Ich habe das höchste Glück empfunden, es giebt kein zweites mehr. Deine Mutter starb drei Jahre nach Deiner Geburt. Ich kann Dir nicht Einzelnes von ihr erzählen, ihre ganze Erscheinung war Reinheit und Kraft. Die Welt nannte sie kalt und verschlossen, und sie war heiß und offen, schön bis ins Herz hinein, aber nur für mich. Ich weiß, daß ein nur im Besten und Mildesten lebender Mensch aus mir geworden wäre, wenn sie mir geblieben. Ich darf nicht daran denken.

Es sollte nicht sein.

Aber ich bin in mir geheiligt durch sie; kein niederer Gedanke lebt in meiner Seele und keine That vollzog ich seitdem, die ich nicht Dir meine Tochter, bekennen dürfte.

Sie starb, und ich stand mit meiner heftigen Natur wieder dem Räthsel des Lebens gegenüber.

Ich konnte euch Kinder keine Stiefmutter geben und ward ein Stiefvater. Ja, laß mich's sagen, ich bin unbarmherzig ehrlich gegen mich. Ich weiß, wer mich hörte, würde das Wort für übertrieben halten, die Mode ist ja allgütig, aber ich kann mich nicht

freisprechen: ich habe meine Kinder ausgesetzt! Dich gab ich der Tante, bis Du ins Kloster kamst, Bruno blieb bei mir, bis er in ein Erziehungsinstitut gebracht wurde. Ihr wart in vornehmen Instituten mit hohen Honoraren, aber ihr wart dennoch ausgesetzt. Ihr kanntet euren Vater nicht, ihr wußtet, daß er lebt, aber ihr habt nicht mit ihm gelebt, ihr seid als ausgesetzte Kinder aufgewachsen.

Es sind erst zwei Jahre, seit ich mir das Wort bekannt habe. Es hat mir wochenlang den Schlaf, es hat mir Denken und Empfinden geraubt, aber ich halte es dennoch fest. Der Dämon, der Sophistik heißt, hat mir immer gesagt: Du hättest deinen Kindern nichts sein können, du hattest noch zu viel an Dir selbst zu arbeiten, und es ist besser, sie werden aus sich selbst zu freien Menschen als durch dich — es mag eine Wahrheit darin sein, aber trotzdem: ich habe meine Kinder ausgesetzt."

Der Alte hielt eine Weile inne. Irma legte ihre Hand auf die seine und streichelte sie leise.

„Genug! Es ist heraus.

Ich lebte hier einsam und doch nicht allein, ich verkehrte mit den besten Geistern und bewirthschaftete mit Leichtigkeit unser Gut.

Ich widmete mich den vaterländischen Dingen, zog mich aber bald zurück. Ich kann keiner Partei angehören, auch der nicht, die sich zur Freiheit bekennt. Es gehören viele hochherzige Männer zu ihr, die ich verehre, aber sie dulden auch Frivole unter sich, die es wagen, von Gleichheit und von allem Höchsten zu sprechen und sich nicht scheuen, Wesen ihrer Art zu ihren Opfern zu machen. Frivole Junker sind nur lasterhaft, frivole Demokraten sind Ideenschänder. Wer nicht wünschen kann: das ganze Volk möge so denken und handeln, wie ich — der hat nicht das Recht, sich einen braven und freien Menschen zu nennen.

Wenn die Freiheit nicht Sittlichkeit gründet — was unterscheidet sie dann vom Wesen der Tyrannei? Was ist Tyrannei? Der egoistische Verbrauch uns gleichberechtigter Wesen. Ein Tyrann ist ein Gottesleugner, ein frivoler Freiheitsmann ist Gotteslästerer — ich nenne den Inbegriff alles sittlichen Weltgesetzes Gott. Ich war ein

Einsiedler mitten unter den Menschen und bin es nun lieber und folgerichtiger fern von ihnen.

Ich lebe nun hier ein einsames Leben."

„Ist das nicht traurig, so allein?" fragte Irma.

„Es würde sehr traurig sein, wenn ich mich allein fühlte," erwiderte Eberhard; „aber der Mensch muß sich nicht allein fühlen, auch wenn er allein ist. Hier herauf kommt keine Langeweile und keine Vereinsamung. Die Menschen, die nicht in sich sind, sind allein, wo sie auch seien. Doch laß mich weiter berichten.

Am meisten schmerzte mich der Abfall Gunthers. Aber ich that ihm Unrecht. Er war immer ein Freund des Hoflebens; er sah darin eine Culmination der Bildung. Er war stets zu ästhetisch: Das schöne Leben, der Luxus, der Comfort, an Alles das hab' ich ein Recht und es muß mir werden, sagte er oft schon früher; das führte ihn an den Hof und ließ ihn von der freien Wissenschaft abfallen, sich und mich verlieren.

Man wird Dir gesagt haben und vielleicht hast Du es auch selbst gedacht, ich sei ein Menschenfeind. Wer die Menschen haßt, ist ein eitler, eingebildeter Narr. Was ist er denn mehr? Was ist er denn Anderes, als sie? Ich hasse die Menschen nicht. Ich weiß nur, daß die meisten falsch aufgeputzt sind, sich zu etwas machen oder von Anderen zu etwas gemacht werden, was sie eigentlich nicht sind. Sie geben sich den Schein — sie wissen es nicht, daß es meist nur Schein ist — an Dingen Theilnahme zu haben, die sie eigentlich nichts angehen. Ich bin viel getäuscht und betrogen worden, aber wenn ich mir's ehrlich sage, so ist es, weil ich mich selbst getäuscht habe. Ich habe mein Bestes hergegeben und habe geglaubt, die Anderen seien mit mir, und es war doch nur Höflichkeit, was sie zur Beistimmung in Wort und Miene brachte. Sie heuchelten nicht, ich war es, der mich täuschte. Ich glaubte in einer Welt voll Zustimmung und Einklang zu sein, und im Grunde war ich allein, ganz allein. Jeder ist allein, der eine Natur für sich ist; es giebt keine volle Zusammenstimmung. Sich selbst ausleben, das ist Alles. Die meisten Menschen wollen aber kein Selbst sein, und die es nicht sein wollen, sind besser daran. Sie leben, wie's der Brauch ist, die Sitte erfordert, ihnen geht nichts Ge-

genwärtiges nahe, nichts Vergangenes nach; das hüpft, das springt, das tändelt von Stimmung zu Stimmung, von Genuß zu Genuß, und sie sind glücklich dabei und froh, wenn sie im Spiegel ihr altes Gesicht sehen; das verändert sich nicht, das bleibt sich gleich. Hätten die Menschen immer leibhaftig den Ausdruck dessen, was jetzt ihre Seele bildet, Du würdest Niemand erkennen, Niemand von gestern, Niemand von der letzten Stunde. Mein Kind, ich weiß nicht, wohin ich Dich eigentlich führe; ich wollte Dir nur sagen, daß ich kein Menschenfeind bin. Ich liebe alle Menschen. Ich weiß, daß sie im Grunde nichts Anderes sein können, und unter all' der krausen und überladenen und flitternden Maskerade steckt doch in Jedem schließlich eine ehrliche Natur; sie können sie nur nicht herausholen, und, was sie Falsches, Hinterlistiges, Böses thun, da bleibt doch zuletzt der Spruch des großen Weisen: Vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Und nun laß mich das noch sagen: Ich verzeihe auch Deinem Bruder. Er hat mich schwer gekränkt, denn die tiefste Kränkung, die ein Mensch erfahren kann, ist die von seinem Kinde.

Ich kann Bruno zu nichts zwingen und will es nicht. Es ist eine seltsame Welt! Durch alle Zeiten zieht sich der Kampf zwischen Vater und Sohn. Nun ist es so geworden mit uns: Mein Sohn vertritt die alte Zeit und ich die neue. Ich muß es tragen.

Ich weiß, daß die Freiheit allein das Natur- und Vernunftgemäße ist, aber man kann auch zur Freiheit Niemand zwingen. Ich will auch Dich zu nichts zwingen. Gewöhnliche Frauennaturen lassen sich lieber befehlen als überzeugen; ich halte Dich für keine gewöhnliche, Du sollst es nicht sein, Du sollst —"

Eberhard hatte im voraus gesagt, daß er sich nicht unterbrechen lasse, und nun kam doch etwas, was ihn unterbrach.

Ein Bote brachte einen Brief an Irma. Sie erkannte die Schrift ihrer Freundin Emmy. Sie erbrach den Brief hastig und las:

„Irma! Ich kann nicht zu Dir kommen, ich bin aus der Welt geschieden. Heute sind es drei Wochen, daß mein Albrecht durch den Biß eines tollen Hundes sein Leben aufgeben mußte. Auch mein Leben ist aufgegeben für das Diesseits. Ich füge mich in Demuth dem unerforschlichen Willen des Höchsten. Ich habe gelobt, den

Schleier zu nehmen; ich bin nun hier und verlasse diesen Ort nicht mehr. Komm, sobald Du kannst, zu Deiner

Schwester Euphrosine
im Kloster Frauenwörth."

Irma gab Ihrem Vater den Brief, er las.

„Durch den Biß eines tollen Hundes zwei Menschenleben vernichtet. — Wer will das erklären?" rief Irma.

„Die Religion kann es so wenig wie wir. Sie befiehlt, wie unsere Vernunft, sich dem Naturgesetz zu fügen."

Der Bote wartete. Irma ging um eine Antwort zu schreiben. Sie versprach, zu kommen.

Eberhard saß unterdessen allein. Er hatte seinem Kinde, seinem gereiften Kinde sein Leben aufgeschlossen — was wird es nützen? Wie oft hat er es selbst erkannt: Keine Lehre, keine noch so hohe, ändert der Menschen Sinn. Nur das Leben, Anschauen, die Erfahrung der Thatsachen an sich und Anderen, nur das bekehrt. Das ist ja das Elend der Dogmatik, daß sie lehren will, was nur das Leben giebt. Seine Kinder haben sein Leben nicht mit ihm gelebt, und es nützt nichts, ihnen das nun in allen Einzelheiten zu berichten, in seinen Motiven zu erklären; es bleibt fremd, es ist nicht mitgelebt. Es ist schon widersprechend genug, daß der Vater seinem Kinde von sich erzählen muß.

Eberhard gestand sich die Folgen seines Thuns. Er hatte kein Recht auf Kindestreue, wenigstens nicht, wie er sie heischte, denn er hatte sich für sich allein ausgelebt.

Als Irma kam und um Erlaubniß fragte, ihre Freundin Emmy im Kloster aufsuchen zu dürfen, nickte er beistimmend. Er hatte sich gerühmt, daß nichts ihn unterbreche; das konnte er für sich festhalten, für Andere nicht. Er hatte dem Kinde seinen ganzen Lebensgang dargelegt — wer weiß, ob nicht diese einzige fremde Thatsache Alles aus ihrem Gedächtnisse wegwischt.

Elftes Capitel.

Im offenen Hofwagen fuhr Irma über die Berge und durch die Thäler. Sie lag tief zurückgelehnt in die Kissen; die Kammerjungfer und der Diener saßen auf dem Hintersitz.

Sie war von der plötzlichen Unglücksbotschaft Emmys wie zerschlagen in allen Gliedern, jetzt im Wagen erhob sich wieder das Kraftgefühl in ihr. Reisen, Wechsel der landschaftlichen Ausblicke, das übte immer eine Zaubermacht auf sie.

Die Erzählung ihres Vaters begleitete sie eine große Strecke Weges mit ihrem Nachklang. Sie hatte ihm mit großer Theilnahme zugehört, aber was er erzählt, hatte doch nur wenig Eindruck auf sie gemacht. Das ist ja Alles nicht so schwer und wichtig, wie er es nimmt, sprach es in ihr; es liegt in seiner Individualität, das zum Lebensschicksal werden zu lassen; aber keinem Andern wird es dazu. Es war schon genug, daß sie seiner Besonderheit gerecht wurde; eine bestimmte Wirkung auf sie konnte er nicht verlangen. Emmys Schicksal ist ein entsetzliches, hirnverwüstendes, das des Vaters nicht; in seinem großen Lebensschmerz war viel Selbstqual. Der Vater sprach von Ruhe und hatte sie nicht.

Und so fremd stand Irma bei allem kindlichen Willen dem Vater gegenüber, daß der Schmerzensausdruck an seinem Munde, den er bei der Erzählung gehabt, ihr jetzt als Aehnlichkeit mit dem Schmerzensausdruck am Munde Laokoons einfiel.

Irma schüttelte unwillig den Kopf.

Welch ein Chaos ist die Welt!

Ein toller Hund zerstört ein ganzes Leben, und da und dort sitzen vereinsamte Menschen und quälen sich ab, Jeder fühlt Mangel, Beschränkung, Jeder will etwas und kann es nicht erreichen, und über ewigem Versuchen, Probiren, Messen und Wägen geht das Leben hin. Mitten im Chaos erhebt sich eine einzige Gestalt, frei, schön und groß, lebenssicher und das Leben wahrhaft beherrschend ... Irma wendete sich zurück, als wollte sie sagen: Du bist es leider nicht, mein Vater; du solltest, du könntest es sein; er allein, er, der freie Mensch auf der Höhe des Lebens, der König ist's.

Und wie sie sein gedachte, schwebte ein Lächeln auf ihrem Antlitz; sie schaute frei hinein in den blauen Himmel und wußte nicht mehr, wohin sie fuhr; sie fühlte sich nur wie von weichen Armen fortgetragen über Berg und Thal.

Dort fliegt ein Adler hoch über dem Bergesgipfel, für ihn giebt's keine Grenze. Irma schaute lange dem Fluge des Adlers in der Höhe zu, sie ließ halten. Alles stand still, die Pferde, der Wagen. Der Diener war abgestiegen, um zu fragen, was die Herrin begehre; sie winkte ihm, er möge nur wieder aufsteigen, und so hielt sie still, mitten in der freien Natur, ausgerüstet mit aller Bequemlichkeit des reichen Lebens. Sie schaute lange dem Fluge des Adlers zu, wie er in den Lüften schwamm und schwebte, bis er in den Wolken verschwand.

„Wenn's einmal gestorben sein muß, so möcht' ich sterben; in den Himmel hineinfliegen und dann nicht mehr sein,“ sprach es in ihr.

Man fuhr weiter; Irma stieg nicht aus, sie redete auf dem ganzen Wege kein Wort.

„Wir sind am Ziele,“ sagte gegen Abend der Lakai.

Es ging bergab nach dem See. Der Wagen hielt am Ufer. Mitten auf einer Insel im See lag das Kloster. Eben läutete das Abendglöcklein über den See; die Sonne stand noch über den Bergen, aber sie warf bereits fast wagrechte Strahlen, die im See wie hin- und herschwimmende Lichter flimmerten; der Spiegel des Sees begann sich hellgolden zu färben.

Der Lakai und der Postillon zogen beim Abendläuten den Hut ab und die Kammerjungfer faltete die Hände; auch Irma legte die Hände ineinander, aber sie betete nicht, sie dachte in sich hinein: „Dies Läuten ist schön und anmuthig, wenn man's draußen hört und dann wieder heimkehrt in die frohe weite Welt; wem aber dies Glöcklein im Kloster selbst läutet, dem läutet es jeden Tag als einen Todestag zu Grabe, denn dies Leben ist nichts als tägliches Sterben.“

Irma brachte eine fremde Stimmung zur Freundin in das Kloster; sie wollte sich zwingen, eine entsprechende in sich zu erwecken.

Während der Kahn gerüstet wurde, hörte sie den Lakai mit einem schnell hinzugekommenen andern, dessen Gesicht sie vom Hofe her kannt, sprechen.

Sie hörte den Hofbedienten sagen:

„Der gnädige Herr sind schon seit mehreren Tagen hier und warten auf etwas, ich weiß nicht auf was."

Irma hätte gern gefragt, mit wem der Hofbediente gekommen, aber sie konnte das Wort nicht hervorbringen, ein plötzlicher Schreck durchbebte sie.

Sie stieg mit der Kammerjungfer in den Kahn. Ein alter Schiffer mit seiner Tochter ruderte das steuerlose Fahrzeug. Der See war tief und dunkel. Die Sonne war bereits im Niedersinken und die Schatten der Berge gegen Abend lagen auf den Uferbergen jenseits scharf abgebildet; auf den Firnen lag frischgefallener Schnee und die weißen Häupter setzten sich scharf ab von den bewaldeten Vorbergen und dem klarblauen Himmel. Hier unten war's so still und dämmerig als schiffte man in die Schattenwelt hinein.

„Ist das Eure Tochter?" fragte Irma den alten Schiffer.

Er nickte froh, da sie den Landesdialekt so gut sprach; sie war in Uebung geblieben durch Walpurga.

„Ja," erwiderte der Schiffer, „und sie möchte gern zu einer guten Herrschaft in Dienst; sie kann auch gut nähen und —"

„Bleib' Du bei Deinem Vater, das ist das Beste," sagte Irma zu dem Mädchen.

Man fuhr wieder still dahin.

„Wie tief ist hier der See?" fragte Irma.

„Gewiß sechzig Klafter tief."

Irma streichelte die Wellen, es freute sie daß die Menschen so leicht und kühn stündlich über den drohenden Tod wegfahren; sie beugte sich etwas über Bord und der Schiffer rief:

„Fräulein, gieb Acht."

„Ich kann schwimmen," entgegnete Irma und wühlte in den Wellen.

„Ja schwimmen," lachte der Alte, „die meisten Menschen können's bis es darauf ankömmt, dann ist's vorbei, und wenn sie Kleider an sich hängen haben, dann können's gar Wenige."

„Da hast Du Recht, der bunte Trödel zieht uns hinab."

Der Alte verstand Irma nicht und schwieg; sie war voll Unruhe und fragte wieder: „Sind schon oft Menschen auf dem See verunglückt?"

„Selten, aber da, wo wir eben fahren, da drunten liegt ein junger Mensch von einundzwanzig Jahren."

„Wie ist er verunglückt?"

„Sie sagen, er habe einen Rausch gehabt; ich glaub' aber, er hat einen Schatz da drüben im Kloster. Es ist nur gut, daß sie nichts davon erfährt."

Irma schaute in die Wellen, während der Alte fortfuhr:

„Und drüben am Felsen hat vor fünf Jahren ein Stamm einen Holzknecht gerade von der Wand herunter in den See geschlagen, und da oben bei der Klause ist eine fünfzehnjährige Sennerin unversehens in die Fluth gekommen beim Holzsturz, und das Holz hat ihr alle Kleider vom Leibe gerissen gehabt, wie die Leiche unten am See angekommen ist."

„Erzählt nicht so Schreckliches!" bat die Kammerjungfer den Alten.

Irma schaute an den schroffen Bergen hinan und fragte:

„Kann man da hinaufsteigen?"

„Ja wol, beschwerlich; aber überall, wo Bäume sind, können auch Menschen hinsteigen."

Irma sah in den See, sah in die Berge. Man kann sich verlieren in der Welt, wie wär's, wenn man sich verlöre? sprach es in ihr.

Sie stellte sich aufrecht im Kahn. Der Alte rief:

„Setz' Dich! Es ist gefährlich, wenn Du schwankst."

„Ich schwanke nicht," sagte Irma, und sie stand in der That fest auf dem schwankenden Kahn.

Dem Alten ward dies Wesen unheimlich und er fragte:

„Mit Verlaub, das schöne Fräulein will doch nicht auch ins Kloster?"

„Warum? Warum fragt Ihr?

„Weil's mich dauern möcht."

„Warum dauern? Leben die Nonnen nicht schön und friedlich?"

„Freilich wohl, aber das ist ein Leben, in dem nichts vorgeht."

Wie angerufen setzte sich Irma nieder und stand wieder auf, daß der Kahn schwankte.

Ein Leben, in dem nichts vorgeht — das ist das Wort, ihr wie aus dem innersten Herzen genommen. Ihre volle Jugendkraft sträubte

sich gegen dies Wegwerfen des Daseins. Ob man's wie der Vater, mit einsamem Denken, oder, wie die Nonnen, mit gemeinsamen Andachten überwindet: es ist ein Leben, in dem nichts vorgeht. Ist man nicht hier auf die weite Erde gesetzt, um alles sein zu nennen? Komm' Freude, komm' Schmerz, komm' Jubel, komm' Trauer — ich will kein Leben, in dem nichts vorgeht.

Mit diesen Worten im Gemüthe sprang sie ans Land, hörte sie den Schiffer den Kahn an die Kette legen und ging dann die alte Lindenallee nach dem Kloster.

Sie fragte nach der Schwester Euphrosine. Alle Nonnen waren in der Kirche zur Abendmette. Irma ging auch in die Kirche. Hier brannte nur das ewige Licht; der Gottesdienst war beendet, aber noch lagen die Schwestern alle knieend am Boden; endlich richteten sie sich auf, gespenstische Gestalten aus chaotischem Dunkel.

Irma ging in das Sprechzimmer zurück, aber die Pförtnerin sagte ihr, daß sie Emmy heute nicht mehr sprechen könne, es sei nicht gestattet, daß eine der Schwestern nach dem Abendgottesdienst noch eine Nachricht vernehme und mit irgend Jemand ein Wort rede. Irma erhielt indeß Herberge im Kloster.

Es war eine milde Septembernacht, Irma saß noch lange tief in ihren Plaid gehüllt, draußen an der Fähre. Sie wußte nicht mehr, was sie dachte, so ins Schrankenlose hinein schweifte ihre Seele; nur manchmal klang es ihr wie aus den Lüften: „Ein Leben, in dem nichts vorgeht."

Der Morgen kam. Nach der Frühmette war es Irma gestattet, ihre Freundin zu besuchen. Sie erschrak, als sie Emmy sah, und es war doch noch das schöne milde Antlitz, nur grausam entstellt durch die enganliegende Kapuze, die das Haar ganz verdeckte und das Antlitz wie gewaltsam herauspreßte.

Nach den ersten Ausbrüchen des Schmerzes und Mitgefühls, nach dem näheren Bericht von dem grausamen Geschick Emmys sagte diese endlich, da Irma sie immer wieder aufs Neue ans Herz drückte:

„Deine Umarmungen sind so stürmisch! Ich weiß, Du wirst nie Demuth lernen, Du kannst das nicht, Du bist von anderer Art; aber Gleichmuth solltest Du lernen. Du, Irma, könntest nie ins Kloster

gehen und Du sollst nicht, Du würdest Dich hinaussehnen in die Welt. Du mußt die Gattin eines braven Mannes werden. Glaube aber nie, daß Dein Ideal sich verwirklicht. Unser Dasein ist Stückwerk und voll Elend, es soll kein schönes und volles werden hienieden. Aber, Irma, hüte Dich, an einer Schranke zu rütteln oder gar sie zu überschreiten! Weiche zurück, da Du noch diesseits stehst."

Emmy nannte den Namen des Königs nicht. Die Freundinnen saßen lange still.

Irma war's, als müßte sie ersticken in dieser Umgebung.

Emmy sprach von dem, was erst seit Wochen geschehen, als wären schon Jahrzehnte darüber hingeflossen; sie erklärte der Freundin, welch' eine Kraft in andauernden Andachten liege, wie sie die Stunden ausspannen und zu Jahren werden voll beseligender Weltüberwindung.

Sie pries das Glück, daß es schon auf Erden möglich sei, den eigenen Namen und alle Erinnerung abzuthun und ein Dasein zu gewinnen, das ohne einen jähen Schritt gleichmäßig hinüberleite in die ewige Seligkeit. Nur klagte Emmy der Freundin, welch eine Tyrannei es sei, daß ihr nicht gestattet sein solle, Profeß zu thun; sie dürfe nur als dienende Schwester ohne Gelübde sich hier aufhalten.

„Das ist ja das Rechte, daß Du es nicht sollst," rief Irma. „Ich vermuthe, Bronnen liebt Dich, aber er ist ein Mann, der die gegebenen Thatsachen respektirt; seine sittliche Strenge duldet nicht, einer verlobten Braut ein wärmeres Gefühl zu widmen oder nur in sich aufkommen zu lassen. Er ist Deiner würdig. Ich bin weit entfernt, Dir zu sagen, daß Du jetzt, sofort — wie könntest Du das? wie würde er es wagen? Aber Du solltest Dir das Leben offen erhalten und nach einem Jahr oder später, so lange kannst Du ja im Kloster bleiben, mit dem im eigentlichen Sinn des Wortes rechtschaffenen Mann, wenn auch kein schwärmerisches doch ein schönes und gutes Leben führen. Ich will Dir jetzt nur sagen: Du sollst Deine zukünftige Stimmung, Dein späteres Thun und Wollen nicht enterben! Kein Mensch soll ein Gelübde ablegen, das ihn auf lebenslang bindet, und ihn morgen mundtodt, zum Sklaven, zum Lügner, zum Heuchler und Betrüger vor sich selbst macht!"

„Irma!" rief Emmy, „was redest Du für böse Worte! Ist das

die Hofsprache? O verzeih, daß ich so spreche; es ist die alte Emmy, die das that, nicht ich; verzeih, ich bitte Dich, verzeih mir!"

Sie warf sich vor Irma auf die Kniee.

„Steh doch auf," bat Irma, „ich habe Dir nichts zu verzeihen; ich will ruhiger sprechen. Sieh, liebe Emmy, es ist ein Glück für Dich, daß Du kein Gelübde ablegen darfst. Ein furchtbarer Schlag hat Dich getroffen, Du liegst am Boden; aber wenn Du frei bleibst, der dumpfe Druck sich löst und Du Dich in der Stille ausheilst, dann sollst Du ins Leben zurückkehren können, wenn es Dich ruft; eine Zufluchtsstätte, keinen Kerker sollst Du hier haben."

„Ja," lächelte Emmy, „Du mußt so denken, Du; aber ich — ich will die Welt nicht mehr sehen, aus der mein Leben geschwunden. Du kannst nicht verstehen, was das heißt: auf Erden nur Braut sein und erst im Himmel die ewige Hochzeit feiern. Ich habe Gott gebeten, mir mein eigenes Herz zu nehmen, jedes Gelüste für mich — er hat mich erhört. Es ist Tyrannei, wenn Menschen den Anderen ihre Sinnesweise aufdrängen wollen; ich weiß, das willst Du nicht. Denkst Du noch, Irma, als wir zum Erstenmal die Geschichte des Odysseus lasen, wie er sich an den Mast binden ließ, um den Gesang der Sirenen zu hören und ihm doch nicht folgen zu können — weißt Du noch, was Du damals sagtest?"

„Ich weiß es nicht mehr."

„Der vielgepriesene Odysseus," sagtest Du, „ist ein Schwächling und kein Held. Ein Held muß sich nicht äußerlich binden lassen, er muß durch innere Kraft Allem widerstehen." Damals schon fühlte ich, wie gewaltig Du bist. Und Odysseus war ein Heide, und hatte kein ewiges Gesetz. Ich freue mich des ewigen Gesetzes. Ich klammere mich an diesen Fels; ich will die Fessel, die göttliche, die ewige Fessel; sie soll mich halten, wenn ich sinke, ich will nicht mehr in die Welt zurückkehren können. Ich will mich binden. Und darf es Menschen geben, die sich die Freien nennen, und andern Menschen verbieten, ihren Weg der Vollendung, des wahren ewigen Lebens zu wandeln? Ist das nicht tyrannisch, traurig und gottlos?"

„Ja, das ist's. Aber wer verbietet Dir's denn?"

„Das Staatsgesetz. Es befiehlt, daß das Kloster aussterbe, es darf keine junge Nonnen mehr aufnehmen.“

„Das befiehlt das Staatsgesetz?“

„Ja.“

„Das darf der König nicht dulden.“

Irma rief das so laut, daß es von der Wölbung der Zelle wiederhallte.

Emmy sah mit gespanntem Blick in das Antlitz Irmas. Wenn Irma das bewirken könnte!

Die beiden Jungfrauen hatten nicht Zeit, ein Wort hierüber zu wechseln. Sie wurden zur Aebtissin gerufen.

Als hätte die Aebtissin die letzten Worte Irmas gehört, fing sie sofort in mildem Tone, aber mit scharfer Entschiedenheit zu sprechen an, sie beklage die Tyrannei der Freigeister — sie verdamme die Urheber nicht, sie bete für sie — aber es sei doch himmelschreiend, daß uralte heilige Institute vernichtet und auf den Aussterbeetat gesetzt werden sollten.

Irmas Antlitz flammte. Sie sagte wieder, daß das Gesetz aufgehoben werden müsse; sie wolle ihren Einfluß verwenden, daß es geschehe. Sie erbot sich, sofort an den König zu schreiben; die Aebtissin nahm es willfährig an, und Irma schrieb:

Majestät!

Ich schreibe Ihnen aus dem Kloster. Ich bin aber keine Nonne. Ich glaube, ich habe kein Talent dazu. Aber was sind das für Staatsgesetze, die einer Jungfrau verwehren, das ewige Gelübde abzulegen? Ist das Freiheit? Ist das Gerechtigkeit? Oder was ist es denn? Entschuldigen Majestät meine Aufregung! Ich schreibe mit Klostertinte auf Klosterpapier und es ist nicht zum Erstenmal, daß mit solcher Tinte und auf solches Papier für die Freiheit geschrieben wird, für die echte, große.

Ist es möglich? Dürfen die Einen den Anderen verbieten, ihr Leben in gemeinsamer Einsamkeit zu verbringen?

Die Quacksalber aller Art können kein Leben, kein positives Glück schaffen, aber dürfen sie wehren, daß sich das Unglück heile?

Der große Sinn Eurer Majestät darf solche Barbarei nicht dulden. Es ist Barbarei, wenn auch mit Culturschminke übertüncht.

Majestät, ich sehe, daß ich noch immer nicht deutlich spreche. Ich will mich zwingen, daß ich's thue.

Ich bin hier im Kloster.

Meine Freundin Emmy, meine einzige geliebte Freundin — ich glaube, ich habe Euer Majestät von ihr gesprochen — will den Schleier nehmen. Sie hat in ihrer Weise Recht. Die Hunde werden ja doch toll, wenn man auch Hundesteuer für sie zahlt. Ein toller Hund hat ihren Bräutigam getödtet, und sie will dem Leben entsagen. Wer darf das verhindern? Und doch soll dieses Kloster, wie das Staatsgesetz besiehlt, aussterben, keine neuen Nonnen mehr aufnehmen.

Majestät! Das dürfen Sie nicht dulden! Sie haben den großen historischen Blick, Ihr Leben ist Nationalgeschichte. Sie müssen die Tagdiener lehren, größer zu sein. Sie müssen das Gesetz aufheben. Sie müssen!

Verzeihen Euer Majestät diese Sprache, aber ich kann nicht anders. Ich fühle mich als Ihr Anwalt. Ich fühle Ihren hohen Sinn beleidigt durch diese Kleinlichkeit.

Ich hoffe, Euer Majestät bald wieder zu sehen, und grüße

Ehrerbietigst

Irma von Wildenort.

Irma schloß den Brief und legte ungesehen den vierblättrigen Klee, den sie noch bei sich trug, in den Brief.

Mit einem stolzen Gefühl fuhr Irma im Kahne zurück nach dem jenseitigen Ufer. Sie glaubte, eine schöne höhere Freiheitsthat vollbracht und wenn auch noch nicht vollbracht, doch angeregt zu haben, und sie muß zu Ende geführt werden.

Der alte Fährmann war glücklich, als er sie sah. Er sprach nichts, er griff nur tapfer die Ruder an; er lächelte vor sich hin, als hätte er das Glück, eine junge Seele aus dem Schattenteich zu entführen.

In der Ferne fuhr ein Kahn, ein Mann stand darin in grünem Jagdkleide; er schwang den Hut und winkte.

Die Kammerjungfer machte Irma, die in sich versunken in den See schaute, aufmerksam.

Irma erschrak.

Ist das nicht der König?

Der Jäger, der sich noch nicht bemerkt glaubte, schoß seine Flinte ab; der Schuß tönte in vielfältigem Echo von den Bergen zurück. Jetzt schwang der Jäger wiederum den Hut. In zitternder Hand hielt Irma das weiße Tuch und winkte zum Zeichen, daß sie ihn gesehen.

Der Kahn mit dem Jäger kam näher. Ein schnell wechselnder Ausdruck von Freude und Enttäuschung flog über das Antlitz Irmas.

Es war nicht der König. Der Baron Schöning grüßte sie.

Er sprang zu ihr in den Kahn, küßte ihre zitternde Hand und sagte, wie er sich freue, sie hier zu treffen.

Man stieg ans Land. Der Baron bot Irma den Arm und sie gingen miteinander dem Ufer entlang; die Kammerjungfer ging voraus. In der Ferne sah Irma den Lakai stehen, der gestern mit dem ihrigen gesprochen. Hatte der Diener nicht gesagt, daß sein Herr schon lange auf etwas warte? Hatte nicht Baron Schöning ihr schon früher offenbar Aufmerksamkeit erwiesen? Es klärte sich bald auf; der Baron begann:

„Hier sind wir allein, nur im Angesicht der Berge, des Sees und des Himmels. Theure Gräfin, darf ich ein Wort sprechen, das ich Ihnen schon lange aus treuester Seele zu sagen habe?“

Sie nickte still.

„Nun denn, so lassen Sie mich Ihnen sagen, daß Sie am Hofe nicht an der rechten Stelle sind.“

„Ich bin auch noch nicht entschieden, ob ich wieder dahin zurückkehre. Aber warum glauben Sie mich dort an der unrechten Stelle?“

„Weil etwas in Ihnen ist, das Sie nie am Hofe heimisch werden läßt. Es wundert Sie, daß ich das sage, ich, der Lustigmacher des Hofes, der Salontiroler? Ich weiß, daß ich den Titel habe. Und doch, Gräfin, man glaubt dort mit mir zu spielen und ich spiele mit ihnen. Sie, Gräfin, werden nie am Hofe heimisch. Sie nehmen die Bräuche und das ganze Leben nicht als feststehend und gegeben, Sie übersetzen sich's in Ihre Eigenthümlichkeit. Ihr Gemüth ist nicht zu uniformiren, Ihre Seele spricht im tiefsten Innern einen Dialekt, den Dialekt Ihrer seelischen Heimath, und wenn etwas davon in der

Livreewelt kund wird, findet man es — ich weiß das ja am besten — überaus originell, aber fremd, sehr fremd sind und bleiben Sie sich und den Uebrigen dort ewig."

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie so in meiner Seele forschen. Aber ich danke Ihnen."

„Ich forsche nicht in Ihrer Seele, ich lebe in ihr. O Gräfin, o Du kindliches und weltumfassendes Herz, zittre nicht, laß mich — lassen Sie mich diese Hand fassen und Ihnen sagen: Auch ich bin ein Fremdling dort und bin entschlossen, mich zurückzuziehen, und da drüben auf meinem bescheidenen väterlichen Besitzthum mein Leben für mich zu leben. Irma, willst Du mich millionenfach himmlisch leben lassen? Willst Du mein Weib sein?"

Irma konnte lange nicht zu Worte kommen, endlich sagte sie:

„Mein Freund, ja mein Freund. Da drüben auf der Insel lebt mir eine Freundin und ist für sich und für mich todt; das Schicksal meint es gut und gibt mir einen Freund dafür. Mein Freund, ich danke Ihnen — aber . . . ich bin verwirrt im Augenblick, vielleicht tiefer . . . Sehen Sie, lieber Baron, sehen Sie dort oben auf halber Höhe des Berges die kleine Hütte? Dort könnte ich leben, meinen Kohl begießen, meine Ziege melken, Hanf pflanzen und meine Kleider spinnen, und könnte glücklich sein, nichts wollend, von der Welt vergessen, und die Welt vergessend."

„Sie scherzen, liebe Gräfin. Sie phantasiren sich eine Idylle. Das schillert eine Weile und verblaßt dann."

„Ich scherze nicht. Einsam, für mein täglich Brod arbeitend, könnte ich leben; aber auf einem Schlosse als Herrin, mit all den Siebensachen, mit all dem Trödel der Bidungswelt — da nicht! Sich ankleiden, blos um sich selbst im Spiegel zu sehen, das will ich nicht. Da droben in der Hütte wollte ich ohne Spiegel leben, ich brauche mich nicht zu sehen, und Niemand braucht es. Soll ich aber in der Welt leben, muß ich ganz in der Welt leben, im herrschenden Mittelpunkt, in der großen Stadt, auf Reisen; ich muß Alles haben oder Alles entbehren, nur das Eine oder das Andere kann mich glücklich machen, kein Mittelding, keine Halbheit!"

Irma sprach so entschieden, daß der Baron sah, wie ernst es ihr war; das war mehr als Laune und Spiel.

„Entweder," fuhr sie fort, „ich unterwerfe mich der Welt, oder ich unterwerfe sie mir, indem ich sie verachte. Entweder ich frage nichts darnach, wie die Menschen mich ansehen, oder ich will gar keinem Blicke begegnen, auch meinem eigenen nicht."

Der Baron war still, er suchte offenbar nach Worten. Endlich sagte er:

„Ich wäre gern in das Haus Ihres Herrn Vaters gekommen, aber ich weiß, er liebt Menschen meines Standes nicht. Ich wartete hier auf Sie, ich wußte, daß Sie zu Ihrer Freundin kommen würden; sagen Sie mir nur noch: Wollen Sie wieder an den Hof zurückkehren?"

„Ja," sagte Irma, und in diesem Augenblicke stand zum Erstenmal ihr Entschluß fest. „Ich wäre undankbar, wenn ich es nicht thäte. Ich wäre undankbar gegen die Königin und gegen — den König und die Freunde alle. O, mein Freund, ich bin noch nicht reif dazu, ein Leben zu führen, in dem nichts vorgeht. Ich fühle es!"

Die Beiden langten bei einer Bank am erhöhten Ufer an.

„Wollen Sie sich nicht zu mir setzen?" fragte Irma den Baron. Sie setzten sich.

„Wann sind Sie aus der Residenz abgereist?"

„Vor fünf Tagen."

„Und ist Alles noch im alten Stande?"

„Leider nicht Alles. Der Leibarzt hat einen harten Verlust erlitten, sein Schwiegersohn, der Universitäts-Professor Korn, ist plötzlich an Leichengift gestorben."

„An Leichengift?" nahm Irma auf, „wir sterben Alle an Leichengift, nur nicht so plötzlich. Die da drüben auf der Insel und wir — Alle, Alle."

„Sie sind sehr bitter."

„Durchaus nicht. Mir geht nur das Seltsamste durch den Kopf. Ich habe da drüben ein großes Gesetz kennen gelernt."

„Das Gesetz der Entsagung?"

„O nein, die Berechtigung der Mode."

„Sie spotten."

„Keineswegs. Sehen Sie, die Mode ist das Document der menschlichen Freiheit, das Modejournal der höchste Vorzug des Menschen.“

„Das ist barock.“

„Durchaus nicht, sondern simple Wahrheit. Sehen Sie, der Mensch ist ein um so höherer Culturmensch, je öfter er die Kleider wechselt in Stoff, Schnitt und Farbe. Nur die Menschen kleiden sich immer neu, immer anders. Der Baum behält seine Rinde, das Thier seine Haut, und die Volkstracht wie die geistliche Tracht, weil sie stereotyp sind, sind untermenschlich, sind eine Bornirtheit.“

Der Baron sah mit einem seltsamen Blicke auf Irma. Er war innerlich froh, daß sie ihm offenherzig einen Korb gegeben; das wäre doch ein Wesen, dem er nicht genügen könnte, eine unsäglich anstrengende Frau, die eine ewige Feuerwerkerei des Geistes heischt. Und sie gefällt sich in ihrer Bizarrerie. Plötzlich sah er alle Schattenseiten Irmas, während er noch vor einer Stunde nicht nur ihre Lichtseiten allein, sondern lauter Licht in ihr gesehen hatte. Wie ist es nur möglich, nach dem Besuch einer Freundin, die den Schleier nehmen will, und nach einem Heirathsantrag gleich darauf in solche Bizarrerien zu verfallen?

Baron Schöning erzählte noch, daß er Walpurga und den Prinzen habe photographiren lassen.

„Ach, Walpurga“ — sagte Irma, es ging ihr etwas durch den Kopf.

Der Baron verabschiedete sich sehr freundlich nnd fuhr über den See zurück.

Irma schlug den Weg heimwärts ein. Sie fragte nach dem Weg über das Gebirge zum jenseitigen See; sie wollte die Angehörigen der Walpurga besuchen. Man sagte ihr, daß eine Kutsche da nicht fortkäme, man könne dahin nur zu Pferde gelangen.

Irma fuhr geraden Weges zurück zu ihrem Vater.

Zwölftes Capitel.

„Mir fehlt was, mir ist's immer, als ob mich Jemand rufe und ich mich umsehen müßte. Die Gräfin denkt gewiß viel an uns. Ach, das ist doch das beste Herz von der Welt.“

So klagte Walpurga noch viele Tage, nachdem Irma abgereist war, während man im Schlosse kaum mehr an sie dachte. Ist ein Mensch fort, gestorben oder verreist, alsbald rückt ein Anderer an seine Stelle, hier giebt es keine Lücken und keine Sehnsucht. Man lebt ja immer Weltgeschichte und die Weltgeschichte steht nicht still.

Mamsell Kramer setzte jetzt den Schreibunterricht bei Walpurga fort, und diese verstand sie nicht, als sie sagte:

„Die vornehmen Herrschaften fangen gern allerlei Dinge an, aber fertig machen müssen wir's. Ich habe schon manche Stickerei vollendet, an der die Hand, die dafür geküßt wurde, kaum ein paar Stiche gemacht. Das ist aber so in der Ordnung."

Bei Mamsell Kramer war Alles in Ordnung, was die Vornehmen thaten, und dabei hatte sie die Gewohnheit, vor Untergebenen nicht deshalb zu sprechen, damit sie von ihnen verstanden werde, sondern nur, damit sie es gesagt habe.

Das Kind gedieh. Tag auf Tag verging in stiller Regelmäßigkeit und nun erhielt Walpurga den höchsten Ersatz für Gräfin Irma: Es war der Königin gestattet, die Amme und das Kind täglich mehrere Stunden um sich zu haben.

Während Irma draußen in der Welt, wo sie Ruhe und Friede suchte, immer mehr das Chaos fand, war der Königin hier alles Dasein wie durchleuchtet. Sie hatte die Wirrnisse des Lebens auch neu und schwer kennen gelernt, jetzt war sie wieder vollauf eins und gesund. Sie betrachtete das Kind, und wenn sie sprach, faltete Walpurga oft die Hände und hörte still zu; sie verstand nicht Alles, aber sie fühlte, was sich hier bewegte. Die Königin tröstete den Leibarzt über sein Familienleid und stellte den Trost vor, den die Mutter in einem Kinde habe; wenn die Welt auch noch so sehr voll Widersprüche und Räthsel sei, in jedem Kinde sei von Neuem die Möglichkeit der reinen Menschheit, der höchsten Erlösung gegeben.

Die Königin schaute dabei nach dem Kinde um, das laut lallend in der Wiege lag, und Walpurga sagte mit leiser Stimme:

„Schauen Sie, unser Kind lacht! Heut' zum Erstenmal. Es ist ja heut' sieben Wochen alt."

„Und ich habe das erste Lächeln des Kindes gesehen, und sein Vater ist nicht da."

„Machen Sie kein so ernstes Gesicht," bat Walpurga, „lachen Sie weiter, dann lacht es auch weiter und alle Ihre guten Blicke bleiben ihm im Gesichte stecken."

Das Kind lächelte fort und fort, bis der Arzt die beiden Frauen bat, es nun nicht weiter aufzuregen; aber Walpurga habe Recht, wenn man einen Säugling oft recht freundlich ansehe, präge man ihm eine freundliche Miene ein.

Fortan sah das Kind keinen trüben Blick seiner Mutter mehr.

Walpurga konnte geläufig und fortgesetzt nur von Personen sprechen. Auch hier war daher Gräfin Irma mehrfach Gegenstand der Unterhaltung. Das war indeß auch bald erschöpft, und wenn dann die Königin sagte: „Warum sprichst Du nichts? Ich höre, Du könntest doch so gut zu dem Kinde sprechen und allerlei Uebermuth mit ihm treiben" — da blieb Walpurga beharrlich still.

Die Königin ließ sich die ganze Lebensgeschichte der Walpurga erzählen. Sie mußte viel fragen, denn Walpurga konnte nicht in Einem Zuge fort erzählen, sie hatte sich noch nie ihr Leben vergegenwärtigt; das war eben so fortgegangen, man braucht sich nicht darüber zu besinnen; und sie war noch ängstlich dazu, es war ihr, als stände sie vor Gericht.

„Wie bist Du denn zu Deinem Manne gekommen? Und hast Du ihn recht lieb?"

„Freilich, er ist ja mein Mann! Und in dem ist kein böser Blutstropfen. Ein wenig unbeholfen, ich meine ungeschickt ist er, aber nur vor den Leuten; er ist nicht viel unter Menschen gekommen; er ist in einem einschichtigen Hause aufgewachsen und hat bis in sein zweiundzwanzigstes Jahr nichts vor sich gesehen, als eben Bäume, die man umhackt; aber ihm ist keine Arbeit zu schwer, und wo man ihn hinstellt, macht er seine Sache recht. Und er ist gar nicht so dumm, im Gegentheil; aber vor der Welt giebt er's nicht her, mit mir allein kann er Alles ganz ordentlich auslegen, und das ist ihm genug, daß ich weiß, daß er ein rechter Mann ist. Mein Hansei braucht lang, bis er sich besonnen hat, dann hat er sich aber auch richtig besonnen

Sehen Sie, Frau Königin, ich hätt' einen viel gewitzigtern haben können. Mein Gespiel hat einen Jäger, und der Kamerad von dem ist mir lang nachgelaufen, aber ich hab' nichts von ihm gewollt, das ist ein Mensch, der doch nur in sich verliebt ist. Er ist einmal mit mir über den See gefahren, und da hat er sich immerfort im Wasser beguckt, wie er aussieht, und hat sich seinen Schnurrbart gezwirbelt und Mäulchen gemacht, und da hab' ich mir gedacht, wenn du goldene Kleider anhättest, dich nähm' ich doch nicht. Jetzt wie mein Vater auf dem See verunglückt ist, da ist der Hansei da und schafft Alles im Haus und fährt mit dem Kahn über den See und bringt Fische, und ich und meine Mutter wir haben sie verkauft, und dann ist er in den Wald; mein Vater ist auch Holzknecht und Fischer gewesen; und so ist gewiß ein halbes Jahr lang der Hansei da, es hat ihn Keines heißen kommen und Keines hat ihn heißen gehen, aber er ist da und ist rechtschaffen und brav und hat mir nie ein uneben Wort gesagt, und da haben wir uns geheirathet, und wir sind gottlob glücklich, und durch unsern Goldprinzen kommen wir jetzt auch noch zu Vermögen; wir haben's schon. Und es ist keine Kleinigkeit, daß ein Mann seine Frau auf ein Jahr lang fortgiebt. Aber mein Hansei hat nicht viel Worte davon gemacht; wenn etwas recht ist und sein muß, da nickt er nur mit dem Kopf, so — ganz stark — und dann geschieht's. Verzeihen Sie, Frau Königin, wenn ich so all das dumme Zeug herer-zähle, aber Sie haben's ja gewollt."

„Nein, es freut mich herzlich, daß es einfach glückliche Menschen auf der Welt giebt. Die Weltklugen halten sich für unendlich weise, wenn sie sagen: es gebe keine einfach glücklichen Menschen, und die auf dem Lande seien gar nicht so brav, wie wir uns denken."

„Nein, das sind sie auch nicht!" fiel Walpurga heftig ein. „Es giebt gar nichts Schlechteres, als die Menschen bei uns sind. Brave giebt's natürlich auch, aber schlechte und neidische und diebische und liederliche und verdorbene und gottlose, Alles sind sie, und die Zenza und der Thomas, die gehören zu den Schlechtesten, und ich kann nichts dafür."

Walpurga meinte, die Königin müsse auch von der Begnadigung

wissen, und man sollte ihr nicht nachsagen, daß sie nicht die Wahrheit bekannt.

Die Königin war betrübt über die Heftigkeit und die schweren Anklagen, die Walpurga gegen ihre Heimathsgenossen vorbrachte.

Nach einer Weile sagte sie zu Walpurga:

„Man sagt mir, Du kannst so schön singen; sing' mir ein Lied, sing' es dem Kinde."

„Nein, Frau Königin, das kann ich nicht; ich thät's ja gewiß gern, aber ich kann nicht und ich weiß nur lauter so dumme Lieder, und von ordentlichen nichts als Kirchenlieder."

„Singe mir eines von denen, die Du dumme Lieder nennst."

„Nein, ich kann nicht; das sind einsame Lieder."

„Was ist denn das, einsame Lieder?"

„Ich weiß nicht, man nennt es so."

„Ich verstehe. Diese Lieder kann man nur singen, wenn man einsam und allein ist?"

„Ja, ja, so wird's sein, die Königin hat Recht."

So sehr sich auch die Königin bemühte, Walpurga zum Singen zu bewegen, sie betheuerte immer, daß sie nicht könne, und zuletzt weinte sie vor Erregung. Die Königin mußte sich Mühe geben, sie wieder zu beruhigen; es gelang ihr, und Walpurga ging mit dem Kinde nach ihrem Zimmer.

Als Walpurga am andern Tage wieder zur Königin gerufen wurde, sagte ihr diese:

„Du hast Recht, Walpurga, Du kannst mir nicht singen. Ich habe viel über Dich nachgedacht. Der freie Vogel auf dem Zweige singt nicht auf Befehl; die freie Natur läßt sich nicht mit dem Tactstock regieren. Du brauchst mir nicht zu singen, ich verlange es nicht mehr von Dir."

Walpurga hatte sich vorgenommen, heute vor der Königin zu singen, sie hatte sich schon die schönsten Lieder ausgesucht; und nun befahl ihr die Königin geradezu, nicht zu singen, und verglich sie gar mit einem Vogel. Es sind doch wunderliche Menschen, die Menschen im Schlosse.

„Ich höre," sagte die Königin weiter, „man glaubt bei Euch noch an die Seejungfrau. Glaubst Du auch daran?"

„Glauben? Ich weiß nicht, aber man erzählt's so. Und mein Vater hat sie noch gesehen, drei Tag vor seinem Tod, und da war's sicher, daß er hat sterben müssen. Man sagt auch, daß es die Waldeckerin sei."

„Wer ist denn die Waldeckerin?"

„Das ist die Frau vom Wörth."

„Was ist denn Wörth?"

„Ein Stück Land mitten im See und ringsum Wasser."

„Also eine Insel?"

„Ja, Insel, so heißt man's auch."

„Und was ist denn das mit der Waldeckerin?"

„Da ist einmal vor vielen tausend Jahren ein Mann gewesen und der war ein Ritter mit Namen Waldeck, und der war ein Kreuzfahrer. Er ist mit vielen Kaisern und Königen ins gelobte Land gezogen zum Grab unseres Heilandes, und hat seine Frau daheimgelassen und hat ihr gesagt: Du bist brav und bleibst mir treu. Und wie er nach vielen Jahren heimgekommen ist, ganz schwarz verbrannt von der Sonne im Morgenland, hat er seine Frau angetroffen mit einem Andern. Und da hat er den Mann und die Frau gebunden und in einen Nachen gelegt und hinübergeführt auf das Wörth, und dort hat er sie liegen lassen. Und sie haben gelegen und haben nichts zu essen und nichts zu trinken gehabt, und sind gebunden gewesen, und da sind sie Hungers gestorben, und die Vögel aus der Luft haben sie gefressen. Recht ist den Ehebrechern schon geschehen, aber grausam ist's doch. Und jetzt sieht man in den Losnächten manchmal ein blaues Flämmchen auf dem Wörth, und man sagt, die Seele von der Waldeckerin sei in eine Seejungfrau gefahren, und die muß umgehen."

So erzählte Walpurga.

„Ich hab' Sie doch nicht schauern gemacht?" fragte sie besorgt, als sie den starren Blick der Königin bemerkte. „Man erzählt's eben nur so."

„Nein, nein, Du brauchst nicht ängstlich zu sein," erwiederte die Königin. „Es geht mir eben vielerlei durch den Kopf."

„Kann mir's denken, bei einer so großen Haushaltung in dem Schloß mit den vielen Menschen; da ist's schwer, Hausfrau zu sein."

Die Königin lachte laut auf.

Walpurga wußte gar nicht, was da lustig und wunderlich sei, aber sie ließ sich's gefallen. So viel merkte sie aber doch: Alles, was sie sagt, wird berufen. Es kam eine eigenthümliche Verschüchtertheit über sie, die plötzlich wieder zu gewaltsamer Ausgelassenheit wurde; sie gefiel sich manchmal in Absonderlichkeiten; solche wurden ja immer belächelt. Je mehr sich die Königin bemühte, immer einfach natürlich sich zu geben, um so gemachter und gezierter wurde nach und nach Walpurga; sie copirte sich selbst und ihre ehemalige harmlose Natürlichkeit; ihre ungeheuerlichen Wortverbindungen, mit denen sie das Kind liebkoste, brachte sie jetzt gern vor, wenn sie wußte, daß sie von der Königin gehört werde; ja sie fing einmal von selber an zu singen, und als sie geendet hatte, schaute sie nach der Königin und war sehr verwundert, fast beleidigt, daß diese gar nichts sagte. Hatte sie denn nicht schön gesungen?

Die Königin aber glaubte nichts sagen zu dürfen, um ihre Unbefangenheit nicht zu verscheuchen.

So war nun ein wundersames Widerspiel zwischen den beiden Frauen. Sie gaben sich Mühe, einander menschlich nahe zu kommen, und gingen doch verschiedene Wege auseinander.

Ein großer Tag kam. Die Königin fuhr zum Erstenmal aus und nahm Walpurga und den Kronprinzen mit in dem Wagen.

„Unter freiem Himmel sind Sie doch noch tausendmal schöner. Ich hab's in den halbdunkeln Stuben gar nicht so gewußt, wie schön Sie sind, Frau Königin," sagte Walpurga, und die Königin sagte in französischer Sprache etwas zu der neben ihr sitzenden Oberhofmeisterin.

Da sagte Walpurga: „Darf ich etwas bitten, gnädige Königin?"

„Ja wol, sag's nur!"

„Ich mein', es schadet dem Kind, wenn man so vor ihm wälscht. So eine junge Seele versteht's schon, wenn sie auch nichts kundgeben kann, und da mein' ich, verwirrt man ihm sein kleines Hirn. Ich weiß nicht recht, wie ich's sagen soll, aber ich spür's selber, ich spür's im Kopf, und was ich spür', das spürt mein Kind auch."

„Sie hat Recht," sagte die Königin zur Oberhofmeisterin, „ein Kind sollte, bis es selbst vollkommen sprechen kann, keinen fremden Laut hören, als seine Muttersprache."

„Ja, Muttersprache," rief Walpurga, „sehen Sie, Sie haben's getroffen! Es ist mir auf der Zunge gelegen, ich hab's aber nicht gewußt. Das ist's! Ich bin doch auch so — man kann doch sagen die Mutter von dem Kind und d'rum — — nicht wahr?"

„Ja wol, Du sollst alles Recht haben. Ich bitte, liebe Brinkenstein, dafür zu sorgen, daß vor dem Prinzen nicht mehr anders als deutsch gesprochen wird. Es kann Niemand ahnen, welche Laute sich jetzt schon in die Seele senken, die noch im Halbschlummer liegt."

Walpurga war glücklich. Nun wird in ihrem Beisein doch nicht mehr gewälscht; denn wo das Kind ist, da ist auch sie.

Mamsell Kramer erfreute sie noch mit der Nachricht, daß man in den nächsten Tagen aufs Land, das heißt nach der Sommerburg übersiedle.

Dreizehntes Capitel.

Bevor man indeß nach dem Sommerschlosse abreiste, sollten Walpurga und der Prinz noch in der Stadt festgehalten werden.

Es war ein Frühstücksscherz des Baron Schöning, aber er wurde gut aufgenommen. Die Millionen Menschen, die gerne das Glück haben möchten, ihren Beherrscher der Zukunft zu sehen, sollten befriedigt werden durch einen Augenblick in der eigentlichen Bedeutung des Wortes: Der Kronprinz sollte photographirt werden, wie ihn das Volk leibhaftig auf den Händen trägt, und Walpurga war der Repräsentant des Volkes. Sie wehrte sich gegen den Plan: man darf das nicht, man darf ein Kind, bevor es ein Jahr alt ist, nicht in einen Spiegel sehen lassen, und auch nicht abmalen! So lange man ein Kind nicht in einen Spiegel sehen läßt, kann es sich in der Fläche seiner linken Hand sehen. Aber es blieb trotz ihres Widerspruchs doch dabei, und nun zog sie ihr schönstes Kleid an, und der Kronprinz wurde sehr schön herausgeputzt, der Künstler that ihm aber die Haube wieder ab, denn er hatte schon helles Lockenhaar.

Mehrmals hieß es: das Bild ist mißlungen. Walpurga erschrak jedesmal, wenn sie den Ruf aus der dunklen Kammer heraus hörte — da drin geht Zauberei vor. Sie ward immer unruhiger. Zuletzt aber — Schöning hatte das geschickt ausfindig gemacht — spielte die Kammervirtuosin im Nebensaal die Melodie des Lieblingsliedes der Walpurga; sobald das Lied angestimmt wurde, mußte sie in den Tonstrom hineinschwimmen. Sie wurde heiter und freiblickend, und das Kind auch — Triumph! Das Bild war gelungen.

Waren die Ausfahrten in der Stadt schön, so kam jetzt noch die schönste.

Man verließ die Residenz, der ganze Hof übersiedelte nach dem Sommerschlosse.

Es war ein schöner, heller Mittag, als man hinausfuhr. Es hatte lange nicht geregnet, aber kein Staub war auf der drei Stunden langen Straße, denn man hatte den Hofwagen voraus den ganzen Weg begossen.

Walpurga fuhr im offenen Wagen mit dem Prinzen und der Königin. Sie fuhr zum Erstenmal hinaus durch die Dörfer und Felder, sie schaute zu den Menschen, die da in den Häusern aus den Fenstern sahen, vor den Thüren saßen, zu den Kindern, die stehen blieben und grüßten, und dann wieder hinaus ins Feld zu denen, die dort arbeiteten. Sie lächelte fortwährend und grüßte mit Augenwinken und Kopfnicken nach allen Seiten.

Die Königin fragte: „Was hast Du denn? Was ist Dir?“

„Ach, du mein Gott, verzeihen Sie, Frau Königin, da fahr' ich in einem vierspännigen Wagen und dort arbeiten Meinesgleichen, sorgen und kummern und ich weiß, wie den Weibern der Rücken weh thut vom Kartoffelhäufeln, und da fahr ich vorbei, wie wenn ich was Besonderes wär'. Und da ist mir's, wie wenn ich alle die Menschen um Verzeihung bitten müßte, weil ich so an ihnen vorbeifahr', und ich mein', ich muß ihnen sagen: Seid nur ruhig, übers Jahr bin ich auch wieder wie ihr, und die Kleider, die ich anhab', und der Wagen und die Rosse, das ist Alles nicht mein, ist Alles nur geliehen! O, Frau Königin, verzeihen Sie, daß ich das Alles so an Sie hinschwätze, Sie verstehen ja Alles und wissen Alles zum Guten zu

deuten. Ihnen mach' ich mein ganzes Herz auf," endete Walpurga lachend.

„Ja wol versteh ich Dich," erwiderte die Königin, „und es ist vernünftig, daß Du unverwandt nach Deiner Häuslichkeit siehst. Es betrübte mich stets, wenn ich überdachte, daß Du nicht mehr glücklich wärest daheim. Glaube mir, wir, die im Wagen sitzen, haben's so schlimm, wie die dort, die barfuß durch die Stoppelfelder gehen."

„Das weiß ich," sagte Walpurga, „mehr als satt essen kann sich Niemand, hat mein Vater immer gesagt, und die Fürstinnen müssen ihre Kinder auch selber tragen und mit Schmerzen gebären, das nimmt ihnen Niemand ab."

Die Königin schwieg und schaute zur Seite aus dem Wagen.

Die Oberhofmeisterin winkte Walpurga sie solle nichts mehr reden. Denn so war's: man brachte Walpurga nicht leicht zum Sprechen; wenn sie aber einmal hineinkam, konnte sie auch nicht wieder aufhören; das kollerte und rauschte und rollte fort und fort wie ein Sturzbach.

Die Königin aber hatte nur geschwiegen, weil sie der Oberhofmeisterin gern etwas auf französisch gesagt hätte, es aber der früheren Mahnung wegen zurückhielt.

„Liebes Kind," begann die Königin endlich wieder, „wenn ich wüßte, daß alle Menschen dadurch glücklich und zufrieden würden, ich würde gern Alles abthun und nichts vor ihnen voraus haben wollen. Aber was nützte es? Mit Geld ist den Menschen nicht zu helfen und wir Menschen sind es nicht, die die Ungleichheit in die Welt gesetzt haben. Das ist so Gottes Ordnung."

Walpurga hätte darauf schon etwas zu sagen gehabt, aber man muß auch etwas stehen lassen können auf morgen, und „es wäre nicht gut, wenn man alle Fische an einem Tag fangen könnte," hatte ihr Vater oft gesagt. Sie schwieg.

Es war der Königin ein lästiger Zwang, daß sie versprochen hatte, vor Walpurga nicht mehr Französisch zu sprechen. Sie hatte Manches zu sagen, wo die Bauersfrau nichts darein zu reden hatte.

„Wie ist die Welt so groß und schön," sagte sie halblaut für sich; sie schloß dann die Augen wie müde von all' der weiten Pracht, die

sich nach langer Einsamkeit wieder vor ihr aufthat, und wie sie so dalag, den Kopf in die Kissen zurückgelegt, war sie anzuschauen wie ein schlummernder Engel, so friedlich, so zart, Mutter und Kind in Einem Antlitz.

„Ich mein', ich hätt' da in den Kissen auf weichen Wolken gesessen," sagte Walpurga, als man am Ziele anlangte.

Sie war unsäglich glücklich auf dem Lande. Da kann man so weit sehen, Himmel und Berge, und der schöne große Garten und überall gute Bänke, und die Springbrunnen und die Schwäne und eine Viertelstunde davon eine prächtige Meierei mit Kühen, die in einem Stalle stehen, schöner als der Tanzboden beim Gemswirth.

Walpurga saß fast den ganzen Tag mit der Königin im Freien, die Königin lebte nur ihrem Kinde, und Walpurga war gesprächig und einfach; das ganze Gethue, das sie sich drin in der Stadt fast angewöhnt hätte, fiel auf einmal wieder von ihr ab.

In ihrem ersten Briefe nach Hause — sie konnte jetzt schon selbst schreiben — schrieb sie:

„Wenn ich Euch nur einen einzigen Tag da hätte, um Euch Alles zu erzählen. Denn wenn der Himmel lauter Papier und unser See lauter Tinte wäre, ich könnte doch nicht Alles beschreiben. Wenns nur nicht so weit her wäre, Hansei, hier kostet das Pfund Fische doppelt so viel, als bei uns. Wir wohnen jetzt auf der Sommerburg. Und denke Dir, Mutter, was so ein König Alles hat. Er hat sieben Schlösser und die sind alle eingerichtet, alle mit hundert gerichteten Betten, Stuben und Küchen, Alles überall voll, und wenn man von einem Schloß nach dem andern zieht, braucht man keine Gabel mitzunehmen und keinen Löffel, und Alles ist hier von Silber, und der Doctor und die Apotheke und der Pfarrer und die Hofleut' und die Pferde und die Wagen, Alles ist mit uns herausgezogen, eine ganze Stadt ist bei uns im Schloß. Und das beste Bier hab' ich, mehr als ich mag. Und wenn man Morgens aufsteht, ist Alles wie aus dem Ei geschält, auf den Wegen liegt kein Blättchen, und da ist noch ein Haus, das ist ganz von Glas, da drin wohnen die Blumen, ich darf aber nicht hinein, weil es zu heiß drin ist, da wird das ganze Jahr geheizt, da sind lauter große Palmen und Bäume aus dem Morgen-

land. Und da haben sie hier im Teich einen Brunnen, da steigt das Wasser fast so hoch wie ein Kirchthurm zum Himmel hinauf, und denket nur, was so ein König Alles haben kann! Da steht ein Regenbogen den ganzen Tag, wenn die Sonne scheint, bald unten, bald oben. Freilich die Sonne, die kann er auch nicht machen und Niemand. Und alle Menschen thun mir, was sie mir an den Augen absehen können; ich darf gar nicht sagen: das gefällt mir, sonst krieg' ich's auch gleich.

Die Königin ist gegen mich wie mein Gespiel, ja wie Du, Stasi. Ich wünsch' Dir viel Glück zu Deiner Hochzeit, ich hab's erst von der Zenza erfahren. Ein Hausschenk kriegst Du noch von mir. Wünsch' Dir was. Jetzt bitt' ich aber, mir recht ordentlich zu sagen, wie es meinem Kind geht; daß Ihr es habt auf der Metzgerwage wägen lassen und daß es so schwer ist, hat mir nicht gefallen; das hätte ich nicht geglaubt von Dir, Mutter, daß Du das leidest, und auch von Dir, Hansei, daß Du dem Gemswirth das nachgiebst. Nimm Dich vor dem Gemswirth in Acht, es hat mir vergangene Nacht geträumt, daß Du mit ihm über den See fährst, und er packt Dich und reißt Dich hinein, und dann ist wieder Alles nichts gewesen, und dann ist mir die Seejungfrau erschienen, aber sie hat wie die gute Gräfin ausgesehen, die jetzt fort ist. Das ist hier meine beste Freundin, und sie hat mir versprochen, Euch auf dem Herweg zu besuchen; der könnt' ihr Alles sagen und geben, es ist grad' als ob ich's selber wär'. Eben jetzt kommt mein Essen, ach, liebe Mutter, wenn ich Dir nur davon geben könnte. Es giebt hier so viel gute Bissen und es bleibt immer so viel übrig. Laß' Dir nur nichts abgehen und auch dem Hansei nicht, und meinem Kinde nun gar nicht, wir habens ja jetzt gottlob, und ich will noch lang an Dir haben, Mutter. Es thut mir oft weh, daß ich nicht auch Mutter sein darf, ich mein', rechte Mutter, aber ich will schon, wenn ich wieder heimkomme; ich will meinem Kind Alles ersetzen. Und Hansei, leg' das Geld alles auf Zinsen, bis ich wieder heimkomm'; denk', es gehört nicht unser, es gehört unserm Kind, dem wir die Mutter weggenommen haben.

Meine Mamsell Kramer, die den ganzen Tag bei mir ist, die ist hier geboren, sie ist aber lieber in der Stadt als hier, und sie sagt,

früher sei es hier noch viel schöner gewesen, da sei Alles so gewesen wie drüben noch in dem kleinen Garten, da sind Wände aus lauter Laubwald gemacht und Stuben und Kämmerchen mit Thüren und Fenstern; schön ist's freilich, und ich geh' gern hin, aber, wenn ich ein paar Minuten dort bin, da krieg' ich eine Himmelsangst, ich mein', ich wär' verzaubert und die Bäume verzaubert, und ich mach', daß ich bald wieder herauskomm'. Meine Mamsell Kramer ist gar eine gute Person, aber es schmeckt ihr nichts recht. Das Fahren und Essen und Spazierensitzen ist sie von jeher gewohnt, und denket nur, Mutter, was ich hier gegessen hab'? Lebendiges Eis. Die Menschen hier sind gar gescheidt, die können Eis aufbewahren und einmachen, daß man's essen kann. Ja, wenn das für den Hunger wär', da gäb's bei uns keine hungrigen Leute im Winter und auch im Sommer nicht, weiter oben im Gebirg. Und Mutter, Du hast mir einmal ein Märchen erzählt, wo die Wände Ohren haben, das ist aber kein Märchen, das ist wahr, das ist so, aber es geht Alles natürlich zu, da laufen durchs ganze Schloß lauter Sprechtrompeten, und da kann man mit einander sprechen und Alles sagen, und wenn ich etwas haben will in mein Zimmer, geh' ich nur an die Wand hin und sag's, und in der Minute ist's schon da.

Heut' ist ein schöner Tag, und wenn ich das so merke, denk' ich immer: Ja und den Tag habt Ihr auch, dieselbe Sonne scheint auch zu Euch.

Das Hauptgeschäft hier ist Spazierengehen. Alles muß hier spazieren gehen, man heißt das hier Bewegung machen, damit man wieder gut essen kann und Einem die Glieder nicht steif werden. Auch die Pferde werden spazieren geführt, wenn sie nichts weiter zu thun haben; Morgens in der Frühe reiten die Stallknechte mit ihnen weit hinaus und kommen dann wieder heim. Oft habe ich schon gedacht, wenn nur die Pferde mich jetzt auf eine Stunde hätten heimbringen können. Ich habe doch oftmals noch Heimweh, ich bin aber wohlauf und gesund, und wünsche nur, daß es bei Euch auch so sei.

Eure Walpurga."

Nachschrift. Warum schreibet Ihr mir gar nichts von dem goldenen Herzchen an der seidenen Schnur, das meine Gräfin meiner

Burgei geschickt hat? Und es soll mir Keines mehr eine Bittschrift schicken und Keines mehr zu mir kommen, ich nehm' nichts mehr an. So lang mir ein Aug' offen steht, werd' ich's bereuen mit der Zenza und dem Thomas; aber vielleicht ist's doch gut und er ist brav geworden. Ich bitt' Dich nochmals, lieber Hansei, nimm mir's aber ja recht nicht übel, laß Dich nicht zu sehr mit dem Gemswirth ein, er ist ein Schelm und ein Verführer. Du brauchst ihm aber nicht zu sagen, daß ich Dir's geschrieben habe, ich will keinen Menschen zum Feind haben. Ich grüße alle guten Freunde. Ich kann nicht weiter, meine Hand ist mir ganz steif vom Schreiben.

Halt! Ich muß doch noch einmal dran. Da schicke ich Euch das Bild von mir und meinem Prinzen, wir sind abgenommen worden in einem Guckkasten, ehe wir hier herausgezogen sind.

Nun bin ich, so lange der Welt ein Aug' offen steht, mit meinem Prinzen abgemalt, wir sind immer bei einander und ich halt' ihn auf den Armen. Aber ich bleib' Euch doch, Dir, lieber Hansei, und Dir, liebe Mutter, und erst gar meinem Kind, das trag' ich im Herzen, wo's Niemand sieht. Zeiget aber das Bild Niemand.

Ach Gott, was wird's helfen, wenn Ihr das Bild nicht zeiget? Wie mir die Mamsell Kramer sagt, sind hunderttausend Bilder von mir und meinem Prinzen gemacht, und jetzt häng' ich in allen Kaufläden, und wenn ich wohin komme, kennt man mich, so gut wie die Königin und den König, die daneben hängen, ich mein', ich kann mich gar nicht mehr sehen lassen; aber wenn ich mir's recht überlege, ist's eigentlich doch eine Ehre, ich bin jetzt einmal draußen in der Welt und muß mit mir machen lassen, was man mir befiehlt.

Aber ich bleib' Euch getreu und bin nirgends daheim, als bei Euch, und bin in Gedanken immer bei Euch.

Vierzehntes Capitel.

„Wie geht's, Walpurga?" fragte der Lakai Baum eines Morgens, als die Amme zum Fenster des Erdgeschosses heraussah.

„O Gott,“ erwiderte diese, „hier ist ja das wahre Paradies.“

„So?“

„Kann's denn im Paradies schöner sein? Da lebt man so hin, und die Menschen haben gar nichts zu thun, als zu essen und zu trinken, und zu lachen und spazieren zu gehen.“

„Da hast Du Recht, aber im Paradies war's doch noch schöner, da hat Vater Adam keine andere Frau begehren können, es hat nur die einzige auf der ganzen Welt gegeben.“

„Was der für Mucken im Kopfe hat!“ lachte Walpurga, und Baum fuhr geschmeichelt fort:

„Im Paradies hat man keine Bedienten nöthig gehabt, keine Kutscher und keinen Koch und kein Haus und keine Kleider, und da hat's keine Stiefel zu putzen gegeben, weil man keine getragen hat, und keinen Rock und kein Hemd zu weben und zu nähen und herzurichten.“

„Sie wüster Mensch!“ schrie Walpurga; es war ihr zu Muthe, als ob die Worte des Baum ihr alle Kleider vom Leibe rissen. Sie wurde flammroth im Gesichte. Aber Baum erwiderte schnell:

„Thut mir leid, daß ich in Deinen Augen so wüst bin, in meinen Augen bist Du so schön, daß ich — —“ er wurde mitten in der Rede unterbrochen, ein anderer Diener rief ihn ab.

Walpurga zog sich rasch ins Zimmer zurück. Sie war bös auf Baum. Darf man denn gegen eine verheirathete Frau solche Reden führen? Und doch lächelte sie wieder vor sich hin: „Ein manierlicher Mensch ist er doch, der Baum, und warum soll man denn nicht einen Spaß machen dürfen?“

Sie schaute nach dem großen Spiegel, nur einen Augenblick sah sie hin und lächelte.

„Ja, wenn der Hansei Dich wieder sieht, der wird dich kaum mehr kennen. Das thut eben das Wohlleben. Ich will mir aber jeden Tag vorsagen: es dauert nicht lang, Du bist nur auf eine Weile da her geliehen. Aber wenn auch der Tanz nicht lang dauert, tanzen ist doch schön,“ tröstete sich Walpurga wieder. Es fielen ihr allerlei Tanzweisen ein und sie sang sie trällernd ihrem Prinzen.

Walpurga ging in dem schönen Park umher, wie im Traum; sie

meinte, das müßten andere Bäume sein, anderer Himmel, andere Vögel, sie sind alle irgend wo hin, in eine andere Welt verzaubert, und plötzlich werden sie aufwachen und Alles ist wieder fort. Aber es ging Alles seinen ruhigen Gang, jeder Tag ist neu schön, wie die Sonne jeden Tag neu aufgeht, wie der Duft der Blumen immer neu ausströmt und der Quell nie versiegt.

Eine besondere Freude hatte Walpurga am alten Castellan, dem Vater der Mamsell Kramer; das war so ein ehrwürdiger Mann, der gar schöne Blumen in seinem Wachtstübchen zog, und mit ihm konnte sie reden wie mit ihrem Vater.

Walpurga saß fast den ganzen Tag im Freien, mit ihr Mamsell Kramer und nicht weit davon immer zwei Diener. Auch die Königin setzte sich oft zu ihr.

Die Königin hatte einen schönen schneeweißen Wachtelhund, an dem das Kind besondere Freude zu haben schien; Walpurga bat, dem Prinzen den Hund oft zu lassen, ein lebendiges Thier sei für ein Kind gar gut.

„Sie hat Recht,“ sagte die Königin zur neben ihr sitzenden Palastdame, „am Thierleben erwacht das menschliche Bewußtsein.“

Walpurga sah sie groß an; die Königin hat ihr Recht gegeben und dazu doch etwas gesagt, was sie nicht versteht.

„Schauen Sie,“ rief sie der Königin zu, „wie die Bienen unser Kind so gern haben; sie thun ihm nichts, da braucht man keine Furcht zu haben. Die Biene ist das einzige Thier, das unverderbt aus dem Paradies herausgekommen ist, darum sagt man auch von den Bienen, sie sterben, und die anderen Thiere die crepiren. Und man darf keine Biene umbringen.“

Die Königin zeigte ihre besondere Freude an diesem sagendurchwobenen Denken der Walpurga.

Walpurga merkte, daß die Königin gar so wenig von der Welt wisse, und sie gab nun ihre Weisheit preis, wo sie nur konnte.

„Wissen Sie, was das ist?“ fragte sie einmal, als sie an einer Hecke saßen.

„Eine Haselstaude!“

„Ja, wissen Sie aber auch, daß die heilig ist, und wo die wächst, kein Wetter einschlägt?"

„Nein, das hab' ich nicht gewußt."

„Und da wissen Sie auch nicht warum? Jetzt das hat mir meine Mutter erzählt. Da ist einmal die Mutter Gottes über den Berg gegangen, und da ist ein großmächtiges Wetter gekommen, und da hat sie sich unter eine mächtig große Haselstaude gestellt und ist heil geblieben, und weil sie die Haselstaude so beschützt hat, hat sie ihr den Segen gegeben für ewige Zeiten. Aus einer Hasel kann man auch Wünschelruthen machen, und unter einer Haselstaude wohnt der Schlangenkönig; man sagt, auch manchmal unter einer Trauerweide. Sie wissen doch, warum die Trauerweide ihre Zweige so traurig hängen läßt?"

„Nein, das weiß ich auch nicht. Du bist ja grundgelehrt," lächelte die Königin.

„Ich nicht, aber meine Mutter, ich weiß nicht halb so viel als die, die ist gar gescheidt. Das von der Trauerweide weiß ich auch von ihr. Aus der Trauerweide hat man die Ruthen gemacht, womit man unsern Heiland gegeißelt hat, und von der Zeit an schämt sie sich und hängt die Zweige unter."

Walpurga war ganz glücklich, daß sie die Königin auch etwas lehren konnte; sie hatte das Gefühl, daß sie etwas ganz Besonderes ist im Schlosse, und Niemand versteht sie so und hört so gut mit den Augen, wie die Königin. Sie war immer glücklich und froh mit ihr und wagte, ihr ganzes Herz vor der Königin aufzumachen.

„Ich mein'!" sagte sie einmal der Königin, „ich mein', Sie sind eigentlich fremd in der Welt, Sie haben ja in Ihrem Leben nicht gesehen, wie Bürgers- und Bauersleute am Abend in ihrer Stub' sitzen, was sie essen, was sie reden, was sie begehren, was ihnen Freude macht und was ihnen Leid macht. Ich hab' einmal eine Geschichte gelesen, oder hat sie mir mein Vater erzählt; da war ein Prinz und eine Prinzessin, die sind als Hirtenleute aufgewachsen und haben nicht geahnt, wer sie sind, bis sie erwachsen waren, und da hat man ihm gesagt: „Du bist ein Prinz," und ihr: „Du bist eine Prinzessin," und das sind gar brave und rechtschaffene Menschen ge-

worden. Natürlich! Sie sind ja draußen gewesen in der Welt und haben erfahren, wie die Menschen leben und was ihnen fehlt. Ich möcht' nur wünschen, daß wir unsern Prinzen auch so hinausschicken könnten; ich mein', es wär' ihm gut und dem ganzen Land auch. Wenn Einem immer so die Bedienten nachlaufen, da ist man doch den ganzen Tag wie gefangen, die lebendigen Menschen sind immer wie Mauern um Einen herum."

„Ehrlich und gut sein können wir Alle," entgegnete die Königin.

„Und aus unseren Kindern brave Menschen machen," schloß Walpurga. „Wissen Sie, was ich mir wünsche? Mein Lebenlang möchte ich Ihnen alles Schwere abnehmen können. Wenn Sie einmal krank sein müssen, möchte ich für Sie krank sein."

„Ja, gut, jetzt aber laß uns ruhig sein."

Die Königin war voll Glückseligkeit. Sie sah auf den Grund eines einfachen Herzens aus dem Volke und sah eine neue Welt aufleben in ihrem Kinde.

Fünfzehntes Capitel.

Baum wußte jeden Augenblick zu erlauschen, um mit Walpurga zu sprechen. Er war jetzt tief betrübt, seine Frau lag schwer krank, und Walpurga suchte ihn zu trösten. Dafür zeigte sich aber auch Baum bereit, ihr alle Klagen abzunehmen; denn von daheim hatte man ihr berichtet, daß die Zenza nichts von dem goldenen Herzen wissen wollte, das Gräfin Irma dem Kinde geschickt.

„So? Also auch noch ein goldenes Herz hat Deine Gräfin zu verschenken?" spöttelte Baum. „Du kannst froh sein, daß Du so eine Freundin hast."

„Das bin ich auch. Ach, wenn sie nur wieder da wäre, dann wäre das Paradies erst recht. Ich kümmere mich gar nicht drum, daß die Zenza das goldene Herz verthan hat; es muß auch schlechte Menschen geben, sonst wäre die Welt zu schön."

„Und ich sag' Dir: es ist noch nur das halbe Leben, wenn der König nicht da ist. Paß' auf, wie's dann wird, dann ist's erst recht lustig. Wo kein Mann im Haus ist, da ist kein ganzes Haus."

Die Königin kam hinzu, und Baum zog sich zurück.

„Was hat der Mann mit Dir gesprochen?“ fragte die Königin.

„Wir haben einander unser Leid geklagt. Er hat großes Heimweh nach dem König, und ich, liebe Frau Königin, ich habe ein großes Heimweh nach meiner Gräfin Irma.“

„Ich habe auch herzliches Verlangen nach ihr, aber sie hat um weitere vierzehn Tage Urlaub gebeten.“

In gleichmäßiger Stille flossen die Tage dahin. Walpurgas liebster Aufenthalt war in der Nähe der Meierei; da sind doch auch Kühe, und die sind wie überall und wissen nichts davon, daß sie dem König angehören und ihre Milch auf seine Tafel schicken.

So sagte Walpurga einst zu Baum, der sie auch hier zu treffen wußte, und er erwiderte:

„O, wie gescheidt bist Du, ja, wenn ich eine Frau bekommen hätte wie Du.“

„So wie ich, giebt es sie dem Dutzend nach.“

„Nein, so grundgescheidt nicht. Du könntest es noch weit bringen, wenn Du wolltest.“

„Wie weit soll ich's denn noch bringen?“ fragte Walpurga. „Heim will ich und weiter nicht.“

„Das wird Dir kein Mensch verübeln; man kann sich aber auch eine neue Heimath machen.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Und ich kann Dir's jetzt nicht erklären. Dort kommt die Oberhofmeisterin. Komm heut' Abend, wenn Alles bei Tafel ist, in den Laubgang hinter der Capelle, ich habe Dir was Gutes zu sagen.“

Walpurga hatte nicht Zeit, zu erwidern; Baum gab, als die Oberhofmeisterin näher kam, dem Meierei-Inspektor einen lauten Befehl im Auftrage des Oberküchenmeisters, dann ging er rasch davon, und grüßte unterwegs ehrerbietig die Oberhofmeisterin.

Die Oberhofmeisterin ertheilte Mamsell Kramer einen scharfen Verweis, weil sie Walpurga hier mit dem Prinzen stehen und mit den Dienern plaudern lasse.

Mamsell Kramer erwiderte nichts, und winkte nur Walpurga in den rebenbedeckten Laubgang.

Walpurga sann hin und her, was ihr wol Baum zu rathen habe. Weltläufig ist er, er weiß vielleicht einen Schick, wie man den Hansei und die Mutter und das Kind auch herbringt, aber einen Lakaien kann man aus Hansei nicht machen. Vielleicht kann man ihn zum Hoffischer machen, oder zum Holzmeister im Königswald.

Am Abend war sie voll Unruhe. Das geht doch nicht, daß sie mit einem anderen Mann eine heimliche Zusammenkunft hat. Aber vielleicht wird morgen schon die Stelle vergeben, dann ist der Schick verpaßt. Sie saß am Fenster und schaute hinein in die Sterne; ihre Wangen glühten, sie athmete tief auf.

„Was ist Dir?" fragte Mamsell Kramer.

„Mir ist so schwül und schwer."

„Ich will den Doctor rufen lassen."

„Ich brauche keinen Doctor. Lassen Sie mich nur ruhig da sitzen, oder nein, erlauben Sie mir auf ein paar Minuten im Garten auf und ab zu gehen, dann wird mir's schon leichter."

„Das Stubenmädchen soll Dich begleiten."

„Nein ich brauche Niemand; es wird mir besser wenn ich allein gehe."

„Aber bitte entferne Dich nicht zu weit, und komm' bald wieder. Du hast heute gesehen, wie jeder Fehler von Dir mir einen Verweis zuzieht."

„Ja, ich werde schnell wieder da sein."

Walpurga ging die hintere Pforte hinaus. Der Sand knirschte unter ihren Tritten, sie trat leiser auf. Die Blumen dufteten stark, die Schwäne im Teiche gaben einen seltsamen Ton von sich, wie tiefes nach innen gezogenes Schmettern; droben am Himmel glitzerten die zahllosen Sterne, und jetzt fiel eine Sternschnuppe weit hin in glänzendem Bogen, und Walpurga rief plötzlich: Hansei!

Aus ihrem Innersten wünschte sie nichts als ein Glück für ihren Mann. Sie stand still. Als sie den Namen gerufen, wollte sie wieder umkehren; sie ist eine verheirathete Frau, sie darf nicht am Abend mit einem fremden Mann zusammen kommen, und wär's auch bei der Kirche.

Es sprang etwas über den Weg; war's eine Katze, ein Marder, oder ein Wiesel?

Du mußt umkehren, rief es in Walpurga und doch ging sie weiter. Sie kam in die Laube. Hinter einer rebenumrankten Säule trat Baum hervor. Er streckte ihr beide Hände entgegen, und sie reichte ihm die ihre dar; er wollte sie näher an sich heranziehen, aber sie stand fest.

„Was habt Ihr mir zu sagen?“ fragte Walpurga.

„Sag' doch Du zu mir, wie ich zu Dir,“ bat Baum.

„Meinetwegen, so sag', was hast Du für mich?“

„Nur Gutes! Schau, wir minderen Leute, wir müssen zusammenhalten, und Du bist mir so, daß ich Dir Alles zuwenden möchte.“

„Wenn Du mir was Gutes zuwenden kannst, werd' ich Dir dankbar sein mein Lebenlang, ich und mein Mann und mein Kind. Sag' schnell, ich hab' Eile!“

„Dann können wir's ja lassen bis auf ein andermal.“

„Nein, sag' jetzt, was hast Du gemeint?“

„Ich habe eigentlich nichts gemeint. Schau, wir müssen immer dienen, immer für Andere da sein, und da hab' ich gemeint, daß wir auch einmal eine Viertelstunde für uns da sein könnten. Ich hab' Dir nur einmal sagen wollen, Du bist meine Augenweide, meine Glückseligkeit; wenn ich Dich sehe und höre, da möchte ich, ich weiß nicht was, und kann's gar nicht sagen.“

„Ist auch nicht nöthig. Und ich kann Dir sagen, das ist schlecht von Dir.“

„Daß ich Dich gern habe zum Tollwerden, das ist schlecht?“

„Ja, und doppelt schlecht, daß Du mich daher führst und mir vormachst, Du hättest mir etwas Gutes zu sagen.“

„Ich habe auch was,“ lenkte Baum rasch ein. „Verzeih', daß ich so gewesen bin. Wenn Du mir verzeihst, dann sag' ich Dir das Andere.“

„Ja, es soll Dir verziehen sein, aber jetzt mach' hurtig.“

„Also,“ begann Baum mit gewaltsamer Fassung, „die Sache ist die: wer an der Krippe steht und nicht frißt, der ist ein Narr; verstehst Du mich?“

„Freilich, weiß nicht, was da viel dran zu verstehen ist?"

„Ja, Du verstehst doch nicht, wie ich's meine. Hier am Hof ist die volle Krippe, Du stehst jetzt dran, und wenn Du weggehst und hast Dir nicht so viel genommen, daß Du satt bist, Du und Dein Kind Dein Lebenlang, so bist Du ein Narr gewesen."

„Das möchte ich wissen, wie man das machen kann. Man muß alle Tage frisch essen, man kann nicht auf Einmal sich vollstopfen für sein Lebenlang."

„Du bist gescheidt, kannst's aber noch mehr werden. Schau, ich mein's so: eine gute Anstellung, ein einträglicher Platz, da ißt man sich satt für sein Leben. Zum nächsten Frühjahr kommt der Meier von der Meierei da drüben weg; es dauert längstens bis zum nächsten Herbst, und da mein' ich, da solltest Du Dich bei der Königin und bei Allen dazu halten, daß Dein Mann Meier wird, und Du bleibst Dein Leben lang da und hast für Dich und die Deinen gut ausgesorgt.

Glaub' mir, ich kenne die Herrschaften. Wenn Du fortgehst und Dir nicht eine gute Stelle gemacht hast, denkt keine Katz' mehr an Dich: wenn Du aber da bleibst, hast Du's Dein Lebenlang gut, und je größer der Prinz wird, umsomehr wird er auf Dich halten, und wenn er einmal König wird, versorgt er Dich und die Deinigen und Kind und Kindeskind. Ist das nun was Schlechtes, was ich Dir rathe?"

„Nein, im Gegentheil, das ist ganz was Gutes; das will ich mir merken, das wär' ein schönes Brod und Butter dazu auch genug."

„O, was hast Du für einen Verstand, so habe ich noch gar keine Frau gesehen und gehört. Du hättest verdient, daß Du ganz wo anders stündest. Aber das ist jetzt einmal so, und wenn Du da bleibst, da hab' ich doch die Freude, daß ich Dich oft sehen und ein Wort mit Dir reden kann, denn, nicht wahr, gut Freund dürfen wir bleiben?"

„Ja wol, und mein Hansei wird auch ein guter Freund zu Dir sein; in dem ist kein falscher Blutstropfen, und gescheidt ist er auch, er kann nur nicht so mit der Sprache heraus; und er hat mich gerad

so lieb wie ich ihn, und er ist ein herzguter Mensch und getreu, und ich laß nichts gegen ihn sagen."

„Das hab' ich auch nicht gethan," sagte Baum, und Walpurga mußte ihm das zugestehen; aber sie fühlte doch, daß jeder Liebesantrag gegen eine Frau eine Beleidigung und Herabsetzung des ihr angetrauten Mannes ist, denn es kann ja nicht anders sein, daß man stillschweigend oder ausgesprochen damit kundgiebt: der ist nicht der Rechte, dem fehlt das und das, ich, ich wär' eigentlich der Rechte, der Deiner werth ist.

Baum seufzte schwer und sagte:

„O, wenn man nur das Leben doppelt machen könnte!"

„Ich mein', man hat schon an Einem genug."

„Freilich, wenn man's nicht verspielt hat . . . man lebt doch nur Einmal!"

„Ja, auf dieser Welt, aber auf der andern geht's wieder frisch an."

„Ich mein's auch auf dieser Welt. Schau, es ist doch hart, wenn man das ganze Leben verspielt hat, wenn man so hineingeplumpst ist und weiß nicht, wie und warum. Soll man das hinnehmen und nicht mehr ändern? Wir sind Beide so hineingeplumpst."

„Wer?"

„Wie ich Soldat gewesen bin, da hab' ich den alten Kammerdiener vom hochseligen König kennen gelernt, er hat Freude an mir gehabt und hat mich nach und nach eingeschoben, er hat schon gewußt, warum. Ich hab' gemeint, wunder was für ein Glück ich mache, daß ich seine Tochter heirathe; ich hab's zu spät gemerkt, es ist eine kranke bissige Person, die keinen guten Blutstropfen im Leib hat. Soll ich jetzt mein Leben verspielt haben und keine Lieb' mehr auf der Welt, weil ich mich so verunschickt habe? Und Du auch. Du und ich, wir zwei — aber warum soll's jetzt zu spät sein?"

„Du machst schöne Späße, aber sie sind nicht schön; mit so etwas muß man keinen Spaß machen."

„Ich mach' keinen Spaß. Soll jetzt alle Freude auf der Welt verloren sein, weil wir dumm gewesen sind? Da wären wir zweimal Narren."

„Ich seh', Du sprichst ernst."

„Ja freilich," sagte Baum, und seine Stimme zitterte.

„So? Da will ich Dir auch was sagen. Wie kommst denn Du dazu, meinen Hansei zu beleidigen? Wenn's auch so wäre, aber es ist nicht so, wenn's aber so wäre, was meinst Du? Wenn Du auch schöner wärst oder manierlicher, bist's aber nicht, das will ich Dir gerad heraus sagen, aber sei's meinetwegen, das geht mich nichts an; einen Braveren als meinen Hansei giebt's nicht, und wenn's auch einen giebt, geht er mich nichts an; wir haben einander und wir gehören einander. — Gelt, Du hast nur Spaß gemacht? Freilich einen blitzdummen. Sag's, daß Du nur Spaß hast machen wollen. Ich könnt' sonst ja kein Wort mehr mit Dir reden. Und jetzt gute Nacht!"

„Nein, bleib' noch! Daß Du so brav bist, jetzt gefällst mir noch einmal. Wenn ich auch so eine Frau hätt'."

Es war eine mächtige Erregung über Baum gekommen. Er hatte anfangs mit den guten Worten nur gespielt, aber allmälig hatte seine Stimme einen bewegten, zum Herzen sprechenden Ton.

„Ich will Dir was geben," sagte Walpurga und legte die Hand auf seine Schulter.

„Was denn? Einen Kuß?"

„Geh, schwätz nicht so. Du bist jetzt so ordentlich gewesen. — Nein, ich will Dir was von meiner Mutter geben. Die sagt immer: wer nicht mit dem zufrieden ist, was er hat, der wäre auch nicht mit dem zufrieden, was er haben möchte."

„Und das hast Du von Deiner Mutter?"

„Ja, und die hat noch viele so gute Worte und das freut mich, daß Du Dich da dran halten kannst. Wirst sehen, es thut Dir gut."

„Ja wohl! — Jetzt gieb mir aber auch nur einen einzigen Kuß dafür, weil ich so brav bin."

„Ein närrischer Kerl," lachte Walpurga. „Jetzt will er brav sein und will gleich dafür was Schlechtes. Und wenn Du mir das ganze Schloß schenkst, mit Allem, was drin, und noch sieben Schlösser dazu, ich bin eine verheirathete Frau und gebe keinem andern Mann einen Kuß. Eine Hand geb' ich Dir, da, und jetzt gut' Nacht."

Mit dem Gelöbniß, daß man gut Freund bleibe, trennte man sich.

Walpurga traf Mamsell Kramer in schweren Sorgen, denn das Kind jammerte und schrie. Erst der Gesang Walpurgas beruhigte es.

Unterdessen kehrte Baum wieder ins Schloß zurück. Er biß die Lippen zusammen und dachte in sich hinein: es ist doch ein einfältiges, stockiges Ding, solch ein Bauernweib. Aber schön ist sie. Ich kann warten. Ich kenne den langen Weg. Sie wird schon kirre werden.

Viele Tage ging Walpurga an Baum vorüber, ohne aufzuschauen; auch Baum hielt sich zurück. Endlich aber, als er sie einmal wieder auf der Bank traf, sagte er rasch im Vorübergehen:

„Just bös brauchst Du mir nicht zu sein. Ich wüßte nicht, daß ich Dich beleidigt hätte; wenn ich's aber doch gethan habe, so verzeih' mir's."

Walpurga sah wieder frei auf. Baum nickte und ging rasch von dannen.

Sechzehntes Capitel.

Der König war aus dem Bade zurückgekehrt; er wurde festlich empfangen, aber er zog sich bald mit seiner Gemahlin zurück und kam mit ihr in die Gemächer des Kronprinzen. Die Gatten standen an der Wiege des schlafenden Kindes, hielten sich an der Hand, schauten einander an und wieder auf das Kind.

„Giebt es ein Höheres, als so mit Einem Blick das gemeinsame Leben zu schauen?" hauchte die Königin leise.

Der König umarmte sie.

Das Kind erwachte, seine Wangen glühten und sein Auge war hell.

Walpurga saß während dessen in einer Ecke und weinte still vor sich hin. Jetzt mußte sie zu dem Kinde; der König ging weg, die Königin blieb bei ihr.

„Du hast geweint?" fragte die Königin.

„Nur aus Freude, aus lauter Herzfreude. Kann's denn was Schöneres geben, als wie Sie da mit einander gestanden?"

„Ich will Dir auch Deinen Mann kommen lassen," erwiderte die

Königin. „Schreib' ihm, er soll kommen, und Dein Kind und Deine Mutter können auch mitkommen."

„Ja, Frau Königin, das wär' freilich schön; aber das kostet viel Geld."

Die Königin schaute betroffen auf, daß man sich eine höchste Freude versagen muß, weil es Geld kostet. Sie sagte:

„Laß Dir nur vom Zahlmeister geben, so viel die Reise der Deinigen kostet. Ist hundert Gulden wohl genug?"

„O mehr als genug; wenn aber die Königin mir das Geld schenken will, können wir es schon besser anwenden."

Die Königin sah Walpurga erschreckt an — die Geldgier zerstört doch die tiefsten Regungen auch in den einfachen Herzen.

Walpurga merkte, daß sich das glückselige Gesicht der Königin veränderte, und begann:

„Ich will ehrlich sagen, warum ich's nicht will, auch wenn's nichts kostet. Frau Königin, mein Mann ist ein braver Mann, aber er ist eben ein bischen ungelenk, und es thät mich ins Herz hinein verdrießen, wenn ihn Eines hier auslachen thäte. Und meine Mutter, Frau Königin, der darf man das nicht anthun, sie ist jetzt sechzig vorbei, und ist seit ihrer Hochzeit nicht aus dem Ort gekommen, nicht weiter als ein paarmal nach Hohenheiligen zur Wallfahrt, drei Stunden von uns; nicht einmal heim ist sie seitdem gekommen, von wo sie her ist, nur eine Tagreise von uns, drüben über dem See, von der Grenze her; und da mein' ich, könnte man der Mutter am Leben schaden, wenn man sie wo anders hin thät', nur auf ein paar Tage. Das Beste wäre, wenn man's so macht, daß wir ganz in der Nähe von der Königin bleiben, alle miteinander; wir wollten gewiß die Meierei gut versehen, und mein Mann versteht das Vieh gut, er ist viele Jahre Handbub und nachher Ochsner gewesen auf der Alm."

Walpurga redete, als müßte die Königin schon von dem Plan wissen, aber die Königin hörte nicht, was sie sagte; sie war ganz versunken in das Bewußtsein ihres neu aufgegangenen Familienglückes.

Tage vergingen und Walpurga erhielt nichts von dem Reisegeld, das ihr die Königin geschenkt hatte, und sie wagte nicht, den Hofzahl-

meister darum anzusprechen. Sie wollte Baum ein Zeichen geben, daß sie gut Freund mit ihm sei, und erzählte ihm den Hergang.

„Es ist besser," sagte er mit kluger Miene, „Du nimmst ein so kleines Geschenk gar nicht. Sie meinen dann, sie hätten Dich abgespeist. Geh' Du immer auf die Hauptsache los, auf die Meierei."

Walpurga war herzlich dankbar gegen Baum. Es ist doch gar gut, wenn man im Schlosse solch einen Freund hat; der ist mit dem König, als er noch Prinz war, in Italien und Frankreich gewesen, der weiß, wie man mit solchen Herrschaften fahren muß.

Im Schlosse ging es nicht mehr so ruhig her, wie in den letzten Wochen. Das war vom Morgen bis zum Abend ein Rennen und Fahren, und bis in die tiefe Nacht hinein wurde gelacht, gesungen, gescherzt; an den Bäumen hingen bunte Lampen, und weit hinaus in der Ebene und im Gebirge schimmerte die Sommerburg wie ein Zauberschloß.

Schon früh am Morgen fuhren die Küchenwagen bald da, bald dorthin; heute wird auf einer Anhöhe im Walde, morgen in einer Thalschlucht oder bei einem Wasserfall getafelt.

In den Räumen, die Walpurga mit Mamsell Kramer bewohnte, hörte man nichts von dem Lärm; es hieß nur: heute ist wieder Alles ausgeflogen.

Der König war voll zarter Aufmerksamkeit gegen seine Gemahlin, und schöner erschien die Königin nie als jetzt, gehoben von Mutterglück und Gattenliebe.

Oft am Morgen, wenn der Tag noch frisch war, und am Abend, wenn milder Thau sich niedersenkte, sah man den König ganz ohne Begleitung mit seiner Gemahlin am Arm im Park lustwandeln, der Hof hielt sich dann in der Nähe des Schlosses.

Eines Abends, als der König mit seiner Gemahlin im traulichen Gespräch dahinwandelte, sagte die Königin:

„So an Deinem Arm ist mir's ein Wonnegefühl, die Augen zu schließen und von Dir geführt zu werden, Du kannst Dir nicht denken, wie wohl das thut."

Der König sprach sein Glück aus über diese Hingebung, aber

tief innen zuckte etwas und nannte diese Empfindungsweise unköniglich. Wie ganz anders wäre —

Nein, das wollte er nicht denken.

Die Königin erzählte viel von den allmäligen Sinneswahrnehmungen des Prinzen; der König hörte ihr aufmerksam zu, aber seine Aufmerksamkeit war mehr Höflichkeit. Schon nach der ersten Woche zog sich die Königin von den vielen Ausfahrten zurück und blieb im Schlosse, sie hatte keine rechte Freude an der Unruhe.

Die Königin ließ Walpurga mit dem Kinde bald da, bald dorthin in den Park und auf die Anhöhe hinter dem Schlosse kommen, wo sie Baumgruppen, die Umgebung des Teiches mit den Schwänen, das Schloß, die Capelle und einzelne Fernsichten zeichnete.

Eines Morgens saß man im Gartensalon beim Frühstück, da sagte der König:

„Es war ein schöner Wetteifer, als Du mit Gräfin Irma gemeinschaftlich zeichnetest. Eure beiden Naturen zeigten sich ganz in der Art, wie Ihr dieselben Gegenstände aufnahmt.“

„Ja, wir haben das auch oft bemerkt. Ich zeichne vielleicht die Details genauer und schärfer, aber Gräfin Irma hat mehr Freiheit im gesammten Aufriß. Ich vermisse die gute Gräfin sehr.“

„So wollen wir ihr schreiben, daß sie wieder kommen muß, und zwar sofort. Wir wollen ihr eine Collectivnote zugehen lassen. Meine Herren und Damen, wir Alle schreiben jetzt einen Brief an die Gräfin Irma!“

„Lassen Sie Schreibzeug hergeben!“ rief er einem Kammerherrn zu. Es war schnell zur Hand und der König schrieb:

„Holde Gräfin, flüchtiger Vogel! Endlich weiß ich, welch ein Vogel Sie sind: eine wilde Taube. Entspricht Ihnen dieser Gegensatz? Wild und doch eine Taube! — Kommen Sie, die ganze Schaar Ihrer Waldgefährten läßt den Kopf hängen, bis Sie wieder hier sind. Eilen Sie zu uns auf Flügeln des Gesanges.“

Der König reichte der Königin das Blatt und sagte: „Nun schreib' Du.“

„Ich kann nicht schreiben, wenn Jemand dabei ist,“ erwiderte

die Königin, „ich bringe kein Wort heraus. Ich werde ihr ein besonderes Briefchen schreiben."

Ueber die Mienen des Königs zuckte eine rasche, kaum merkbare Verstimmung; er bemeisterte sie.

„Wie Du willst," sagte er in verbindlichem Tone; aber innerlich war er tief ärgerlich über diese ewige Empfindsamkeit.

Die Cavaliere und Hofdamen schrieben Alle, Jeder einige Zeilen, Jeder einen flüchtigen Scherz.

Die Oberhofmeisterin aber hatte sich davongeschlichen.

Unter Lachen und Scherzen wurde der ganze Bogen vollgeschrieben, und jetzt sagte der König:

„Es fehlt noch die Hauptperson, die Walpurga muß der Gräfin auch noch schreiben. Das ist die Stimme des Volks, die am meisten auf sie wirkt. Lassen Sie die Walpurga herabkommen!"

Baum wurde sofort nach Walpurga geschickt.

Unterwegs erklärte er ihr, um was es sich handle.

Walpurga war gar nicht scheu unter dem versammelten Hofe.

„Willst Du lieber allein auf Deinem Zimmer schreiben?" fragte der König, und gab damit doch eine Gereiztheit gegen seine Frau kund.

„Ich schreib', wo man's verlangt, aber schön kann ich's eben nicht."

Walpurga setzte sich und schrieb:

„Wenn's der Herr Vater erlaubt, wird mich's rechtschaffen freuen, wenn meine Gräfin Irma wieder da ist. Ich hab' im Herzen Heimweh nach ihr.

Walpurga Andermatten."

Der König las und sagte: „Schreib' auch noch hieher: Es wird mir und dem Prinzen gut thun, wenn Sie wieder da sind; Sie machen uns Beide fröhlicher."

„Herr König," sagte Walpurga, „Sie sind aber gescheidt! Das ist ja ganz wahr, was Sie da sagen; jetzt thun Sie mir den Gefallen und dictiren Sie mir's, ich kann's nicht so gut setzen, aber ich kann ganz gut Dictat schreiben, ich hab's bei der Mamsell Kramer gelernt, ich hab's auch früher in der Schule gekonnt, aber später wieder vergessen."

„Nein,“ erwiderte der König, „schreib' Du nur, wie's Dir im Sinne ist. Meine Damen und Herren! Lassen wir die Walpurga allein, und gehen wir nach der Veranda.“

Walpurga saß allein im großen Frühstücksaal und biß auf die Feder, sie konnte die Worte nicht mehr finden. Da hörte sie ein Geräusch, sie schaute um, Baum stand unter der Thür.

„Komm' her,“ rief sie, „Du kannst mir helfen, Du hast doch Alles gehört?“

„Ja wohl,“ entgegnete Baum und dictirte Walpurga die Worte des Königs. Sie ging hinaus und übergab den Brief dem König.

Er lobte sie, daß sie die Worte so gut gesetzt. Sie wollte sagen, daß ihr Baum geholfen, aber man muß nicht Alles sagen, warum sollte man nicht ein Lob hinnehmen für etwas, was auch so hätte sein können?

Walpurga lächelte über ihre Klugheit, als sie nach ihrem Zimmer zurückging. Der König wird ihr gewiß die Meierei geben. Er hat's gesehen, sie kann Alles gut aufschreiben und gut Buch führen.

Die Königin brachte ihren schnell hingeworfenen Brief in den Garten, es war ein fliegendes Siegel darauf; sie übergab ihn dem König und sagte: „Willst Du ihn lesen?“

„Ist nicht nöthig,“ sagte der König und schloß das fliegende Siegel.

Nachdem der Brief geschrieben, war unter den Hofdamen ein endloses Kichern; das zwitschert und schwatzt durcheinander und neckt sich, und hüpft wie ein Trupp Sperlinge, die irgendwo einen aufgesprungenen Kornsack entdeckt haben. Bald zerstreuen sie sich, und Damen, die sich sonst gar nicht leiden mochten, sind überaus gute Freundinnen, gehen Arm in Arm im Park auf und ab, und andere stehen zusammen, man kann sich heute nicht trennen, man hat sich so viel zu sagen; noch sprechen Alle gut von Irma, noch ist jede ihre beste Freundin, aber durch eine kleine Seitenbewegung hält man sich die Wege offen, es kann auch anders werden.

In wenigen Tagen hatten sich Leben und Stimmung auf dem Sommerschlosse verändert. Der König und die Königin hatten sich beim Wiedersehen begrüßt, als wären sie neu vermählt, es war eine

Glückseligkeit ohnegleichen; bald aber trat wieder, oder jetzt eigentlich zum Erstenmal scharf, eine Unzuträglichkeit heraus, die unumwunden mit Einem Worte bezeichnet ist: die Königin war ihrem Gemahl langweilig. — Er erkannte mit gerechter Würdigung ihre erhabene und edle Erscheinung, jedes ihrer Worte, jeder ihrer Gedanken ist Erguß der reinsten Empfindung; aber diese Gehobenheit, die im Alltäglichen immer etwas Besonderes hat, das sich gar nicht bemessen ließ, dies Bestreben, immer Alles innig und tief bis in den letzten Grund durch zu denken, immer Aufmerksamkeit für die besondere Emfindungsweise heischt, nichts von leichtem, neckischem, selbstgefälligem, spielendem Wesen, diese Tempelstille des Naturells, dies ewige Thronen auf der Höhe der Dinge — das war wohl schön und zu Zeiten auch anmuthend, aber in solcher unausgesetzten Beständigkeit für den König langweilig; die Königin hatte keine Schaumperlen, die sich rasch schlürfen ließen und für einen Moment belebten.

Der König aber liebte die Abwechslung, das heiter Spielende, das Scherzhafte, Räthselvolle, Launische, über Hindernisse hinweg zu Erobernde.

Und was er an der Königin vermißte, das Alles fand er in der Erinnerung an Irma. Gewiß, er war sich bewußt, seine Gattin treu zu lieben; er ehrte das freie, schöne Naturell Irmas, und warum sollte man sich nicht ihres Umganges erfreuen?

Sie kommt, sie bleibt bei uns, sie bringt neues, frisches Leben! dachte er, als er den Courier, der das Schreiben an Irma beförderte, die Landstraße im raschen Trabe dahinreiten sah.

Am Mittag fuhr der König ganz allein mit der Königin spazieren; er selber lenkte die Pferde und saß neben ihr, nur zwei Reiter folgten hinterdrein.

Der König war überaus liebreich und die Königin glücklich. Der König war sich innerlich einer leisen Abirrung bewußt, und nun doppelt liebevoll. Er sah seiner schönen Frau hellen Blickes in die strahlenden Augen.

So soll es immer sein, so rein und frei mußt du ihr immer in die Augen schauen können.

Siebzehntes Capitel.

„Majestät," sagte am andern Morgen die Oberhofmeisterin, als man nach dem Frühstück im Park lustwandelte, „Majestät, ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, daß ich den Brief an die Hofdame Ihrer Majestät der Königin nicht mit unterschrieben habe."

„Sie haben nicht?" erwiderte der König. Das starre, feine Antlitz der alten Frau zeigte keine Veränderung bei diesen Worten, und doch hätte es sie verletzen können, daß ihre fehlende Unterschrift nicht bemerkt wurde. Sie befolgte aber vor Allem das oberste Hofgesetz: jedes persönliche Empfinden zu verleugnen und dadurch auch jede Empfindlichkeit zu vermeiden; sie fuhr, nach der Hofweise den Tadel in Lob verkleidend, ruhig fort:

„Diese Einladung ist eine geniale Laune und Gnade Eurer Majestät, aber das Genie ist immer ohne Gefolge. Majestät werden mir als Ihrer mütterlichen Freundin, mit welchem hohen Titel Sie mich oft beehrten, wol erlauben, zu bemerken, daß es weder den Cavalieren noch den Damen zusteht, ihre Namen unter einen außergewöhnlichen Scherz Eurer Majestät zu setzen. Es soll der Umgebung nicht Veranlassung gegeben sein, Eurer Majestät hohem Sinn die Vermuthung anzudichten, daß diese Berufung, weil so öffentlich und laut, eigentlich eine geheime und stille."

Der König sah die Oberhofmeisterin betroffen an; aber er that als ob er nicht merke, daß die Oberhofmeisterin die Maske durchschaue.

„Ich wiederhole Ihnen, gnädige Frau, Sie hätten auch ins Bad reisen sollen, Sie sehen alle Dinge so schwer, so gewichtig an; aber wenn man, wie ich, eben aus dem Bade kommt, ist alles so leicht und frei beschwingt."

„Majestät, es ist nur meines Amtes, die festen Normen für das hohe Leben Eurer Majestät immer wieder neu zu betonen."

„Thun Sie das nicht zu sehr?"

„Majestät, die Etikette ist der unsichtbare, aber nicht minder bedeutsame Kronschatz: man schmilzt die kunstreichen und hochgeschichtlichen Schätze nicht ein zu neuen Münzen, sie müssen sorgfältig bewahrt werden, von Jahrhundert zu Jahrhundert. Das Schloß ist

der höchste Punkt im Lande, wo man immer von Allen gesehen wird und so leben muß, daß man gesehen werden kann."

Der König hörte dieser Auseinandersetzung nur wenig zu, denn er dachte sich hin zu Irma, die jetzt den Brief erhielt. Sie ist aufgewacht, sie steht allein oder sitzt neben dem menschenfeindlichen Alten auf dem Söller des Schlosses im Gebirge, der Brief kommt und sie ist umflattert wie von einer Schaar zwitschernder und singender Vögel, die sich ihr auf Hände, Schultern und Kopf setzen. Schade, daß man nicht ihr wonniges Lächeln sehen kann. . . .

Der König hatte recht gesehen. Irma saß beim Vater und schaute träumend hinaus ins Weite. Was sollte aus ihr werden? Wenn nur der Vater befehlen möchte: Du mußt hier bleiben. Aber immer sich selbst entschließen! Wenn ein Gatte ihr befehlen möchte! Aber Baron Schöning würde ihr Unterthan sein, und sie hätte die doppelte Schwere des Lebens. Da meldete die Schaffnerin einen reitenden Boten, der so eben angekommen.

Der Courier trat ein, übergab den Brief, und sagte, er werde auf Antwort warten. Irma las und lachte laut auf, sie legte den Brief auf den Schooß, nahm ihn wieder auf, las und lachte abermals. Der Vater sah sie betroffen an.

„Was ist? Was hast Du?"

„Da lies!"

Der Vater las, seine Mienen veränderten sich nicht.

„Was willst Du nun thun?" fragte er.

„Ich meine, ich muß solchen Bitten gehorchen, ja ich muß. Aber kann ich, ohne daß Du mir Vorwürfe machst, heimkehren?"

„Wenn Du keinen Vorwurf in Dir mitbringst, immer."

Irma klingelte und befahl der Schaffnerin, ihrem Kammermädchen mitzutheilen, daß sie Alles zur Abreise herrichten solle; man möge den Courier gut bewirthen und ihm sagen, daß man noch am Abend ein Stück Weges zurücklege.

„Bist Du mir böse, Vater?"

„Ich bin nie böse, ich bedaure nur, daß so wenig Menschen sich von ihrer Vernunft regieren lassen. Aber mein Kind, sei ruhig, wenn diese Entscheidung das Gebot Deiner Vernunft ist, mußt Du

ihm folgen. Trage nur ruhig alle Consequenzen, wie ich sie trage. Laß uns jetzt noch die wenigen Stunden in Friede und Ruhe beisammen sein. Die gegenwärtige Stunde ist Leben."

Irma gab dem Kammermädchen und dem Kabinets-Courier noch mancherlei Anweisungen, aber immer war's ihr, als ob sie noch etwas vergesse und zurückließe, was ihr erst einfallen würde, wenn sie fort sey.

Vater und Tochter saßen noch in trauter Gemeinschaft beim Mittagstisch. Der Wagen war gepackt, man schickte ihn eine Strecke voraus, er sollte im Thale warten. Der Vater gab Irma das Geleite den Berg hinab; er sprach heiter mit ihr; bei einem Apfelbaum am Wege sagte er:

„Kind, hier laß uns Abschied nehmen. Das ist der Baum, den ich am Tage Deiner Geburt gepflanzt, er ist oft die Grenze meines Abendganges."

Sie standen still. Ein Apfel fiel vom Baum ins Gras zu ihren Füßen. Der Vater hob ihn auf und gab ihn seiner Tochter.

„Nimm diese Frucht mit von der heimathlichen Erde. Sieh, der Apfel löst sich ab vom Baum, weil er reif geworden, weil der Baum ihm nichts mehr geben kann. So auch der Mensch von Heimath und Familie. Aber der Mensch ist mehr als eine Baumfrucht. Nun, mein Kind, nimm Deinen Hut ab, laß mich noch einmal Dein ganzes Haupt umfassen. Niemand weiß, wenn seine Stunde kommt, da er aufgeht ins All. So, mein Kind, ich halte Dein liebes Haupt, weine nicht, oder weine. Ich wünsche, daß Du Dein Leben lang nur über Andre, nie über Dich selbst weinen mögest." Er stockte, dann faßte er sich und fuhr fort:

„Und wie ich Dein Haupt jetzt halte und meine Hand auf alle Deine Gedanken legen möchte, so bleib auch Du stets Dir selbst getreu! Ich möchte Dir all mein Denken geben; behalte jetzt nur das Eine: Laß nur solche Freuden über Dich kommen, deren Erinnerung Dir eine Freude sein kann. Behalte das! Nimm diesen Kuß! — — Du küssest stürmisch. Mögest Du nie einen Kuß geben, bei dem nicht Deine Seele so rein und voll ist wie jetzt. Leb wohl!"

Der Vater wendete sich ab und ging den Berg hinan. Er schaute nicht mehr um.

Irma sah ihm nach, sie erbebte, es zog sie, sie wollte wieder umkehren, ihm nach und bei ihm bleiben, für immer. Aber sie schämte sich ihres Wankelmuths. Sie dachte an die nächste Stunde, an die nächsten Tage, wie das sein würde, wenn sie wieder die Koffer auspacken lasse, wenn sie so vor allen Dienern und vor dem Vater selber — nein, es mußte sein! Sie ging weiter. Sie saß im Wagen, der Wagen rollte fort, und nun war sie nicht mehr ihr eigen, eine fremde Kraft hatte sie aufgenommen ...

Es war am andern Mittag als Irma auf dem Sommerschloß ankam. Das Schloß war still. Niemand kam ihr entgegen, als der alte Kastellan, der schnell seine lange Pfeife wegstellte.

„Wo sind die Herrschaften?" fragte der Courier.

„Es wird heute auf der Teufelskanzel gespeist," lautete die Antwort.

Da tönte vom Garten her ein Schrei.

„Meine Gräfin, o meine Gräfin ist da!" schrie Walpurga, küßte ihr die Hände und weinte vor Freude. „O, jetzt geht erst die Sonne auf, jetzt wird's erst Tag."

Irma beruhigte die Hochaufgeregte. Diese aber sagte: „Ich will gleich zur Königin, sie allein ist daheim und sitzt droben auf dem Berge und malt. Sie geht überhaupt nicht gern auf die Kirchweihfahrten, hier ist alle Tage Kirchweih."

Irma befahl Walpurga, der Königin noch nichts mitzutheilen, sie werde selber zu ihr eilen. Sie ging auf ihr Zimmer und saß dort lange und einsam, still in sich gekehrt. Es war ihr zu Muthe, als hätte sie eine Freundeshand ausgestreckt und Niemand faßt sie.

Draußen rückte man die Koffer hin und her, und plötzlich stand eine Erinnerung vor ihr, wie sie damals, ein verlassenes Kind, schwarz gekleidet in ihrem Zimmer saß, und im Nebengemach rückte man den Sarg ihrer Mutter.

Warum traf sie das jetzt? Sie stand auf — sie konnte nicht mehr allein sein. Sie wechselte rasch ihre Toilette und eilte zur Königin.

Diese sah sie von fern und ging ihr entgegen. Irma beugte sich nieder und wollte ihr die Hand küssen. Die Königin aber hielt sie empor, umschlang sie und drückte ihr einen innigen Kuß auf die Lippen.

„Sie allein durften die Lippen berühren, die mein Vater geküßt," sagte Irma, oder vielmehr sie sagte es nicht, sie bewegte nur leise die Lippen zu den Worten; tief in ihrer Seele aber stieg der Gedanke auf: „Sterben wirst du eher, tausendmal, ehe du dies heilige Herz betrübst!"

Der Gedanke machte ihr Antlitz durchleuchten, und die Königin rief entzückt aus:

„O wie schön sind Sie jetzt, Gräfin Irma, wie strahlen Sie!"

Irma schlug die Augen nieder und kniete an der Wiege des Kindes. Ihre Augen waren so voll Glanz, daß das Kind nach ihnen griff.

„Er hat Recht," sagte Walpurga, „er greift schon gern nach dem Licht, und ich meine, Ihre Augen sind größer geworden."

Irma ging mit Walpurga und entschuldigte sich bei ihr, daß sie die Gstadlhütte nicht besucht habe. Sie erzählte dann von ihrer Freundin im Kloster.

„Und wie geht's Ihrem Vater?" fragte Walpurga.

Irma erschrak; selbst die Königin hat nach ihrem Vater nicht gefragt, nur Walpurga that es.

Sie erzählte von ihm, and daß er die Mutter der Walpurga kenne, und auch deren Bruder, der manchmal im Walde Pech siede.

„Ja, das ist ein Bruder von meiner Mutter. Also den kennen Sie auch?"

„Ich nicht, aber mein Vater."

Walpurga erzählte vom Ohm Peter, genannt dem Pechmännlein und gelobte, ihm auch einmal etwas zu schicken; das arme Männchen hat's gar schlimm auf der Welt. Es ist doch schrecklich, die Zenza hat den Muth gehabt, da her zu kommen ins Schloß, aber das Pechmännlein leidet lieber Hunger und Noth.

Während Walpurga noch sprach, trat die Königin wieder herzu, und wie sie an die Wiege kam, strampelte ihr der Prinz mit Händen und Füßen entgegen. Die Königin beugte sich nieder, richtete ihn auf, und Walpurga rief:

„Herr Gott! Am ersten Tag, wo unsere Gräfin wieder da ist, kann unser Prinz zum Erstenmal sitzen. Ja, sie kann Alles aufrichten!"

Innig und wohlgemuth saßen die Königin und Irma beisammen.

Am Abend war fröhlicher Willkomm der von der Teufelskanzel Heimkehrenden. Irma hörte erst jetzt, daß ihr Bruder nicht am Hofe sei; er hatte im Bade die Baronin Steigeneck und deren Tochter kennen gelernt und war nun zum Besuche bei denselben.

Der König begrüßte Irma sehr formell, die Oberhofmeisterin hätte nichts dagegen bemerken können, und wie hätte er auch anders gekonnt, da die Königin sagte:

„Ich kann gar nicht sagen, wie glücklich mich die Ankunft unserer Gräfin macht; wir hatten heute innerlichst heimathliche Stunden miteinander.“

Am Abend ließ der König ein Feuerwerk abbrennen, das er zur Ankunft der Gräfin hatte bereiten lassen. Weit in der Umgegend standen die Menschen und betrachteten mit Entzücken die vielfarbigen Feuergarben, die zum Himmel aufstiegen. Zuletzt glänzte der Namenszug der Gräfin Irma, von einer Schaar Bergschützen in die Höhe gehalten. Die Feuer prasselten, aus verbergendem Gebüsche tönte Musik, die von ferne durch ein bereit gehaltenes Echo erwidert wurde. Mitten unter hellem Glanz und lautem Klang mußte Irma immer nur das Eine denken: „Wie lebt jetzt dein Vater?“

Graf Eberhard aber saß auf seinem Schlosse im Gebirge am Fenster, schaute in die Nacht und den Sternenhimmel und sagte für sich: Jeder Mensch, der in der Ewigkeit lebt, ist einsam, einsam für sich, wie die Sterne dort im Aether; jeder durchzieht seine eigene Bahn, und sie wird nur bestimmt durch Anziehung und Abstoßung der Weltkörper um ihn herum ...

In der Nacht träumte Irma: Ein Stern vom Himmel war niedergefallen, gerade auf ihre Brust; sie faßte nach dem Stern, aber er entschwebte und verwandelte sich in eine Menschengestalt, die abgewendet stand und rief: Du bist auch einsam!

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Hansei schaute in der niedern Stube zum Fenster hinaus, hielt seine Pfeife mit beiden Händen und schmauchte in den Morgen hinein; nicht weit von ihm spaltete ein Taglöhner eine Fuhre Holz. Hansei schaute ruhig zu, nickte, wenn der Holzspalter gut traf, und lächelte als echter Kenner über den ungeschickten Menschen, wenn er ein Stück mit einem widerspenstigem Ast um und um wenden und vergebens einhacken mußte. Die Großmutter begann das kleingehackte Holz nach der Giebelseite unter das Vordach zu tragen und dort aufzuschichten. Jedesmal, wenn sie ab- und zuging, schaute sie nach Hansei, der aber rührte sich nicht; endlich sagte sie, mit einem Armvoll Holz vor ihm stehen bleibend:

„He! Jo!"

„Freilich!" erwiderte er und paffte weiter. Die Großmutter hatte mit dem kurzen Anrufen sagen wollen: Was ist denn das? bist du nur zum Zusehen da? kannst Du nicht wenigstens das gespaltene Holz aufschichten?

Der Angeredete hatte verstanden, was in dem Anrufe „He jo," lag und hatte ganz richtig darauf geantwortet: „Freilich thu' ich nichts, das ist just so mein Wille."

Die Großmutter war eben dran, einen Armvoll Holz vor seinem Angesicht niederzuwerfen; aber sie besann sich — der Taglöhner draußen braucht das nicht zu sehen. Sie trug das Holz an seine Stelle, dann kam sie in die Stube sagte:

„Hansei, guck ein, ich will Dir was sagen."

„Ich hör' schon," erwiderte dieser zum Fenster hinaus.

„Ich weiß nicht, was Du vorhast? was bildest Dir denn ein?"

Hansei hielt es nicht für nöthig, eine Antwort zu geben; er rauchte bequemlich weiter, und die Großmutter fuhr fort:

„Es ist schon Schand' genug, daß Du Dir das Holz vor das Haus führen lässest, und nicht selbst in den Wald gehst und aufladest; bist doch selber Holzhauer. Und jetzt läßt Du gar noch einen Holzspälter da herkommen! Das ist nicht geschehen, so lang das Haus dasteht, daß einem fremden Mann die Axt in der Hand warm geworden ist. Schämst Du Dich denn nicht?"

„Hab's nicht nöthig," erwiderte Hansei, sich ein wenig nach der Stube umwendend.

„Gut, wirst schon wissen, was Du nöthig hast!" rief die Alte zornig. „Aber ich will nicht zanken, bleib' nur so; laß Dich verkommen und Alles, Du wirst allein ausessen müssen, was Du einbrockst. O, wenn das meine Walpurga wüßte! die ist in der Fremde für uns, und derweil bist Du . . ."

„Jetzt hab' ich's genug," wendete sich Hansei nach der Stube und schloß das Fenster. „Schwiegermutter, ich lege Euch nichts in den Weg, ich lasse Euch wirthschaften, wie Ihr wollt, und so laß ich mir auch nichts drein reden."

„Ich will Dir auch nichts drein reden, Du bist Vater und Ehemann."

„Schöner Ehemann das, dem die Frau auf ein Jahr davongeht."

„Es kommt ihr vielleicht schwerer an, als Dir."

„Kann sein. Aber sie hat Lustbarkeit und Unterhaltung, und was hab' ich? Ich lauf' in der Welt herum wie verloren, und drum sag' ichs gerad' ich schäm' mich nicht — das Beste ist, daß es noch Wirthshäuser giebt; da hat man doch noch eine Heimath, wenn man daheim keine mehr hat, und ich hab's einmal nicht mehr nöthig, daß ich Holz führe und spalte, ich will auch Etwas davon haben, daß meine Frau —"

Hansei konnte nicht weiter reden, die Thür ging auf und Zenza trat herein.

„Was thust Du da? Wer hat Dich gerufen?" fuhr die Großmutter die Eintretende an. Diese aber erwiderte:

„Schönen guten Morgen. Ich komme nicht zu dir, ich hab' da mit dem Mann zu reden; bist Du hier Meister oder der Mann vom Haus?"

„Red' nur, was gibts?" sagte Hansei und winkte seiner Schwiegermutter.

„Ich soll Dir einen schönen Gruß ausrichten, und Deine Flinte ist oben beim Schmied, sie ist gut im Stand, Du sollst sie holen."

„Also ein Jägdler willst Du jetzt auch werden?" fragte die Großmutter, „Du willst auf die Jagd gehen?"

„Wenn Ihr mich nicht traget, muß ich wohl gehen," erwiderte Hansei und lachte laut über seinen Witz.

Die Großmutter ging hinaus und schlug die Thür zu, daß es schallte. Zenza sprang schnell wie eine Katze auf Hansei zu und sagte:

„In der Dämmerung ist sie oben und wartet auf Dich." Laut rief sie dann: „Behüt' Dich Gott, Hansei!" und verließ das Haus.

Die Großmutter ging hinaus zu dem Holzhacker und sagte, er solle ja nicht glauben, daß man so verdorbene Menschen wie die Zenza ins Haus ließe, aber sie sei aufdringlich und komme, so oft man sie auch fortwiese, immer wieder, weil sie sich dankbar erzeigen wolle, daß die Walpurga den Thomas bei dem König freigebeten habe; es sei freilich ein dummer Streich gewesen, der rothe Thomas sei am besten hinter Schloß und Riegel, aber die Walpurga habe es eben doch gut gemeint.

Der Holzhacker war zufrieden. Er wußte, daß das ein Ehrenhaus war, und ganz zufällig sagte er:

„Wundert mich, daß die Zenza ihre schwarze Esther nicht bei sich hat; sie gehen sonst gern mit einander, so lang es Tag ist."

In den alten Augen der Großmutter flimmerte es als sie dies hörte; sie bückte sich aber schnell, lud Holz auf und trug es ans Haus. Als sie nach der Giebelseite kam, war Hansei da, schichtete das Holz auf und pfiff lustig dabei. Die Großmutter trug immer mehr Holz zu, und Hansei schichtete es auf und Beide sprachen kein Wort mit einander. So kam der Mittag heran, Hansei lohnte den Holzhacker ab und sagte:

„Das andere mach' ich selber klein, brauchst morgen nicht wieder zu kommen."

Er ist ein braver Mensch, dachte die Großmutter in sich hinein; er kann mit Worten nicht nachgeben, aber nachher thut er doch was man ihm sagt, er findet das Rechte bald wieder.

Nach dem Essen brachte sie ihm das Kind und sagte:

„Da schau einmal, greif nur, es will schon ein Zahn durch, das ist früh; aber so ist's bei Deiner Frau auch gewesen. Schau, wie es seine Händchen schon in den Mund steckt. Gottlob, daß unser Kind so gedeiht! Seitdem Du Heu fütterst und es von der neuen Kuh trinkt, wird das Kind zusehends voller. Wenn unsere Walpurga das Kind nur auch eine Stunde sehen könnte! Nimm das Kind, ich will Dir's gut auf den Arm geben. Schau, es lacht Dich an, es kennt Dich! Ach lieber Gott, seine Mutter kennt es noch nicht."

„Ich kann das Kind nicht auf den Arm nehmen, ich fürcht', ich thu' ihm was," erwiderte Hansei.

„Wenn Du Dich verderben lässest, dann thust Du dem Kind was —" wollte die Großmutter sagen, aber sie hielt es zurück. Man muß, wenn ein Mensch wieder auf dem rechten Weg ist, nicht in ihn hineinpredigen, man muß ihn ruhig allein gehen lassen, sonst verliert er die Lust an der Umkehr — so dachte die Großmutter — sie hatte den Mund schon geöffnet, aber sie schluckte die Worte wieder hinunter.

Hansei blickte unstet um sich und sagte:

„Schwiegermutter, Ihr habt noch was sagen wollen?"

„Ist nicht nöthig, daß man Alles sagt. Oder doch: Du giebst Dich herab, wenn Du Dir von der Zenza Botschaft sagen läßt. Ich hab's dem Holzhacker angesehen, wie er das Maul verzogen hat, weil die Zenza in unserm Haus Zutritt hat. Geh' auch nicht da hinauf auf die Windenreuthe, das ist ein verrufenes Nest, da holt man sich keine Ehre. Wenn Du doch einmal jagen willst, und hast Dir eine Flinte angeschafft, kannst sie ja von einem Buben für einen Groschen holen lassen."

„Ja, ja," sagte Hansei und lächelte, die Großmutter hat Recht: man braucht nicht Alles zu sagen, was man denkt.

„Jetzt will ich in den Wald," sagte er. „Ich will dabei sein, wenn mein Holz geladen wird."

Er nahm Hut und Bergstock, hing sich an den Tragbändern den Waidsack um, und steckte noch ein Stück Brot in die Tasche. Die Großmutter gab ihm mit dem Kinde auf dem Arm das Geleit bis zum Kirschbaum, von dem jetzt schon einzelne welke Blätter abfielen.

Hansei ging in den Wald. Droben aber, wo er nicht mehr gesehen werden konnte, machte er Kehrtum und schlug den Weg nach Windenreuthe ein.

Es war ihm wunderlich zu Muthe auf dem Weg; er hatte gar nicht gewußt, daß er so schwer athmet und so schreckhaft ist. Der Nußhäher, der vom Baume aufflog, die schäkernde Elster, der kreischende Habicht über dem Felsenkamm und die brüllende Kuh auf der Wiese — Alles erschreckt ihn.

Ich soll nicht gehen und ich geh' auch nicht! rief er und stieß mit der spitzen Zwinge seines Stockes auf den steinigen Weg, daß es Funken gab; dennoch ging er vorwärts. Glücklicherweise zog jetzt ein Nebel die Höhe herauf; er ging in der Wolke, die ihn verbarg, weiter und weiter.

Windenreuthe besteht aus mehreren ärmlichen, zerstreut liegenden Häusern. Am ersten Hause stand Hansei plötzlich wie gefesselt, er erschrak in's Herz hinein, als hätte ihn ein Schuß getroffen, und es war doch eigentlich nichts, was ihn so erschreckte; er hörte nur in dem Hause, vor dem er stand, ein kleines Kind schreien. So schreit auch dein Kind, sprach die Stimme in ihm. Wie wirst du es wiedersehen und hören? wie wirst du es küssen? und wie wirst du sein, wenn du auf dem Rückweg wieder an dem Hause da vorbeikommst?... Wie wird es sein, wenn im Frühjahr deine Frau heimkommt und du gehst mit ihr, und die schwarze Esther begegnet euch? Und bei jeder Lustbarkeit daheim oder im Wirthshaus, kann die schwarze Esther kommen und kann sagen: Platz da! da gehör' ich auch her!

In Hansei wirbelte es; er sah in die künftigen Tage hinein, in

Alles; er lebte in dem Einen Augenblick Tage und Jahre, die erst kommen sollen, und wie sie werden können. Und doch ging er weiter; ja er schnalzte plötzlich mit den Fingern und sagte sich: „Du bist ein dummer Kerl, ganz einfältig bist du, dir fehlt der Muth; es sind ja Andere auch lustig und leben froh und kümmern sich den Teufel drum und ... was für lustige Geschichten hat der Gemswirth erzählt von Dem und Jenem, und was für Streiche haben die Jäger berichtet, die sie ausführen ... Genießen, was man kann, und liederlich sein, das gilt ja eher für eine Ehre bei denen, die keine Nahrungssorgen haben auf der Welt. ..."

Er lüftete den Hut, der Kopf brannte ihm; er drückte den Hut wieder gewaltsam auf den Kopf und schritt weiter hinein in das zerstreute Dorf.

Es war Nacht geworden. Die alte Zenza wohnte abseits im Wald in einer sogenannten Wurzhütte; hier hatte ihr verstorbener Mann aus Waldkräutern, besonders aus Enzian, Branntwein bereitet und sein Meisterwurz war noch berühmt.

Aus der offenen Hausthür der Wurzhütte leuchtete eine hohe Flamme, und jetzt trat eine Gestalt unter die Thür und lehnte sich an den Pfosten. Die Gestalt war schön, wild und mächtig anzuschauen; hinter ihr loderte hell das Feuer. Von dem Schreck in jener Nacht, da er an das Märchen von den Wildweibern geglaubt hatte, spürte Hansei nichts mehr. Jetzt legte die Gestalt die Hand an die Wange und that einen schrillen Juchzer, es war wie eine Tonrakete, die in die Luft emporschnellte und oben auseinanderprasselte in allerlei Jodlern. Hansei zitterte. Jetzt hörte er die Zenza sagen:

„Brauchst nicht so zu juchzen, schrei nicht in die Welt hinein, daß Du daheim bist. Wart' bis der Gaul im Stall ..."

„Hollah!" dachte Hansei und stand zitternd still, „hollah — die hält dich gefangen; die zieht dir jeden Kreuzer aus der Tasche, wenn du dich gemein machst und schlecht wirst — die macht dich zum Bettelmann und zum verachteten Mann noch dazu! Nein, ich lasse mir mein Geld nicht von dir rauben, ich geb' mich nicht in deine Hände. Ich will nicht! du sollst nicht vor meine Frau hinstehen und sie ansehen und anreden können, und ich muß dir noch danken,

wenn du's nicht thust. Nein, und siebentausendmal nein, ich will nicht schlecht sein, eher soll mich ..."

Mit mächtigen Sätzen, als ob ein Feind hinter ihm dreinjage, floh Hansei zurück und die junge ungeschälte Eiche, die er mit beiden Händen hielt, diente ihm als Stütze, daß er fliegen konnte. So hatte er sich lange nicht geschwungen, so mächtig und unablässig. Er kam wieder an dem Hause vorbei, wo er vorhin das Kind hatte schreien hören; es schrie noch, aber der Hörer war ein Anderer als vorhin. Immer weiter, wie gejagt, floh Hansei davon, der Schweiß lief die Wangen herab und tropfte ihm bei neuem Einsatz auf die Hände, die den Stock faßten, aber er hielt nicht still — die Zenza und die schwarze Esther und der rothe Thomas sind hinter ihm drein, sie jagen, sie fassen ihn, sie reißen ihm die Kleider vom Leib. Erst tief im Walde wagte er es, sich auf einen Baumstumpf zu setzen. Er war so müd' als ob er zehn Stunden gelaufen wäre; er legte die Hände auf seine nackten Kniee, es war ihm, als fasse er einen fremden Körper. Er berührte die Strümpfe, die Walpurga gestrickt hat, und sein erstes Wort war: „Walpurga, es soll Einmal gewesen sein, daß ich einen solchen Weg gegangen bin und nimmermehr! Da schwör' ich's, da leg' ich deinen Brief — er hatte den letzten bei sich — da leg' ich deinen Brief in meinen Schuh, und diese Füße sollen keinen schlechten Weg mehr gehen. Gottlob, daß ich nur in Gedanken schlecht gewesen bin!" Er zog den Schuh aus und legte den Brief hinein, und eben, als er sich wieder aufrichtete, hörte er nochmals den hellen Juchzer vom Hause der Zenza.

„Schrei nur, so viel du magst!" sagte er vor sich hin, und schritt waldeinwärts. Er wollte seine Pfeife anzünden, aber er schlug sich immer mit dem Stahl auf die Finger, und der Zunder war naß. „Du brauchst kein Feuer, du schlechter Kerl," sagte er endlich, die Pfeife im Zorn einsteckend, „du brauchst gar kein Feuer, da droben brennt eines und das wär' deine Hölle geworden. Sei froh, daß du heraus bist, du verdienst's nicht."

Wenn Hansei jetzt den Hansei von früher vor sich gehabt hätte, er hätte ihn in Zorn und Rache erwürgt.

Der Nebel war immer dichter geworden, es war fast wie feiner Regen; der Wald wurde immer größer und nirgends ein Weg.

„Geschieht dir recht, daß du verirrt bist," höhnte sich Hansei, „du gehörst gar nicht mehr unter Menschen, du verdorbener Gesell du! Nur schade, daß deine Frau und das Kind unschuldig darunter leiden müssen . . ."

Es gingen zwei Menschen im Nebel in der Irre und doch hatten sie nur Einen Schritt. Hansei fluchte und schimpfte sich, aber bald erschrak er wieder davor, und alle Sagen von Irrgeistern, die den einsamen Wanderer bergauf und bergab führen, die ganze Nacht im Kreise herum, stiegen in ihm auf. Er wollte wieder umkehren — den Weg nach Windenreuthe findet er eher.

„Wart', du verfluchter Teufel!" sagte er aber zu dem unsichtbaren Kameraden, der ihm das anrieth. „Du willst mich nur wieder dort haben? Nein, du kriegst mich nicht."

Er versuchte nochmals Feuer zu schlagen, und jetzt brannte es, und als er die ersten Züge that, da hörte er die Glocke. Er griff sich an die Stirne, die Töne trafen ihn, als ob ihm der Schwengel unmittelbar an dem Kopf schlage.

„Das ist das Abendläuten von der Kirche am See. Es klingt so nahe — bist du denn auf dieser Seite? Nein, das ist vom Nebel, da klingt's so . . ."

Alle weiteren Gedanken abwehrend, zog er den Hut ab, umklammerte mit beiden Händen heftig den Stock, der sich tief in die Erde eingrub, und betete still.

O, Gott, denkt etwas in ihm neben dem Gebetworte, o Gott, das kannst du doch wieder und konntest dich so vergessen und verirren? —

Es liegt ein unerschöpflicher Segen darin, daß es ewige Worte, Wegweiser giebt, die vor Jahrtausenden von einem erhabenen Geiste aus der Tiefe des Menschenherzens und seinen ewigen Kämpfen geschöpft wurden, und diese Worte führen den einsamen Wanderer durch nächtigen Nebel des Waldes und lenken seinen Schritt aus der Irre. Die Glocke ruft, sie spricht keine Worte, aber sie ruft die Worte in der Seele an, und die Worte werden zum Stabe in der

Hand des Müden und zum Wegweiser vor den Augen des Verirrten. Es läutete noch, als Hansei sein Gebet vollendet hatte, und der Glockenton war, als ob ihm sein ganzes Dorf, alle Seelen darin riefen und vor Allem sein Weib und sein Kind. Nun fand er den Weg. Im ausgetrockneten steinigen Bett eines Waldbachs ging er zu Thal. Er war aber doch seltsam irre gegangen, denn er kam hinter dem Gemswirthshause den Berg herab. Auf schlechte Begier, auf Schreck und Furcht, auf Andacht und Verirrung fühlte jetzt Hansei mächtigen Hunger und Durst.

„Ah, grüß' Gott, Hansei!“ rief ihm der Gemswirth entgegen.

„Grüß' Gott, behüt's Gott!“ stammelte Hansei verwirrt.

„Was ist Dir? Du siehst ja todtenbleich aus. Was ist Dir geschehen? Woher kommst Du?“ fragte der Gemswirth in schneller Redseligkeit.

„Nachher will ich Dir Alles erzählen,“ erwiderte Hansei, sich fassend. „Jetzt gieb mir zuerst einen Schoppen Wein.“

Der Wein kam und Hansei schaute verwundert um.

Er kam wie aus einer andern Welt.

Erst als er Salz und Brod gegessen hatte, erzählte er, es sei ihm heute wunderlich ergangen; er habe hinaus in den Wald gewollt zum Holzaufladen, und da sei er verirrt und bis gegen Windenreuthe gekommen — er sagte das absichtlich, er wollte vorbeugen, wenn ihn vielleicht doch Jemand da oben gesehen. Man sprach vom Glauben an Gespenster, der Gemswirth spottete über die Ammenmärchen. Hansei that keine Einrede. Sehr klug setzte der Gemswirth hinzu: „Du bist jetzt eben oftmals nicht bei Dir, weil Du Deine Walpurga nicht bei Dir hast; da denkst Du eben viel an sie und siehst den Weg nicht.“

„Ja, kann schon sein. Es ist so.“

„Weißt Du, wie sie Dich jetzt heißen im Dorf?“

„Wie denn?“

„Den Ammerich. Weil Deine Frau die Amme des Kronprinzen ist, bist Du der Ammerich.“

Hansei lachte aus vollem Halse.

„Jetzt sag', was kriegt Deine Frau Lohn?" fragte der Spinner-Wastl.

„Das sag' ich nicht," erwiderte Hansei und that sehr geheimnißvoll.

„Hast schon lang keinen Brief von Deiner Frau?" fragte der Gemswirth.

„Nein, ich erwarte jede Stunde einen." Noch hatte er das nicht ausgesprochen, als der Briefbote eintrat und sagte: „So? da bist, Hansei? Ich bin heut' Mittag zweimal in Deinem Haus gewesen, ich hab' einen Geldbrief an Dich."

„Gieb her," sagte Hansei und erbrach mit zitternden Händen die fünf Siegel.

„Du gehst schön mit dem Geld um," sagte der Gemswirth und hob einen Hundertguldenschein vom Boden auf, „das ist mir lieb, ich brauch' einen, ich geb' Dir hartes Geld dafür."

„Ist recht," sagte Hansei, und überließ dem Gemswirth das Papiergeld, dann las er:

„Lieber Hansei, diesmal schreib' ich Dir ganz allein. Da sind hundert Gulden, die hat mir die Königin zum besonderen Geschenk gemacht, weil Du nicht zu mir gekommen bist. Ich muß Dir aber erzählen, daß Du's recht verstehst. Die Königin, Du glaubst gar nicht, was das für eine gute Seele ist, schließe sie nur recht in Dein Gebet ein, wir sitzen oft stundenlang bei einander, und sie kann Alles gar schön auf Papier abnehmen, die Bäume und Alles, und da reden wir, als ob wir mit einander in die Schule gegangen wären, sie ist aber lutherisch und ist gar brav und fromm und hat zu Allem so herzgetreue Gedanken, die könnte gar kein unschönes Wort auf die Zunge nehmen. Wenn sie nicht lutherisch wäre, so könnte sie eine Heilige werden, aber in den Himmel kommt sie doch. Das glaub' ich und glaub Du's nur auch; brauchst's aber Niemand zu sagen.

Ja, also die Königin hat mir eine Freude machen wollen, die möchte gern die ganze Welt glücklich machen. So müssen in alten Zeiten die Heiligen gewesen sein. Die Königin hat mir also eine Freude machen wollen, weil ihr Mann wieder gesund heimkomme

ist, und die haben einander so lieb und sie hat mir Dich kommen lassen wollen und unser Kind und die Großmutter auf ein oder zwei Tage, denn die merkt Alles, die sieht Einem tief in's Herz hinein, und ich hab' oft Heimweh nach euch und ja, wie die Königin euch will kommen lassen, da sag' ich: Das wäre schon recht schön, aber das kostet so viel Geld, und da habe ich mir das Geld schenken lassen dafür, und wir können's schon besser brauchen. Und ihr hättet ja auch nicht die Kleider dazu, und die Menschen sind hier gar spöttisch. Jetzt wär' ich aber nicht zu dem Geld gekommen, denn das ist ihr nichts, gar nichts, an so was denkt sie gar nicht, die hat noch nie in ihrem Leben Geld gezählt, und ich glaub' gar nicht, daß sie rechnen kann; das thut Alles der Hofzahlmeister. Hier ist für jede Sach' ein besonderer Bedienter; da giebt's Tafeldecker und Silberschließer und Alles. Jetzt ist aber meine gute Gräfin wiederkommen, die ist bei ihrem Vater gewesen, das soll aber so eine Art Einsiedel sein, der von der ganzen Welt nichts wissen will, und meiner Gräfin danke ich's, daß ich doch zu dem Geld gekommen bin, denn die weiß Alles zu machen. Und so schicke ich Dir hier das Geld, leg's gut an, nimm aber auch etwas davon und mach' Dir und unserm Kind und der Großmutter einen guten Tag.

Ach, guter Hansei, es sind aber nicht lauter Heilige und lauter getreue Menschen in so einem Schloß, wie ich früher gemeint hab'. Da wird gestohlen und Hinterlist getrieben. Der Vater von meiner Mamsell Kramer ist ein ehrbarer alter Mann, er ist hier Castellan, der hat mir viel erzählt. Aber auch brav sein kann man überall, im Schloß oder in der Ostadelhütte am See. Jetzt bitt' ich Dich nur, lieber Hansei, ich sag' immer lieber Hansei, so oft ich an Dich denk', ich denk' oft an Dich, und in der letzten Nacht hab' ich von Dir geträumt, aber ich will Dir's nicht erzählen, man muß nicht an Träume glauben. Jetzt schreib' mir aber recht bald, wie Dir's geht, aber recht deutlich einen recht langen Brief, und laß Dir die Zeit nicht lang werden, bis wir wieder beisammen sind, und denk' auch immer so gut an mich, ich denk' auch immer so gut an Dich.

Bis in den Tod Deine getreue

Walpurga."

Hansei sagte trotz alles Bedrängens Niemand ein Wort aus dem Briefe. Er ging still heim und küßte sein schlafendes Kind. Es war ihm gar wohl zu Muthe, daß er wieder so daheim sein dürfe und das Haus ihn nicht hinaus werfe. Der Angstschweiß überlief ihn, wenn er wieder dachte, daß er in diesem Bette schliefe, und er wäre anders geworden. Er griff hinüber nach dem Bette, wo sonst seine Frau schlief, und in stiller heimlicher Nacht küßte er ihr Kopfkissen.

„Jetzt bin ich erst ein rechter Mann!" sagte er. Er stand wieder auf und machte Licht. Er nahm den Brief, den er heute hineingelegt, aus dem Schuh, schnitt aus dem letzten die Stelle mit den Worten: „Bis in den Tod Deine getreue Walpurga," löste die innere Sohle ab, schob den Zettel darunter und verklebte die Sohle wieder. Erst jetzt schlief er ruhig ein.

Zweites Capitel.

„Majestät," sagte eines Tages Gräfin Irma zum König, als sie mit ihm in der Veranda auf- und abging — im Musiksaal übte die Königin mit ihrer Kammervirtuosin ein classisches Stück — „Majestät, es ist doch räthselhaft, manche Menschen sind uns um so bedeutender und liebenswerther, wenn wir fern von ihnen nur ein Erinnerungsbild in der Seele haben; andere dagegen erscheinen uns um so tiefer und anmuthender im persönlichen, alltäglichen Umgange, und wenn wir von ihnen entfernt sind, haben wir kaum eine rechte Vorstellung von ihnen, können denen, die ihre persönliche Bekanntschaft nicht haben, kein Bild ihres Wesens geben, ja nicht einmal der Erscheinung. Worin liegt das?"

„Ich meine," erwiderte der König, „aber ich muß gestehen, ich habe noch nie darüber nachgedacht — ich meine, daß die Einen mehr Detailnaturen sind mit lauter kleinen Zügen, die Anderen dagegen haben eine gesammte ganze Physiognomie. Oder auch: diejenigen sind uns in der Ferne bedeutsamer, in deren Wesen noch ein Problem

für uns ist und uns dadurch mehr zu denken giebt. Meinen Sie nicht auch?"

„Allerdings. Aber ich möchte doch auch sagen: Die Einen sind imponirende und dadurch schon in der Gegenwart ferngerückte historische Menschen; sie können sterben und bleiben — wenn Jemand fern von uns ist, ist er schon wie ein Stück gestorben —; die Anderen dagegen leben nur, so lange sie athmen, und leben für uns nur, so lange wir in Einer Atmosphäre mit ihnen athmen."

„Könnten Sie mir Beispiele zu diesen imponirend historischen und zu den Momentfiguren nennen?"

„Ich wüßte im Augenblick nur die Eine Art, die historische, zu nennen."

Ein leises Roth fuhr über die Stirn des Königs. „Nun?" fragte er, da Irma zögerte, „ich bitte —"

„Zu der ersten Gattung rechne ich vor Allen meinen Vater. Ich kann Euer Majestät nicht sagen, wie mir sein großes Wesen stets vor Augen steht."

„Ja, ich höre allgemein, er soll ein höchst bedeutender Mann sein. Es ist für ihn und noch mehr für uns zu beklagen, daß er unsere ganze Staatsbildung negirt. Und wohin würden Sie mich rechnen? Ich traue Ihnen Wahrhaftigkeit genug zu, daß Sie mir das geradezu sagen, und Sie sind meiner ... meiner ... Verehrung so sicher, daß Sie Alles unumwunden aussprechen können."

„Majestät sind ein Anwesender," erwiderte Irma, „und doch zugleich auch ein Abwesender, denn die Höhe Ihrer Stellung hebt Sie immer über uns Andere hinweg."

„Aber die Freundschaft wohnt nicht auf dem Thron, sie ist hier, wo wir auf gleichem Boden stehen, liebe Gräfin."

„Die Freundschaft urtheilt aber auch nicht," erwiderte die Gräfin, „sie hat kein Richteramt. Nichts finde ich empörender, als wenn Menschen, die einander etwas sein wollen, immer mit einander abrechnen: so viel bist du und so viel bin ich werth, das ist dein und das ist mein —"

„Ach, diese Staatsgeschäfte!" unterbrach der König, da ein Lakai die Ankunft des Ministers meldete. „Wir setzen das Thema fort,"

fügte er hinzu, verabschiedete sich bei Irma, grüßte unterwegs höflich die begegnenden Herren und Damen und reichte dem Ministerpräsidenten die Hand; er ging mit ihm in das Innere des Schlosses.

Seit der Rückkehr Irmas hatte ihre freundliche Beziehung zum König neue Frische gewonnen. Ihre tägliche Begrüßung war wie Freude des Wiedersehens und Willkomm nach langer Trennung.

Wenn der König: Guten Morgen, Gräfin! sagte und Irma antwortete: Ich danke, Majestät! so lag in diesen einfachen alltäglichen Worten eine unausgesprochene Gedankenreihe. — Der König war voll Laune und milden schönen Geistes, wie noch nie. Und Irma? Man sagte mit Recht, sie bringe den Athem des Hochgebirges mit. Die Königin vor Allen war's, die bald zu einer Hofdame, bald zu einem Cavalier ihre Freude über diese waldfrische Natur ausdrückte, die doch von dem höchsten Geiste belebt war.

Wie in tiefer Seele vernommene Melodien, die erst nach und nach wiederkehren und harmonisch sich fügen, so gingen jetzt Irma die Worte und Gedanken ihres Vaters auf. Sie war wochenlang in einer strengen Denkerschule gewesen, wo kein müßiges Plaudern und Tändeln galt, Alles mußte fest und klar sein. Vordem hatte man Irma wie ein Naturkind betrachtet, das eben heraussprudelt, was ihm in den Sinn kommt; jetzt erkannte man einen Geist, der aus einem Hintergrund umfassender Weltbetrachtung entsprang und dabei den einfachen Naturmuth behielt. Sie war voll theilnehmender Güte, fragte aber nichts nach dem modisch Geltenden, sie sprach aus, was ihr anmuthend und was ihr zuwider war, und man mußte anerkennen, daß hier nicht blos eine Originalität, ein naiver Springinsfeld war, sondern auch ein starkes geistiges Selbstbewußtsein.

Irma veränderte oftmals ihre Frisur. Das schalt man natürlich Koketterie, sie wolle die Blicke auf sich ziehen; es war aber bei ihr einfach die Lust, alle Tage neu auf die Welt zu kommen und sei es auch in einer ganz untergeordneten Sache.

Jetzt kam es Irma sehr zugute, daß sie sich so eng an Walpurga angeschlossen, denn die Königin ließ Walpurga in den sonnigen Mittagsstunden fast nie von sich, und da saß auch Irma dabei und las

der Königin bisweilen vor, oder sang mit Walpurga schöne Lieder aus dem Gebirge.

In freudigem Glanze leuchteten die Augen des Königs, wenn er zu solcher Stunde kam und Irma mit seiner Gattin sah.

„Du siehst betrübt aus," sagte die Königin, als der König eben jetzt aus dem Ministerrathe zu ihr und Irma in den Park trat.

„Ich bin es auch."

„Darf ich wissen?"

Irma wollte sich entfernen, aber der König sagte:

„Bleiben Sie nur, Gräfin; es handelt sich um eine Angelegenheit, die durch Ihre Freundin Emmy jetzt zur Entscheidung gebracht wird. Hat Dir," wendete er sich zur Königin, „unsere Gräfin von dem gräßlichen Geschick ihrer Freundin erzählt?"

„Allerdings, und wenn ich daran denke, habe ich das Gefühl, als stünde ich vor einem Abgrund."

Der König hatte seltsamerweise noch nichts von der Sache mit Irma gesprochen und auch ihres Briefes keine Erwähnung gethan. Irma hatte in den Zerstreuungen seit ihrer Rückkehr auch kaum mehr daran gedacht.

„Unsere Freundin," begann der König wieder, „hat auch mir die Sache mitgetheilt, und ich danke ihrem Zartgefühl, daß sie jedes weitere Drängen zurückhielt; denn in Staatsgeschäften dürfen uns keinerlei persönliche Sympathien leiten. Die Freude, sich in seiner Ehre von Befreundeten gewahrt zu sehen, bleibt aber eine der schönsten."

Irma schaute vor sich nieder. Er fuhr fort: „Ein Fürst muß es seinen Freunden danken, wenn sie ihn von den Thatsachen des Lebens benachrichtigen, aber in der Entschließung darf kein Einfluß, auch der beste nicht, sich geltend machen."

Irma wagte noch immer nicht, den Blick aufzuheben.

„Die Sache liegt so," fuhr der König fort: „Wir haben die Befugniß zur Aufnahme neuer Nonnen vorläufig suspendirt. Die Minister verlangen nun von mir, daß ich meine Genehmigung zu einer Gesetzesvorlage an die nächstens zusammentretenden Stände gebe, wodurch vor allen das Kloster Frauenwörth endgiltig auf den

Aussterbe-Etat gesetzt werde. Die Minister glauben nur damit, natürlich neben manchem Andern, gegen die immer stärker werdende Opposition Stand halten zu können."

Der König schaute bei diesen Worten auf Irma, und diese fragte:

„Und Majestät haben dem Gesetzentwurf Ihre Zustimmung gegeben?"

„Noch nicht. Ich habe keine besondere Neigung für Erhaltung der Klöster, aber ich kann doch nicht so leicht die Axt an einen Baum legen, der durch Jahrtausende erwachsen ist. Es ist die besondere Aufgabe des Königthums, Dinge zu pflanzen und zu erhalten, die über die Zeitdauer eines Geschlechts und eines Jahrhunderts hinausgehen. Und ein Frauenkloster — wie denkst Du darüber, Mathilde?"

„Ich meine, daß es einem Frauenherzen, das Alles verloren hat, nicht verwehrt sein sollte, sich der Einsamkeit und Andacht zu widmen. Doch darf ich mir vielleicht nicht erlauben, darüber zu urtheilen. Vom Klosterleben habe ich Jugendeindrücke oder vielmehr Jugendlehren erhalten, die nicht immer gerecht sein mochten. Ueber das Bestehen eines Frauenklosters, sollten wol nur Frauen bestimmen dürfen. Wie meinen Sie, Gräfin Irma? Sie sind ja in einem Kloster erzogen, und Emmy ist Ihre Freundin."

„Ja," nahm Irma auf, „ich war bei meiner Freundin in Frauenwörth, wo sie leben oder vielmehr sterben will, denn das Leben dort ist tägliches Warten auf den Tod. Es erschreckte mich auch, daß man eine vielleicht nur vorübergehende Stimmung zum unabänderlichen Lebensgesetze, ja zur Lebensbestimmung machen soll, aus der es keine Rettung mehr giebt; und doch sind viele andere heilige Institute dasselbe. Ich sehe nun, welch ein hoher schwerer Beruf es ist, König zu sein. Sollte ich jetzt bestimmen, ein Gesetz geben, ich gestehe, ich wüßte mich nicht zu entscheiden. Wenn je, so sehe ich nun, daß wir Frauen nicht zum Herrschen geboren sind."

Die sonst so klare und feste Stimme Irmas war verschleiert und zitternd. Sie war auf einen Gipfel gestellt, wo sie nicht festen Fuß fassen konnte. Sie schaute zum König auf, wie zu einem höheren Wesen. Seine Haltung war so fest, sein Auge so klar. Sie wäre gern vor ihm niedergekniеet.

„Kommen Sie näher, Graf Wildenort," rief der König jetzt.

Irma erschrak. Ist ihr Vater da? In dieser Erregung schien ihr Alles möglich.

Sie hatte in dem Augenblick ganz vergessen, daß ihr Bruder Bruno Flügeladjutant des Königs sei. Er hatte in einiger Entfernung gestanden und trat jetzt näher, um sich bei der Königin zu verabschieden, da er auf einige Zeit verreiste.

Der König ging mit der Königin davon, Irma mit ihrem Bruder. —

Das Benehmen des Königs war räthselhaft, aber er selbst hatte dafür seine Erklärungsgründe; der erste und mächtigste war ein unzerstörbares Mißtrauen. „Allen und Jedem mißtrauen" — das war die große Lehre, die ihm von Jugend auf eingeflößt worden. — „Man kann nie wissen, welche egoistische Absichten die Menschen bei allem edlen Anschein haben." Diese Lehre entsprach einem Charakterzug im Wesen des Königs; er wollte selbst sein, sich von Niemand in seinen Entschlüssen bestimmen lassen. Das ist der Kernpunkt der heroischen Natur. Darum ist ihm auch bei aller Freiheitsliebe der Constitutionalismus zuwider; er hebt die große, in sich machtbegabte Persönlichkeit auf, man soll nur Träger des Zeitgeistes oder, noch tiefer, Vollstrecker der öffentlichen Meinung sein. Das widersprach seinem starken persönlichen Bewußtsein. Wenn nun irgend Jemand ihn zu einer Meinung und Entschließung drängen wollte, war er mißtrauisch, er war es selbst gegen Irma. Sie weiß es gewiß selbst nicht, daß sie Werkzeug einer Partei ist, aber sie ist es, wahrscheinlich, ja gewiß; man hat ausgekundschaftet, daß sie viel bei ihm gilt und nun den Klostereintritt Emmy's benützt, um ihn zur Entscheidung zu drängen. Das will er nicht dulden, selbst Irma sollte fühlen, daß er sich zu nichts von einem fremden Menschen bestimmen lasse, auch von der schönen Freundin nicht. Alte Zeiten können nicht wiederkehren; sie finden einen neuen Menschen in ihm, der keinen Fraueneinfluß auf die Staatsgeschäfte duldet.

Aus diesen ineinander laufenden Erwägungen von Mißtrauen und Selbstherrlichkeit hatte der König bis jetzt von dem an ihn

gerichteten Briefe Irmas geschwiegen, und nun endlich in der eben vernommenen Weise gesprochen.

Auf dem Wege mit seiner Gattin genoß der König noch den Triumph, den er über die Frauen errungen, selbst über die, die er so starken Geistes glaubte. Er sprach wiederholt von den Bitten Irmas wegen ihrer Freundin und wie er sich dadurch nicht bestimmen lasse; es schimmerte eine Mißlaune gegen Irma durch. Die Königin pries die Freundin mit innigen Worten. Der König lächelte.

Drittes Capitel.

„So gieb mir doch endlich Antwort," sagte Bruno zu seiner Schwester. „Bist Du bereit?"

„Ach, bitte, ich war zerstreut. Was sagtest Du?"

Bruno sah seine Schwester groß an: Irma hatte in der That nicht gehört; sie räthselte über das Benehmen des Königs. Er hatte ihr offenbar in der gehaltensten Weise zu verstehen gegeben, daß er in Regierungshandlungen sich von Niemand beeinflussen lasse. Irma fiel es jetzt ein, daß der Ton ihres Briefes aus dem Kloster doch sehr ungehörig war; sie dankte im Innersten dem edlen großen Manne, der ihr etwas zu vergeben hatte und so schön vergab. Sie dankte ihm doppelt, daß er sich durch ihr kindisch heißes Drängen nicht bestimmen ließ; sie selbst war zweifelhaft, was zu thun sei, und ihr erstes Denken, daß der Staat wohl verpflichtet sei, ein bindendes Gelübde zu verhindern, erschien ihr jetzt wieder als das gerechte.

„Bitte," wiederholte sie gegen ihren Bruder, „wünschest Du etwas von mir?"

„Du mußt mich morgen begleiten," sagte Bruno. „Wir verreisen; ich habe bereits Urlaub und die Königin wird Dir auch solchen geben."

„Mit Dir verreisen? Wohin?"

„Zu meiner Verlobung."

„Doch nicht —"

„Allerdings, mit der Schwester des Königs, nenne es Halb=

schwester, oder Viertelschwester! Baronesse Arabella von Steigeneck freut sich, Dich kennen zu lernen."

Irma schaute nieder. Das war ja die älteste Tochter der vom hochseligen König in den Adelstand erhobenen Tänzerin. Sie sprach vom Eindruck, den diese Verbindung beim Vater machen mußte; aber Bruno scherzte wohlgelaunt: er und seine Schwester hätten sich ja vom Vater getrennt, der die Marotte hegt, ein gemeiner Bürgerlicher sein zu wollen. Bruno fühlte, daß dieser Ton Irma verstimmte und ging in einen andern über, indem er darlegte, wie unfrei und hart es sei, eine so liebenswürdige Dame, wie Baronesse Arabella, die aus königlichem Blut stammt, einiger Unzuträglichkeiten wegen gering zu achten. Er traf eine anklingende Saite, indem er es, abgesehen von persönlichem Wunsche, als Pflicht Irmas darstellte, Arabella vorurtheilsfrei und mit Freundlichkeit entgegen zu kommen. Er schloß mit der Wendung:

„Du bist so liebevoll gegen die einfältige Bäuerin, die Amme des Kronprinzen. Es ist wohlfeil, Humanität zu üben gegen Menschen aus dem Volke; zeige sie auch hier! Hier findet sie schönere und bedeutungsvollere Anwendung."

„Es freut mich, Dich auf solchen Gedanken zu finden," erwiderte Irma und sah ihren Bruder mit erheitertem Blicke an.

Bruno frohlockte. Er hatte den richtigen Köder gefunden. Er fand aber auch in der That einen flüchtigen Genuß im Gespräche über Erhebungen des Menschengeistes zu wahrem Edelsinn. Irma war willig zu der Reise, und als sie sich bei der Königin beurlaubte, und auch diese in leisester Andeutung ein Befremden über die Heirath Brunos kundgab, zeigte sich Irma als so eifriger Anwalt der Humanität, daß die Königin nicht umhin konnte, ihr zu sagen:

„Sie sind und bleiben ein tiefedles Herz."

Irma küßte mit Inbrunst die dargereichte Hand.

Man reiste ab. Neben Brunos beiden Privatdienern und dem Jockey Fritz, dem Sohne Baums, reiste auch Vater Baum mit, er ist eben immer und bei Allem dabei.

Auf dem Wege war Bruno voll sprudelnder Laune. Wie ein Feinschmecker liebte er auch gemüthliche Scenen; er spielte vortrefflich

Clavier, und auch bisweilen ein sentimentales Adagio; sentimental erschien ihm Irma. Bald aber hatte er genug des schmelzenden Tones und in seine keckscherzende Weise übergehend, rief er:

„Ich bin besser, als die ganze Cavalierswelt um uns her. Du lächelst? Du denkst, was muß das für eine Cavalierschaft sein, wo Du der bessere bist? — Ja, Schwesterchen Krimhilde, und doch ist es so. Ich gestehe mir ganz ehrlich, daß ich diese Dame nur heirathe, um möglichst flott zu leben. Bin ich nun nicht besser als Alle, die in diesem Verhältniß etwas heucheln würden?“

„Wenn Du das besser nennst, allerdings; aber ich glaube doch, Du schämst Dich nur Deiner Liebe, Du möchtest nicht für sentimental gelten.“

„Danke, Du bist eine tiefe Menschenkennerin.“

Es war Bruno erwünscht, daß seine Schwester an seine wirkliche Liebe glaubte; das giebt seinem und ihrem Benehmen viel mehr natürlichen Halt. Er lächelte sehr verschämt und erröthete.

Die Baronin Steigeneck wohnte in einem kleinen Städtchen in dem Schlosse, das ehemals der Ruhesitz einer Schwester des letztverstorbenen Königs gewesen.

Man kam auf dem Schlosse an. Auf der großen Mauer, von der es umgeben war, stand ein schöner Pfau, der die Luft weit umher mit seinem Geschrei erfüllte.

Die Zimmer für Irma und ihren Bruder waren bereit. Man kleidete sich um. Bruno erschien in Paradeuniform mit seinen Orden. Man wurde nach dem Salon der Baronin Steigeneck geführt. Zwei Diener öffneten die Flügelthüren. Die Baronin in ausgesucht einfacher Kleidung ging dem Geschwisterpaar bis an die Thür entgegen und verbeugte sich sehr zierlich. Bruno küßte sie und umarmte dann seine Braut, eine schöne volle Gestalt. Er stellte sie seiner Schwester vor, Irma umarmte und küßte sie.

Das Schloß war mit Pracht, freilich mit etwas bunter und greller, ausgestattet; es war mehr Schaustellung als Wohnlichkeit darin. Das lebensgroße Bild des hochseligen Königs paradirte im großen Saal.

Irma war anfangs erschreckt, als sie die alte Baronin sah. Im

Boudoir der Baronin hingen noch die Bilder, die sie als jugendlich üppige Tänzerin zeigten; sie war eine reizend schöne Erscheinung gewesen, und als Psyche, als Eros, als Geisterkönigin abgebildet, in kühnen Attituden — und jetzt diese schwerfällige Gestalt mit den gewaltsam gespannten Mienen. Ihre Hauptbeschäftigung war Kartenspiel, Irma sah hier zum Erstenmal im Freien unter Bäumen und beim Gesang der Vögel stundenlang Karten spielen. Was wären viele Menschen, wie unausfüllbar ihr Leben, wenn es keine Spielkarten gäbe. —

Singen und Musiciren, denn auch die Baronesse Arabella sang schön, fröhliches Tafeln und Ausfahrten in die Umgebung füllte die Stunden heiter aus. Irma konnte nicht umhin, sich immer die Diener anzusehen und sich in deren Gedanken zu versetzen, wie es solchen Menschen zu Muthe sein muß, was sie eigentlich denken, daß sie einer solchen Herrin dienen; aber sie sah hier die gleiche Ehrerbietung wie am Hofe, und im Städtchen stand bei den Ausfahrten Alles still und zog den Hut ab, denn die Baronin brachte Leben und Geld in das Städtchen. Alles in der Welt, auch Ehrerbietung ist zu kaufen.

Drei Tage vergingen rasch. Die Baronin Steigeneck hielt einen kleinen Hof, dem Anschein nach sehr bescheiden; ein alter, aber äußerst beweglicher französischer Legitimist war die besondere Zierde dieses Hofes und es wurde ausschließlich französisch gesprochen.

Die förmliche Verlobung wurde bald durch den Notar festgesetzt, den Bruno aus der Residenz mitgebracht; er hatte seine gemessenen Instructionen und die alte Baronin hatte einen schweren Stand. Es waren da so verteufelt festgenietete Paragraphen über Todesfall und Trennung. Bruno hatte sich gesichert. Die Baronin sprach schäkernd über Liebe und wie sie solchen Enthusiasmus in der Gegenwart gar nicht mehr vermuthet hätte; Bruno stimmte ein, und Beide wußten doch, daß Alles sich nur ums Geld handle.

Arabella war eine wohlerzogene Dame, und dabei von jener Bildung, die sich von Lehrern kaufen läßt. Arabella sang, zeichnete, sprach drei fremde Sprachen, die sie auf Geheiß der Mutter paradiren lassen mußte — aber in Allem merkte man das Angelernte.

Auch gelesen hatte Arabella mancherlei, wenn man indeß von diesem und jenem Buche sprach, wollte sie es nicht kennen, denn da und dort kamen Verhältnisse vor, die auf sie, auf ihre Mutter Anwendung haben konnten.

Irma war überaus freundlich gegen ihre Schwägerin, und Bruno dankte ihr mit aufrichtiger Herzlichkeit. Dennoch war's Irma innerlich bang. In diesem Hause herrschte ein eigener Zauberbann, es ist wie im Märchenlande, die Menschen gehen herum und lachen und scherzen, singen und spielen, aber ein einziges Wort dürfen sie nicht nennen; wird das genannt, so versinkt das Schloß mit all' seinen prunkenden Herrlichkeiten, und das Wort heißt: „Vater."

Irma aber mußte gerade hier am meisten an ihren Vater denken. In der Stille begann sie einen Brief an ihn zu schreiben; sie schaute sich um, als sie auf ihrem Zimmer sitzend die Worte schrieb: „Lieber Vater!" Sie hielt es für ihre Pflicht, sie konnte es füglicher als Bruno, dem Vater diese Verlobung anzuzeigen, und seine Humanität für die mit Glücksgütern ausgestattete Unglückliche anzurufen. Noch nie hatte sie so viele Briefanfänge zerrissen und ins Feuer geworfen; sie brachte den Brief nicht zu Stande und faßte schließlich den Vorsatz, erst von der Sommerburg aus an den Vater zu schreiben. Aber ein Verlangen, von Eltern zu sprechen, konnte sie nicht los werden, und als Baum jetzt einen Auftrag an sie brachte, hielt sie ihn auf mit der Frage:

„Baum, haben Sie Ihre Eltern noch?"

„Nein."

„Haben Sie dieselben lange gekannt?"

Baum antwortete hustend mit vorgehaltener Hand: „Meinen Vater gar nicht und meine Mutter ... meine Mutter ... wurde mir schon lange entrissen."

Unter der vorgehaltenen Hand biß sich Baum auf die Lippen und wagte endlich äußerst behutsam die Worte auszusprechen:

„Darf ich fragen, gnädige Gräfin, warum Sie mich das fragen?"

„Ich habe ein Verlangen, die Lebensschicksale Derer zu kennen, die ich persönlich kenne."

Baum nahm die Hand vom Munde weg und sein Gesicht war wieder glatt, ausdruckslos.

In den Tagen, welche man auf dem Schlosse der Baronesse Steigeneck blieb, war Alles stets in maßvollster Haltung. Nur ein Einzigmal fühlte sich Irma verletzt, denn die alte Dame — man nannte sie gnädige Frau — erklärte den Bräutigamszustand für die albernste aller Convenienzen; das Natürlichste und Angemessenste wäre, sofort in der Stunde der Verlobung zu heirathen.

Eine eigenthümliche Veränderung ging dabei in den Mienen der alten Dame vor; Irma erschrak vor dem Ausdrucke dieses Gesichtes, und dieser Schreck blieb, so daß Irma innerlich schauderte, als die Baronin sie beim Abschied umarmte und küßte.

Irma saß schon lange im Wagen, als Bruno endlich kam und nochmals seiner Braut, die am Fenster stand, Kußhände zuwarf.

Als man davon fuhr und Irma wieder mit ihrem Bruder allein im Wagen saß, sagte sie laut und mit wunderbarem Ausdrucke:

„O Vater, Vater!“

Sie athmete tief auf, als ob ein Zauberbann von ihr genommen wäre.

„Was hast Du?“ fragte Bruno.

Irma wollte ihm nicht sagen, was sie empfand, sie entgegnete nur:

„Sobald wir wieder im Schlosse angekommen sind, müssen wir dem Vater schreiben, oder es wäre besser, Du reisest zu ihm. Laß Dich, wenn's sein muß, von ihm schelten; er bleibt doch der Vater und er wird Dir wieder gut sein und alles Geschehene anerkennen.“

„Es ist besser, wir schreiben,“ meinte Bruno.

„Nein!“ rief Irma und faßte seine beiden Hände, „Du mußt es Arabella zu lieb thun.“

„Ihr zu lieb.“

„Ja, ich wünsche ihr das beste Glück; ich möchte, daß sie im Leben auch einmal Vater sagen könnte.“

Bruno zuckte zurück. Nach einer Weile sagte er: „Laß uns leise sprechen. Ich glaube, Du weißt, wie Du mich in's Tiefste getroffen. Arabella konnte nicht Vater sagen, sie wird es auch jetzt nicht können.

Du bist stark genug, Irma, der vollen Wahrheit ins Antlitz zu schauen. Was knüpft das unauflösliche Band zwischen Vater und Kind? Nicht die Natur allein, auch die Geschichte. Unser Vater hat durch Ablegung unseres Standes Vater und Mutter und die große Reihe unsrer Ahnen verleugnet. Er hat die feste strahlende Kette zerrissen, die uns durch ihn an unser Geschlecht schloß. Wir haben den unterbrochenen Zusammenhang wieder aufgenommen, aber der Vater ist dadurch von uns getrennt, er hat sich selbst von uns geschieden. In dem Sinne wie Du es meinst, können auch wir nicht Vater sagen."

Irma wurde blaß. So hatte sie sich's noch nie gedacht und sie hatte nie geahnt, daß Bruno sich auf einen Gedanken stützen könnte; sie glaubte sein Leben stände nur auf Leichtfertigkeit. Jetzt erst sah sie die tiefe Kluft. Sie wollte erwidern, daß der Vater ja allem Edlen getreu sei, das die Besten der Vorfahren ihm überliefert, und wie er nur die äußerliche Bevorzugung des Standes abgelegt. Aber zum Erstenmal fühlte sie, daß sie dem Bruder nicht Stand halten könnte. Sie selbst hatte sich ja auch vom Vater getrennt. Sie schwieg. Stundenlang fuhr man lautlos dahin.

Die beiden kamen auf der Sommerburg an. Irma dankte Jedem, der ihr zur Verlobung ihres Bruders Glück wünschte, äußerst verbindlich. Sie hatte eine eigene Befangenheit vor dem Hofjuwelier, der mit zahlreichen Schmuckkästchen auf das Schloß entboten war. Sie sollte in Gemeinschaft mit Bruno einen reichen Schmuck für die Braut auswählen; sie that es, aber sie willfahrte nicht, den Schmuck sich anprobiren zu lassen; ihr Kammermädchen mußte sich nacheinander mit vielen Schmuckstücken behängen lassen, und schließlich wurde ein reicher Diamantenschmuck gewählt und sofort an die Braut geschickt.

Viertes Capitel.

Irma gewann ihre Heiterkeit wieder und war der übermüthige Kobold des ganzen Hofes, neckisch gegen Alle, nur gegen Oberst Bronnen nicht; diesem allein zeigte sie sich stets ernst und gehalten. Sie

ritt viel aus und begleitete oft den König auf die Jagd; auch andere Hofdamen meldeten sich gern dazu. Der beginnende Herbst machte die Tage frisch, und an reicher Mannigfaltigkeit fehlte es nie. Die Königin mußte zu Hause bleiben. Sie hatte Walpurga mit dem Kinde viel um sich und war überaus glücklich mit jeder neuen Regung der Kindesseele. Der Knabe kannte die Mutter bereits und wußte schon Zeichen des Verständnisses zu geben; sie bedauerte nur den unruhigen Geist ihres Mannes, dessen Natur immer neue Bewegung und gewaltsame Aufregung erheischte; er versäumte so viel schöne Seelenblicke des Kindes.

Es wurde jetzt oft im Walde und auf den Bergen gespeist, wohin die Speisen und Geräthschaften mittelst Maulesel schnell gebracht und ebenso wieder weggeschafft wurden. Es war dies eine Erfindung des Baron Schöning, auf die er sich nicht wenig einbildete, und es war in der That fast zauberisch überraschend, wenn plötzlich mitten im Walde oder auf einer Anhöhe mit schöner Fernsicht eine königliche Tafel gedeckt dastand, und ebenso plötzlich Alles verschwunden war.

Seit seiner Rückkehr vom See benahm sich Baron Schöning gegen Irma mit besonderer Zartheit. Es war so viel Schonung und Rücksicht in seinem Benehmen, als hätte er Irma einen Korb gegeben, und nicht sie ihm, und in der That war es ihm jetzt, als wäre er der entschieden Verneinende gewesen; es kam ihm wie Wahnsinn vor, daß er je an den Heirathsantrag gedacht. Dabei machte jetzt der Baron den Versuch, sich etwas Würde beizulegen, natürlich mit großer Behutsamkeit, denn man darf sein eigenes früheres Benehmen doch nicht geradezu widerrufen. Damals, als er zu Irma sagte, der Hof glaube mit ihm zu spielen, während er mit dem Hofe spiele, war die kühne Wandlung noch nicht wahr, denn damals ging sie ihm erst auf.

Schöning war eine seltsame Figur am Hofe. Er hatte sich anfänglich der Diplomatie widmen wollen, ging aber bald davon ab und wurde Landschaftsmaler, brachte jedoch auch hier nichts Rechtes zuwege, und es wurde nicht schwer, ihm eine Hofstellung zu verschaffen. Er ward Mitglied der königlichen Gartendirection und Kanzleichef beim Hofmarschallamte, daneben natürlich auch Kammerherr.

In vertrauten Stunden und zu vertrauten Freunden — dies

waren aber alle Männer und Frauen am Hofe — sprach er gern von seinem eigentlichen Berufe zur Kunst, den er nur um des Königs willen, den er über Alles liebe, aufgegeben; das sei der Adel dem Monarchen schuldig, behauptete er. Eine Landschaft von ihm mit dem Heimathsee der Walpurga hing im Sommerschloß; das Bild war schön, böse Zungen aber behaupteten, einer seiner Freunde auf der Akademie habe die Landschaft, ein anderer die Staffage gemalt.

Auf den Gebirgsfahrten bewies nun Schöning besondere Aufmerksamkeit gegen Irma, und diese konnte ihren ganzen Muthwillen an ihm üben, denn das war am Hofe ausgemacht: ein Liebesverhältniß mit Schöning konnte man nicht haben, er war nur zum Spaß für Alle da, und er verstand Spaß, sowohl ihn zu üben, als an sich üben zu lassen.

Oft hätte sich Schöning gern von den Ausfahrten zurückgezogen, er fühlte, daß es ihm nicht gelinge, die Würde zu erlangen, die er erstrebte. Aber er konnte nicht zurückbleiben, selbst vorgeschütztes Unwohlsein half nicht; wenn Schöning nicht bei den Ausfahrten war, fehlte ein Zielpunkt der Heiterkeit. Was wollte er thun? Er machte lieber gute Miene zum bösen Spiel und ging scheinbar freiwillig mit.

Schöning und Baum, so verschieden auch ihre Stellungen, waren unentbehrlich.

Baum galt für den beliebtesten Diener am Hofe; er hatte das Glück, überall und zu Allem verwendet zu werden; wenn es eine Landpartie gab, wenn man im Walde speiste, bei einer Wasserfahrt, immer war Baum dabei, und wie Schauspieler sich kränken, wenn sie nicht genugsam beschäftigt werden und sich nicht in großen Rollen zeigen können, so sind auch die Lakaien eifersüchtig darauf, recht oft verwendet zu werden. Es verstand sich daher von selbst, daß Baum seine Günstlinge hatte, die er bei Gelegenheit dem Hofmarschall anpries, und diese folgten ihm wie einem natürlichen Oberen. Den Shawl der Königin, oder den Paletot des Königs wußte Niemand so zu tragen, wie Baum; die Kleidungsstücke auf seinem Arme sagten fast: Ach, wie warm sind wir, wie weich und lind, befehlen die Herrschaften nur und wir sind bereit, Sie zu schützen und zu wärmen.

Die Abende waren heiter. Nach dem Thee ging man in der Regel

in den innern Schloßhof, wo die Thiere, die man geschossen, auf den Boden gestreckt lagen, und betrachtete sie nochmals bei Fackelschein. Die Königin ging stets nur ungern mit, das geschossene Wild anzusehen, aber sie ging, um nicht sentimental zu erscheinen. Der König war wohlgemuth durch das Jagdglück. Dann kehrte man wieder in die offenen Säle zurück, es wurde musicirt und gesungen, auch bisweilen vorgelesen und Karten gespielt, Irma war auch eine der besten Billardspielerinnen, die dem König manche Partie abgewann. Es war eine schmiegsame und biegsame Anmuth, eine knospenhafte Gedrungenheit in allen ihren Bewegungen; wie sie sich über das Billard beugte, wie sie sich wendete, wieder umherging, die Queue in der Hand wie ein Wurfgeschoß — jede Stellung und Haltung war würdig von Künstlerhand festgehalten zu werden.

„Wie schön sie ist!" sagte oft die Königin zu ihrem Gatten. Er nickte und es gab viel Scherz in dem großen Billardsaal. Bevor man sich am Abend trennte, versammelte sich die engere Hofgesellschaft regelmäßig nochmals wie zu gemeinsamem Ausruhen und zu gemeinsamer Erinnerung, denn an jedem Abend wurde die Chronik des vergangenen Tages vorgelesen. Baron Schöning führte diese Chronik schon seit Jahren, und zwar in Versen und, was noch besser mundete, im hochländischen Dialekt. Gräfin Irma kam darin sehr viel vor, sie hatte den Namen „Felsenjungfrau;" alle kleinen Ereignisse wurden da anmuthig zugestutzt und mit einem milden Scherze versetzt, der bei der Kenntniß der Persönlichkeiten stets Heiterkeit erregte. Der König hieß in der Regel Nimrod oder auch Artus; auch der Hunde ward nicht vergessen und eine stehende Redensart hieß: „Die Nährmutter Walpurga hat viel gegessen und Romulus viel getrunken, die Tante Charpie, so hieß Mamsell Kramer, hat den Anfang ihrer Stammesgeschichte erzählt, das Ende aber noch nicht."

Wenn die höchsten Herrschaften sich zurückgezogen hatten, blieb der Hofstaat noch in beliebigen Gruppen beisammen; Irma wandelte oft lange mit dem Leibarzt auf eine nahe Anhöhe oder in das offene Thal. Gunther lehrte sie Sternbilder kennen, und hier in stiller Nacht schloß er ihr die großen Gesetze alles Lebens auf, wie sich jeder Weltkörper in der Unendlichkeit bewegt, angezogen und abgestoßen, wodurch

keiner den vollen Kreis beschreibt. Sie kamen dabei oft auf Irmas Vater zu sprechen, und der Leibarzt behauptete, Eberhard könne seinen Kreis streng vollenden, weil er sich vereinsamt habe; er selbst dagegen habe im Leben stehen müssen und könne nur eine elliptische Bahn ziehen, er sei Arzt, müsse auf Andere wirken und könne sich der Wirkung Anderer nicht entziehen. In die Geheimnisse der Unendlichkeit vertieften sich da der Mann und die Jungfrau, und sie vergaßen sich selbst, bis die Müdigkeit des Körpers sie gemahnte, heimzukehren und Ruhe zu suchen.

Irma sprach auch viel davon, wie sie im Winter oft bei der Familie Gunthers sein wolle; die junge Wittwe mit ihrem Kinde wohnte wieder ganz beim Vater.

Irma ging fast nie zu Bette, bevor sie bei Walpurga gewesen. So leise sie auch eintrat, Walpurga fühlte jedesmal ihre Nähe und erwachte, wenn sie schon eingeschlafen war; meist aber wartete sie wachend. Dann saßen sie noch eine Weile beieinander und Walpurga hatte stets viel von ihrem klugen Prinzen zu erzählen, noch mehr aber von der guten Königin.

Die Tage wurden kürzer, die Abende länger; die Gärtner hatten viel zu thun, die abfallenden Blätter aus den Wegen zu harken, bevor Jemand vom Hofe erwachte. Es hieß, daß man bald das Sommerschloß verlasse, um nach der Hauptstadt überzusiedeln.

Der König zog schon voraus dahin. Er eröffnete in Person, umgeben von einem neuen Ministerium, dessen Präsident Schnabelsdorf geworden, den Landtag.

Der Leibarzt sprach gegen Irma sein Bedauern aus, daß der König einen folgenschweren Schritt gethan, indem er ein reactionäres und streng kirchliches Ministerium berufen; er eiferte in gemessenen Ausdrücken, aber um so entschiedener gegen die Klosterromantik. Irma hatte nicht den Muth, zu bekennen, wie viel sie daran Schuld sei, und sie tröstete sich, daß der König ja ausdrücklich und noch dazu im Beisein der Königin jede Beeinflussung abgewehrt hatte. Zum Erstenmal aber stieg in ihrer Seele ein innerer Widerspruch gegen den Leibarzt auf, er galt ihr für unfrei, er hatte den Fanatismus des Unglaubens; der schöne Schmuck des Lebens, der Gemüths-

schwung, war ihm fremd und er verdammte sie gern mit den verketzernden Worten Romantik und Sentimentalität. Nur noch höher erschien ihr der König, wie er selbständig und fest gegen den Strom der Tagesmeinung steuert; das was sie einst im Briefe an Emmy ausgesprochen, wurde ihr immer klarer: nur ein König und solch ein Mann hat den umfassenden großen Blick und läßt sich von keinem Schulsystem einfangen; auch die Logik ist nur ein Theil des Menschengeistes, den ganzen Geist hat nur ein ganzer Mensch.

Selbst ein Freund und Mann wie der Leibarzt mußte zurücktreten und erschien klein gegen den Einen.

Walpurga war wegen des abermaligen Umzuges voll Unruhe. Sie klagte Irma, daß dies doch ein schreckliches Leben sei: „Das ist ja ein immerwährendes Leben in der Kutsche und man wird nirgends recht fest und getreu; ich mein', es ist ungetreu, so zu kommen und zu gehen. Freilich, man treibt auch das Vieh von der Alm, wenn abgegrast ist, aber das liebe Vieh ist doch was anderes als die Menschen, und mein Prinz dauert mich, daß er aus seiner Jugend nichts mitnehmen kann, wenn er älter wird; der kann nicht sagen: Hier bin ich ganz daheim gewesen und da sind Bäume, die haben geblüht und Früchte getragen und dann ist Schnee darauf gefallen und dann ist's wieder Frühling worden. Und wenn das arme Kind das nicht hat, bei was ist es dann daheim?"

Beim Frühstück erzählte Irma die Klage der Walpurga und sie fand dieses sich Einleben in die Natur, diese Treue gegen leblose Gegenstände tief ergreifend und poetisch; aber die Herren und Damen im Frühstücksaal begriffen gar nicht, was darin denn Poetisches sei, das sei ja nichts als Beschränktheit. Baron Schöning trat vermittelnd ein und erklärte, daß dies Kleben an der Scholle ein Glück für das Volk, denn nur hiedurch sei es möglich, daß einsame Höhen und Thäler bewohnt wären; die Macht der Angewohnheit sei nöthig für das gemeine Volk; der freie Mensch aber müsse sich das abgewöhnen, dadurch werde er frei, und das nur sei poetisch, was wie Pegasus auf dem Boden des Lebens stehe, aber auch freie Schwingen habe, um aufzufliegen in die höhere Region des Aethers.

Schöning schaute um sich und wollte Beifall ernten für seine tiefe

Bemerkung, aber was er mit so vielem Nachdruck vorgebracht, wurde kaum beachtet. Er hatte sich beständig zum Spaß für den Hof hergegeben, er jodelte etwas vor; nun hatte der Ernst, den er bringen wollte, keine Geltung mehr; es war fast, als wenn ein bekannter Komiker oder ein Naturbursch eine tragische Rolle spielen will. Schöning glaubte bei Irma besonderes Verständniß zu finden, aber auch sie war ihm heute nicht zustimmend; nur der Leibarzt knüpfte ein Weiteres daran, indem er sagte, daß die ewige Reisestimmung der jetzigen Menschheit ein neues Moment in der Geschichte sei, das in diesem Maße kein früheres Geschlecht gekannt habe; das Geschlecht, das schon in der Wiege die Locomotive pfeifen hört, würde ein anderes sein, aber die wirkliche Poesie sterbe nie aus und jede Mutter lerne immer neu ihrem Kinde singen und die ewige Mutter Zeit werde die Kinder eines neuen Zeitalters auch neue Lieder singen lehren, anders lautend als die der Vergangenheit, aber nicht minder voll Tiefe und Innigkeit.

Die Königin nickte dem Leibarzt zu, und ihr ganzes Antlitz erröthete, als sie sagte, sie stimme mit Walpurga überein, sie bliebe auch lieber an Einem Ort und lebte sich da fest.

Sämmtliche Herren und Damen sprachen mit lauter Bewunderung von der Königin, die so schön und innig rede; innerlich aber dachten Viele: „Du bist ebenso einfältig wie die Walpurga."

Als man von der Tafel aufgestanden, sagte die Königin zu Irma:

„Liebe Gräfin Irma, Sie müssen dergleichen nicht der ganzen Gesellschaft bei Tafel erzählen. Glauben Sie mir, es paßt nicht dahin. Die Gedanken der Walpurga sind wie frische Waldblumen; bricht man sie ab und bindet sie zu einem Strauß, so welken sie schnell; nur unsere künstlich gezogenen Blumen eignen sich zu Sträußen für den Salon, und am besten die aus Tüll und Gaze gefertigten. Erzählen Sie derartiges künftig nur mir allein," bat sie schließlich.

Irma war glücklich über dies Einverständniß. Walpurga aber war zornig auf Irma, als ihr die Königin am Mittag berichtete, was sie von ihr gehört habe. Das geht nicht, man muß nicht Alles wiedererzählen. Sie schämte sich jetzt, daß sie so einfältig sei und war scheu

und zurückgezogen vor Irma, und als sie mit ihrem Prinzen allein war, sprach sie in die Kissen hinein:

„Dir allein, Du Wanderbursch, will ich künftig Alles sagen. Du bist der Gescheidteste im ganzen Haus und der einzig Verschwiegene. Gelt, Du sagst Niemand etwas?"

Walpurga war voll Unruhe, der Umzug lag ihr immer im Sinn; erst Baum verstand es, sie einigermaßen zu beruhigen, er sagte:

„Sei doch gescheidt! Was gehen Dich die Möbel und die Bäume und Alles hier an? Das bleibt für sich da. Du setzest Dich in den Wagen und fährst in die Stadt, und dann bist Du da und Alles, was Du brauchst, es giebt schon Hände und Füße genug, die das Alles laufen machen."

Walpurga ward ruhiger. Man wartete nur den ersten sonnigen Tag ab, und die Königin und der Prinz und Walpurga und das Gefolge fuhren nach der Residenz. Die Sommerburg war einsam und öde, die Blätter fielen auf die Wege im Park und wurden nicht mehr weggekehrt, die großen bunten Lampen auf der Veranda wurden in sicheres Gewahrsam gebracht, vor die großen Fenster wurden Strohdecken geheftet. Das Sommerschloß schlief dem Winter entgegen und derweil ging neues Leben im Residenzschloß auf.

Fünftes Capitel.

Das königliche Residenzschloß stand mitten in der Stadt, nicht von Wall, nicht von Graben umschlossen; die Fenster blickten auf das bewegte Leben der Straßen hinab, und doch war's, als wenn das Schloß auf einem befestigten Berge stände, und weit hinaus sich Vorwerke breiteten zu Schutz und Trutz. Von dem, was die Tausende in der Stadt bewegte, drang nur selten und verworren ein Ton da herauf. Hunderte von Menschen, vom untersten Küchendiener bis hinauf zum Hausminister, bildeten Wall und Graben, um nur dasjenige, dem man Einlaß gewähren wollte, zur Allerhöchsten Person Seiner Majestät bringen zu lassen.

Der König war voll glänzender Laune, aber es war etwas Ge-

waltsames in seiner Fröhlichkeit, eine Unruhe, die ihn an keiner einzelnen Sache haften ließ. Immer Wechsel, buntes Treiben, vom Morgen bis zum Abend.

Wenn man den König auf Gewissen gefragt hätte, er würde mit aufrichtigem Herzen betheuert haben: Ich liebe die Verfassung, ich bin ihr treu. Und doch war im tiefsten Grunde seiner Seele ein unbezwinglicher Widerstand gegen dieselbe — sie beschränkte die volle Individualität. In gleicher Weise liebte er seine Frau und huldigte er der Freundin mit starker Herzensneigung, aber wie durch kein Gesetz, so wollte er auch durch keine Neigung beschränkt sein — das behindert die freie Entfaltung und volle Blüthe der Individualität. Jeder Anspruch eines Gegenüberstehenden, sei es die Staatsverfassung, sei es ein befreundetes Gemüth, empörte ihn wie eine Unterjochung. Er wollte vollkommen frei sein und doch Gesetz und Liebe dabei nicht missen. Er konnte der Zustimmung nicht entbehren, aber er mochte ihm nicht das Recht des Widerspruchs zugestehen. Er wollte die altgewohnte Liebe des englischen Volkes zu seinen Herrschern auch in seinem Lande, aber er wollte dabei nach persönlichem Ermessen handeln. Er studirte die Verfassungsgesetze, aber er neigte zu Interpretationen, die sie illusorisch machten. Er liebte die Verfassung wie er seine Gattin liebte, er schätzte ihre Tugenden, er wollte ihr treu sein und doch der freien Neigung nicht entsagen.

Die Zeitungen gelangten nur in der Form eines in der literarischen Hofküche bereiteten Auszuges vor die Augen des Königs. Er ließ sich die stenographischen Berichte der Kammerverhandlungen in sein Cabinet bringen, aber sie lagen größtentheils ungelesen dort. Es gab zuviel zu thun, zu vielerlei ceremoniellen Empfang, Paraden und Exercitien. Das neue Zeughaus war unter Dach gebracht, es war ein geschmackvoller Bau geworden, und jetzt ging es an die Verzierung desselben. Der König selbst hatte einige Zeichnungen dazu entworfen.

Die großen Herbstmanöver wurden in der Nähe der Residenz abgehalten, und es wurde viel von einer Neuerung gesprochen, welche die Soldaten begeisterte. Die Königin erschien zu Pferde in der Uniform des Regiments, das ihren Namen trug, und neben ihr ritt Irma, gleichfalls in der Regimentsuniform; die Königin sah wie die

Schutzpatronin, Irma mit ihren frohlockenden Mienen wie die wirkliche Anführerin der Bewaffneten aus. Der Jubel der Soldaten ging weit über das Commando hinaus, und wollte gar nicht enden.

Der Oberst Bronnen war voll enthusiastischer Herzlichkeit gegen Irma. Es hieß allgemein, daß er bald nach dem Manöver um ihre Hand werben werde, ja Manche behaupteten, die Verlobung habe schon heimlich stattgefunden; der Vater Irmas, der alte Menschenfeind, wolle nur seine Einwilligung noch nicht geben, aber im nächsten Monate würde die schöne Gräfin majorenn. Eine schönere Frau Oberst konnte sich kein Regiment wünschen.

Irma lebte im vollen Taumel des Glückes. Sie wußte nichts davon, daß die Welt sie verlobte. Wenn sie dem Leibarzt begegnete, sagte sie ihm: „Ach, täglich will ich zu Ihrer lieben Familie, aber ich werde immer abgehalten. Morgen oder übermorgen aber komme ich gewiß.“

Es vergingen Wochen, ehe sie den Besuch abstattete, und als sie vorfuhr, meldete der Diener, daß die Familie ausgegangen sei. Irma nahm sich vor wiederzukommen, aber bald erschien es ihr ungehörig, daß sie nicht wieder besucht wurde; sie wartete und ließ endlich die Beziehung ganz fallen. Es ist doch besser, man bleibt in einer und derselben Sphäre; dazu war Trauer im Hause des Geheimraths, und Irma war nicht zur Trauer gestimmt. Der Leibarzt selbst erschien ihr jetzt unfrei, denn er hatte ihr gesagt:

„Die meisten Menschen, auch die Erwachsenen und sogar die Bewußten, leben ihre Freuden aus wie die Kinder; das tollt, das scherzt, neckt und springt, bis die Lustbarkeit, gesättigt, in das Gegentheil von Freude umschlägt und zuletzt ein Ende mit Weinen nimmt.“ Irma vermied jede fernere Erörterung mit dem Leibarzt.

Es waren Regentage eingetreten, man konnte die Stuben nicht verlassen, und Walpurga ging wie gefangen umher, sie jammerte immer nach dem Sommerschlosse, obgleich man auch dort jetzt das Haus nicht hätte verlassen können. „Der Ohm hat Recht,“ sagte sie scherzend zu Mamsell Kramer, „der hat damals bei der Taufe gesagt, ich sei eine Kuh, und ich kann mir jetzt denken, wie es einer Kuh zu Muthe ist, die von der Alm wieder zu Thal in den Stall kommt.

Der Grubersepp daheim hat eine Alm, und da schreien seine Kühe allemal, wenn sie eingetrieben sind, drei Tage lang und wollen nicht fressen. Wenn ich nur wüßt', wie's daheim ist, wenn ich nur wüßt', daß sie mein Kind gut im Hause halten. Aber ich will jetzt gleich schreiben."

Walpurga schrieb einen kläglichen Brief nach Hause, voll Sorge und Kummer, und sie ward erst wieder ruhig als gute Nachricht kam.

In den Gemächern des Kronprinzen war's bei trübstem Wetter als ob der helle Tag erschiene, wenn Irma eintrat. Es verging selten ein Tag, an dem sie nicht kam, doch waren ihre Besuche jetzt kürzer; sie sagte, daß sie viele Vorbereitungen zu treffen habe zur Hochzeit ihres Bruders.

„Ich freue mich, da Ihren Vater zu sehen," sagte Walpurga einmal, „das muß ein prächtiger Mann sein, der so schöne und brave Kinder hat."

Irma griff ans Herz, es zuckte darin.

„Wenn mein Vater kommt, bringe ich ihn Dir," sagte sie beschwichtigend; der Anruf der einfachen Frau hatte ihr all' die glänzenden Festlichkeiten wie mit Asche bestreut.

Sie war öfters in der Stadt, machte allein oder mit ihrem Bruder die Einkäufe für eine volle, üppig ausgestattete Häuslichkeit. Was für die Kinder Blumenpflücken im Walde, das ist für die Frauen in den großen Städten das Einkaufen in den Gewölben. Von Kaufladen zu Kaufladen wandern, vergleichen, wählen, sich aneignen — es ist auch wie Blumenpflücken. Irma war Kind und Weltdame genug, um daran ihre Freude zu finden, und sie befriedigte zugleich eine gewisse Schaffenslust, indem sie ein Haus mit kahlen Wänden ganz neu und selbständig nach eigenem Geschmack, nicht blos mit fertigem und gekauftem herstellte. Die Handwerker und Kaufleute übertrieben nicht, wenn sie sagten, daß ihnen solch feines Verständniß und solche überraschende Anordnungen noch nicht vorgekommen. Irma war nicht, wie man es so nennt, liebenswürdig und huldvoll gegen die Menschen, sie war einfach leutselig; sie entschuldigte bei Kaufleuten und Handwerkern nicht die Mühe, die sie ihnen machte, das ist ja ihr Beruf, aber sie sprach achtungsvoll mit ihnen, lobte aufrichtig,

wo sie keinen Sinn fand, und dankte für Belehrung, wo sie falsche und übertriebene Anforderungen gestellt hatte.

Hätte Irma hören können, wie in Werkstätten und Kaufläden, von Näherinnen, Handwerkern und Kaufleuten ihr Lob in den verschiedensten Ausdrucksweisen laut wurde, sie hätte ihre herzliche Freude daran gehabt.

Nur war es ihr höchst auffällig, daß alle Leute sich so oft versprachen und die Hauseinrichtung ihre eigene, nicht die ihres Bruders nannten.

Die Hochzeit wurde gefeiert. Irma hatte nicht Gelegenheit, ihren Vater der Walpurga zu bringen; er war nicht gekommen. In diesen Tagen allein versäumte sie den Besuch in den Gemächern des Kronprinzen, und als sie wiederkam — sie hatte sich vor den Fragen der Walpurga gefürchtet — sprach diese weder von der Hochzeit, noch vom Vater.

Irma ahnte, daß Mamsell Kramer der Amme das Sachverhältniß berichtet hatte. Sie hätte ihr gern die rechte Anschauung gegeben, aber es ist nicht thunlich; Menschen aus dem Volke, die nur einfache Verhältnisse verstehen, können ein verschlungenes nicht begreifen. Irma that sich Zwang an, in der alten Weise mit Walpurga zu sein; diese fühlte es, aber sie sagte nichts darüber; auch in ihr war eine eigenthümliche Zurückhaltung.

Der Winter kam mit Macht heran. Walpurga hatte die Freude, wenn man auch nicht ins Freie konnte, doch einen weiten Weg mit dem Kronprinzen im Schloß zu machen. Eine ganze Reihe von Sälen war zu diesem Behufe geöffnet und wohl durchwärmt.

„Du darfst singen, wie Du willst," hatte ihr der Leibarzt gesagt. Aber Walpurga konnte in den großen Sälen, wo die vielen Bilder hingen und Männer in Eisenpanzern und Frauen, die dort mit steifen Krausen und hier mit entblößtem Nacken auf sie herabsahen, keinen Ton aus der Kehle bringen. Sie fürchtete sich immer vor den Bildern.

„Es ist gewiß dumm, was ich sage, und Sie müssen mir versprechen, daß Sie es nicht weiter sagen," vertraute sie einst Irma, die sie begleitete.

„Sag's nur, mir kannst Du Alles sagen."

„Es ist gewiß dumm, aber ich meine: die Männer und Frauen da können drüben die ewige Ruhe nicht finden, sie müssen ja immer da sein und Allem zuschauen.“

„Das ist gar nicht so dumm, was Du sagst,“ lächelte Irma. „Aber gieb Acht, Walpurga, was ich Dir sage. Wenn man so da geht und steht und Vater und Urgroßvater und weiter hinaus schauen auf Einen herab, siehst Du, das ist es, was man Adel heißt — da ist man immer mit seinen Vorfahren.“

„Ich verstehe, was Sie meinen. Das ist wie wenn man im Herzen immer eine Seelenmesse für sie liest.“

„Ja, so ist's!“

Irma dachte daran, dieses Gespräch der Königin wiederzuerzählen.

Nein, ihm, dem König wird sie's erzählen, er versteht und faßt Jegliches dichterisch und groß. Irma hatte sich daran gewöhnt, Alles was sie erlebte, dachte, las, nicht für sich zu erleben, zu denken und zu lesen, sondern stets mit dem Vorsatze und der Freude, es dem Könige zu erzählen. Er war so dankbar, so verständnißreich und glücklich darüber, und er hat so schwere Regierungssorgen, daß es Pflicht ist, ihn mit Anderem zu erheitern.

Draußen auf dem Sommerschlosse standen die entlaubten Bäume voll Schneelagen und die Fenster waren mit Strohdecken behangen, im Schlosse in der Stadt aber war blühendes Leben. Das duftete, das glänzte, das schimmerte, und im Hause Brunos reihte sich Fest an Fest. Der Hof selbst hatte das erste Einweihungsfest besucht, und man sprach in der ganzen Stadt von der großen Milde der Königin, die diese Art Schwägerin besuchte und freundlich und leutselig bei ihr auf dem Sopha gesessen hatte. Die alte Baronin hatte auch zum ersten Fest ihrer Kinder kommen wollen, aber es wurde ihr mitgetheilt, daß dann die Königin nicht komme; sie blieb daher auf ihrem Ruhesitze in dem kleinen Städtchen.

Arabella hatte dem Vater Brunos geschrieben. Ihr Gatte hatte es ihr nicht verwehrt, aber er hatte ihr vorausgesagt, daß sie keine Antwort erhalten werde, und das konnte er mit Fug und Recht, denn er hatte den Brief gar nicht abgeschickt.

Irma tröstete sie darüber, und es war ihr tief peinlich, die Eigen-

art des Vaters derart zu schildern, daß sich sein Verstummen erklärte; es war ihr wie Verrath, aber sie mußte es, warum sollte das arme Kind leiden? Bald aber war wieder Alles vergessen, der Vater, die weiland Tänzerin, ja alles eigene Denken, denn Fest reihte sich an Fest.

Während das Abgeordnetenhaus, nicht weit vom Marstall, sich in sogenannten Entscheidungskämpfen erhitzte, wurde in der königlichen Reitbahn Probe geritten zu einem Carroussel in mittelalterlicher Rittertracht. Fürst Arnold, der, wie es hieß, um Prinzessin Angelique freite, war Anführer der Herren, Irma Anführerin der Damen.

Man legte es in der Stadt als bissige Ironie aus, es war aber in der That nur Zufall, daß am Abend desselben Tages, an dem die Kammer aufgelöst wurde, die glänzende Aufführung des Carroussels stattfand. Allen voran strahlte Irma. Als sie in die königliche Loge trat, spendete ihr der König lautes Lob wegen ihrer Schönheit und Kunstfertigkeit.

Die Königin stimmte bei und sagte:

„Gräfin Irma, Sie müssen glücklich sein, daß Ihre Erscheinung und Ihr Wesen uns Allen so viel Glück bereitet!“

Irma beugte sich nieder und küßte ihre Hand.

Man hatte kaum Zeit gehabt, sich von einem Feste auszuschlafen, so ging's wieder zum andern. Besonders belebt, die ganze Stadt aufregend, war eine großartige Schlittenfahrt. Der König saß mit der Königin im offenen Schlitten, und so sehr man auch über die gegenwärtige Politik empört war, freute man sich doch, das königliche Ehepaar so glücklich zu sehen. Unmittelbar hinter dem Schlitten der Prinzen des Hauses fuhr Bruno mit seiner schönen Frau, aber so reich auch das Geschirr und so schön auch das Paar war, die Blicke wendeten sich schnell ab zum nächsten Schlitten, da saß Irma an der Seite des Baron Schöning. Diesen hatte sie sich gerade als den passendsten Strohmann ausgesucht, Ueberraschung und spöttisches Lachen verschmolzen sich auf dem Angesicht der Zuschauer.

„Wenn nur mein Mann das sehen könnte, so Etwas gönnt' ich ihm auch, man glaubt gar nicht, daß es wahr ist,“ sagte Walpurga, die aus ihrem Fenster die Fahrt mit ansah.

Niemand bemerkte sie als Irma, die ihr zuwinkte. Wie strahlte sie! So schön war sie noch nie, die frische Winterkälte hatte ihr Gesicht wunderbar belebt. Sie saß in einem Schwan von zwei weißen Rossen gezogen, und Walpurga sagte an die Scheibe hin: „O du gute Seele, du siehst ja aus, wie wenn du in den Himmel hinauffahren müßtest. Aber den Fastnachtshansel da neben dir wirst du doch nicht heirathen?“ Die letzten Worte hatte sie ganz laut gesagt.

„Die heirathet gar nicht!“ rief hinter ihr eine Stimme.

Walpurga schaute erschreckt um, Baum stand hinter ihr.

„Du bist aber auch ein ewiger Horcher,“ sagte sie; die ganze Freude war ihr vergällt. Das dauerte aber nicht lange, denn bald kam Irma und sagte:

„Walpurga, bei Dir allein kann ich mich erwärmen; es ist doch grimmig kalt und Du bist selber wie ein geheizter guter Ofen, und dick und breit wie ein Kachelofen wirst Du auch.“

Walpurga war glücklich mit ihrer Freundin. Die kommt doch immer zu ihr und bringt ihr von allen Freuden etwas.

Wie erschrak aber Walpurga, als plötzlich der König eintrat. Er sagte zu Irma, sich freundlich verbeugend:

„Es wurde eben ein Brief an Sie abgegeben, ich wollte ihn selbst bringen.“

Irma schlug die Augen nieder und empfing den Brief.

„Oeffnen Sie doch!“ sagte der König und winkte Walpurga, ihm in das Zimmer des Prinzen zu folgen.

Als er wieder herauskam, fragte der König:

„War's eine freudige Nachricht, die Sie bekommen haben?“

Irma schaute ihn groß an und sagte endlich:

„Er ist von meinem liebsten Freunde.“

Der König nickte, da der von ihm selbst geschriebene Brief so beantwortet wurde. Er setzte in leichtem Tone hinzu:

„Liebe Gräfin, Sie werden sich gewiß schwer von Walpurga trennen können und ihre Stelle geht ja doch mit der Zeit ein. Besinnen Sie sich auf eine andere Stelle, daß Sie sie in Ihrer Nähe behalten.“

Walpurga athmete hoch auf, das Wort lag ihr auf den Lippen:

„Geben Sie mir die Meierei!" aber sie konnte es nicht herausbringen, es war als ob ihr die Zunge angeheftet wäre und der König verabschiedete sich bald; er kam und ging so schnell.

„Nein, Du sollst nicht hier bleiben; es ist besser, glaube mir, tausendmal besser für Dich, Du gehst wieder heim. Im nächsten Sommer besuche ich Dich einmal, ich vergesse Dich nie, da hast Du meine Hand drauf," sagte Irma, als sie mit Walpurga allein war.

Walpurga hatte jetzt den Muth, ihren Wunsch nach der Meierei auszusprechen; aber Irma beharrte bei ihrer Weigerung; „Du verstehst das nicht, glaub' mir, es ist besser für Dich, Du gehst wieder heim!"

Sechstes Capitel.

„Wie lebt ihr denn im Winter auf dem Lande?" fragte die Königin, als sie nachdenklich bei der Wiege des Kindes, das nun schon lange aufrecht saß, weilte.

„Ganz gut," erwiderte Walpurga, „aber das Holz wird leider auch schon bei uns theuer und man ist doppelt froh, wenn's wieder Frühjahr wird; freilich zur Winterszeit hat mein Hansei guten Verdienst, da kann man das Holz auf der Schneebahn zu Thal bringen. Meine Mutter sagt immer: Unser Herrgott ist doch der oberste Straßenmeister, der kann Wege machen und das Holz bringbar, wo sonst kein Mensch hin kann."

„Du hast eine brave Mutter, grüße sie von mir, und wenn ich wieder einmal ins Gebirge komme, besuche ich sie."

„O Gott, wenn das wäre!"

„Nun sage mir," nahm die Königin wieder auf, „womit vertreibt ihr euch im Winter die Zeit?"

„Wenn die Hausarbeit gethan ist, dann spinnt das Weibervolk, und die Männer gehen am Tag in den Wald und schlagen Holz und am Abend sind sie müde, selten einmal, daß einer Lichtspäne macht."

„Und da singt ihr auch?"

„Ja gewiß, warum nicht?"

„Und lest ihr euch nie etwas vor?"

„Nein, nie. Erzählen thun wir gern und einander recht fürchten machen.“

„Und tanzt ihr auch manchmal?“

„Ja, zu Fastnacht, aber es ist nicht mehr viel; zu alten Zeiten soll's besser gewesen sein.“

„Und habt ihr nie Langeweile?“

„Nein, gar nicht, wir haben keine Zeit dazu.“

Die Königin schaute lächelnd in die Astrallampe, die auf dem Tische stand. Wie viel Mittel braucht die vornehme Welt, um die Stunden los zu werden.

Als ob sie einen langen Satz vorher angeführt hätte, sagte sie endlich:

„Und Du weißt gewiß, daß Dein Mann Dir immer getreu ist? Es kommt Dir nie ein anderer Gedanke?“

„Meine Mutter sagt oft, alle Männer seien nichts nutz, aber meinen Hansei nimmt sie aus. Er thäte sich ins Herz hinein schämen, einer Andern ein schön Wort zu sagen; das thät ihm nachlaufen Tag und Nacht und er könnte Keinem mehr frei ins Auge schauen. Er ist keiner von den Gewitzigten, im Gegentheil, aber brav, grundbrav, ein bischen karg und genau im Geld, und immer in Sorgen, wir könnten einmal in Noth kommen; aber daran hat er sich ja gewöhnen müssen, wenn man sein Lebenlang so die Kreuzer zusammensparen muß. Aber Gottlob, das ist ja jetzt vorbei.“

Wenn Walpurga einmal zu erzählen angefangen hatte und man sie nicht unterbrach, so sprudelte es wie ein Röhrbrunnen aus der Bergwand immer fort. Sie erzählte nun tausenderlei kleine Geschichten, wie sie sich zum Erstenmal drei Gänse angeschafft habe, zwei weiße und eine graue, wie viel Federn sie davon gewonnen, die sie nachher so gut verkauft habe; aber Enten, die halte sie sich jetzt acht Stück, die seien viel nützlicher, die kosten fast gar kein Futter, und ihre Ziege die sei gar gescheidt. Einmal hätten sie auch einen Hammel gehabt, aber das sei nichts, die gehören in die Heerde und gedeihen nicht allein. Zuletzt kam Walpurga wieder darauf, daß sie's noch gar nicht glauben könne, da sie zwei eigene Kühe im Stalle hätte, ihr Lebenlang hätte sie nicht geglaubt, daß man sich so viel wünschen könne;

und dann erzählte sie vom Gemswirth, dem sei eigentlich nicht zu trauen, aber man müsse sich doch mit ihm halten, denn wenn man mit dem verfeindet wäre, sei man im Dorf wie ausgestoßen und das Haupt-Haus sei Einem verschlossen. Der Gemswirth wende Einem auch einmal einen Vortheil zu, wenn er keinen Schaden dabei habe, er habe ihre Enten ganz gut bezahlt, auch die Fische bezahle er gut, und wenn man einmal in Verlegenheit sei, wüßte man doch, wo man ein paar Kreuzer geborgt kriege; sie wolle ihm auch eigentlich nichts Böses nachsagen, er sei ihr einmal keck gekommen, und da habe sie ihm den Weg gewiesen, daß er sein Lebenlang daran denkt. Die Königin solle ihm ja nichts thun, er sei im Ganzen genommen auch gut, er sei eben ein Wirth. Aber gar so viele gute Menschen seien da, freilich schenken thut Einem Niemand etwas, und sie möchte auch nichts geschenkt — aber wenn man weiß, daß da überall an den Halden Menschen wohnen, die Einen gern haben, da ist Einem die ganze Gegend wie eine geheizte Stube.

Die Königin lachte.

Walpurga sprach immer weiter und weiter, und je mehr sie sprach, desto mehr plauderte das Kind und schlägelte mit den Händen und jauchzte, die Stimme der Walpurga that ihm gar wohl, und Walpurga sagte:

„Sehen Sie, er ist g'rad wie ein Canarienvogel; wenn recht viel in der Stube durcheinandergesprochen wird, da singt er auch lustig mit. Gelt, Du Canarienvogel," rief sie, den Kopf gegen das Kind schüttelnd, und das Kind jauchzte noch lauter.

Die Königin fuhr sich mehrmals mit der Hand über's Gesicht. Die Berichte der Walpurga versetzten sie in eine ganz andere Welt. So also leben Menschen unter dir, neben dir, fern von dir; sie verbringen ihre Lebenstage in Arbeit und Sorge, und sind doch glücklich.

„Warum schauen Sie so traurig drein?" fragte Walpurga.

Die Königin erwachte. Niemand sonst hatte so in ihr Antlitz gesehen, Niemand konnte und wollte sie so fragen.

Die Königin antwortete nicht und Walpurga fuhr fort:

„O, liebe Frau Königin, ich kann mir's denken, Sie haben's schwer. Wenn ein Mensch sein Lebtag Alles hat, in Hülle und Fülle,

das hat auch sein Böses. Man hat den Himmel schon auf der Welt. Sind Sie sich denn auch einmal recht einsam und verlassen vorgekommen? Wenn man da in Trauer aufwacht und man hat noch seine gesunden Glieder, und kann schaffen und die Sonne ist noch da und gute Menschen — da erst ist man recht daheim auf der Welt. O, gute Frau Königin, fassen Sie nur Ihr Glück recht ins Herz und seien Sie nicht traurig."

„Heute wird Wilhelm Tell gegeben," sagte die Königin nach einer langen Pause, es mußte sie etwas in Walpurga daran erinnert haben. „Ich möchte, daß Du auch einmal ins Theater gingest," setzte sie hinzu.

„Ich möcht' auch schon, die gute Mamsell Kramer hat mir viel davon erzählt, das muß ja prächtig sein; aber ich kann ja mein Kind nicht mitnehmen, und so lang kann ich es nicht allein lassen. Sehen Sie, was er gleich für ein bitteres Gesicht macht, und aufhorcht? Der versteht Alles, was wir hier reden. Ich wette meinen Kopf, er versteht jedes Wort."

Der Knabe weinte plötzlich, Walpurga nahm ihn auf den Arm, hätschelte ihn und sang in Schnaderhüpferlweise:

„Ich will kein Theater,
Ich will nirgends hin,
's ist besser und g'rader,
Wenn ich bei Dir bin."

Der Prinz wurde ruhig und schlief ein.

„Ja, Du hast Recht," sagte nach einer Weile die Königin, „bleib' wie Du bist, und wenn Du einmal wieder heimkehrst, denk' nur nicht zurück; denk' nur, Du hast's am besten auf der Welt!"

Die Königin ging und Walpurga wollte der Mamsell Kramer sagen, daß sie die Königin so schwergemuth finde; was denn vorgehe im Schlosse? Aber ein innerer Tact hielt sie zurück. Die Königin war so traulich und schwesterlich mit ihr, sie darf mit Niemand anderm über sie sprechen und vielleicht will die Königin andere Leute gar nicht wissen lassen, daß sie traurig ist.

Viele Tage war eine Wallfahrt der Hofdamen und Hofcavaliere zu Walpurga, denn man konnte etwas sehen, was man gar nicht mehr kannte. Walpurga hatte vom Leibarzt die Erlaubniß bekommen, daß

sie sich eine Kunkel anschaffen und spinnen durfte. Mit der Spindel spinnen, das war ja wie ein Märchen, das hatten von den Herren und Damen noch wenige gesehen, und sie kamen und sahen Walpurga mit verwunderten Augen; diese aber lachte immer glücklich, wenn sie wieder einen frischen Faden auf die Spindel rollte.

Alle Leute vom Hofe betrachteten die Spindel, und der Salontiroler erklärte, wie dies das Werkzeug sei, mit dem Dornröschen sich verletzt hatte.

Wieder war Irma die Beneidete, denn auch sie verstand zu spinnen und kam bisweilen wie eine Nachbarin auf dem Dorfe und heftete Walpurga an; die Beiden saßen an Einer Kunkel und spannen von Einem Rocken und sangen gemeinsam helle Lieder dazu.

„Was soll denn aus dem werden, was wir da spinnen?“ fragte Irma.

Walpurga war ärgerlich, daß durch dies Berufen der Zauber gestört war. Sie sagte:

„Hemdchen für meinen Prinzen! Aber das darf nur von meinem eigenen Gespinnst sein.“ — Sie legte fortan die vollen Spindeln Irmas besonders. Nur die Faden, die sie aus ihrem Munde genetzt, sollten einst den Prinzen bekleiden.

Irma konnte nicht umhin, das Vorhaben der Walpurga dem Baron Schöning zu erzählen, und dieser machte schnell ein passendes Gedicht darauf, wobei er auf den Sagenkreis anspielte, wie eine Fee oder eine verwunschene Prinzessin Linnen spann für ihren Liebling. Die Königin freute sich des Gedichts und zum Erstenmal lobte sie mit voller Aufrichtigkeit die Verskunst des Salontirolers.

Walpurga saß am Spinnrocken. Sie erzählte dem Prinzen in der Wiege die Geschichte vom Karpfenkönig im See, der drunten auf dem Grunde schwimmt; er ist schon 7000 Jahre alt, und hat eine Krone auf dem Kopf und einen mächtig langen Bart, und über ihm schwimmen Millionen Fischchen und spielen Fangens mit einander, und wenn eins davon bös ist und neidisch und zänkisch und unfolgsam, da kommt der böse Hecht und frißt ihn, und dann kommt der Fischer und fängt den Hecht, und dann kommt die Köchin und schneidet den Hecht auf, und dann springen die kleinen Fische heraus und wieder

in den See, und werden wieder lebendig und erzählen was sie erlebt haben, und wie es so finster ist im Bauch von dem Hecht und nicht so hell wie im See, und der Hecht wird in Stücke geschnitten und wird aufgegessen, und wenn man da nicht aufpaßt, so kriegt man ein Gräte in den Mund und muß husten, und Walpurga hustete mit vieler Kunstfertigkeit.

Plötzlich ging die Thür auf und zum Schrecken der Walpurga trat ein schöner junger Officier herein, ging gerade auf sie zu, grüßte militärisch, zwirbelte seinen Schnurrbart und fragte:

„Habe ich die Ehre, die Zauberspinnerin, genannt Walpurga Andermatten, von der Gstadlhütte am See vor mir zu sehen?"

„Ja, lieber Gott, ja, was ist denn?"

„Ich bin gesandt vom Geist Kußschmatzky, und er befiehlt der Walpurga, daß sie mich dreimal küsse, um mich zu erlösen."

Walpurga zitterte am ganzen Leibe, sie hat's verschuldet, warum hat sie dem Kind so viel Märchen erzählt? Jetzt wird's wahr, da ist's ja. Plötzlich fiel ihr der Officier um den Hals und küßte sie mit aller Macht, und dann lachte der Officier, daß er sich nicht mehr halten konnte, und setzte sich auf einen Stuhl und rief:

„Also Du kennst mich wirklich nicht? Das ist ja prächtig! Kennst Deine Freundin Irma nicht mehr?"

„Du Schelm, Du nichtsnutziger Schelm, Du!" platzte Walpurga heraus. „Verzeihen Sie, gnädige Gräfin, aber wer kann auch so was denken? Und Sie haben mir auch so Angst gemacht. Ja, was ist denn jetzt das? Ist denn hier schon Fastnacht?"

„Walpurga, wenn Du französisch verstündest, könntest Du mich heut Abends in einem französischen Lustspiel sehen. Der König spielt auch mit. Es ist wirklich schade, Du wärst mir das liebste Publikum. Aber ich habe jetzt schon genug Beifall. Du hast mich nicht erkannt. Das freut mich."

„Und mir thut es von Herzen leid," sagte Walpurga, ernst werdend mit ganz verändertem Angesicht. „O, liebe Gräfin, wissen Sie denn auch, was Sie da thun? Das ist ja die größte Sünde, Mannskleider anziehen, da ist ja der Teufel Herr über Einen. Ja, lachen Sie nicht, ich bin nicht so einfältig, wie Sie meinen. Das ist gewiß

und wahr. Beim Großvater vom Grubersepp, da war eine Tochter und die hat einen Schatz gehabt, der war im Krieg, und da ist eine Magd hingegangen und hat sich als Soldat verkleidet, und ist zu der Tochter von dem Gruberbauer in die Stub', wie sie auch so spinnt, wie ich jetzt, und hat da gethan, wie wenn sie ihr Schatz wär', und die Gruberbauerntochter ist in Ohnmacht gefallen, ist aber wieder aufgewacht, und die Verkleidete ist fort, und wie sie hinauskommt vor das Haus, da sind auf Einmal Hunderte von Männern mit Peitschen und Roßköpfen, und die haben sie gejagt, und da ist sie fort und da hat sie der Teufel mitten von einander gerissen und in den See geworfen. Ja, das ist eine wahre Geschichte, das können Sie mir glauben; es giebt noch Leute genug, welche die Magd gekannt haben."

„Du könntest Einen ganz schwermüthig machen," sagte Irma.

„Es kann sein, daß so etwas nur bei uns geschieht," tröstete Walpurga wieder. „Da draußen stehen Soldaten mit Ober- und Untergewehr, die lassen den Teufel nicht herein. Aber liebe, gute, herzige Gräfin, schämen Sie sich denn nicht, so in den Kleidern vor allen Menschen?"

„Du bist aus einer andern Welt als wir, Du hast Recht und wir auch," sagte Irma, mit schnellen Schritten sporenklirrend im Zimmer auf- und abgehend. „Nein, Walpurga, fürchte nichts für mich und laß Dir den Schreck nicht zu nahe gehen."

Sie war wieder ganz das übermüthige und dabei so treuherzige Geschöpf, und Walpurga konnte nicht umhin, zu sagen:

„Aber wunderschön, wirklich wie ein Prinz sehen Sie aus."

Als Irma weggegangen war, sah Walpurga noch lange nach der Thür. Es war ihr, als ob Alles nur ein Traum gewesen.

Es vergingen viele Tage, Irma war heiter und wohlgemuth bei Walpurga. Sie spannen und sangen mit einander, und der König und die Königin kamen einmal gemeinsam — noch nie waren sie mit einander gekommen — und sie saßen an der Wiege des Kindes und schauten und hörten den Beiden zu. Walpurga war anfangs verzagt, dann aber sang sie lustig.

Ein lebendiges Wunder that sich vor Walpurga auf. Der Weih-

nachtsabend kam. Die Königin hatte die Sitte des Weihnachtsabends von ihrer Heimath hieher verpflanzt.

Walpurga wurde mit dem Kinde in den großen Saal geführt, wo der Weihnachtsbaum in hellen Lichtern prangte, und ringsum reiche Geschenke.

Es war, als stände man im Zauberberge, so flimmerte und glänzte Alles, und so reich und mannigfaltig waren die Geschenke. Das Kind jauchzte und wollte immer mit den Händchen nach den Lichtern greifen. Walpurga erhielt überreiche Geschenke. Aber mehr als das blinkende Gold und die reiche Granatenschnur mit der goldenen Agraffe, freute sie ein wohlgeordneter Tisch mit Kleidern. Da war ein vollständiger Winteranzug für die Mutter der Walpurga, und ein Winteranzug mit einem schönen grünen Hut für Hansei, und viele Kleider und Weißzeug für die kleine Burgei.

„Ist das Alles recht?“ fragte die Königin. „Ich habe das Maß kommen lassen aus Deinem Dorfe.“

„O, wie recht,“ sagte Walpurga, „so viel Fäden sind nicht in den Kleidern, so viel sage ich Ihnen Dank!“

Plötzlich fiel ihr etwas ein, sie schickte Baum in ihr Zimmer, er sollte das Garn holen, das sie dort aufgehängt. Baum brachte es schnell, sie übergab es, der König stand dabei und sie sagte: „So vielmal ich aus meinem Munde da jeden Faden genetzt, so vielmal danke ich Euch; und ich will für Euch beten, so lang ich meine Zunge rühren kann, und es wird Euch Allen gewiß gut gehen.“

Der König reichte ihr die Hand und sagte: „Du bist brav, aber rege Dich nicht auf.“ Sie drückte ihm tapfer die Hand. . . .

Walpurga saß in ihrer Stube, da kam die Königin spät in der Nacht noch einmal. „Es ist gut, daß Sie kommen,“ sagte Walpurga leise.

„Warum? ist dem Kinde etwas?“

„Nein, Gottlob, es ist ganz ruhig. Sehen Sie, wie er mit geballten Fäusten schläft? Aber heut ist die Nacht, wo so ein Sonntagskind Alles sieht: Um zwölf Uhr hört er, was die Engel im Himmel und die Thiere im Wald sprechen. Da muß man bei ihm sein und immer Vaterunser beten, dann schadet es ihm nichts.“

„Ja, ich will bei Dir bleiben, das schadet gewiß nichts. Aber Du mußt Dich nicht so mit dem Glauben plagen."

Walpurga sah die Königin mit einem fremden Blicke an.

„Ja die kann nicht," dachte sie, „die ist doch nicht in unserem Glauben geboren," und die Königin sagte:

„Ich bin froh, daß ich so viele Menschen, wie Dich heute, glücklich machen kann."

„Und müssen selber auch glücklich sein für sich!" sagte Walpurga. „Glauben Sie mir, ich lege meine Hand dafür ins Feuer, es ist nichts mit der Irma, sie ist brav und der König ist auch brav."

Die Königin zuckte zusammen. Also schon dahin ist es gedrungen? Schon da tröstet man sie? Sie saß lange starr. Die Glocke schlug Zwölf und von allen Thürmen der Stadt begann es zu läuten. Es war ein wundersames Wogen und Klingen in den Lüften.

Da begann das Kind in der Wiege im Schlaf zu lallen. Walpurga winkte der Königin und sprach das Vaterunser fort und fort mit starker Stimme. Die Königin bewegte die Lippen und betete leise mit. Als das Gebet zum drittenmal wiederholt wurde, sprach die Königin laut: „Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern," dann kniete sie an der Wiege des Kindes nieder und hüllte ihr Gesicht in die Kissen.

Walpurga stand in Ehrfurcht vor der Mutter, die stumm an der Wiege des Kindes lag. Sie betete mit gedämpfter Stimme weiter. Die Königin stand auf, nickte Walpurga zu, grüßte mit beiden Händen, ihre Erscheinung war geisterhaft, sie sprach kein Wort mehr und verließ das Zimmer.

Die Glocken verklangen und das Kind schlief ruhig.

Siebentes Capitel.

In den Tagen und Nächten von Weihnachten bis Neujahr geschehen noch immer Wunder. Die nüchternen Menschen behaupten, daß das Feenreich verschwunden sei. Es ist noch da.

In einem weitläufigen Hintergebäude der Königsstraße stehen

stumme Gesellen und legen geheimnißvolle Keile zusammen und die Keile werden einem ruhenden Ungeheuer übergeben, das sich plötzlich bewegt, knarrt, ächzt und keucht und da drin werden Hunderte von Menschen neu geschaffen — mit Einem Wort: in der Hofbuchdruckerei wird das Regierungsblatt gedruckt, das Beförderung und Decorirung von hundert und aber hundert Menschen zu Neujahr verkündet.

Was ist für die meisten Sterblichen der Neujahrstag? Erinnerung, Vorsätze, Nachdenken über Vergänglichkeit des Daseins, Freude über das, was noch geblieben, aber aus Allem heraus doch wieder nur gleichmäßige Fortsetzung des Lebens von gestern.

Wie ganz anders für Diejenigen, deren Bedeutung vornehmlich in ihrer Anstellung besteht, und die zu etwas anderem, als was sie heute sind, gemacht werden können.

Das Regierungsblatt mit seinen Neujahrsbescherungen erschien. Auch der Königin ward eine Freude zu Theil. Ihr Englischlehrer, den sie als Cabinetssecretär aus der Heimath mitgebracht, ein würdiger und edelgesinnter Mann bei Jahren, erhielt den Titel Hofrath und ward dadurch in die entsprechende gesellschaftliche Stellung der Hoffähigkeit gesetzt.

Von allen Beförderungen erregte aber keine so viel Aufsehen am Hofe und in der Residenz, wie die Ernennung des sogenannten Salontirolers zum General-Intendanten der königlichen Schauspiele. Und er selber war am meisten überrascht. Er hatte zwar damals als er mit Irma in der französischen Komödie spielte, großen Beifall geerntet, aber solchen Erfolg konnte er doch nicht erwarten. Er rieb sich die Augen, als er die Ernennung las. Ist das ein gnädiger Scherz? Er giebt sich gern zu Allem her, aber doch nur im kleinen Kreise, nicht so vor aller Welt. Es war kein Scherz, sondern volle Wahrheit; denn da standen ja daneben Beförderungen und Ernennungen von so viel ausgezeichneten Männern in ernsten Stellungen. Es ist Wahrheit, schöne Wirklichkeit.

In der Stadt hieß es allgemein, und man lächelte verständnißreich dazu, der Salontiroler sei zu dieser hohen Stellung ernannt worden, um der Gräfin Irma, die er heirathen werde, einen entsprechenden Rang zu geben; noch Boshaftere dagegen wollten be-

haupten, daß man gern dem wackeren Hofnarren diese Stellung gebe, da das ganze Theaterwesen bei Hofe als eine Art herkömmlicher Narrethei und blos äußerlicher Unterhaltung angesehen werde.

Der Baron Schöning oder — wie er jetzt doch genannt werden muß — der Intendant, empfing die Besuche seiner Unterbeamten mit vieler Würde, dann fuhr er nach dem Schlosse.

Sein Weg ging hier an den Gemächern der Gräfin Irma vorüber. Er ließ sich melden.

Irma empfing ihn freundlich und glückwünschte ihm herzlich. Er gab zu verstehen, wie er wohl wisse, daß er einen wesentlichen Theil seiner Erhöhung der Gräfin verdanke. Sie that, als ob sie ihn nicht verstehe, da er mit vieler Emphase darauf hinwies, daß eine Frau von gutem Geschmack und echtem Kunstsinn ihn am meisten in seinem neuen Beruf fördern und lenken könne. Irma ging auch hierauf nur mit leichter Ablenkung ein. Sie war heute sehr zerstreut; sie schaute oft aus den Parterrefenstern ihres Salons hinaus in den Park, wo jetzt — der Schnee war fast geschmolzen — die marmornen Statuen der Götter und Göttinnen ihre Winterhüllen abgeworfen und wieder frei standen; ihrem Fenster zunächst, im Profil sichtbar, stand die Venus von Milo.

„Verzeihen Sie," sagte sie endlich, sich aus ihrer Zerstreuung erhebend, „ich freue mich auf Ihre Kunsterneuerung und werde gern mit Ihnen darüber sprechen. Vor Allem bitte ich, führen Sie die Musik beim Schauspiel wieder ein, wenn auch nicht immer Zwischenacts-Musik, doch jedenfalls etwas Musik vor dem Anfang."

„Die Musiker sind sehr dagegen —"

„Ich weiß, jede Kunst will jetzt isolirt und selbständig sein und nicht der gesammten dienen. Ein Schauspiel ohne Musik ist ein Mahl ohne Wein. Wenn die Menschen ein großes Drama sehen, ohne vorher durch die weihenden Tonwellen der Musik gegangen zu sein, kommen sie mir so unheilig, so ungereinigt vor; die Musik wäscht ihnen den Alltagsstaub von der Seele und sagt Jedem: du bist jetzt wo anders als in deiner Kanzlei, in deiner Kaserne, in deiner Werkstatt. Wenn es sich befehlen ließe, ich würden den Theaterbesuchern ein Costüm vorschreiben und sie sollen auch geistig unbe-

deckten Hauptes, ehrerbietig erscheinen. Aber freilich, ich ließe auch nur höchstens jede Woche Einmal Theater spielen."

„Mit der Musik haben Sie vollkommen Recht," warf der Intendant auf die hastig hervorsprudelnden Worte Irmas ein. „Wenn Sie sonst noch praktische Wünsche, gnädige Gräfin" . . .

„Später. Jetzt weiß ich nichts. Jetzt liegt mir der costümirte Ball, der nächste Woche stattfinden soll, am meisten im Sinn."

Dieser Ball sollte im Schlosse und dem angrenzenden Wintergarten gegeben werden. Der Intendant war glücklich, daß Irma mit seinem Plan übereinstimmte. Er wollte am Ende des Wintergartens einen großen Brunnen mit antiken Gruppen aufstellen, vor dem Brunnen Bäume, Sträucher und Felsen anbringen, so daß man nicht nahe hinzutreten könnte, und im Hintergrund eine im großen Styl gemalte griechische Landschaft.

Irma versprach, sein Geheimniß zu bewahren; plötzlich aber brach sie in die Worte aus: „Wir sind doch allesammt Lakaien und Küchenmädchen. Wir brodeln und braten, schmoren und kochen wochenlang, um ein Gericht herzustellen, das den Herrschaften gut schmeckt."

Der Intendant schwieg auf diese Bemerkung.

„Sie erinnern sich," fuhr Irma fort, „daß wir einmal am See davon sprachen, wie der Vorzug des Menschen darin besteht, daß er sich immer anders kleiden und dadurch immer anders erscheinen kann. Schon als Kind war es meine größte Lust, mich zu maskiren. Die kaum flügge Seele beginnt schon die Seelenwanderung. Solch ein costümirter Ball ist in der That eine der höchsten Culturblüthen, und das Kokettirende, das in Jedem steckt, zeigt sich da einmal ehrlich."

Der Intendant empfahl sich, und im Weggehen beschäftigten ihn wieder seine alten Gedanken über Irma.

Nein, sagte er sich, das ist eine anstrengende Frau, die will, daß man vom Morgen bis zum Abend immer geistreich und aufgeräumt sei. Nein, das ist eine anstrengende, wiederholte er fast laut.

Niemand wußte, in welcher Gestalt Irma erscheinen werde. Man vermuthete, als Victoria; es war ja bekannt, daß sie zu der

für das Zeughaus bestimmten Figur Modell gewesen. Man räthselte nur noch darüber, wie sie es machen könne, die Victoria mit Bewahrung der nothwendigen Gesellschaftsform darzustellen.

Irma war viel in der Werkstatt und arbeitete fleißig. Eine Unruhe, wie sie solche nicht einmal vor Jahren, als sie den ersten Ball besuchte, gekannt hatte, verließ sie nicht. Sie konnte sich gar nicht dreinfinden, daß man ein Fest so lange vorbereite; gleich in der nächsten Stunde müsse es abgespielt werden, damit man sofort wieder Anderes beginne. Nur nicht dies lange Warten und Harren. Sie beneidete fast die Menschen, denen das Zubereiten einer Lustbarkeit die eigentlich beste Freude ist. Nur die Arbeit verscheuchte ihre Unruhe, sie hatte etwas zu thun; der Gedanke an das Fest war dadurch nicht die Beschäftigung der Tage, sondern ein fröhlicher Feierabend, ein Freudenlohn.

In der Werkstatt stand die in Stein vollendete Statue der Victoria. Hohe Doppelleitern waren daneben aufgestellt; der Künstler meißelte noch an der Figur, kam bald rasch die Leiter herab, um die Gesammtwirkung zu überschauen und eilte wieder hinauf, um einen einzelnen Zug schärfer heraus zu arbeiten. Irma wagte kaum aufzuschauen, wie sie dastand im griechischen Gewande, verwandelt und doch sie selbst. Ein banger Freudenschauer durchrieselte sie, ihre eigene Erscheinung so übersetzt und in der reinsten Kunstform vor Augen zu sehen.

Es war an einem Wintermittag. Irma arbeitete an einer Copie der Theseusbüste mit besonderem Eifer, denn der frühe Abend mußte bald hereinbrechen. Nicht weit von ihr stand die vom Meister vollendete Marmorbüste des Leibarztes. Es war still in der Werkstatt, nur manchmal hörte man leises Picken und Kratzen des Meißels. Jetzt kam der Meister von der Leiter herab und sagte tief aufathmend:

„Nun genug, fertig wird man doch nie, nun keinen Meißelstoß mehr an der Figur! Ich fürchte, durch Nachmeißeln nur noch verderben zu können. Fertig soll's sein.“

Es war eine Mischung von Kampf und Friede in Wort und Miene des Meisters. Er legte den Meißel weg. Irma sah ihn mit einem großen Blick an und sagte:

„Sie sind ein glücklicher Mann, aber ich kann mir's wohl denken, daß Sie auch jetzt noch nicht befriedigt sind. Ich glaube, daß selbst Raphael und Michel Angelo nie von einem vollendeten Werke vollkommen befriedigt waren. Der Rest der Unbefriedigung, den jeder Künstler bei Vollendung eines Werkes empfindet, bildet den Keim für ein neues Werk."

Beruhigt nickte der Meister. Sein Auge strahlte. Er drehte den Hahn an der Wasserleitung und wusch sich die Hände. Dann stand er bei Irma und schaute ihr zu, indem er davon sprach, wie sich mit jeder Arbeit ein Stück Leben von der Seele des Künstlers ablöst; wie die Figur jetzt hier gesehen wird, so wird sie nie mehr betrachtet: in der Ferne und in der decorativen Bestimmung verschwindet die Sorgfalt der Einzelarbeit; aber das Beste macht der Künstler für sich selbst, zu eigenem Genügen, und doch kann Niemand bestimmen, wie die ehrliche Ausführung des Details auf die Gesammterscheinung wirkt.

Während der Meister noch sprach, wurde der König gemeldet. Irma breitete schnell das nasse Tuch über ihre Thonfigur.

Der König trat ein. Er war allein und bat, daß sich Irma in ihrer Arbeit nicht stören lassen möge. Ohne umzuschauen arbeitete sie weiter. Der König lobte das Werk des Meisters mit innigem Tone:

„Es ist eine Großheit in dieser Gestalt, die aller Zukunft zeigen wird, was wir in unsern Tagen gesehen. Ich bin stolz, solche Zeitgenossen zu haben."

Irma fühlte, wie diese Worte auch ihr galten; ihr Herz pochte. Der Gypskopf des Theseus, der vor ihr stand, sah sie auf einmal so wunderlich an.

„Ich möchte doch jetzt das vollendete Werk mit den verschiedenen früheren Modellen vergleichen," sagte der König zum Künstler.

„Die Versuchsmodelle sind leider in meinem kleinen Atelier. Befehlen Majestät, daß ich sie herbeischaffe?"

„Wollen Sie die Güte haben."

Der Meister ging. Der König war mit Irma allein. Rasch stieg er die Treppe hinan und rief mit bebendem Ton:

„Ich steige in den Himmel hinan. Ich steige zu Dir hinan. Irma, ich küsse Dich, ich küsse Dein Ebenbild. Dieser Kuß soll in Ewigkeit auf Deinen Lippen ruhen, über aller Welt unter dem ewigen Himmel. Ich küsse Dich mit dem Kuß der Ewigkeit!“

Er stand oben und küßte die steinerne Victoria auf den Mund. Irma konnte nicht anders, sie sah auf und jetzt eben fiel ein breiter, schräger Sonnenstrahl auf den König und auf das Antlitz der Steinfigur, und diese schien zu leben, sie schaute ernst drein.

Irma stand unten und ihr war's als stände sie mitten in einer Flammenwolke, die sie hinwegtrage in die Unendlichkeit hinein.

Der König kam herab, er stand neben ihr, sein Athem ging schnell, sie schaute nicht auf, sie stand still, regungslos, wie die Statue dort. Da umfaßte sie der König, sie lag in seinen Armen und die lebendigen Lippen küßten einander.

Als der Künstler zurückkam, war der König allein.

Irma ging über die Straße nach dem Schlosse wie im Traum; sie war wie auf Flügeln getragen, wie Semele erschien sie sich, die Zeus in Flammen zur Unsterblichkeit geküßt.

Ich habe das höchste Glück empfunden, sprach es in ihr. Nun kann ich entsagen. Ich entsage. Ich trage den Kuß der Ewigkeit auf den Lippen. . . .

Sie sah die Menschen, die Häuser, als wären das Erscheinungen aus dem Schattenreich, tief unten; sie schwebte darüber.

Sie kam in ihre Gemächer. Erst das bestellte Gewand erinnerte sie daran, daß heute der costümirte Ball stattfinden sollte. Sie lächelte immer, während sie sich ankleiden ließ, mit dem weiten, wolkigen weißen Gewand und darüber die Schilfblätter mit Diamanten besetzt.

„Gnädige Gräfin haben der Amme des Kronprinzen versprochen,“ sagte die Kammerfrau, „daß sie in Ihrem Costüm Sie sehen darf. Soll ich sie jetzt rufen lassen?“

Irma nickte. Sie hörte Alles wie im Traum, sah Alles wie durch eine Wolke. Sie fühlte es als eine Pein, daß sie so vielen Menschen sich zeigen sollte, ihm allein wollte sie erscheinen, er allein ist auf der Welt, er allein und sie allein . . .

Walpurga kam und stand wie gebannt. Da ist eine Jungfrau,

so schön, so liebreizend, so glänzend und wunderbar, um und um mit Schilf bekränzt, und auf dem Schilfe und auf rothen Korallenzweigen hafteten Diamantentropfen, der Gürtel war eine grüne Schlange und die Schlange hatte so große glänzende Diamantaugen, daß es weh that, wenn man hin sah; das Haar fiel lang und aufgelöst über den bloßen Nacken herab, nur oben war es von einem Kranze mit Thautropfen besetzter Seerosen zusammengehalten, darüber auf der Stirn ein Stern, der flimmerte und glitzerte, aber fast noch mehr leuchtete und strahlte das Antlitz der schönen Jungfrau. So schön war Irma noch nie gewesen und aus jedem Zuge sprach eine Hoheit, ein Entrücktsein aus der Welt, ein Lächeln wie aus Wolken zu den Menschen nieder.

„Um Gotteswillen, Sie sind ja die Seejungfrau!“ rief Walpurga.

„So? Du erkennst mich also?“ sagte Irma, ihr die Hand reichend, ihre Stimme klang wunderbar.

Walpurga drückte die Hand aufs Herz. Daß Irma diese Erscheinung annahm, that ihr weh; das heißt ja Gott versuchen, das geht zu Bösem aus. Aber Walpurga sagte nichts, sie legte nur die Hände zusammen und ihre Lippen bewegten sich; sie betete für Irma.

„O Gott!“ rief sie dann und fuhr sich mit der Hand über die Augen. „O Gott, was können die Menschen Alles aus sich machen. O lieber Gott, wo nehmen sie denn das Alles nur her? Wie ist denn das nur möglich?“ Sie ging in weitem Umkreis um Irma herum. „Sie werden mir's daheim nicht glauben, daß ich so etwas gesehen habe. Solch ein Unterkleid von Wellenschaum, und so das aufgelöste Haargelock, das hat die Seejungfrau auch. Wenn nur meine Mutter und mein Hansei auch da wären!“

Irma sprach kein Wort. Sie ging im Zimmer auf und ab, wo die Lichter an den großen Spiegeln brannten, sie sah ihre eigene Gestalt wie eine fremde Erscheinung und staunte über das Rauschen des Schilfes.

So möchte ich in den See springen und die heißen Flammen kühlen — sprach es in ihr.

Walpurga kehrte, wie vom Zauber geblendet, wieder in ihr Zimmer zurück.

Ich kann mir denken, murmelte sie vor sich hin, daß die Menschen hier die Welt nicht verstehen, und daß meine Königin selber sie auch nicht versteht: da machen sie ja alle Tage eine neue Welt und verkehren und verstellen und vermaskiren Alles — wie soll man denn da zur Ruhe kommen und seinen gesunden Verstand behalten? Die Königin hat Recht, es ist besser, ich gehe wieder heim, hier werde ich noch närrisch.

In ihrem Zimmer traf Walpurga einen Brief von daheim. Seit Wochen hatte sie sich auf diesen Brief gefreut. Sie dachte sich immer aus, wie die Mutter und Hansei sich über die schönen Kleider und Geschenke freuen und alle Leute aus dem Dorfe kommen, bewundern und bestaunen, und jedes Kleidungsstück befühlen sie und meinen, da müsse noch was Besonderes drinstecken. Sie hatte in die Brusttasche von Hansei's Joppe einen fröhlichen Brief gesteckt und jetzt kam die Antwort. Das Gespiel hatte ihn geschrieben, die Mutter hatte jedes Wort dictirt, und drin stand:

„O Kind, Du hast's gewiß gut gemeint, ich seh' das wohl, aber es ist bös geworden. Ich und der Hansei wir sind in den schönen Kleidern am Neujahrstag in die Kirche gegangen, ich hab's nicht gewollt, ich hab's geahnt, daß was Böses auskommt; aber der Hansei hat gesagt, wir müssen's, der König nimmt's übel, wenn wir seine Kleider nicht anziehen. Da bin ich in Gottesnamen mit ihm in die Kirche, aber alle Menschen haben uns immer angesehen, so unheimlich, und haben kein Wort gesagt. Und nach der Kirche da haben wir's gehört, haufenweis sind sie zusammengestanden und haben mit Fingern auf uns gezeigt und gesagt: Ja, das ist schön, solche Sachen kann man in der Hauptstadt bekommen, aber man weiß schon für was; auf ehrlichem Wege nicht, und die alte Närrin und der Tolpatsch da sind noch stolz darauf und wollen in den Kleidern prunken. Und die alte Zenza hat am meisten geschimpft, und die Menschen, die sonst gar nicht auf sie hinhorchen, haben ihr jetzt gern zugehört und sie noch aufgereizt.

O liebes Kind, Du weißt nicht, wie gar so viel schlecht die Menschen sind, und ich weiß doch, Du bist brav. Aber die Menschen sind bös und gönnen Einem nichts, und wenn sie es Einem nicht nehmen

können, da beschmutzen sie's. Du hast's gewiß gut gemeint, aber ich wag' mich jetzt in meinen alten Kleidern nicht mehr aus dem Haus, die Menschen sind so neidisch und hinterlistig und anhängerisch. So lange man arm ist, weiß man das gar nicht so; aber jetzt seh' ich's. Und, liebes Kind, das ist noch nicht das Aergste; das Aergste ist, daß sie Mißtrauen ins Herz thun wollen. Aber ich habe keines gegen Dich, ich weiß, Du bist brav; bleib's nur und denke immer: wenn man in einem goldenen Bett schläft und auf seidenen Kissen und hat kein ruhiges Herz, so nützt Alles nichts, und da ist's besser, man liegt auf Dornen, und noch besser sechs Schuh tief unter dem Boden. Und der Gemswirth ist gekommen und hat uns die Kleider abkaufen wollen für sich und seine Frau, aber ich geb' sie doch nicht her. Und liebes Kind, bleib' brav und nimm keinen Faden und keinen Heller, an dem was Böses hängt. Ich weiß, Du thust das von selber nicht, aber ich muß Dir's doch noch sagen, und laß Dir's nicht zu sehr zu Herzen gehen, daß die Menschen so schlecht sind, ich laß mir's auch nicht."

Walpurga schrie laut auf und weinte, als sie diesen Brief las. Die schlechtesten Menschen sind doch die Bauersleute! Es giebt hier unter den Vornehmen gewiß auch schlechte, aber so sind sie doch nicht. Soll nur wieder einmal Eines kommen und um eine Gnade anhalten, sie will sie schon heimschicken; im Gegentheil, sie möchte den König bitten, daß er das ganze Dorf durchpeitschen lasse, Eines nach dem Andern; sie wünschte sich nur auf eine Stunde die Macht des Königs, um den albernen schändlichen Menschen den Meister zu zeigen.

Achtes Capitel.

Walpurga saß vor Zorn weinend in ihrem Zimmer, dann ballte sie wieder die Fäuste und sagte den Leuten daheim die Meinung, daß ihnen das Herz im Leibe zitterte. Aber sie faßte sich bald wieder und bezwang Alles, um dem Kinde nicht zu schaden; die schlechten Menschen daheim sollten nicht auch dem Kinde hier noch Schlimmes anthun.

Unterdeß war fernab in den hellerleuchteten Prachtgemächern des Schlosses und im Wintergarten rauschende Musik. Tausende von

Lichtern leuchteten, Sammet und Seide, Perlen und Diamanten, Blumen und Kränze und fröhlich lächelnde Menschengesichter strahlten. Aber Alles überstrahlte der König.

Der König wußte, daß er schön war; er freute sich dessen mit einer gewissen Kindlichkeit. Er war immer guter Laune, wenn er eine kleidsame Uniform trug. Bei den Hoffesten, die zu den Gedenktagen dieses und jenes Regiments gegeben wurden, trug er stets die Uniform des gefeierten Regiments; in der Husarenuniform war er immer besonders wohlgelaunt, sie zeigte die ganze Fülle seiner schönen Mannesgestalt. Heute nun erschien er in der phantastischen Tracht des mythischen Königs Artus in goldenem Schuppenpanzer und wallendem Purpurmantel. Neben ihm die Königin, fein und zart, in leichtfließenden, faltigen weißen Schleiern, wie eine Lilie anzuschauen.

Der König sah die Freudenblicke Aller, die ihn betrachteten. Er war glücklich, er wußte, daß die Bewunderung heute nicht Schmeichelei war.

Als Irma ihn zuerst sah und sich tief verbeugte, mußte sie alle Kraft anwenden, um sich wieder zu erheben und nicht ganz vor ihm auf die Knie niederzusinken; dann schaute sie zu ihm auf, glückselig und bittend zugleich.

Sie hatte Worte voll Bewunderung und Anbetung auf den Lippen.

Aber sie sagte ganz Anderes, denn die Königin sprach mit innigem Tone:

„Irma, ich bedaure, daß Sie sich nicht selbst sehen können; Sie lehren an Wunder glauben."

Der König sprach nichts, aber Irma fühlte, wie sein Blick auf ihr ruhte, und es war ihr unfaßlich, wie sie nicht vor den Worten der Königin und dem Blick des Königs in nichts zerfließe. Sie mußte Haltung gewinnen und sagte:

„Ach, Majestät, dies Geistercostüm drückt mich. Ein Geist soll nicht länger als eine Minute erscheinen, er muß früh sterben, schnell, in Flammen aufgehen und verschwinden."

„Es giebt auch ein Minute Ewigkeit," sagte der König.

Wol hatte Irma sich gefreut, schön zu erscheinen, jetzt aber durch-

rieselte sie eine höhere Freude: Er ist schön und groß, eine ritterliche mannhafte Erscheinung, wie keine Phantasie sie vollendeter auszudenken vermag . . . er kann den Kuß der Ewigkeit geben, denn das ewig Königliche ist in ihm erschienen.

So stand Irma und sah und hörte kaum, was um sie vorging.

Der Umzug des Königspaares ging weiter und Irma erschien sich auf einmal bettelarm in ihrer Pracht. Der König ist nicht mehr nahe, dort geht er, dort strahlt er wie eine Göttererscheinung.

Die Umgebung Irmas lobte ihr sinnreiches und dichterisch schönes Costüm — sie hörte es nicht. Sie wurde zur Königin entboten. Der König hatte den Ball mit der Königin eröffnen wollen und die Königin hatte gedankt; es war nur Ceremoniel, der König forderte sie jedesmal auf, aber die Königin tanzte nie.

Sie bat nun Irma, an ihrer Stelle mit dem König den Ball zu eröffnen.

Irma verneigte sich dankend; in ihr aber erhob sich etwas und stand stolz und hoch über der Königin: „Nicht Du giebst mir. Ich gebe. Ich entsage. Mein ist er! Dir hat ihn der Priester gegeben, mir die ewige Natur! Du bist eine zarte feine Blume, wir aber, wir sind ein Adlerpaar, das in den Lüften schwebt!"

Sie faßte es nicht, wie sie das Alles in sich tragen konnte: alles Blut in ihren Adern war zu Feuer geworden.

Die Quadrille begann.

Irma fühlte den heißen Athem des Königs. Er faßte ihre Hand, er sprach leichte Scherze, wie es so anmuthig sei, einmal selbst phantastisch eine phantastische Welt um sich her zu zaubern. Irma fühlte, wie so ganz Anderes sie zu sprechen, ja wie sie nur still zu sein hätten miteinander; aber sie mußten Gleichgültiges sprechen und durften auch nicht schweigen. So oft der König ihre Hand berührte, war es ihr, als müßte sie plötzlich mit ihm davonschweben, und wenn er die Hand wieder ließ, als ob sie versinken müsse. Es war nahe daran, daß die Quadrille in Unordnung kam.

Die Königin verließ bald den Ball. Der König geleitete sie, kehrte aber schnell wieder zurück.

Irma ging umher und der ganze bunte Lärm erschien ihr wie ein

Traum. Sie lächelte, als sie endlich ihren Bruder traf, der mit seiner Frau in reichem mittelalterlichem Costüm erschienen war. Sie hatte immer die Worte auf den Lippen: Lebe ich noch? Sag' mir, wo ich bin! — wer ich bin! Sie war aus dem Aether hergekommen und schwebte in einer andern Welt, und nur zwei Menschen sind auf dieser Welt — er und ich . . . das einzige, das erste Menschenpaar . . . die Götter leben wieder und sein Kuß ist Ewigkeit . . .

Sie saß mit dem Bruder und der Schwägerin in einem Boskett unter einer Pinie. Da kam der König heran. Ihre Seele eilte ihm entgegen und umfaßte ihn und rief: Wir wollen sterben mit einander! Du bist mein und ich bin Dein! Wir sind allein auf der Welt! . . . Aber sie stand nur auf und verbeugte sich zitternd. Der König setzte sich zu ihr; sie fühlte, wie sein Blick auf ihr ruhte.

Als sähe er sie heute zum Erstenmal, weidete sich sein Auge an der schönen Form des Kopfes, dessen Locken den Hals bis zu den Schultern mit dem Grübchen auf dem Nacken umspielten; sie erschien heute noch größer als sonst, und alle Formen so satt und voll Ebenmaß; das zarte Oval des Gesichtes, die breite Stirn, wie von zu schwerem Gedankenreichthum vornüber gewölbt, die feingeschweiften Brauen, das braune Auge in feuchtem Glanze und die Lippen so schwellend.

„Du bist schön und ich liebe Dich!" sagte der König leise.

„Und Du bist schön und groß und ich liebe Dich grenzenlos!" erwiderte sie, aber ihre Lippen sprachen es nicht; in ihrem Herzen jubelte es tausendstimmig. Sie schloß die Augen und ließ den Blick des Königs auf sich ruhen.

„Irma," sagte der König, „Irma," wiederholte er. Er setzte kein Wort hinzu, seine Stimme stockte.

Stumm saßen die Beiden eine geraume Weile nebeneinander, dann begann tief aufathmend der König wieder:

„O Irma, es giebt einen Augenblick, der ist unermeßliches Leben . . . da trennt nichts . . . drunten in der Welt zählen die Menschen nach Stunden, nach Minuten. Hoch oben im Himmel ist die Welt versunken."

Irma schaute auf — Bruno und seine Gattin waren nicht mehr da. Sie war mit dem König allein.

Sie wollte vor ihm auf die Kniee sinken, ihn umschlingen mit der ganzen Gluth ihrer Seele. Mit gewaltsamer Anstrengung zwang sie sich zum Erkennen der Umgebung: die Musik, die Lichter, die bunten Gestalten, Alles wirrte sich ihr zusammen. Sie öffnete die Lippen, sie brachte kein Wort hervor. Rasch stand sie auf und verließ mit bebendem Schritt den Saal.

Bald darauf hatte auch der König den Ball verlassen.

Ueber den Gemächern Irmas stand noch spät in der Nacht Walpurga am Fenster und schaute traurig hinaus.

Flüchtige Wolken zogen am Himmel hin und bedeckten bald den Mond, bald ließen sie ihn in seinem ganzen Glanz erscheinen. Jetzt fiel das volle Licht auf die Gestalt der Venus von Milo, sie schien das Antlitz zu wenden.

Walpurga prallte erschreckt vom Fenster zurück und stand wie sinnverwirrt dreinstarrend, sie wagte nicht mehr, ans Fenster zu treten.

Auf der Victoria in der Werkstatt des Bildhauers, auf den Lippen, die der König geküßt, zitterte derselbe Mondesglanz, der hier im Park die Venus von Milo überleuchtete ...

Die Götter waren lebendig in der Vollmondsnacht ...

Neuntes Capitel.

Es war beim Thee im kleinen Kreise. Die Erlesenen aus den Auserwählten waren hier versammelt. Der Intendant sprach seinen Vorsatz aus, die Gedenktage der großen Geister, die für das Theater gewirkt, zu ständigen Festen zu machen; mit Lessings Geburtstag, der bald herannahte, wollte er beginnen.

„Welches Stück werden Sie zu seinem Geburtstag aufführen?“ fragte die Königin.

„Es wäre mir eine hohe Gnade, wenn Eure Majestät bestimmen wollten.“

„Ich?“ fragte die Königin und wendete den Blick nach dem gegen-

übersitzenden König, der eine vor ihm liegende illustrirte Zeitung betrachtete. Er mußte den Blick der Königin gespürt haben, denn er sah auf und sagte:

„Ja, sprich Deinen Wunsch aus.“

„So wünsche ich Emilia Galotti.“

Alles schaute auf. Dieses Stück, wie Schillers „Kabale und Liebe,“ hatte unter der vorigen Regierung auf der Liste der Verfehmten gestanden.

Es trat eine Pause ein. Der König allein hat das Wort. Was wird er sagen?

Er schwieg. Nach einer Secunde zeigte er dem nicht weit von ihm sitzenden Schnabelsdorf das Porträt eines vor Kurzem verstorbenen ausländischen Gelehrten mit der Frage, ob es ähnlich sei.

Schnabelsdorf bejahte.

Die Königin erschrak ins Herz hinein, als sie die Stimme ihres Gatten hörte, es war eine fremde Stimme.

In demselben Augenblick präsentirte Baum eine Tasse. Die Königin wendete sich rasch, wie wenn eine tückische Katze ihr auf die Schulter gesprungen wäre, so erschreckt sah sie aus; sie stieß an die dargereichte Tasse, die nun zur Erde fiel. Eine Bombe, die plötzlich im Zimmer geplatzt wäre, hätte nicht erschreckender wirken können. Baum hob die Scherben auf, er hätte sich gern auf das Antlitz niedergeworfen, er ist unsagbar unglücklich; aber er darf nicht sprechen, auch nicht um Verzeihung bitten, das wäre ein noch größerer Verstoß gegen alle Disciplin. Die Königin wendete sich zu ihm und sagte:

„Sie sind nicht schuld, ich bin schuld.“

Dann bat sie die Damen, die aufgestanden waren, um das geschehene Unheil zu besichtigen und zu berichtigen, sich doch wieder ruhig zu setzen. Der Oberhofmarschall winkte Baum und sagte ihm leise, er möge sich entfernen und das Weitere der anderen Dienerschaft überlassen.

Die Königin bedurfte des ganzen Aufgebotes von Haltung, um nicht aus dem gesellschaftsmäßigen Geleise zu kommen. Ihr schwindelte, und doch saß sie aufrecht und lächelte, und sah dem davongehenden

Diener nach, wie wenn er mit den Scherben noch etwas Anderes davonträge, das auf immer zerschmettert war.

Baum ging hinaus und stand betäubt am Treppengeländer. Er hätte sich gern da hinabgestürzt vor Scham — so etwas war ihm noch nie geschehen, es blieb eine Schande für sein ganzes Leben und es nützte nichts, daß die Königin die Schuld auf sich genommen, er wußte, er muß doch dafür büßen. Er betrachtete die Scherben und wünschte sich nur, daß er selber in Scherben zerschmettert sei.

Nach der kurzen Störung saß man in dem kleinen Salon wieder in bester Wohlordnung. Der große Nothhelfer Schnabelsdorf, der in dem neugebildeten Ministerium das Departement des Auswärtigen und vorläufig auch des Cultus übernommen hatte, verstand indeß, die Verstimmung des Abends durch ein anziehendes Gespräch wieder ins Geleise zu bringen. Er sprach davon, an „Emilia Galotti“ anknüpfend, welche interessante Forschungen oder eigentlich Hypothesen sich über die Namengebungen der Dichter machen ließen. So glaube er, daß Lessing eine leise Andeutung an Macchiavelli geben wollte, den man im vorigen Jahrhundert noch falsch beurtheilte, indem er seinen Intriganten Marinelli nannte. Es sind dieselben Vocale. Und Orsina! In dem Namen läge etwas, wie Griff und Klinge eines eben aus der Scheide zückenden Dolches; auf das volle O das spitze J. Er ging weiter und wußte viel Anziehendes über die Klangwirkung der Namen dichterischer Gestalten zu geben. Lessing hätte sehr weise gehandelt, indem er den Namen Melchisedek — wie der Jude bei Boccacio heißt — in Nathan verwandelte. Nathan! Das spricht ein weitfaltiges Kleid aus. Gretchen, Clärchen, Dorothea, Natalie — wie zutreffend diese Namengebung Goethes für seine Frauengestalten. Selbst Schiller habe darin manches Zutreffende gehabt: Franz Moor — Posa — wie schön dies O — A.

Schnabelsdorf sprach heute gut und gefällig. Es ist doch vortrefflich, wenn ein Mensch solchen Reichthum in sich hat, wie ein Buch; das steht fest, kann zu jeder Zeit sich kundgeben und fragt nichts nach Stimmung, nach zerbrochenen Tassen und mißgelaunten Bilderbesehern.

Niemand schien Schnabelsdorf zu Hülfe kommen zu wollen, er

mußte immer allein sprechen. Endlich erbarmte sich Irma seiner und warf die Bemerkung hin, wie seltsam es sei, daß wir in unserer Zeit keine Eigennamen mehr erfinden; wir könnten nur immer borgen, zusammensetzen und verkürzen.

Auf diese Anregung hin machte man den Versuch, neue Namen zu erfinden; das gab viel Heiterkeit, denn es gelang nicht Einer.

Der Intendant erzählte, er kenne im Gebirge einen Bauer, der sieben Töchter habe, die erste heiße Prima, die zweite Secunda, die dritte Tertia u. s. w.

Der König schaute an diesem Abend kaum auf von den illustrirten Blättern, die Königin aber nickte jedem Sprechenden freundlich zu, sie war jedem dankbar, daß er sprach, denn es war ihr etwas geschehen, was sie eigentlich nicht gewollt hatte. So wenig sie die Tasse hatte zerschmettern wollen, so wenig hatte sie im Augenblick bedacht, welche Mißdeutung es haben könne, daß sie „Emilia Galotti" zur Aufführung verlangte. Im König mußte etwas vorgehen, denn er strich sich mit der linken Hand die Augenbrauen oftmals glatt; das that er immer nur, wenn er etwas in sich zu bewältigen hatte. In der That dachte der König zuerst: weiß sie denn nichts davon, daß dieses Stück seit Jahren hier nicht gegeben werden durfte? Möglich! Denn diese Menschen, die immer ihr Empfindungsleben ausbauen, haben keinen Sinn für historische Data. Aber schnell — der König fühlte einen Blitz durchs Hirn zucken, und er strich unwillkürlich die Brauen zur Bewältigung seiner Empfindung — schnell kam ihm der Gedanke: das ist eine Intrigue; sie ist deren fähig, sie will à la Hamlet die Mausefalle vor uns aufführen lassen, um zu sehen, wie das Spiel auf der Bühne auf uns wirkt. Doch nein! sprach es wieder in ihm, dann mußte sie uns überraschen und — es ist doch ihre Art nicht. Aber Bitterkeit und Heftigkeit und tiefe Gewissensunruhe kämpften im Herzen des Königs. Der Einblick in die illustrirten Zeitungen war wie ein Zurückziehen in eine absondernde Loge mitten in der Gesellschaft. Noch nie hatte der König im kleinen Kreise anhaltend gelesen, er hatte sonst nur bald dies, bald jenes Bild betrachtet und den Nachbarn zur Kenntnißnahme oder Vergleichung gegeben. Heute las er und wußte doch nicht, was er las. Er hätte gern den Blick

Irmas gesucht und war glücklich, als er sie so frei sprechen hörte. Er bewunderte sie, er hätte gern nach ihr umgeschaut, aber er wagte es nicht, ihren Bemerkungen Beifall zuzulächeln. Er hat die Bemerkungen Schnabelsdorfs unerwidert gelassen, er muß auch diese zu überhören scheinen.

Die Königin erhob sich, Alles stand wie befreit auf, denn Jedes hatte die elektrische Spannung in der Atmosphäre gefühlt, und der Abend war nun doch noch ein heiterer geworden. Die Königin machte Schnabelsdorf glücklich, indem sie ihm beim Abschiede sagte, wie dankbar man ihm sein müsse, daß er immer so reizvolle Themas aufbringen könne. Zum Intendanten sagte sie dann laut, lauter als sonst ihre Art war:

„Wenn Ihnen das Einstudiren von Emilia Galotti Mühe macht —“

„O nein, Majestät —“

„Ich meine, wenn die Zeit zu kurz ist —“

„Sie reicht vollkommen aus,“ entgegnete der Intendant. Er hatte in Gedanken schon die Rollen vertheilt und wollte den neuen Versuch machen, das Stück im Costüm des vorigen Jahrhunderts aufführen zu lassen.

„Ich meine,“ nahm die Königin wieder auf, und ihr Gesicht erhielt einen fremden Ausdruck, „ich meine, wenn Nathan der Weise oder Minna von Barnhelm sich besser darstellen, so geben Sie diese.“

„Bleiben Sie nur dabei!“ rief der König plötzlich. „Lassen Sie Emilia Galotti aufführen und setzen Sie auf den Zettel: Auf Allerhöchsten Befehl.“

Der König reichte seiner Gattin den Arm und verließ mit ihr die Gesellschaft. Die Zurückbleibenden verbeugten sich tief. Man ging, Gleichgültiges plaudernd, die Treppe hinab; die nicht im Schlosse Wohnenden stiegen in ihre Wagen, die im Schlosse Wohnenden gingen in ihre Gemächer. Durch die Stadt hin und in die Schloßgemächer trug aber Jedes seine eigenen Gedanken.

Irma ließ sich rasch entkleiden und schickte das Kammermädchen fort; dann nahm sie einen Band von Lessings Schriften aus der kleinen Handbibliothek. Es lag Staub darauf. Sie schlug das

Buch mehrmals zusammen, daß der Staub abflog; dann las sie in Einem Zuge „Emilia Galotti."

Sie schlief erst gegen Morgen ein und als sie erwachte, mußte sie sich besinnen, wo sie war. Das Buch lag noch vor ihr aufgeschlagen, die Lichter waren von selbst ausgebrannt, sie hatte vergessen, sie zu löschen, es war eine schwüle, fast erstickende Luft im Schlafgemach.

Um dieselbe Stunde, als Irma erwachte, wurde im Theatergebäude bitter geweint. Der Intendant ließ „Emilia Galotti" mit neuer Besetzung einstudiren und hatte der ersten Liebhaberin, die sich im ewigen Besitze glaubte, die Rolle der Emilia abgenommen und einem jüngeren Talente übergeben; die alte jugendliche Liebhaberin sollte die Rolle der Claudia übernehmen; sie saß nun weinend hinter einer Coulisse und rief immer: „Perlen bedeuten Thränen, aber Thränen nicht Perlen." Der Intendant, sonst ein so gefälliger, liebreicher Mann, war unbarmherzig.

Aber unglücklicher als die alte erste Liebhaberin — sie durfte doch noch mitspielen — war Baum, der wegen des Tassenunfalls gar nicht mehr mitspielen sollte in der nächsten Umgebung der höchsten Herrschaften. Er klagte Walpurga sein Unglück, und diese bat die Königin, daß Baum wieder in Gnaden angenommen würde.

Schon am zweiten Abend fragte die Königin, ob der Lakai Baum krank sei. Er war erlöst. Voll Dankes kam er zu Walpurga und sagte:

„Das werd' ich Dir nie vergessen, Du hast mir eine Wohlthat gethan für mein ganzes Leben."

„Freut mich, daß ich Dir auch einmal hab' was Gutes thun können."

„Ich will Dir's schon vergelten," sagte Baum, „verlaß Dich drauf."

Baum zog sich rasch zurück, denn Irma trat ein. Bald nach ihr kam der König. Er wollte mit Irma Französisch sprechen, aber diese bat, das nicht zu thun, und sagte:

„Die Naivetät ist sehr verletzlich."

„Und die sogenannte Gemüthlichkeit," erwiderte der König, „oft sehr maliciös und intrigant. Die Schwächlichkeit und Zerflossenheit glaubt auch einmal sehr stark sein zu müssen."

„Wir müssen mild sein," entgegnete Irma.

Die Beiden sprachen Deutsch vor Walpurga, aber sie verstand doch kein Wort davon.

„Ich bewundere die Kraft des Herzensspions; ich muß gestehen, ich beuge mich vor ihr in Demuth. Ich hätte nicht geglaubt, daß solche Größe in der wirklichen Welt ist," sagte der König.

Irma nickte leise und erwiderte: „Der Held heißt Hettore Gonzaga, aber die rechte Emilia Galotti liebt ihn mit einer Kraft, die seiner würdig ist."

„Und der rechte Hettore ist kein Dilettant und Schwächling und bedarf keines Marinelli."

Das Verhältniß, das in Scham und Leidenschaft aufgelodert war, erhielt neue Belebung durch den hinterlistigen Gegenkampf der Königin, denn als wohlüberdacht sah man diese Ansetzung des verwehmten Schauspiels an. Es war wie ein Windzug, der die Flamme zum Verlöschen hin und her bewegt, aber nur neu anfacht. Tief im Hintergrunde der Seele versteckte sich eine neue Freisprechung: die Königin war der reine Engel nicht, für den sie sich gab.

„Ich bin der festen Ueberzeugung," sagte der König, „daß Hippokrates der Nausikaa diese krystallene Giftschale in die Hand gespielt hat."

„Nein, Majestät," eiferte Irma, „Hippokrates ist ein hochedler Mann, freilich etwas Pedant, aber zu gut und zu klug, um so etwas zu thun."

Der König ging bald wieder davon, und als er weg war, sagte Walpurga:

„Jetzt, Gräfin, mir kann man alle Adern aufschneiden, und ich kann nicht sagen, was Ihr da gesprochen habt; ich hab' kein Wort verstanden."

„Ja, Walpurga," sagte Irma, „der König ist gar ein gelehrter Herr, und gestern ist ein Buch gelesen worden, und davon haben wir gesprochen."

Walpurga war's zufrieden.

„Ich hatte geglaubt, die Königin hier zu treffen," sagte Irma nach einer Weile und fuhr sich dabei mit der ganzen Hand über das

Gesicht, als müßte sie ein neues herausarbeiten mit ganz anderem Ausdrucke.

„Die Königin kommt heute nicht," erwiderte Walpurga, „sie hat mir sagen lassen, sie sei nicht recht wohl. Sonst versäumt sie's nie, dabei zu sein, wenn wir das Kind baden, und Schöneres giebt's doch nicht, als so ein Kind im Bade und nach dem Bade; da ist es wie neugeboren und platscht und jauchzt und gurrt. Wollen Sie nicht auch einmal dabei sein? Es ist eine wahre Herzenslust."

Irma verneinte und ging bald davon.

Die Königin lag still und allein in ihrem Gemach. Noch bebte der Schreck in ihrem Herzen über das, was sie gethan, nein, was ihr geworden, ohne daß sie es eigentlich gewollt. Wie von einer unsichtbaren Schicksalsmacht ist ihr ein Dolch in die Hand gedrückt; sie kann und will ihn nicht führen. Und doch wühlt der Argwohn tief in ihrer Seele. Argwohn! das Wort steht plötzlich vor ihr, als hätte sie es nie gehört, wie sie bisher nie gekannt, was es ausspricht. Nichts ist mehr rein, nichts mehr harmlos; jedes fröhliche Wort, jede heitere Miene, jedes Lächeln ist zweideutig, jede harmlose Bemerkung hat einen Nebensinn — lieber todt sein als Argwohn hegen! Die beglückende Gabe der Phantasie, die dem Leben des Andern treulich nachgeht, in alles Empfinden hinein folgt und sich traut anschmiegt, diese Kraft des Vorstellens und Mitlebens wurde zur verzehrenden Flamme, Traumbilder stellten sich vor das wache Auge und ließen sich nicht verscheuchen. Wäre das Entsetzliche entschieden — gegen ein klares Unrecht kann man Stellung nehmen, gegen den Argwohn giebt es keine; er macht unstät und flüchtig, nichts ist fest, der Boden zittert beständig unter den Füßen.

Die Königin war nicht krank. Sie hätte wohl in die Gemächer ihres Sohnes kommen können, aber sie konnte heute nicht in sein Antlitz sehen und ihm zulächeln — sie hatte einen bösen Gedanken gegen den Vater in der Seele.

Oft stand sie auf, sie wollte den König rufen lassen, ihm Alles sagen, er sollte sie von dem qualvollen Argwohn befreien. Sie glaubt ihm. Er soll ihr ehrlich bekennen, ob er noch treu und eins mit ihr im Herzen. Er ist wahrhaft und offen, sagte sie sich, und aus dem

tiefsten Grunde ihrer Seele stieg die Liebe zu ihrem Gatten empor. Doch wenn er abgeirrt wäre von sich, so hätte er ja schon die Unwahrheit begangen — Wie? wird er sie jetzt bekennen? Kann man einen Menschen auf sein Gewissen fragen, der sein Gewissen bereits verleugnet haben kann? Und wenn er das Entsetzliche bekennt? Sie will es still tragen. Nur nicht diesen Argwohn, er vergiftet ihr Herz; sie fühlt, wie er ihre Seele schädigt. Soll es denn sein, daß das Böse, ja nur der Verdacht des Bösen Alles verdirbt, was in seinem Umkreis steht?

Sie setzte sich wieder. Sie kann den König nicht fragen.

„So sei es denn!" rief sie endlich. „Ich muß diese Versuchung bestehen und der Geist der Wahrheit wird mir Kraft geben."

Sie dachte einen Augenblick daran, sich dem Leibarzt anzuvertrauen. Er ist ihr väterlicher Freund. „Doch nein! Ich bin nicht schwach, ich will mir nicht helfen lassen!" rief sie sich zu. „Soll ich das Entsetzliche erfahren, so will ich es selbst, und ist es Wahnsinn, so will ich es allein in mir besiegt haben."

Bei Tafel und in den Gesellschaften war die Königin doppelt liebreich gegen ihren Gemahl und auch gegen Irma. Wenn sie die Freundin betrachtete, war es ihr, als müßte sie um Verzeihung bitten, daß sie nur einen Augenblick niedrig von ihr denken konnte. Wenn sie aber wieder allein war, fühlte sie ihre Seele fortgerissen, zu ihm, zu ihr; sie wollte wissen, was sie jetzt denken, thun, reden — sie reden von ihr, sie lächeln, sie spotten über sie, und wer weiß, ob sie nicht ihren Tod wünschen ....

Sie selbst wünschte, todt zu sein.

Zehntes Capitel.

„Heut' Abend geh' ich auch ins Theater," sagte Baum am 22. Januar Mittags zu Walpurga. „Es soll ein merkwürdiges Stück sein. Schade, daß Du nicht auch hingehst."

„Ich hab' Maskeraden genug gesehen," versetzte Walpurga. „Ich

bleib' bei meinem Kind; mein Kind ist noch das Einzige vom ganzen Hofe, das sich nicht vermaskiren kann."

Das Hoftheater war schon lange vor Beginn des Stückes bis auf den letzten Platz besetzt und im Publikum war lebhaftes Geplauder, das sich wie Brausen der See anhörte. Man sprach davon, was das bedeute, daß es auf dem Theaterzettel hieß: Zur Geburtsfeier Lessings, auf Allerhöchsten Befehl „Emilia Galotti." Man sprach in halben Worten zu einander, verstand sich aber ganz. Soll diese Aufführung eine schlagende Antwort auf mancherlei Gerede sein? Wird der Hof kommen? Wer wird im Gefolge sein?

Drei dumpfe Schläge ertönten. Sie sind das Zeichen, daß der Hof die Verbindungs-Gallerie zwischen Schloß und Theater betreten. Alle Augen, alle Operngläser richteten sich nach der königlichen Loge.

Die Königin trat ein. Sie strahlte in jugendlicher Schönheit. Der Adel, der den ersten Rang einnahm, erhob sich. Die Königin dankte freundlich. Sie setzte sich und las mit großer Aufmerksamkeit den auf der Brüstung angehefteten Zettel. Der König kam alsbald nach ihr und setzte sich neben sie; auch er grüßte den stehenden Adel und dieser setzte sich mit ihm, als ob er an ihn gebunden wäre.

Der König reichte mit der Hand rückwärts und ließ sich sein Augenglas geben. Er betrachtete das Publikum, während das Orchester die Ouvertüre spielte. Der Wunsch Irmas war in Erfüllung gegangen. Seit der neuen Intendanz gab es wieder Musik vor den Schauspielen und in den Zwischenakten.

Wer sitzt hinter der Königin?

Die Gräfin von Wildenort.

Sie trägt eine einzige Rose im braunen Lockenhaar. Sie spricht einige verbindliche Worte mit dem Oberst Bronnen. Sie lächelt und zeigt ihre Perlenzähne.

Ein junger Kritiker im Parterre sagt zu seinem Nachbar:

„Die Gräfin Wildenort hat wol nicht ohne Absicht nur eine Rose ins Haar gesteckt, wie Emilia Galotti."

Von Musikfreunden wurde oft Ruhe gezischt, denn die Gespräche im Hause waren so lebendig, daß man die schöne Musik der Ouver-

türe kaum hörte. Das Ruhebieten half nichts, erst als der Vorhang aufrollte, trat Stille ein.

Der erste Akt bot nur am Schlusse Gelegenheit für einen besonderen Applaus. Die Hast und Eingenommenheit des Prinzen zeigt sich, indem er ein Todesurtheil schnell — der Wagen ist vorgefahren — unterschreiben will; der alte Kabinetsrath Rota zieht das Aktenstück zurück.

Der Intendant hatte, um die Festlichkeit des Abends zu bezeichnen, zwischen jeden Akt ein Musikstück eines namhaften Componisten eingelegt. Boshafte Zungen wollten behaupten, daß dies nur geschehen, um die Besprechung des seit Jahrzehnten hier nicht aufgeführten Stückes zu verdecken; wäre dies die Absicht gewesen, so wäre sie vereitelt worden, denn die Gespräche gingen lebhaft, im Publikum wie in der Hofloge.

Der König sprach mit dem Intendanten und dieser sagte: „Lessing hat in diesem Rota eine ebenso kleine als Beifall-sichere Rolle geschrieben. Darin bewährt sich der Meister. Und es hat noch das Gute, daß man die Rolle von einem Veteranen spielen lassen kann.“

Die Königin schaute verwundert um. Sind denn das nur Rollen, nicht lebenerschütternde Thatsachen?

Das Stück nahm seinen weiteren Verlauf. Die Scene zwischen Appiani und Marinelli wurde stürmisch beklatscht. Die Königin, die sich sonst in den Zwischenakten immer in den Salon neben der Loge zurückzog, verließ heute ihren Platz nicht; auch Irma als erste dienstthuende Hofdame mußte bleiben.

Der Oberhofmarschall sagte zwischen dem dritten und vierten Akt im Corridor zu Bronnen: „Wenn nur dies verdammte Demokratenstück schon abgespielt wäre. Der süße Pöbel da unten kann demonstrativ werden.“ Es kam der vierte Akt, die Scene zwischen Orsina und Marinelli. Die Königin hielt ihren Fächer krampfhaft in der Hand. Es war eine übermächtige Anstrengung in ihrer Seele. Sie hörte und sah, was auf der Bühne vorging, und lauschte mit angestrengter Aufmerksamkeit auf den Athem Irmas hinter ihr, wie er schneller, wie er lauter ging; sie wollte sich plötzlich umwenden und

ihr ins Angesicht schauen, aber sie wagte es nicht; sie sah die Gestalten auf der Bühne und streifte mit dem Blick das Antlitz ihres Gatten. Es war doppeltes Hören und doppeltes Sehen in ihr. Sie mußte sich zwingen, ihren Athem ruhig zu halten. Die Scene ging weiter. Orsina und Odoardo — Wenn jetzt Irma hinter ihr in Ohnmacht sinkt... was dann? Was hat sie gethan, daß sie das Stück aufführen ließ? Die Scene geht weiter, Orsina giebt dem Vater den Dolch, sie steigert sich zuletzt zur Wuthphantasie. „Wenn wir einmal Alle — wir, das ganze Heer der Verlassenen, wir Alle, in Bacchantinnen, in Furien verwandelt, wenn wir Alle ihn unter uns hätten, ihn unter uns zerrissen, zerfleischten, sein Eingeweide durchwühlten — um das Herz zu finden, das der Verräther einer Jeden versprach und Keiner gab! Ha! das sollte ein Tanz werden! das sollte!"

Wenn jetzt Irma laut aufschreit?... Die Königin faßte krampfhaft die Brüstung, es ist ihr, als müßte sie hinausrufen ins Volk.

Es blieb Alles ruhig.

Als die Scene vorüber war, wendete sich der König zu Irma und sagte in leichtem Tone:

„Die Müller spielt vortrefflich."

„Ueberraschend, Majestät, im Einzelnen aber etwas chargirt. Die Worte: „Ich habe hier nichts zu verzeihen, denn ich habe hier nichts übelzunehmen," hat sie zu scharf geknirscht; sie hat ihre Stimme zu sehr geschminkt. Die offen Gekränkte müßte mehr wie Dolchzücken sprechen, man müßte den Dolch schon in den Worten sehen, bevor er als scharfes Eisen gezeigt wird."

Irmas Stimme war fest und klar, nichts zitterte in ihr. Die Königin breitete ihren Fächer aus und fächelte sich in schnellen Bewegungen Kühlung ins Antlitz:

So könnte Niemand sprechen, der sich an die Brust schlagen müßte. Die Stimme wäre zerbrochen und das Antlitz versteinert vor solchem Anblick...

Die Königin wandte sich um und nickte Irma freundlich zu.

„Ich bin stärker, als ich wußte," sagte sich Irma und glättete ihre Handschuhe. Als sie Odoardo hatte sprechen hören, breitete sich's

ihr wie Nebel vor die Augen: wenn das ihr Vater wäre — und er konnte es sein.... In ihrem Innern schrie etwas auf, aber der Schrei kam nicht auf die Lippen. Jetzt war sie wieder gefaßt und ruhig.

Das Schauspiel ging ohne Zwischenfall zu Ende; nur ließ sichs das Publikum nicht nehmen, den Darsteller des Odoardo Galotti dreimal herauszurufen. Auch der König applaudirte.

Der Hof begab sich nach dem Schlosse zurück; man versammelte sich zum Thee bei der Königin.

Die Königin war heiter, wie nach einer überstandenen Gefahr. Es war eine Beweglichkeit und Freiheit in ihrem Wesen, die man lange nicht an ihr bemerkt hatte; eine dämonische Last war von ihrer Seele genommen — sie war jetzt frei und gelobte sich, nie mehr niedrig von Jemand zu denken, von ihren Nächsten vor Allem nicht.

Man saß beim Thee und die Königin fragte ihren Gatten:

„Du hast das Stück wol auch zum Erstenmal gesehen?“

„O nein, ich habe es auf der Reise gesehen, ich weiß nicht mehr wo. Ich finde es sehr angemessen,“ wendete er sich zum Intendanten, „daß Sie, lieber Schöning, das Stück im Costüm des vorigen Jahrhunderts geben ließen; ich habe es früher in moderner Tracht gesehen. Das macht sich höchst unpassend. Trotz der Classicität liegt auf all' dem etwas Puder, den man nicht wegblasen darf, sonst wird die ganze Affaire, Alles, was gethan und gesprochen wird, unnatürlich.“

Der Intendant war glücklich.

„Wie finden Sie das Stück?“ fragte der König den Leibarzt.

„Majestät, das Stück ist ein classisches.“

„Sie sind doch sonst nicht orthodox.“

„Und bin es auch hierin nicht,“ entgegnete Gunther. „Ich darf sagen, daß ich Lessing von ganzer Seele verehre, ja vielleicht etwas zu ausschließlich; aber in diesem Stück ist Lessing noch nicht zur Ruhe der Freiheit durchgedrungen, es ist ein Product der edelsten Melancholie, was man in unsern Tagen auch Zerrissenheit nennt; denn die Rechnung schließt am Ende nicht ab, es bleibt ein tiefer Bruch. Das kommt aber wesentlich davon her, daß ein großer weltgeschicht-

licher Stoff aus der Römerzeit in Cabinet und Lustschloß eines kleinen italienischen Fürsten verlegt ist."

„Wie meinen Sie das?" fragte der König. Der Leibarzt setzte auseinander:

„In diesem Stück ist ein Pathos der Verzweiflung, das sich bis zur Schlußfrage spitzt: „Ist es nicht genug, daß Fürsten Menschen sind, müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?" Man könnte annehmen, daß das Gefühl dieser Erkenntniß eine Strafe ist, die der Fürst sein Lebenlang nicht mehr los wird. Der Fürst muß ein anderer werden von da an. Aber diese epigrammatisch gefaßte Erkenntniß der eigenen Schwäche und der Schlechtigkeit der Umgebung erscheint mir nicht als volle und faktische Sühne. Eine Frage, und eine solche am Schlusse des Drama's, das uns versöhnt mit dem ewigen Gesetze entlassen soll — ist nur möglich, weil der Grundton des Ganzen sarkastisch ist und in den bittern Worten liegt: „Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren." Der ganze Mangel des Stückes — es entspricht dem Wahrheitsgesetz Lessings, wenn man sich autoritätslos verhält — der unbeglichene Bruch liegt darin, daß Lessing die That des Virginius vom römischen Forum auf das Parket, aus der leidenschaftlichen Hand des Bürgers, der eben das Schlachtmesser in der Hand hat, in die des malcontenten Obersten Galotti verlegt hat. Die That des Virginius ist die Wendung einer großen politischen Katastrophe — nach ihr bricht die Revolution herein und sühnt; hier aber ist diese That folgenlos an den Schluß gesetzt und sühnt nichts. Darum entläßt uns dieses Stück mit einer Frage, die eigentlich eine Dissonanz ist."

Man war befriedigt von dieser Auseinandersetzung, trotzdem Anfangs sich eine seltsame Schärfe eingemischt hatte. Sie hob die ganze Sache und den doch etwas peinlichen Eindruck in die kühle kritische Atmosphäre.

„Mir ist etwas Besonderes aufgefallen," sagte Irma; sie glaubte nicht still bleiben zu dürfen. „Ich habe zwei Ehegeschichten in dem Stücke gefunden."

„Ehegeschichten? Und sogar zwei?" wurde gefragt.

„Allerdings. Emilia ist das Kind einer unglücklichen, oder ehr-

licher gesagt, einer bösen Ehe. Diese rauhe Tugend Odoardo und diese conciliante Claudia haben eine entsetzliche Ehe geführt und sich endlich anständig getrennt. Er lebt auf dem Gute, sie läßt der Tochter in der Stadt die letzte Politur geben; Emilia muß sehr viel Clavier üben. Papa Odoardo sitzt immer auch moralisch zu Pferde; Madame Claudia ist eine sehr weltlich gesinnte Gesellschaftsdame. Das Kind dieser Ehe ist nun Emilia, und ihre Ehe mit Appiani wäre ganz dieselbe geworden, wie die ihrer Eltern."

„Fein ergründet," sagte der König, und von seinem Zuruf belebt, fuhr Irma fort:

„Die Großmutter Emilias hat vielleicht gesagt: Ich bin nicht glücklich, meine Tochter Claudia soll es werden mit dem braven Odoardo, damals eben erst Hauptmann. Und nun sagte Mutter Claudia: Ich bin nicht glücklich, meine Tochter Emilia soll es werden, und Emilia würde künftig auch gesagt haben: Ich bin nicht glücklich, meine Tochter u. s. w. Das ist eine ewige Kette von Elend und Resignation. Wer ist denn dieser Herr Appiani? Ein hypochondrischer Legationsrath außer Dienst, der seine Frau eigentlich um des biedern Schwiegervaters willen heirathet und ihr geradeso predigen wird, wie weiland Odoardo, und ebensoviel Wirkung haben wird, wie weiland Odoardo. Appiani war den Schuß Pulver werth, oder auch noch einen zweiten, wie Marinelli meint — warum hat er kein Auge für die Toilette seiner Braut! Im nächsten Winter auf dem Lande wäre Emilia Appiani vor Langeweile gestorben, oder hätte sich verwandelt und eine Kleinkinderschule auf ihrem Gute errichtet. Wenn Emilia singen würde, sie müßte ähnliche Melodien haben, wie Mozarts Zerline, und Masetto-Appiani spürt's, daß er dahin nicht paßt, und er hat Recht — obgleich er sich's nicht erklären kann — daß er vor der Trauung so schwermüthig ist. Appiani dürfte nur eine Wittwe mit sieben Kindern heirathen; der Mensch hat von Natur eine Wittibseele. Wenn er sich mit seiner Frau gezankt hat, wird er nach dieser Motion auch sagen, wie nach dem Zank mit Marinelli: „Ah, das hat gut gethan, mein Blut ist in Wallung gekommen, ich fühle mich anders und besser." Emilia liebt den Prinzen, darum fürchtet sie ihn; ihr notariell verschriebener Bräutigam wird nur

ihr Mann, war nie ihr Geliebter. — Ich würde Appiani zum Landtags-Abgeordneten, aber nicht zum Gatten wählen. Solch ein Mann darf gar nicht oder nur eine Frau heirathen, die Suppenanstalten gründet, aber keine Emilia, die kokett genug ist, zu wissen, was ihr gut steht."

Die Wangen Irmas glühten, als sie so sprach; sie hatte das Gefühl, als ob sie auf einem wilden Renner durch Wald und Feld reite, und in der That, als sie einmal mit Bitterkeit begonnen, trug ihre Phantasie sie von selbst weiter und kühn über Alles hinweg. Sie hatte sich alles Bangen weggesprochen, und mit stolzem Selbstgefühl empfand sie jetzt, wie sie das Leben und Alles um sie her beherrschte.

Der Abend, der so gewitterschwer gedroht hatte, brachte nur erfrischende Kühlung und reinigte die Atmosphäre.

Die Königin athmete leicht auf und fühlte sich glücklich, in den Kreis guter und geistig bedeutender Menschen versetzt zu sein.

Baum war nach dem Theater noch zu Walpurga geeilt und erzählte ihr:

„Das war heute ein Stück! Mich wundert's, daß man so etwas frei daherspielen darf. Da ist ein Prinz, der will eben eine Prinzessin heirathen und hat eine alte Geliebte — sie ist aber noch schön — die will er abschaffen und sich einstweilen eine neue anschaffen, die ist gar schön, aber an dem Tag ist ihre Hochzeit. Und da hat der Prinz einen Kammerherrn, der ist der Freund vom Prinzen, aber der Prinz geht hart mit ihm um, wenn er ihm nicht gleich herbringt, was er mag; er spricht per Er mit ihm und heißt ihn einen Narren, und nachher fällt er ihm gleich wieder um den Hals. Also der Kammerherr läßt den Bräutigam todtschießen und die Braut rauben; aber da kommt die alte Geliebte und trifft den Vater der Emilia Galotti und hetzt ihn auf, und der Vater sticht seine Tochter todt."

„Und was geschieht nachher dem Prinzen und dem Kammerherrn?" fragte Walpurga.

„Das weiß ich nicht."

„Sag' noch einmal," fragte Walpurga, „wie hat der Name geheißen von der Braut?"

„Da hast Du den Zettel, da steht Alles drauf."

Walpurga las den Zettel, er zitterte in ihrer Hand. Da stehen Namen, die der König und Irma damals miteinander gesprochen, wo sie nichts davon verstanden hat.

„Also die Geschichte habt ihr aufführen lassen? O ihr . . . o ihr alle miteinander seid . . . ich weiß schon —"

Die Warnung der Mamsell Kramer half — Walpurga wagte nicht, die Worte hinzuzusetzen, die sie in Gedanken hatte . . . .

Am andern Abend war Hofconcert. Der große Saal im Mittelbau mit seiner vortrefflichen Akustik war reich gefüllt mit Männern in Uniform und Decorationen und schön geputzten Frauen. Der engere Hofkreis befand sich im Saal, die Geladenen in den Nebenräumen und auf den Gallerien.

Diejenigen, die zum kleinen Zirkel der Königin gehörten und erst gestern sich zusammengefunden hatten, begrüßten einander mit einer gewissen familienhaften Vertraulichkeit; man hielt heute nicht zusammen, man hatte die Pflicht, mit den nur seltener Geladenen zu sprechen. Der König war in Husarenuniform und in bester Laune; während der Pausen ging er durch die Säle und sprach bald Diesen bald Jenen an und hatte für Jeden ein beglückendes Wort. Die Königin sah leidend aus und that sich offenbar Zwang an, ihre Haltung zu bewahren.

Irma hatte die Gewohnheit, mit Sängern und Sängerinnen, die auf einem abgeschlossenen erhöhten Sitz ihre Stücke vortrugen, sich heiter zu besprechen. Böse Zungen behaupteten, sie wolle sich dadurch nur vor aller Welt in ihrem Leutseligkeitsschmucke zeigen, aber Irma glaubte einfach, sich den Künstlern und Künstlerinnen menschlich nahestellen zu müssen.

Der Leibarzt stand mit dem Director der Kunst-Akademie und dem Generalintendanten Schöning in einem Gespräch. Es handelte sich um Entwürfe zur malerischen Ausschmückung des neuen Parlamentshauses, denn auch ein solches hatte der König bereits gebaut. Der Künstler sprach sein Bedauern aus, daß sich keine feste Gestalt für die Darstellung der Verfassung geben lasse; eine weibliche antike Figur mit einem Blatt Papier und dergleichen bleibe immer unzulänglich und allegorisch kalt.

„Sie erwecken in mir einen alten Gedanken," erwiderte der Intendant, „es fehlt uns die mythenbildende und, erlauben Sie mir den Ausdruck, hier speciell die hofcharge-bildende Kraft. In gleicher Weise, wie es einen Feldmarschall giebt, sollte es eine Hofcharge geben, die — ich meine es im Ernst — als Verfassungs-Herold oder dergleichen bei wichtigen Actionen immer den Vortritt hätte und bei Hofe immer die Verfassung repräsentirte. Glauben Sie mir, die Verfassung ist nicht hoffähig, ich meine, sie ist nicht repräsentirt und bleibt deshalb fremd bei Hofe. Stimmen Sie mir nicht auch bei, Herr Geheimrath?"

Der Leibarzt antwortete, sich aus einer Zerstreuung gewaltsam fassend: „Es geht nun einmal nicht mehr, dasjenige, was wir mit Maß und Wage oder gar als klaren Gedanken erfaßt, in mythische und symbolische Gestalten zu übersetzen; das käme auf den gleichen mißlungenen Versuch hinaus, eine Göttin der Vernunft darstellen zu wollen."

Er sprach zerstreut, denn er schaute immer hinüber zu Irma. Jetzt ging sie in die Gesellschaft zurück, der Leibarzt trat ihr in den Weg und sie sagte:

„Ach! heutigen Tages ist Alles nur Programm. In alten Zeiten hieß der König einen Sänger mit der Harfe zu sich kommen, und der Alte mit dem weißen Barte sang seine überraschenden Lieder; heutigen Tages muß ein ganzes Orchester her und ein Dutzend Sänger und Sängerinnen, und man hat das musikalische Menu in der Hand."

Der Leibarzt schien nicht geneigt, hierauf einzugehen, er erwiderte:

„Ich habe viel über ihre gestrigen Bemerkungen nachgedacht."

„Ich denke nie über eine gestrige Bemerkung nach."

„Aber ich bin Pedant und muß das. Sie haben Recht, Emilia wäre mit Appiani nicht glücklich geworden."

„Es freut mich, daß Sie mir Recht geben."

„Glauben Sie, daß Emilia mit dem Fürsten glücklich geworden wäre?"

„Ja."

„Und wie lange?"

„Das weiß ich nicht."

„Sie wäre bald enttäuscht worden, denn dieser Fürst ist ein Ge-

nießling, der überall nur herumnascht, in der Kunst, wie im Leben, mit Einem Wort: ein Dilettant. So lange der Dilettant jung ist, giebt ihm die Grazie der Jugend, die Schnellkraft seiner Bewegungen das, was man interessantes Air nennt; aber wird der Dilettant älter, dann copirt er sich selbst, kaut die paar Phrasen wieder, die er von Anderen gehört oder sich selbst zurechtgestümpert hat; er legt sich das Roth jugendlicher Schwärmerei wie eine Schminke auf die Seele, drunter aber ist Alles welk, nichtig, morsch und brüchig. Lessing hat nicht umsonst Hettore jung und schön geschildert, der eben erst eine legitime Heirath abschließen soll, er will ja Appiani zum Gesandten bei seinem Schwiegervater machen — sind Sie nicht auch meiner Meinung?" fragte der Leibarzt endlich, da Irma gar nicht antworten wollte.

„Ach, entschuldigen Sie," versetzte sie, „ich habe mich heute so voll Musik getrunken, daß ich keine Erinnerung mehr habe an die trockene Speise von gestern."

Sie grüßte freundlich und verschwand im Gewühl.

Elftes Capitel.

Der Carneval am Hofe war diesmal still; man hatte indeß schon im Voraus sein gut Theil Festlichkeiten eingeheimst.

Die Königin war krank.

Die Gemüthsbewegungen der letzten Wochen hatten ihre Kraft erschüttert. Man fürchtete für ihr Leben.

Irma kam selten zu Walpurga. Sie war meist in den Gemächern der Königin, und wenn sie kam, sah sie bleich und abgehärmt aus.

Walpurga spann ruhig weiter und das Kind an ihrer Brust gedieh.

„O, wie wahr hat unsere gute Königin gesprochen. Gott Lob und Dank, hat sie einmal zum Prinzen gesagt, Gott Lob und Dank, daß Du gesund und los von mir bist, mein Kind; Du lebst jetzt für Dich allein fort. Ja, sie hat Allem ins innerste Herz hineingesehen, und ich meine, sie wäre zu gut für diese Welt. Meine Mutter hat's tausendmal gesagt: Menschen, die gar so arg gut sind und nicht einmal so

rechtschaffen zornig und bös werden können und um sich hauen, die holt unser Herrgott bald zu sich. Ach, wenn ich nur meinen Prinzen mit heimnehmen könnte! Jetzt kommt bald das Frühjahr. Du lieber Gott, wenn er da seine Mutter verlieren sollte, und mich dazu —"

So klagte Walpurga zu Mamsell Kramer, und diese hatte schwere Mühe, sie zu trösten.

Baum wußte es einzurichten, daß er immer etwas in den Gemächern des Kronprinzen zu bestellen und herzurichten hatte. Er war nicht mehr zudringlich gegen Walpurga, er zeigte sich ihr nur sehr dankbar und gefällig. Er mußte ihre Theilnahme gewinnen — das ist mehr werth, als alles Andere. Als nun Walpurga auch ihm klagte, fragte er:

„Mein' ich's gut mit Dir?"

„Ja, das kann ich nicht anders sagen," entgegnete Walpurga.

„So merk' auf, was ich Dir sage: Es giebt nichts Langweiligeres, Kargeres und Geizigeres, als so eine einfältige gute Ehe, was man so eine gute Ehe heißt. Was hat man denn davon? Seinen Lohn und einmal ein Trinkgeld von einer fremden Herrschaft und ein Paar Flaschen Wein, die man stipitzen kann. Zu Zeiten der Baronin von Steigeneck war's anders, da sind die Kammerdiener und Alles, was um sie gewesen, reich geworden und haben Häuser in der Stadt und Hypotheken und Rittergüter. Nun, Gottlob, jetzt wird's auch wieder anders.

„Ich weiß nicht, was Du meinst," sagte Walpurga.

„Ich wollte," entgegnete Baum, „ich wäre nur eine Stunde lang an Deiner Stelle; auf Dich hält sie ja am meisten, und bei Dir haben sie sich ja verständigt, und wenn Du willst, kannst Du Geld genug und ein Gut mit Wald und Feld und Wiesen haben. Für mich bitte ich Dich nur um die Stelle als Castellan auf der Sommerburg."

„Ich soll das Alles können? Bei wem denn und wie denn?"

„O Du —" lachte Baum. „Merkst denn nichts? Hast denn keine Augen im Kopf? Wenn die Königin stirbt, heirathet der König Deine Gräfin, sie ist eine reichsfreie Gräfin und kann jeden König heirathen; und wenn die Königin nicht stirbt, ist's auch gut."

„Ich möchte Dir die Faust ins Gesicht schlagen, weil Du so was sagst, und da gehst Du nachher wieder hin und machst einen Katzenbuckel? Wie kannst Du so etwas sagen?"

„Wenn's aber wahr ist?"

„Es ist aber nicht wahr!"

„Wenn's aber doch wäre?"

„Es kann nicht sein."

„Und ich sag' Dir, es ist!"

„Und wenn's wäre — o verzeih', gute Gräfin, aber ich denk's ja nicht, der da sagt's nur, und wenn's wäre, eher thäte ich meinen Mund auf einen Stein aufschlagen, eh' ich um einen Sündenlohn bitten möcht'. Du bist aber schlecht, und wenn Du noch einmal so was sagst, geb' ich Dich an, das thu' ich, verlaß Dich drauf!"

Baum that, als ob er nur Spaß gemacht, aber Walpurga wollte darin auch keinen Spaß verstehen, und er war froh, als sie ihm endlich versprach, wenigstens still zu sein, und schließlich braucht er keinen Vermittler; er wird schon selbst für sich sorgen ....

Die Zimmer der Gräfin Irma waren gerade unter denen des Kronprinzen und Walpurgas, nur durch den Boden getrennt. Hier unten ging während dessen eine Scene ganz anderer Art vor.

Bruno saß bei seiner Schwester und sagte:

„Das ist ein Malheur, und ich kann Dir leider nicht verhehlen, daß Du daran schuld bist: Mutter Sylphe ist mir auf den Hals gekommen und genirt mich entsetzlich."

„Wer denn?"

„Meine Schwiegermutter ist da und hat mir lachenden Mundes zu verstehen gegeben: Da meine Schwester .... so könnte sie nun auch hier sein."

Irma bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen.

„So glaubst auch Du?"

„Was liegt Dir an meinem Glauben? Man spricht davon. Das ist genug."

„Das ist nicht genug. Ich werde die Menschen lehren anders zu sprechen."

„Gut, geh' von Haus zu Haus, von Frau zu Frau, von Mann

zu Mann und sage ihnen, sie sollen anders denken. Aber es giebt ein Mittel, wie Du das kannst — darf ich's nennen?"

Irma nickte schweigend.

„Der Intendant hat, ich weiß das, im vorigen Sommer offen um Deine Hand geworben. Es wird ihm eine Ehre sein, Dich seine Frau zu nennen. Entschließe Dich!"

Ein Diener trat ein und meldete den Intendanten.

„Wunderbares Zusammentreffen! Entschließe Dich schnell!"

Der Intendant erschien. Bruno grüßte ihn mit besonderer Vertraulichkeit. Auch Irma war freundlich.

Nach einer Weile entfernte sich Bruno. Der Intendant überreichte Irma ein Bühnenmanuscript und bat, es zu lesen, um ihr Urtheil darüber abzugeben. Sie empfing es dankend und legte es auf einen Tisch.

„Ach, wenn der Frühling kommt, will ich gar nichts mehr vom Theater hören. Unser Theater ist eine Winterpflanze."

„Das Stück ist auch für die nächste Wintersaison."

„Ich kann nicht sagen, wie ich mich auf den Sommer freue. Wenn Alles so kahl und öde ist, glaubt man gar nicht, daß einmal die Sonne schien und die Bäume grünten und der See blinkte. Denken Sie an den sonnenduftigen Tag, als wir uns im vorigen Sommer auf dem See trafen?"

„O, wohl denke ich dran."

Es trat eine längere Pause ein.

Irma wartete auf eine weitere Rede des Intendanten, aber er schwieg und man hörte nichts, als das Klettern des Papagei's im Käfig und wie er, jetzt seinen Schnabel in das goldene Gitter einhackend, in sich hinein knurrte.

„Ich sehne mich danach," begann Irma wieder, „im Sommer meine Freundin Emmy zu besuchen, ich will mich in Einsamkeit baden. Dieser Winter war doch zu lärmend und unruhvoll."

„Ja, und dazu die Krankheit der Königin."

Der Papagei zerrte am goldenen Gitter und Irma lockerte etwas das rothe Sammtband an ihrem Morgenkleid.

„Werden Sie wieder nach dem See gehen?" stieß Irma bebend heraus.

„Nein, theure Gräfin. Ich werde die deutschen Theater besuchen, um einen zweiten Baß, vor Allem aber einen jugendlichen Liebhaber zu engagiren. Sie glauben gar nicht, welch ein Mangel an jugendlichen Liebhabern in der deutschen Welt ist."

Irma lachte hell, aber alles Blut stieg ihr zu Kopfe, sie meinte, sie müsse umsinken.

Der Diener meldete die Baronin Steigeneck.

„Ich bin nicht zu Hause!" erwiderte Irma rasch. „Bleiben Sie noch einen Augenblick," sagte sie zum Intendanten.

Der Intendant blieb noch eine Weile, sprach von dem Manuscript, das auf dem Tische lag, und erklärte, daß die rothangestrichenen Stellen Kürzungen bedeuten. Irma versprach, das Stück zu lesen; sie dankte für die gute Meinung, die er von ihrem Urtheile habe, und sprach in der gleichgültigsten Weise bis er ging. Als aber der Intendant fort war, warf sie sich aufs Sopha und weinte lange und bitterlich. Ihr schöner Leib zuckte auf und nieder im heftigen Weinen. Sie blickte verwirrt umher, wie aus der leeren Luft hatte es zu ihr gesprochen: Du wolltest ... Ist das der nothwendige Weg dessen, der von der geraden Straße abging, daß er in den Sumpf der Selbsterniedrigung gerathe? ... Plötzlich erhob sie sich, schüttelte kühn das Haupt und strich sich die Locken aus dem Gesicht; ihre Lippen schwellten sich und sie befahl, daß man anspanne. Sie wollte nach der Werkstatt des Bildhauers fahren, um dort zu arbeiten. Der Diener meldete den Oberst v. Bronnen. „Ist willkommen," nickte Irma. Der Oberst trat ein. Irma entschuldigte, daß sie ihn im Hute empfange; sie wollte eben ausfahren.

„So will ich ein andermal kommen, gnädige Gräfin, und heute nur meine Grüße bestellen."

„Grüße?"

„Ja, von Ihrem Herrn Vater."

„Von meinem Vater? Wo haben Sie ihn gesprochen?"

„Auf Wildenort."

„Sie waren dort?"

„Ja. Ich hatte in Ihrer Heimath etwas zu besorgen, und da führte ich mich ohne weitere Empfehlung selbst bei Ihrem Herrn Vater ein. Ich durfte sagen, daß ich zu Ihren näheren Freunden gehöre, liebe Gräfin."

„Und wie lebt mein Vater?"

„Wie der Vater einer solchen Tochter leben muß."

„Einer solchen Tochter?" —

„Bitte, wertheste Gräfin, Sie sind in Eile und ich selber — ich bin noch ganz voll von dem hohen Wesen dieses Mannes und möchte gern, daß wir beiderseits in Ruhe —"

„Ich bin's. Bitte, haben Sie einen Auftrag?"

„Nein. Ich glaube erst jetzt, Sie, liebe Gräfin, recht zu verstehen. — O, Gräfin, was für ein Mann ist das, Ihr Herr Vater!"

Irma schaute betroffen um — es war ihr, als ob sie plötzlich Appiani von Odoardo sprechen höre.

Der Oberst fuhr ruhig fort:

„Gnädige Gräfin, ich bin kein schwärmerischer Jüngling, aber in den Stunden, da ich Ihrem Herrn Vater nahe sein durfte, erweckte sein Geisteshauch das erhöhte Dasein wieder, das man einst schaffen zu können hoffte. Es giebt keine schöne Gemeinschaft, wo man nicht sich selbst auch wohlwollend betrachtet weiß. Ich darf sagen, daß mir das Glück geworden, mir die Wohlmeinung Ihres Herrn Vaters zu gewinnen."

„Sie verdienen es vollkommen! Erlauben Sie, daß ich meinen Hut ablege; setzen Sie sich, erzählen Sie mir mehr von meinem Vater!"

Sie that den Hut ab, sie sah schön aus, hocherregt.

Sie klingelte und ließ den Wagen wieder abbestellen.

Der Oberst setzte sich.

„Nun erzählen Sie!" sagte Irma, die Locken zurückwerfend; ihr Antlitz war heiter gespannt.

„Wenn ich Ihnen sage," erwiderte Bronnen stockend, daß ich hohe Stunden gelebt, aber nichts Bestimmtes zu erzählen weiß, so werden Sie, gerade Sie das verstehen. Wenn man beim wonnigen Schweifen durch den Wald sich einen Zweig auf den Hut steckt, was

kann der abgebrochene Zweig sagen von Waldesrauschen und freiem Bergesathem? Er giebt nur ein Zeichen, uns und den Begegnenden, warum unser ganzes Wesen so froh gespannt ist."

„Ich verstehe," sagte Irma.

Geraume Zeit saßen die Beiden einander still gegenüber.

„Hat mein Vater auch von meinem Bruder gesprochen?"

„Nein. Das Wort Sohn kam nicht über seine Lippen. O Gräfin! Es ist beseligende Wiedergeburt des Menschen, daß es ihm gegeben sein kann, in freier Liebe Sohn zu werden — —"

Der Athem des stattlichen Mannes ging schwer. Irma durchzuckte es, ihr Herz pochte schnell. Da ist ein hoch angesehener edler Mann, er bietet ihr Herz und Hand, ja auch das Herz, und — sie hat ihm keines dafür zu geben. Sie fühlte in stechender Pein, wie es sich in ihr zusammenkrampft.

„Ich bin glücklich," sagte sie, „ich bin glücklich . . . für meinen Vater, daß er in seiner Vereinsamung doch wieder gesehen hat, in der bewegten Hofwelt leben würdige, alles Beste in sich darstellende Männer, wie Sie. — Bitte, nehmen Sie meine herzliche Meinung ohne Ablehnung an; ich weiß, das Echte ist immer bescheiden, weil es sich nie selbst genügt."

„Ganz dasselbe hat Ihr Herr Vater gesagt, denselben Gedanken mit denselben Worten."

„Ich glaube, ich habe diese Erkenntniß auch von ihm, wenigstens habe ich sie an ihm gelernt. Ich hätte Sie Beide beisammen sehen mögen. Ihre Anwesenheit muß ihm wieder Glauben an die Menschen gegeben haben. Sie sind ein guter Bote, und weil Sie selbst so gut sind, glauben Sie auch an das Gute."

„Wo ich einmal geachtet und geliebt habe," entgegnete Bronnen, „bleibe ich unerschütterlich. Ich möchte Ihrem Herrn Vater bald schreiben. Liebe Gräfin, ich möchte ihm gern das Beste und mit dem besten Worte schreiben, das die Sprache hat — Gräfin Irma, ich möchte ihm sagen . . ."

„Mein lieber Freund" — fiel Irma ein — „ich bin eine einsame Natur, wie mein Vater. Ich danke Ihnen. Sie wissen nicht, wie wohl mir Ihr Kommen gethan und Alles, was Sie mir gesagt

haben. Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen herzlich! Wir bleiben Freunde. Geben Sie mir Ihre Hand. Wir bleiben Freunde, ganz so, wie wir es waren. Ich danke Ihnen.“ —

Ihre Stimme stockte vor Thränen.

Der Oberst empfahl sich. Irma war allein. Sie lag auf dem Boden knieend am Sopha. Durch ihre Seele zog Unsagbares. Der Geck hat sie verworfen. — Hier kam ein Mann, würdig des besten Weibes, er vertraute ihr, er liebte sie und — sie hat ihn abgelehnt. Dies redliche und gute Herz hat das Recht auf volle unbegrenzte Liebe.

Aus Beschämung und Zerrissenheit lebte sie neu auf. Wie kühlender Thau wollte es sich auf ihre Stirn legen im Gedanken, daß sie einfach ehrlich gehandelt. Aber in Alles fiel wieder ein bitterer Tropfen: Wie weit ist es mit dir gekommen, daß du aus der einfachen Ehrlichkeit dir einen Schmuck machen mußt? Und der Mann, der nun verschmäht allein ist — wo ist ein Mädchen, das, wenn es nicht durch Liebe gebunden, ihn verschmähen darf? Er muß dich und deine Liebe achten .....

Sie wußte nicht, wie lange sie so gelegen; sie lachte und weinte, sie trauerte und jubelte....

Die Kammerfrau trat ein. Es war Zeit, sich zur Tafel anzukleiden.

Zwölftes Capitel.

Die Königin war krank. Sie wurde gerettet. Eine Hoffnung ging verloren.

Es war ein stürmischer Frühlingsmorgen, da trug der Lakai Baum einen kleinen Sarg mit der Leiche eines todtgebornen Kindes die Hintertreppe des Schlosses hinab. Baum ging so leise, er trat so unhörbar auf, daß er seine eigenen Schritte nicht hörte. Ihm folgte Madame Leoni, die Kammerfrau der Königin, die sich ein weißes Tuch an die Augen hielt. Drunten hielt ein Wagen. Baum mußte dem Kutscher, der keine Hoflivree trug, erst sagen, wohin er zu fahren habe. Fast Niemand im Schlosse wußte, was hier vorgeht.

Man fuhr zur Stadt hinaus auf den Kirchhof. Was nicht Namen

hat, kommt nicht in die Gruft, das wird im öffentlichen freien Kirchhof begraben. Der Todtengräber wartete, die kleine Leiche ward in die offene Grube gesenkt, namenlos, zeichenlos.

Um dieselbe Stunde, als Baum und Madame Leoni draußen auf dem Kirchhof waren, schrieb Walpurga nach Hause:

.... „Gott sei Lob und Dank, daß das nun vorbei ist. Jetzt seh' ich doch wieder hinaus, wie es einmal anders wird. Das waren schreckliche Zeiten. Wenn Alles gut geht, ist nur noch siebenmal Sonntag, bis ich wieder bei Euch daheim bin. Ich kann's gar nicht glauben, daß es möglich ist, daß ich wieder von hier fortgehen muß, und doch will ich Gott tausendmal danken, wenn ich wieder bei Euch bin. Ich werde hier noch ganz dumm von dem vielen Denken, und Elend ist überall, und die Menschen freuen sich, wenn Eines schlecht ist, und wenn's auch nicht wahr ist, so denken sie sich's doch aus und das schmeckt ihnen gut.

Es ist davon die Rede gewesen, daß wir hier eine Anstellung bekommen sollen, wo wir es Alle gut haben sollen für unser Lebenlang, aber meine Königin hat gesagt, es ist besser, ich gehe wieder heim, und was die sagt, ist gut, die ist die wahre Königin, so muß eine sein, die hat Gott dazu gemacht.

Ich möchte nur wissen, warum sie so viel leiden muß.

O! was haben wir ausgestanden! Wir haben jede Minute gemeint, die Königin — So giebt's keine Seel' mehr auf der Welt, und sie hat auch viel auszustehen gehabt und Menschen sind wir alle. Aber jetzt ist gottlob Alles vorbei. Der Leibarzt hat mir gesagt, daß keine Gefahr mehr ist, freilich was man gehofft hat, auch nicht. Ich kann Euch nicht sagen, wie mir's gewesen ist, daß ich so gesund bin und hab' immer gemeint, ich muß hin zur Königin und muß mir alle Adern schlagen lassen und ihr mein Blut geben, daß sie gesund wird.

So oft ich gekonnt hab', bin ich hinunter in die Kirche, wir haben hier die Kirche im Haus, und hab' gebetet für die Königin. Und meine Gräfin hat sich gar nicht bei mir sehen lassen, die soll aussehen, wie der Schatten an der Wand. Hier sind alle Hausgänge geheizt, das ganze Haus ist wie eine einzige warme Stube und Alles was im

Schloß einander begegnet ist, hat einander angesehen, als ob man gar nicht da wäre.

Und die Königin hat den Abend, wo sie geglaubt hat, daß sie sterben müßte, mich rufen lassen und ihr Kind. Sie hat nicht viel gesprochen, aber ihre Augen haben Alles gesagt.

Und jetzt, Hansei, halt' Dich bereit, Du mußt mich holen. Wenn ich Dir wieder schreibe, geb' ich Dir gleich den Tag an, wann Du kommen mußt.

O, ich mein', ich muß über die Tage wegfliegen. Tief im Herzen weh thut mir's, daß ich meinen Prinzen verlassen muß, er ist gar gut zu mir, aber ich kann nicht, ich hab' mein eigen Kind und meinen eigenen Mann und meine eigene Mutter daheim, und möcht' nicht mehr dienen und draußen sein in der Welt.

Ist bei Euch auch so grausamer Sturmwind? Ach, der Wind weht so schnell! Wenn ich nur mit ihm heimfliegen könnte! Vergangene Nacht hat's vor meinem Fenster einen Baum umgerissen, ein schöner mächtiger Baum war's, und hat eine Figur zerschlagen, und Alle sagen, die sei sehr schön gewesen, ich hab's nicht glauben können, daß so was schön ist, im Gegentheil, recht unverschämt ist sie dagestanden, daß man sich geschämt hat. Ich hab' den Baum und die Figur von meinem Fenster aus immer gesehen, und jetzt eben sind schon Leute daran, Alles sauber zu machen, aus dem Weg und fort was verdorben ist. Das machen sie hier gar schnell, sei es ein Baum oder eine Steinfigur oder ein todtes Menschenkind.

Verzeiht, daß ich so untereinander schreibe. Wenn ich wieder komm' und wenn ich hundert Jahr alt werde, ich kann nicht Alles erzählen, was ich hier erlebt hab'.

Und also, lieber Hansei, wenn Du kommst, zieh' nur die Kleider an, die Dir der König geschickt hat, und auch ein feines Hemd von denen, die ich Dir zu Deiner Aussteuer gemacht hab', sie liegen im blauen Schrank oben links mit dem rothen Band. Verzeih, daß ich Dir das Alles so schreibe, Du hast ja leider Gottes fast ein Jahr lang allein für Dich sorgen müssen, und ich hab' Dir nichts helfen und heraus thun können. Jetzt soll wieder Alles sein. Ich mein', ich wäre schon wieder daheim und zupfte Dir den Hemdkragen zurecht, wenn

wir am Sonntag den See entlang hinaufgehen zur Kirche. Ich mein', daß ich's gar nicht selber erlebt hab' und es wär' ein anderer Mensch gewesen, und ich mein', die Tage wären ein hoher Berg, wo man gar nicht drüber hinüber kommt. Aber es wird schon werden und dann wollen wir lustig und glücklich sein, und gottlob, wir haben unsere gesunden Glieder und sind gut zu einander, von Herzen gut. Verzeihet mir Alle, wenn ich Euch je mit einem Worte beleidigt habe.

Wenn ich Dich da bei mir hätt', lieber Hansei, thät' ich Dich jetzt um den Hals nehmen und Dich abküssen, bis genug. Du bist mein Einziges auf der Welt, und mein Kind und meine Mutter. Ich spür's erst jetzt, wie lieb ich Euch hab', ich kann gar nicht begreifen, wie ich so viele Monate hab' von Euch sein können und bin nicht gestorben vor Jammer und Heimweh.

Und bring' auch eine große Kiste mit, ich hab' gar viel Sachen bekommen.

Und bring' mir auch etwas mit aus unserm Garten, oder eine von meinen Nelken, die daheim gewachsen sind, und einen Schuh von meinem Kind. Aber ich schreib' Dir Alles noch genauer, wenn ich Dir wieder schreibe.

Ich kann mich gar nicht drein finden, wie die vornehmen Leute leben. Ich habe mir sagen lassen, daß sie ihre eigenen Todten gar nicht mehr anrühren und einkleiden; das lassen sie Alles von fremden Menschen thun, die dafür bezahlt werden.

Ich habe diesen Winter auch Flachs gesponnen zu Hemden für meinen Prinzen, und das hat sie alle sehr gefreut und sie sind zu mir gekommen und haben mir zugesehen und sich gewundert, wie wenn das ein Kunststück wäre.

Ich freue mich darauf, wieder im Feld zu schaffen. Man ist doch wohler dabei. Aber es fehlt mir nichts, da seid ohne Sorgen, nur hab' ich jetzt gar arg Heimweh.

Und jetzt lebet wohl und gesund, und lebet tausendmal wohl!

Eure

Walpurga Andermatten."

Unter der Walpurga, die mit schwerer Hand diese Zeilen schrieb,

in den Gemächern des Erdgeschosses saß Gräfin Irma an ihrem Schreibtisch und schrieb mit fliegender Feder:

„Meine Emmy!

Das war eine Nacht — es muß eine Riesenkraft in mir sein, da ich den Tag noch erlebe.

Ich war in der Unterwelt. Ich habe den Ungeheuern ins glühende Auge gesehen, die über, unter unserm Alltagsleben hausen und urplötzlich hervorbrechen. Du mußt es hinnehmen, daß ich wieder zu Dir komme und Dir schreibe. Ich weiß nicht, wie lang das nicht geschah. Du bist mir eine Burg, ein Fels, eine schützende Hütte draußen in der Welt, fest, unbewegt, wartend, treu. Ich komme, wenn meine Seele in Noth, ich fliehe zu Dir, mein Fels, meine Hütte, mein Hort, mein Schutz, meine Zuflucht.

Das war eine entsetzliche Nacht. Der Baum steht fest, eine junge Blüthe ist geknickt. Ich kam aus dem Gemach der Königin. Beten konnte ich nicht, aber ich stand am Fenster und dachte in die ewige Natur hinaus: Du, die du Alles wieder erneuest, aus dem Winter die Erde erweckest, Bäume und Blumen wieder neu werden lässest, und was verwelkt und vermodert vom vergangenen Jahr — laß auch ein Menschenherz sich erneuen, laß Vergangenes vergessen, verschwunden, laß vernichtet, vermodert, verflogen sein, was wir gethan; laß auch ein Menschenkind wieder neu und frisch sein, ganz, auferweckt, erlöst! So stand ich am Fenster und draußen heulte der Wind. Da, es war, als ob die Welt über mir zusammenbrechen wollte, da kracht eine Eiche vor meinem Fenster und knickt zusammen, und zerschlägt im Sturz das Götterbild der Venus unter ihr in Trümmer. Mir war's, als träumte ich im Wahnsinn, und als ich hinsah und Alles deutlich erkannte, da war mein einziger Wunsch: hättest du dort gestanden, statt des Steines, und wärest in Trümmer zerschlagen worden — es wäre besser mit dir . . .

Ich weiß nicht, was ich Dir sagen soll. Ich weiß nur, es kann eine Zeit kommen, heute, morgen, in der Nacht, am Tage — und ich bin bei Dir; ich sinke vor Dir nieder, Du hebst mich auf, ich ruhe an Deinem Herzen, Du beschützest mich, Du rettest mich vor den Dämonen.

Du fragst mich nicht, Du speisest und tränkest und bettest weich die fremde Seele und fragst nicht, von wannen sie kommt.

Emmy! Was sind wir? Was ist die Welt? Wir sehen Alles, wir wissen Alles, und doch, und doch . . .

Wie kunstreich, wie ausgeklügelt ist Alles zur Betäubung, zur Einschläferung, zum Gewissensschlummer . . . Wenn nur das Aufwachen nicht wäre! Das Aufwachen . . . Am Morgen . . . der Morgen ist das Schrecklichste!

Es ruht ein ewiger Kuß auf einer Bildsäule am Zeughaus, die Sterne schauen darauf, der Mond und die Sonne. Könnte ich hinauf und mich herunterstürzen, zerschmettern, Alles, Alles . . .

Wenn Du stürmisch läuten hörst in Deinem Kloster, so denke, das ist meine Todtenglocke. Wenn es leise an Deine Thür klopft, so denke: das ist eine arme Seele, eine arme, die so reich war, sein könnte, ist — — Wer nimmt, wer giebt einem Menschen sich selbst wieder? Wer zieht ihn heraus aus dem See — aus dem See — — —

Warum nur immer der See mir vor den Augen schwimmt? Ich seh' mich darin. Ich sinke. Hilf mir! Rette mich, Emmy! Hilf mir! Rette mich! Ich sinke . . . ."

Als Irma dies schrieb, schrie sie plötzlich laut auf, das Kammermädchen kam herein; Irma lag am Boden in Ohnmacht.

Als sie erwachte, fragte sie, was geschehen sei. Der Leibarzt saß an ihrem Bette und sagte:

„Sie haben geschrieben, hier ist der Brief. Ich habe ihn zu mir genommen, da ich vermuthete, daß dieses Schreiben Sie so aufgeregt. Ich habe die ersten sechs Zeilen gelesen. Ich mußte das. Mein Wort darauf: ich habe keinen Buchstaben weiter gelesen. Ich habe den Brief zu mir genommen, damit ihr kein fremdes Auge sehe. Nun halten Sie sich ruhig. Hier ist der Brief."

Irma richtete sich auf und las ihn. Dann warf sie einen großen Blick auf den Arzt.

„Ich glaube Ihnen," sagte sie. „Ich glaube Ihnen," wiederholte sie.

Sie ließ sich Licht bringen und verbrannte den Brief.

„Wollen Sie mir ein Versprechen geben?" fragte sie dann.

„Welches?"

„Daß Sie mir Gift geben, wenn ich wahnsinnig werde."

„Sie spielen mit Extremen," entgegnete der Arzt. „Das thut man nicht ungestraft."

Es trat eine längere Pause ein; dann fuhr der Arzt fort:

„Sie müssen vor Allem sich selbst beherrschen und Ihr eigentliches Selbst sind nicht Ihre wildschweifenden Gedanken. Ich glaubte, daß Sie sich von mir berathen ließen; ich irrte mich. Sie selbst sind Ihr bester, Ihr einziger Arzt. Zwingen Sie sich zur Ruhe, zum Ausdenken stiller begnügter Bilder des Lebens."

Irma stützte das Haupt auf die Hand, aus ihrem Auge leuchtete eine irre Gluth, sie schloß das Auge, aber plötzlich erhob sie sich, mit beiden Händen wild ihre aufgelösten Haare fassend.

„Ich will mir die Haare kahl abschneiden lassen!"

„Das ist noch einer der wildspielenden Gedanken, beruhigte der Arzt, ihre Hand fassend, „Sie wollen immer alles mit Gewaltsamkeiten erzwingen. Sie müssen Ruhe lernen!"

„Ja, das Leben erwächst still und allmälig, und der Tod, auch der Tod bei lebendigem Leibe, ist ein Moment," sprach Irma in die Luft hinein, ihr Blick war unstet.

„Und nun schlafen Sie und Sie werden gesund sein," schloß Gunther. Er wollte gehen; aber Irma hielt ihn noch auf und fragte:

„Wie lebt Ihre Frau? Ihre Familie?"

„Ich danke. Ruhig und gefaßt."

Irma wollte den Arzt bitten, daß seine Frau zu ihr käme; aber sie brachte das Wort nicht heraus. Der Arzt ging. Er selber hatte gedacht, daß wenn Irma sich ihr erschlösse, der gerade starke Sinn seiner Frau die Verwirrte heilen könnte; aber er wußte, daß seine Frau sich nicht dazu verstehen werde, Irma zu besuchen; sie war bei aller Güte doch erbarmungslos gegen Ueberhebung, und Irma hatte in guten Tagen versäumt, das ihr freundlich geöffnete Haus wieder zu besuchen. Es blieb ihr verschlossen, zumal seit Irma abermals den Vater verlassen und an den Hof zurückgekehrt war; auch galt ja Irma als die Urheberin der Klostererneuerung und der Einsetzung des reactionär-kirchlichen Ministeriums Schnabelsdorf.

Dreizehntes Capitel.

Walpurga dachte heim und war in Gedanken dabei, wie ihr Brief ankam. Aber sie war doch schon zu lange fort, sie konnte es sich nicht mehr ganz vorstellen. Der Brief war in der Dämmerung angekommen, während Hansei hinter dem Hause Holz hackte; er wurde hereingerufen, man zündete schnell Licht an und das Gespiel las den Brief vor. Die Großmutter weinte, das Kind auf ihrem Schooße hüpfte unruhig, als empfände es, daß die Worte, die es hörte, von seiner Mutter kämen. Zweimal — man hatte sich dessen nicht versehen — riß das Kind der Vorleserin den Brief aus der Hand, bis sie sich weiter wegsetzte, aber das Kind war und blieb voll Unruhe. Die Großmutter trocknete endlich die Thränen und sagte: „Gottlob, daß ich so ein Kind hab'. Ich mein' nicht Dich," sagte sie zur Enkelin, „ich mein' Deine Mutter, Du kannst froh sein, wenn Du auch so brav wirst." Hansei schaute mit offenem Munde drein und schmunzelte, als die Stelle kam, wo Walpurga ihn umhalste.

Als zu Ende gelesen war, sagte das Gespiel: „Ein trauriger Brief ist's doch, aber um so größer wird die Freude sein, wenn sie erst wieder da ist. Es thut mir nur weh, daß ich sie nicht mehr daheim treffe."

Am nächsten Sonntag war die Hochzeit des Gespiels mit einem Forstwart im jenseitigen Gebirge an der Landesgrenze.

Hansei ließ sich den Brief wieder geben und wollte davongehen.

„Laß den Brief da," sagte die Mutter leise zu ihm, „das ist kein Brief, den sie beim Gemswirth laut vorlesen dürfen; da sind Dinge drin, die nur Mann und Frau, wenn sie allein sind, von einander hören dürfen."

„Ja, ja, so ist's," sagte Hansei, „da habt Ihr den Brief." Innerlich aber that es ihm doch leid, daß die Leute nicht sehen können, was für einen schönen Brief seine Frau schreiben kann, und wie lieb sie ihn hat und wie gut sie ist, und wie das ganze Dorf nicht werth ist, daß sie noch mit Einem drin ein Wort spricht. Denn sein Stolz war seine Frau.

„Ja, Großmutter," sagte er noch unter der Thür, „gottlob, daß

die längste Zeit vorüber ist. Ich kann mir jetzt gar nicht denken, wie wir so lang ohne einander ausgehalten haben, und wie es wieder sein kann, daß sie da in der niedern Stube sitzt. Aber es wird schon gehen, und es giebt auch noch andere Häuser."

Diese letzten Worte sprach Hansei sehr rasch. Er wollte der Schwiegermutter andeuten, daß er in einem Hauskauf stehe; es gehört sich, daß sie davon weiß, aber er will sich doch nichts dreinreden lassen, sie regiert ihn sonst, da hat der Gemswirth ganz Recht.

Hansei konnte es nicht erwarten, bis er zu seinem Geheimrath kam, und dieser Geheimrath war natürlich der Gemswirth. Er schaute die Häuser und Bäume mit seltsamem Blicke an, er wollte ihnen sagen: Haltet nur still und seid nicht verzagt, sie kommt schon wieder, und sie hat euch Alle noch in Gedanken, und alle Menschen, die da drin sind. O, die kann gar viel, die könnt' eher Königin sein, wie manche Andere, und regieren könnte sie besser wie der stärkste Mann ....

Vor dem Wirthshaus hielt Hansei eine Weile an, er muß sich verschnaufen und ruhig werden; es ist eine schwere Sache, wenn man so eine außerordentliche Frau hat, man kommt leicht ins Hintertreffen und wird geringer angesehen — er ist stolz auf seine Frau, ja wol, aber er ist doch der Mann. Er ging ruhig ins Wirthshaus, setzte sich zu seinem Schoppen und that, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

„So muß ein rechter Mann sein," sagte er in sich hinein, und schluckte behaglich. „Man muß der Welt nicht Alles preisgeben. Bei sich behalten — das macht den Meister, das können die Weiber doch nicht" ...

Hansei that sehr zutraulich mit Dächsel und Mächsel, den beiden Hunden des Gemswirths, die ihn wohl leiden mochten, denn sie kannten die Günstlinge ihres Herrn.

„Hast Du lang keine Nachricht von Deiner Königin?" fragte der Gemswirth gelegentlich.

„Ja, erst heut'."

„Was schreibt sie?"

„Allerlei," that Hansei sehr zurückhaltend, und setzte mit sehr

gleichgültigem Ausdruck hinzu: „Ich habe Dich nachher um Rath zu fragen."

Die andern Gäste schauten staunend auf: der Holzknecht Hansei dutzt den Gemswirth und dieser läßt sich's ohne Widerrede gefallen.

„Wenn Du wieder Papiergeld hast, wär' mir's recht," erwiderte der Gemswirth.

„Diesmal hab' ich keins, ich hab' was Anderes mit Dir zu reden."

Der Gemswirth ging in die Kammer, schickte seine Frau in die Stube und rief: „Hansei, komm' herein!" Drinnen wurde geheimer Rath gehalten.

Hansei erzählte, daß seine Frau von gestern über sieben Wochen wieder heimkomme, und sie hätte ihm geschrieben, er solle sie abholen, nun wisse er sich zwar schon in der Welt umzuthun —

„Ja, das kannst Du," bestätigte der Gemswirth; „der Oberförster hat's erst gestern noch gesagt, da auf demselben Platz, wo Du jetzt sitzest; der Hansei, hat er gesagt, hat einen scharfen Verstand."

Hansei lächelte. „Dank' für die gute Nachred', aber ich hätt' doch eine Bitt' an Dich —"

„Heraus damit."

„Schau, Du bist doch viel, wie soll ich sagen, viel maulfertiger und manierlicher, und wenn ich nach der Hauptstadt muß und vor den König und die Königin und all die großen Herren und da . . . . und da . . . schau — schon jetzt, wenn ich dran denk', schnürt's mir die Kehle zu, und da mein' ich, Du sollst mit mir gehen, mein Fürsprech sein und Alles ordentlich sagen. So eine Gelegenheit kommt doch nicht wieder im Leben, da darf man nichts auslassen."

„Das ist ein gescheidter Gedanke von Dir," sagte der Gemswirth.

„Du sollst's nicht umsonst thun und keinen Groschen soll Dich die Reise kosten."

„Nein, ich kann nicht mit Dir gehen. Bei Hof kann man nicht sagen: Da ist mein Gevatter, mein Kamerad, und der soll auch hereinkommen, und für mich reden. Nur wer eben Audienz hat, darf reden, kein Anderer. Wenn Du Spaß machen willst und Deine Frau damit einverstanden ist, und man sagt zum König, ich wär' der Mann von der Walpurga — das ging'."

„Nein,“ rief Hansei, „das thu' ich nicht, und das thät' meine Frau nicht, und das geht nicht.“

„Ja Bruderherz, da mußt Du eben allein für Dich stehen und reden.“

Hansei war traurig. Er kam sich vor, wie wenn er in die Welt hinausgestoßen wäre, er ist ja nicht dazu auferzogen und geschult, mit dem König und der Königin und all den Hofleuten zu reden, und wenn sie über ihn lachen und ihn ausspotten, da ist er in Angst, was er ihnen anthut, denn das leidet er nicht, man darf ihn vor seiner Frau nicht ausspotten; er ist doch der Mann und sie nur die Frau.

„Sei nur nicht so verzagt, ein Mann wie Du,“ tröstete der Gemswirth, da Hansei sich die Stirn rieb, als müßte er einen andern Kopf herausscheuern, „denk' Dir einmal, ich wär' der König. Was willst Du sagen?“

„Red' Du zuerst!“

„Gut!“ Der Gemswirth stellte sich in Positur, steckte die Hand in den Brustlatz, wiegte sich auf einem Knie, bog sich etwas zurück und sagte gravitätisch:

„Ah', also Er ist der Mann von der — wie heißt sie? von der Walpurga?“

„Ja, sie ist meine Frau.“

„Ist Er Soldat gewesen?“

„Mit Verlaub, nein.“

„Mit Verlaub, kannst weglassen, aber Majestät mußt zusetzen, also sag': Nein, Majestät! Nur immer kurzab. Die hohen Herren haben gar nie Zeit, die sind immer in Eile, da ist Alles auf die Minute abgespitzt. Aber halt, was wollen wir uns schon heut damit plagen? Jetzt müssen wir die Sache festmachen. Du kaufst mein Haus und meine Aecker, ich geb' Dir's gewiß billig, und dann wird Dich der König fragen, wie es Dir geht, und da wirst Du sagen: Majestät, es ging' mir schon gut, aber ich hab' noch dreitausend Gulden Schulden auf Haus und Aecker und die machen mir Sorgen — Wenn Du das gesagt hast, wirst sehen, giebt Dir der König gleich die dreitausend Gulden. Wenn Du es aber nicht schuldig bist, könntest Du's nicht sagen; ich kenn' Dich ja, Du bist ein ehrlicher Kerl

und kannst nichts sagen, was nicht so ist. Und weißt Du was? Du sagst gleich viertausend oder auch fünftausend; es geht da in Einem hin; Du hast dann noch Geld übrig und kannst bauen, es ist aber nicht nöthig, und kannst Dir Wein einlegen, bis genug."

„Ja, ja, hast schon Recht; aber ich mein', wir sollten doch nur einen Scheinkauf machen; ich darf's doch nicht thun ohne meine Frau; von ihr kommt doch eigentlich das Geld her, und ich weiß ja noch nicht, ob sie wirthen will. Wir machen also einen Scheinkauf, und giebt der König das Geld und ist meine Frau einverstanden, dann ist Alles richtig."

Der Gemswirth hatte den Hansei vorhin schmeichlerisch wegen seiner Gescheidtheit gelobt, jetzt hätte er ihn in Wahrheit loben sollen, aber er schwieg und sagte nach einer Weile nur: „Solang sich der Gescheidte besinnt, besinnt sich der Narr auch. Ich will mir's überlegen."

Sie gingen wieder in die Wirthsstube. Hansei war es heut nicht wohl im Wirthshaus, er kehrte bald heim. Unterwegs grüßte ihn unversehens die alte Zenza; er that, als ob er sie nicht gesehen und gehört, und ging rasch vorüber. Wie froh war er jetzt, daß er nicht schlecht geworden. Wie müßte es ihm jetzt in der Seele sein! Es bliebe ihm nichts übrig, als sich im See zu ertränken, bevor seine Frau heimkam.

Als er an seinem Hause stand, sagte er: „Ich kann doch mit gutem Gewissen da eintreten, und kann sie mit gutem Gewissen willkommen heißen, Gott Lob und Dank!" und „Gott Lob und Dank," sagte er noch lang im Bett, bis er einschlief, und „Guten Morgen, Walpurga!" sagte er, als er erwachte. Er sagte es in die leere Luft hinein, aber er meinte doch, sie müsse es hören, sie ist schon daheim, sie hat so einen guten Boten vorausgeschickt, der Brief ist ein Bote, ein Postillon, der schöne Stücklein bläst. Hansei träumte mit hellen Augen in den Tag hinein. Aber heute ist's ein guter und ein böser Tag. Er hat seinen Kameraden, den Jagdgenossen, versprochen, heute zur Jagd zu kommen. Er spürt auf Einmal, daß es nicht mehr sein soll. Er wäre gern davon geblieben, aber er fürchtete die Nachrede des Gemswirths, und wenn's auch weit in den Bergen ist, er

hört hier unten ganz deutlich, wie der Gemswirth oben zu den Jagdgenossen sagt: „Hui, die Frau kommt jetzt heim und die ist Meister; da muß er kuschen, der Hansei.“ Er ward grimmig, als hörte er in Wirklichkeit das Lachen der Genossen und wie sie weit in den Wald hineinrufen: „Hansei kusch, kusch Hansei!“

Der Landgerichts-Praktikant, denn so vornehme Kameradschaften hat Hansei jetzt, der dicke Landgerichts-Praktikant, der auch mit bei der heutigen Jagd ist, wird am meisten lachen und spotten, und dann wird der Gemswirth, um sich wohl dran zu machen, einen schönen Spaß vom Brief erzählen. Gottlob, daß er ihn nicht selber gelesen hat, das wär' arg. Wenn ich nur nicht davon gesprochen hätt', aber ich bin doch zu einfältig, ich kann nichts bei mir behalten. Wenn der Gemswirth nichts von dem Brief wüßte, da könnt' ich umkehren und brauchte mich nicht zu schämen und hätt' keinen Spott zu ertragen. Aber ich thu's doch, ich gehe nicht mehr mit. Ich bin früher für mich allein gewesen und genug — ich brauch' Niemand, und so wird's wieder sein, wenn sie wieder da ist; wir brauchen Niemand. So wirbelte es heute den Morgen durch die Gedanken Hansei's. Er dachte zurück, wie er die Zeitlang gelebt. Anfangs hatte ihn das Heimweh nach seiner Frau nicht im Haus gelitten; kein Essen hatte ihm geschmeckt, kein Trinken und kein Schlaf, alle Arbeit war ihm zu viel; da ist er eben ins Wirthshaus und da hat man ihm Glück gewünscht, daß seine Frau ihm so Großes einbringt, und das war ihm recht. Haben dann die andern Menschen nicht mehr davon gesprochen, hat er selber angefangen, und dann hat ihn der Gemswirth mitgenommen auf Märkte, Schießstände, Jagden und Lustpartien, es war schön, man muß es sagen, unterhaltsam; immer hat's geheißen: das ist der Hansei, seine Frau ist die Amme vom Kronprinzen und überall hat man ihm besondere Ehre erwiesen, und es ist doch was Schönes, wenn man überall, wo man hinkommt, mit Ehren empfangen wird, und die Wirthin wischt noch einmal extra den Stuhl mit der Schürze ab und macht sich eine Ehre d'raus. Zuletzt ist dem Hansei ein guter Gedanke gekommen, und das ist und bleibt noch jetzt wahr: Er wäre der Mann dazu, ein Wirthshaus zu halten, und die Frau nun gar, die wäre die erste Wirthin Land aus und Land ein, wie wüßte sie

mit den Leuten zu reden und überhaupt, Wirthen — was giebt's denn Schöneres in der Welt?

„Fehlt Dir was? bist Du krank?" fragte die Großmutter in die Kammer hinein, da Hansei so lange nicht aufstand.

„Behüt's Gott, nein, ich komm' gleich," antwortete Hansei, kam bald und sagte besonders freundlich:

„Guten Morgen! Ist das Kind wohlauf?"

„Ja, Alles gut, gottlob!" sagte die Großmutter; sie blieb sich stets gleich, ob Hansei unwirsch oder wortkarg, oder redselig und zutraulich war.

Sie hatte ihn während der Abwesenheit ihrer Tochter in Allem gewähren lassen, nur einmal, damals, hatte sie gesagt: Du bist der Mann und der Vater und Du mußt wissen, was Du zu thun und zu lassen hast. Sie erkannte wohl, wenn sie Hansei von seinem Herumlaufen in der Welt und von seinen Kameradschaften abbringen wollte, er dann um so weniger davon lasse, um ja nicht den Schein zu bekommen, daß er sich von der Alten regieren lasse.

„Bist Du heut' Mittag daheim, oder gehst Du über Feld?" fragte sie beim Frühstück.

„Ich bleib' daheim," erwiederte er, „ich will die Stöcke draußen spalten; wir wollen's doch ums Haus herum ein bischen sauber machen, bis sie kommt."

Die Großmutter nickte. Hansei hätte gern viel gesprochen, aber er meinte immer, ein Anderes müsse anfangen, und so saß er da und stopfte eine Kartoffel nach der andern in den Mund, wie wenn das lauter Antworten wären, die er bekommen, und bei jeder neuen Kartoffel, der er die Haut abzog, schälte er immer Gescheidteres heraus, daß der König ihm gar nicht entwischen konnte; sechstausend Gulden sind sicher, fünftausend aber ganz gewiß.

„Wenn der König uns eine gute Pachtung auf einem Schloßgut giebt, oder sonst eine Anstellung, dann ziehen wir weg von hier," sagte Hansei endlich laut. Er meinte, die Großmutter müsse wissen, daß er sich eigentlich gern von der Kameradschaft losmachen und anderswo ein ander Leben beginnen möchte.

„Ja, ja!" sagte die Großmutter, und weiter nichts.

„Ich mein', wir müssen bald Antwort schreiben und ich will ihr auch schreiben, sie ist doch gar so traurig."

„Ja, ja, thu' das, ich muß jetzt zum Kind."

Hansei hatte sich Schweres aufgeladen, daß er zu schreiben versprochen hatte. Er hätte seiner Frau gern viel Gutes gesagt, Tröstliches und Herzliches, und hätte sie als Mann auch gern ermahnt, sich jetzt wegen der paar Wochen nicht abzugrämen und nicht vielleicht einen Vortheil entgehen zu lassen, der ihr an die Hand kommt; jetzt muß man frisch sein, jetzt kommt der Zahltag. Das hat er Alles ganz gut im Kopf; und sie wird Respekt haben, wie männlich er ist; aber vom Kopf aufs Papier kriegen, das ist eine gar saure Arbeit!

Es ist auch nicht nöthig, daß ich ihr schreibe, ich seh' sie ja bald selbst, und da kann ich ihr Alles viel besser sagen — getröstete er sich schließlich.

Als die Großmutter in die Kammer ging zu dem Kinde, blieb Hansei immer noch am Tisch sitzen und aß die ganze Schüssel Kartoffeln aus, und dabei zeigte er dem König, wie er das Forstwesen verstand, bis keine Kartoffel mehr da war. Dann ging er hinaus, nahm Axt, Schlägel und Speidel und zerspellte mit mächtigen Hieben die Baumstümpfe, die vor dem Garten am Wege aufgeschichtet lagen. Er hatte eben den Rock ausgezogen, und es war ihm gar nicht kalt, trotzdem der Frühlingswind scharf blies, da sagte eine Stimme: „So? Bist auch noch da?" Der Gemswirth stand hinter ihm, die Büchse auf dem Rücken und seine beiden Jagdhunde, Dächsel und Mächsel, an der Leine. „Hast Dich gewiß auch verspätet? Wenn wir jetzt den Thalweg nehmen, und hinüber durch den Tobel, da treffen wir unsere Jagdgesellschaft noch. Komm! Hurtig, zieh' Dich an und hol' Deine Flinte!

Als ob's ein Befehl wäre, dem er gehorchen müsse, trug Hansei schnell Axt, Schlägel und Speidel ins Haus, zog sich an, nahm die Flinte und sagte zur Großmutter? „Ich geh' doch noch mit!" Er hätte ihr eigentlich gern gesagt: Ich gehe nur heute noch mit, damit es nicht den Anschein hat, daß ich mich wegen des Briefes von meiner Frau jetzt zurückziehe; aber er schwieg auch gegen die Großmutter. Es ist nicht nöthig, daß man Alles sagt, denn wem man Alles sagt,

das redet auch in Alles drein und hat ein Recht dazu; sie soll auch Respekt vor mir haben, daß ich Alles aus mir selber in die Reihe bringe.

Wohlgemuth ging Hansei mit zur Jagd und war heute lustiger als je . . .

Vierzehntes Capitel.

Einst wie war's? Wie soll's einst werden?
Liebchen bitte, laß das sein!
Jetzt nur sind wir ja auf Erden,
Jetzt auch laß uns selig sein.

Schlage auf die holden Augen,
Blick' mir tief ins Herz hinein,
Laß uns Blumenhonig saugen,
Eh' der Winter schneit herein.

So sang Irma mit heller Stimme. Die Welt wird wieder schön, draußen wehen noch Frühlingsstürme und am Tag wird es oft plötzlich finster von vorüberjagenden Schneewolken, aber schon beginnen die Wiesen neu zu grünen, und einzelne Frühblumen sprossen aus der Erde.

Irma hatte sich schon nach wenigen Tagen erholt, und auch die Bülletins über das Befinden der Königin verschwanden aus den Zeitungen. Gunther, der wochenlang im Schlosse gewohnt hatte, kehrte wieder in sein Haus zurück.

Die Königin, die ihre Gemächer wieder verlassen durfte, weilte viel in dem Wintergarten, wo das letzte Fest gefeiert worden. Die Bäume und Blumen standen wieder an ihrem ruhigen Ort; die Springbrunnen plätscherten, die Fische schwammen wohlig in den marmornen Schalen und die Vögel hüpften und zwitscherten in ihren großen Käfigen. Walpurga durfte mit dem Prinzen stundenweise bei der Königin sein. Diese war von der zärtlichsten Aufmerksamkeit umgeben, die nicht blos befohlene Unterwürfigkeit war. Irma hatte sich der Königin so aufopfernd bewiesen und diese that ihr innerlich Abbitte; sie hatte oft das Wort auf den Lippen, es laut zu

thun, aber sie hielt es zurück; schon ein Verdacht verunreinigt, und die Königin wußte, daß sie für weichmüthig und schwankend galt. Das wollte sie nicht mehr sein. Sie erkannte es als Hauptzeichen starken Charakters, die Wandlungen und Entwicklungen im Empfinden und Denken nicht laut werden zu lassen, sondern der Welt mit fertigen Ergebnissen zu imponiren.

Niemand sollte je erfahren, was ihre Seele so schwer geängstigt hatte. Sie wollte stark sein.

Sie hielt Irma viel in ihrer Nähe, und es war stiller Burgfrieden des Geistes in dem grünenden blühenden Wintergarten. Es wurde gelesen und gearbeitet, geplaudert und gesungen, und die Menschen waren so in sich begnügt und still gedeihend, wie die Blumen und Bäume um sie her.

Irma verstand mit biegsamer Stimme vorzulesen. Sie las Goethes „Tasso.“ Das entsprach der jetzigen Stimmung und Irma sagte einmal:

„Majestät gleichen in Vielem der Prinzessin Eleonore; Sie haben aber das Glück, in wenigen Wochen zu vollenden, was jener Lebensjahre gekostet.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Ich meine, solches in die Stube Gebanntsein, behutsames Hegen und Umgeben durch andere Menschen, erregt leicht in dem Eingeschlossenen eine Feinfühligkeit und ein Anderen kaum merkbares Ansprechen des Tones; aber es ist gut, aus dieser Warmhausstimmung wieder herauszukommen ins Freie, wo die Bäume wetterhart im Grunde stehen und das frische Wogen des Aethers Alles erneut.“

Auch der König war oftmals bei der Lektüre und knüpfte Betrachtungen über das Tiefste und Höchste an die Lektüre Tassos. Irma bebte oft, ihr kam jedes Wort, das sie sprach, als Frevel vor, sie darf von nichts Reinem und Heiligem mehr reden; aber der König war so unbefangen und heiter. Sie wurde es auch.

„Ihr verwöhnt mich und macht mich ganz stolz,“ sagte die Königin. „Ich habe aber wieder einen neuen Wunsch. Es verlangt mich von den Blumen hinweg zu den Werken der Kunst. Ich möchte jetzt oft die Bildergallerie und die Antikensammlung besuchen. Wenn

wir athmend und schauend und uns bewegend unter den Bildungen des Künstlergeistes wandeln, fühlen wir doch am Tiefsten, daß Menschen, die vor uns lebten, uns das Beste ihres Seins hinterlassen, und Augen, längst gebrochen, ewig offen auf uns niederschauen und bei uns sind in ihren Ewigkeitsblicken."

Der König und Irma schauten bei dem Worte Ewigkeitsblick unwillkürlich einander betroffen an. Das Wort weckte ein anderes. Irma faßte sich und entgegnete: „Ja, ich kann nichts als den Wunsch Eurer Majestät auch als den meinen aussprechen. Von den Blumen und Bäumen hinweg zu den Werken der Kunst! Von Bildern und Statuen umgeben, athmet die Seele den Duft der Ideen, es blüht ewiges Leben um uns, wir stehen im Athem des Genius, der, wenn er auch verathmet hat, doch ewig durch die Welt haucht. Als ich zu der Einsicht gekommen war, daß ich persönlich keinerlei wirkliches künstlerisches Talent habe, da beneidete ich die Könige, denen es vergönnt ist, die Talente und Genies zu fördern. Das ist ein hoher Ersatz."

„Wie sie Alles so schön deuten kann," sagte die Königin zu ihrem Gatten gewendet, und es war ein aus Wonne und Schmerz gemischter Blick, mit dem der König die beiden Frauengestalten betrachtete. Was ging in ihm vor? Er bewunderte und liebte Irma, und verehrte und liebte seine Gattin. Er war untreu gegen die Eine und gegen die Andere.

Irma und die Königin gingen durch die Gallerie und den Antikensaal und saßen oft stundenlang im Anschauen der Bilder und der Statuen. Zu allen Betrachtungen der Königin hatte Irma eine andere und doch wieder im Tiefsten zustimmende Bemerkung.

„Wenn ich Euch beide so sehe und höre," sagte der König, „Eure Uebereinstimmung und Eure Verschiedenheit, ist's mir immer, als sähe ich in Euch die Töchter Schillers und Goethes."

„Seltsam," schaltete die Königin ein, und der König fuhr fort:

„Goethe sah die Welt aus braunen und Schiller aus blauen Augen, und so Ihr beide, Du aus Schillerisch blauen und unsere Freundin aus Goethisch braunen Augen."

„Das wollen wir aber Niemand wissen lassen, daß wir einander

so schmeicheln," lächelte die Königin. Irma sah zur Decke auf, wo die gemalten Engel durch die Luft schwebten: es giebt eine Welt des unbegrenzten Raumes, wo kein Verdrängen des Einen durch den Anderen; nur in der gewöhnlichen Welt ist Ausschließlichkeit . . .

Je mehr die Königin sich erkräftigte, um so mehr ging die Unterhaltung aus der gedämpften Tonart wieder in die helle und heitere über.

Der Wunsch Irmas schien sich zu erfüllen. Die Frühlingskraft, die Bäume und Pflanzen erneut, schien sich auch auf das Menschenleben ausdehnen zu wollen; es sollte vergessen sein, begraben und ausgelöscht, Alles was geschehen.

Am ersten milden Frühlingstage ging man gemeinsam durch den Schloßpark.

„Ich kann mir gar nicht denken, daß je eine Zeit war, wo wir uns nicht kannten, liebe Irma," sagte die Königin. Sie blieb stehen und schaute Irma freudestrahlenden Blickes in die Augen. „Sie haben mir einmal von einem griechischen Philosophen gesagt" — wandte sie sich zu dem Arzte, der mit dem Schloßhauptmann hinterdrein ging, „unsere Seelen sollen schon einmal eine Existenz vor unserem jetzigen Dasein geführt haben, und das Beste, was wir erleben, sei ein Erinnern an etwas, das wir schon erlebt und vorgeträumt haben."

„Auch ohne diese phantastische Erklärung," erwiderte der Arzt, „kann man Vieles Bestimmung nennen. Ich glaube, daß Alles, was uns in Wahrheit zu eigen wird, für uns bestimmt war, unser Gemüth; unsere ganze Seelenverfassung ist dazu bestimmt oder gestimmt. Wir sind zu dem bestimmt, wozu wir gestimmt sind. Ich bitte aber, Majestät, es jetzt als Bestimmung anzusehen, daß Sie sich in den Wagen setzen. Wir dürfen den ersten Ausgang nicht so weit ausdehnen."

Die Königin und Irma setzten sich in den Wagen, der in der Nymphenallee ihrer wartete. Der Wagen fuhr im Schritt und die Königin sagte:

„Sie können sich gar nicht vorstellen, liebe Irma, wie bang mir war, als ich hieher kam." Sie erzählte, wie sie in die Augen der vielen Menschen gesehen, die sie umdrängten und wie sie sich gefragt

habe: Wer wird dir in Wahrheit zu eigen sein? und wie es sie anmuthete, als Irma allein mit ihren warmen braunen Augen zu ihr spräche.

„Und ich habe zu Ihnen gesprochen," erwiderte Irma. „Ich hätte Ihnen gern gesagt: Du holdes Menschenbild, laß Dich dünken, wir kennen uns schon jahrelang, und sei in der ersten Stunde mit mir wie mit einer alten Freundin. Ich glaube, wir fanden uns nur so, weil uns Beiden so bang zu Muthe war. Ich war damals zum Erstenmal am Hof und ich meinte, ich müßte dem Hofmarschall seinen Stab aus der Hand nehmen und mich darauf stützen."

„Wunderbar! Ganz denselben Gedanken hatte auch ich," sagte die Königin, jetzt erinnere ich mich deutlich und ich weiß noch, wie der Hofmarschall nur immer mich ansah."

Die Herzensneigung der beiden Frauen knüpfte sich an hundert kleine Erinnerungen; der Wagen ging im Schritt, aber die Seelen flogen dahin durch Tage und Monate. Der Wagen hatte gewendet; man war eben an der Stelle, wo die Bildsäule zertrümmert worden war.

„Das war eine böse Nacht," sagte die Königin, „als das hier geschah, und ich finde, Walpurga hat in ihrer Einfalt Recht, es paßt nicht für uns, solche freie Menschengestalten offen auszustellen."

„Majestät gestatten mir, anderer Meinung zu sein," erwiderte Irma. „In die freie Natur gehört nur der freie, warum sollen wir's nicht sagen — der nackte, schöne Mensch; jede Bekleidung ist ein Zeitgeschmack, der Mode und Vergänglichkeit unterworfen, der Mensch, wie er aus der Hand der Natur kommt, paßt allein in die ewige Natur und zwischen Bäume."

„Sie sind eine freie Seele, viel freier als ich," sagte die Königin. Man stieg aus, Irma geleitete die Königin noch in ihre Gemächer, dann kehrte sie in die ihrigen zurück und hier als sie allein war, streckte sie die Hände empor und rief:

„Nicht die Hölle, nicht der Verdammungsort, wo andere Schuldige neben uns leiden, ist die höchste Strafe! Nein, verdammt sein und neben einer reinen Glücklichen stehen, die in voller Unschuld empfindet, das ist die Hölle der Hölle!"

„Pfüt' di Gott, Irma! Pfüt' di Gott, Irma!“ rief plötzlich der Papagei. Irma schrak zusammen.

Fünfzehntes Capitel.

Der Frühling zog ein mit Lerchensang und Finkenschlag und mit neuen Pariser Moden. Die Damen der Residenz waren glücklich, an Hut und Shawl und Gewand der schönen blassen Königin, die sich jetzt öffentlich zeigte, ihr Kleider-Ideal abnehmen zu können.

Die Königin fuhr aus. Neben ihr saß Gräfin Irma, ihr gegenüber Walpurga mit dem Kinde.

„Laß Dich's nur nicht verdrießen,“ sagte die Königin zu Walpurga, „wenn Du wieder daheim sein wirst.“

Irma sagte lächelnd, sie sprach zum Erstenmal in Walpurgas Beisein französisch, daß die Oberhofmeisterin lehren würde: es hieße die Vornehmheit verleugnen, wenn man sich um ein Wesen kümmert und danach fragt, was aus ihm wird, nachdem es seine Dienste geleistet.

Mit einer Kühnheit, die selbst ihre beiden Gönnerinnen stutzig machte, sagte Walpurga: „Das Gute hat's wenigstens, wenn ich wieder daheim bin, daß man mich nicht zu einem Taubstummen macht.“

„Wie meinst Du das?“

„Ich mein', daß man daheim in meinem Beisein nichts spricht, was ich nicht verstehe.“

Irma suchte sie zu beruhigen, aber es gelang ihr nicht. Walpurga war bereits in jener heimathlosen Umzugsstimmung, die ebenso anspruchsvoll als schwer zu befriedigen ist. Sie fühlte sich nirgends mehr daheim. Sie sah es den Menschen an, wie sie bald leben würden ohne sie und man hatte sie doch so sehr verwöhnt.

Der Aerger, den das Französischsprechen Irmas jetzt zum Ausdruck gebracht, hatte einen tieferen Grund: Eine Bonne von noch jugendlichem Ansehen aus der französischen Schweiz war in die Hofhaltung des Prinzen eingeführt; sie verstand kein Wort Deutsch,

das war Bedingung bei ihrer Annahme; der Prinz sollte zuerst Französisch sprechen lernen.

Walpurga verkehrte mit der Fremden, wie wenn sie Beide stumm wären; sie war nicht wohlgestimmt gegen die große schöne Gestalt mit der französischen Haube, vielmehr im tiefsten Herzen eifersüchtig. Was geht die Wälsche das Kind an? Ja sie war manchmal bös auf das Kind selbst.

„Du wirst auch bald Französisch parliren, daß ich Dich nicht verstehe“ — konnte sie zu ihm sagen, wenn sie mit ihm allein war und sah ihn dabei mit bösem Blick an! gleich aber rief sie wieder: „Verzeih' mir! O Gott, es ist doch gut, daß ich jetzt die Tage an den Fingern abzählen kann, bis wann ich heim komme.“

Mamsell Kramer erklärte Walpurga, daß nun für den Kronprinzen auch eine Kammer gebildet werde.

„Er hat ja schon Kammern genug,“ sagte Walpurga.

Immer wieder hatte Mamsell Kramer die schwere Aufgabe, Walpurga die Hofsitten zu erklären und diese ließ sich die Namen mehrmals wiederholen; denn da hieß es: der Kronprinz erhält eine Aja —

„Aja? was ist das für ein Wort? Das kenn' ich nicht.“

„Es heißt eben Prinzenerzieherin. Und wenn sie vier Jahre alt sind, bekommen die königliche Hoheit wieder neue Beamte und so immer fort, wie sie älter werden, und allemal von höherem Rang.“

„Ja, kann mir's schon denken,“ meinte Walpurga, „nur immer andere Menschen und immer andere Schlösser! Du armes Kind,“ sagte sie zum Prinzen. „Eines ist doch gut: daß Dir Deine Augen und Deine Glieder angewachsen sind; sie thäten Dir sonst auch alle paar Jahre andere anschaffen.“

Walpurga gab sich indeß zufrieden, als sie erfuhr, daß Frau von Gerloff, eine Dame vom dienenden Adel, bisher erste Kammerfrau der Königin, zur Aja ernannt worden sei. Walpurga kannte sie längst und sagte zu ihr:

„Wenn man mich gefragt hätte, wem man meinen Prinzen übergeben soll; da haben Sie meine Hand drauf, es wäre mir auch am liebsten gewesen, daß er in Ihre Hände kommt. Jetzt seh' ich wieder,

wie gut und gescheidt unsre Königin ist; sie giebt ihre liebste Freundin von sich und giebt sie ihrem Sohn."

Walpurga glaubte, Frau von Gerloff noch mancherlei Lehren geben zu müssen, wie der Prinz zu behandeln sei; die gute Dame nahm die Lehren ohne Widerrede an. Auch als die Königin mit ihrer zweiten Kammerfrau, der Madame Leoni, dazu kam, glaubte Walpurga ihre Befriedigung kundgeben zu müssen, wie brav das sei, daß man den Prinzen der Frau von Gerloff übergebe.

„Sie wären auch ganz gut gewesen," sagte sie zu Madame Leoni, „ganz gewiß! Aber unsre gute Königin kann doch nicht ihre beiden Hände weggeben."

Madame Leoni lächelte dankend, obgleich sie sich gekränkt und ihre Zurücksetzung als Bürgerliche fühlte; doch das erste Gebot des Hoflebens heißt: nie verdrossen sein!

Der Prinz in seinem Kindesschlummer ahnte nicht, welche Eifersüchteleien sich bereits an seiner Wiege geltend machten.

Walpurga legte sich allmälig ihre Sachen zum Einpacken zurecht und zu manchem Stück sagte sie: Man sieht Dir's nicht an, daß auch Herzblut an Dir klebt.

Der Leibarzt hatte befohlen, daß Walpurga manchmal den Prinzen verlassen mußte, damit er sich allmälig an ihre Abwesenheit gewöhne.

In den ersten Tagen ging Mamsell Kramer mit ihr durch die Straßen, aber dieser Gang wurde der Castellanin sehr schwer, denn Walpurga wollte vor allen Kaufläden stehen bleiben, und wo sie einen Mann oder eine Frau in einer ihrer Heimathstracht ähnelnden Kleidung sah, wollte sie auf sie zugehen und fragen, woher sie seien und ob sie nicht ihren Mann und ihr Kind und ihre Mutter kennten; Mamsell Kramer war dieses Führeramtes bald müde, sie ließ Walpurga manchmal allein gehen und gab ihr die eigene Uhr mit, damit sie zur bestimmten Zeit zurückkomme. Das Hauptvergnügen Walpurga's war, bei der Wachparade zu sein und das Ziel ihres Weges war meist vor das Thor; da ging sie die Straße hin, die in ihre Heimath führte; das tröstete sie, und sie dachte oft, wie es war, als sie da herfuhr. Wie Jahrzehnte lag ihr die Zeit dazwischen und sie mußte sich immer zwingen, wieder umzukehren; sie stand oft und

horchte, sie meinte, sie höre die Stimme ihres Kindes in den Lüften. Welches Kindes? Ihr Herz war getheilt und sie eilte zurück zu dem Prinzen. Es war doch gut, daß er so ruhig auf dem Arm der Französin saß, aber sie war bös darüber und lachte triumphirend, daß er zu ihr verlangte, sobald er sie gewahrte.

„Ja, Du bist eine treue Seele," sagte sie dann. Wenn die Mannsleute gut sind, sind sie weit besser als die Weibsleute. Dein anderer Vater, mein Hansei, ist auch gar brav, übermorgen kommt er und Du giebst ihm eine Hand wenn er kommt. So!"

Walpurga merkte wohl, daß die adelige Dienerin außer sich war über ihre Art, mit dem Prinzen umzugehen, und daß Mamsell Kramer viel zu thun hatte, strenge Befehle zurückzuhalten, aber um so toller und übermüthiger spielte sie mit dem Prinzen.

„Also merk' Dir's," fuhr sie fort, „ich hab' Dir mich selbst zum Verschmausen gegeben; die Andern geben Dir doch nur, was aus der Küche kommt; wir Zwei wir sind Eins und ... und übermorgen kommt mein Hansei, dann geh' ich heim, und wenn Du einmal groß bist, mußt Du mich besuchen, und wenn Kirschenzeit ist, brocke ich Dir die schönsten Kirschen und mein Hansei geht mit Dir auf die Jagd und trägt Dir die Flinte, und da schießest Du einen großen, großen Hirsch, und ein Reh und eine Gemse, und die braten wir, und dann stecke ich Dir einen Strauß auf den Hut, und dann fahren wir miteinander über den See, und ich geb' Dir einen Kuß, und dann sag' ich Dir Ade!"

Das Kind lachte von ganzem Herzen, als ihm Walpurga so in die Augen hineinsprach, und dann legte es sein Köpfchen an ihre Wangen und Walpurga rief:

„Mamsell Kramer, Mamsell Kramer, er kann schon küssen, er hat mir einen Kuß gegeben! Ja, Du bist ein rechtes Mannsbild und ein Königssohn auch, die fangen beizeiten an."

Alle Liebe, die sie zu dem Kinde hatte, wollte sie ihm in diesen letzten Tagen noch kundgeben und sie that es in Zuneigung und in Haß, denn sie wollte auch der Französin zeigen, wie unendlich lieb sie und das Kind einander haben; zu solcher Liebe wird es die Wälsche doch niemals bringen, und dann begann sie wieder zu singen:

An dem Weidenbaum
Stehst du, weinest kaum,
Mit der Welle zieh' ich fort.

So lang die Weid' wird grün,
So lang die Wellen zieh'n
Siehst mich nimmer hier am Ort.

Der Knabe plauderte und lachte immer dabei, und Walpurga betheuerte gegen Mamsell Kramer, sie lasse sich darauf köpfen, daß er schon Alles verstehe.

„Und nicht wahr" — sagte sie dann mit einem zornigen Blicke auf die Französin — „nicht wahr, die Sprache, die kleine Kinder haben, ist doch in allen Ländern gleich; die Franzosen kommen auch nicht mit Welsch auf die Welt? Und wieder sang und sprang sie und küßte das Kind; es war, als müßte sie all ihre Trauer zusammendrängen und all' ihre Lust in einen festgebundenen Strauß geben.

„Du schadest dem Kind, Du regst es zu sehr auf," suchte sie Mamsell Kramer zu beruhigen.

„Das schadet ihm nichts, der hat gute Säfte im Leib, den kann keine Französin mehr verderben!"

Walpurga war in einer widerspruchsvollen Unruhe. Sie hatte doch schon lang gewußt, daß das Verhältniß gelöst wird und die Lösung so oft gewünscht und gehofft; nun aber, da sie eintrat, war alles Peinliche, das sie in diesem Leben empfunden, nicht mehr da, und sie meinte, sie könne nicht mehr allein leben, es würde ihr immer etwas fehlen, auch die Plage und Unruhe, und es ist ja immer Alles wieder so gut geworden. Auch, daß die Anderen sie so leicht ziehen lassen, thut ihr weh. Und das Kind, das Kind! Warum hat es nicht den Verstand, daß es plötzlich zu reden anfängt und sagt: Vater und Mutter, ihr dürft das nicht thun, ihr dürft mir meine Walpurga nicht wegnehmen? Jetzt sind Andere Meister über das Kind. Was werden sie mit ihm machen? Warum soll sie nicht mehr dreinreden und sagen dürfen: So und so muß es sein? Sie hat es genährt von seinem ersten Lebenstag an, und Tag und Nacht waren sie beisammen — wie soll's nun Tag und Nacht werden und sie sind nicht mehr beisammen?

Es lag eine tiefe Bitterkeit in den Worten, als Walpurga, nachdem sie zu Nacht gegessen, dem Kinde die leere Schüssel hinhielt und sagte:

„Siehst Du? ich bin auch so eine ausgegessene Schüssel.“

Und dann wollte sie wieder nicht schlafen; sie wollte keine Minute versäumen, wo sie noch bei dem Kinde sein und es ansehen konnte, und wenn sie doch einnickte, wachte sie plötzlich erschreckt auf; sie hatte im Traum Kinder schreien hören, in der Ferne am See und hier neben sich, und sie meinte, sie stände allein mitten drin und müßte sich zertheilen, dort sein und hier sein, und dazwischen hörte sie die Kuh, wie sie schrie und an dem Stricke riß, wie damals, als sie am Gartenzaun angebunden war; Walpurga sah sie ganz deutlich, und die Kuh hatte so große Augen und schnaubte sie an, so heiß ... Wenn sie sich die Augen gerieben, war Alles wieder still, und sie besann sich, daß sie nur geträumt hatte.

Es war am letzten Tage vor der Abreise. Walpurga bereute es schwer, daß sie Hansei nicht früher hatte kommen lassen; er hätte recht gut einen Tag dableiben können, und sie hatte dann einen Menschen, der ihr die Hand entgegen gestreckt hätte zum Willkommen, während sie jetzt die Hand immer nur zum Abschied zu geben hatte.

Sie ging durch die Straßen und sah hinauf zum blauen Himmel — der stand auch über ihrer Heimath. Sie kam durch die kleine Gasse, in welcher Doctor Gunther wohnte; sie las das Schild am Hause und ging hinein. Ein Diener führte sie in das Wartezimmer des Leibarztes; hier saßen und standen viele Kranke, Männer, Frauen und Kinder. Walpurga sagte dem Diener, wer sie sei; alle Anwesenden schauten sie staunend an. Sie wurde sofort außer der Reihe hineingerufen; sie sagte, daß sie blos gekommen sei, um Abschied zu nehmen. Gunther gab ihr den Bescheid, sie solle, bis die Sprechstunde vorüber sei, im Garten auf ihn warten. Sie ging hinab. Frau Gunther saß auf der Gartentreppe, sie rief die Bäuerin zu sich, und als sie hörte, wer sie sei, sagte sie, daß sie hier warten könne. Walpurga setzte sich. Frau Gunther arbeitete weiter und

sprach kein Wort. Sie hatte ein entschiedenes Vorurtheil gegen die Amme; ihr Mann hatte oft von deren Eigenthümlichkeiten erzählt und Frau Gunther sah darin viel volksthümliche Koketterie, die aus der Naivetät einen künstlichen Aufputz macht, und das Aussehen Walpurgas widersprach dem nicht.

„Du gehst wieder heim?" fragte endlich Frau Gunther; sie wollte doch nicht unwirsch sein.

Walpurga erwiderte, wie glücklich sie sein werde, wieder daheim zu sein.

Frau Gunther schaute auf. Sie war eine von jenen Naturen, die es als ein Glück betrachten, von einem Vorurtheil erlöst zu werden, und im weiteren Gespräche fand sie nun, daß Walpurga sich allerdings dazu hatte bringen lassen, ihre starke und eigenthümliche Art noch gewaltsam zu steigern, daß aber eben dies sie auch davor bewahrt habe, sich in dem neuen Dasein zu verlieren.

Nun sprach ihr Frau Gunther zu, sich ja recht im Herzen zu fassen, und wenn sie heimgekommen sei, nicht Alles mit dem Leben im Schlosse zu vergleichen und sich dadurch unglücklich zu machen.

„Sind Sie denn auch schon einmal in der Fremde gewesen, daß Sie das Alles so wissen?" fragte Walpurga.

Frau Gunther lächelte. „Ich kann mich in Dich hinein denken." Immer mehr aus dem Herzen Walpurgas heraus sprach sie ihr zu.

Sie führte sie in die Stube, und als Gunther herabkam, traf er Walpurga auf der Freitreppe, wie sie das vaterlose Enkelchen auf dem Schooße hielt.

„Nun kennst Du auch meine Frau," sagte Gunther.

„Ja, aber zu spät."

Auch Gunther redete nun Walpurga zu, sich recht zu fassen in der Heimath, und er als Eingeborner des Gebirges gab ihr im voraus Bilder des Willkommens und wußte sie gar heiter darzustellen.

Gunther sagte, daß er sie noch einmal im Schlosse sehe, und seine Frau reichte Walpurga die Hand mit den Worten:

„Sei wieder gut daheim."

„Ich will Deiner Mutter auch noch was Gutes schicken," schloß der Arzt. „Sag' ihr, sie soll an den jungen Studenten denken, der

damals, als sie Braut mit Deinem Vater war, auf der Kirchweih beim Freihof mit ihr getanzt. Ich schicke Dir heut' noch sechs Flaschen Wein, die soll sie zum Andenken an mich trinken, aber nicht zu viel auf einmal."

„Ich sage Dank für meine Mutter und mir ist jetzt schon, wie wenn ich den besten Wein getrunken hätt'," schloß Walpurga; „meine Gräfin Irma hat Recht gehabt, die hat immer gesagt: Die Frau Gunther, das wär' eine Frau für dich. Nun wünsch' ich, daß Sie bis zu Ihrer letzten Stunde so wohl leben mögen, wie Sie mir wohlgethan haben."

Man erwiderte nichts auf die Erwähnung Irmas.

Gestärkt und gehoben kehrte Walpurga ins Schloß zurück.

Sechzehntes Capitel.

Am Abend kam die Königin zu Walpurga und sagte:

„Ich nehme nicht Abschied von Dir. Wir wollen nicht vom Weggehen reden. Ich habe Dir nur von Herzen danken wollen für die Liebe, die Du mir und meinem Kinde bewiesen."

„O Königin, wie können Sie mir danken? Das sag' ich keinem Menschen auf der Welt, daß die Königin sich bei mir bedankt hat," rief Walpurga. „Aber Sie sind so gut und wollen mir's leicht machen, und das können Sie mir glauben, jeden Blutstropfen gäb' ich her, jede Ader ließ' ich mir schlagen für Sie und unser Kind. Ach, lieber Gott, unser Kind! Ich darf nicht mehr so sagen, morgen schon nicht mehr, ich muß fort, aber ich krieg' mein eigen Kind daheim."

„Ja, Walpurga, das ist's, was ich Dir sagen wollte. Glaube mir: das Beste, was man auf der Welt haben kann, ist daheim sein; und so viel wirst Du eingesehen haben, daß es eins ist, ob in einem Schloß oder in einer Hütte."

„Da haben Sie Recht, mehr als satt essen und satt schlafen kann man sich nirgends. Morgen früh kommt mein Hansei. Darf ich

ihn auch zu der Königin bringen, daß er sich bedankt, und auch zum König und den guten Herrschaften allen?"

„Laß das, Walpurga, das ist nicht nöthig. Der Arzt hat mir eigentlich verboten, von Dir Abschied zu nehmen, es kann aber sein, ich sag' Dir morgen noch einmal Lebewohl. Du kannst mir's glauben, es ist mir auch leid, daß Du fortgehst."

„Wenn's die Königin will, bleib' ich da, und mein Mann und das ganze Nest kommt mit her."

„Nein, geh' Du wieder heim, das ist besser; und wenn ich einmal in Deine Gegend komme, besuche ich Dich. Und meinem Sohn will ich auch schon sagen, wie gut Du gegen ihn warst; er soll Dir's nie vergessen."

Walpurga hatte das Kind in die Wiege gelegt und sie rief:

„Sehen Sie, er spricht drein! Wir erwachsenen Menschen verstehen nicht, was Kinder sagen, aber er versteht uns!" Nun erzählte Walpurga mit Jubel, daß ihr der Prinz heute einen Kuß gegeben, und sie redete ihm zu, daß er jetzt auch seiner Mutter einen gäbe. Aber das Kind that's nicht.

„Frau Königin," sagte Walpurga, „ich lasse Ihnen noch was Gutes da; ich hab' was für Sie gefunden." Ihr Angesicht glühte und die Königin fragte:

„Was hast Du?"

„Frau Königin, ich hab' eine Freundin für Sie, die beste. Die Frau Gunther, die kann auch wie Sie Einem so aus dem tiefsten Herzen heraus reden, aber doch wieder anders. Ich meine, die sollten Sie recht oft besuchen und ich meine, es thäte Ihnen auch wohl, wenn Sie manchmal auf eine gute Stunde in ein gutes Nachbarhaus gehen könnten. Sie kämen allemal viel frischer wieder heim."

Walpurga war voll Eifer, der Königin das Glück eines Nachbarbesuches zu erklären. Die Königin lächelte, da Walpurga noch immer keine Vorstellung von den Bedingungen des Hoflebens hatte. Sie erklärte ihr indeß, daß sie nur mit Denjenigen Verkehr pflegen könne, die ins Schloß kämen. Walpurga war sehr traurig, daß sie nicht noch zu guter Letzt die beiden Frauen zusammen bringen konnte.

Die Königin zog sich zurück.

„Jetzt ist sie fort,“ sagte Walpurga, „und ich hab' ihr noch gar nichts gesagt, und ich mein', ich müßt' ihr noch so viel sagen.“ Sie hatte das Gefühl, daß sie die Königin nicht verlassen dürfe; sie allein meint es getreu mit ihr und kann ihr beistehen, wenn ihr die Menschen etwas anthun wollen, wer weiß was.

Sie dachte zurück an jene Stunde, da die Königin sie geküßt. Wie viel haben sie seitdem mit einander erlebt! Ist's denn möglich, daß es noch nicht ganz ein Jahr ist?

Sie setzte sich an die Wiege und saß lange zusammengekauert da; dann begann sie leise zu singen:

„Mein Herz trägt eine Ketten,
Die du mir angelegt,
Und ich wollt' das Leben wetten,
Daß Keiner schwerer trägt.“

Ihre Stimme war heute zitternd. Das Kind schlief. Sie stand auf und sagte zu Mamsell Kramer, daß sie noch bei Allen im Schlosse Abschied nehmen wolle. Mamsell Kramer widerrieth ihr dies. Nur zu Gräfin Irma ging Walpurga, aber sie traf sie nicht im Schlosse, sie war bei einer großen Gesellschaft im Hause ihres Bruders. Walpurga sagte dem Kammermädchen, daß sie morgen früh abreise, und es thäte ihr wehe, wenn sie der guten Gräfin nicht Lebewohl sagen könnte; einstweilen sagte sie dem Kammermädchen Lebewohl und empfahl ihm, recht Acht zu haben auf die gute Gräfin, daß sie immer gesund bleibe.

Walpurga reichte dem Kammermädchen die Hand, aber sie mußte sie leer zurückziehen, denn jene hielt beide Hände in den Taschen ihrer seidenen Schürze und machte einen halb spöttischen Knix.

„Je vornehmer, je besser sind die Menschen,“ sagte Walpurga, als sie wieder in ihrem Zimmer war. „Die Königin ist die Höchste und auch die Beste.“

Walpurga wurde zur Oberhofmeisterin gerufen. Sie fand sie auf derselben Stelle, in derselben Haltung wie damals, als sie vor bald einem Jahr hieher gebracht wurde. Tagtäglich fast hatte sie die strenge Dame gesehen; sie war nicht zutraulicher geworden, aber im=

mer gleichmäßig gütig. Es schien, daß es in ihrer Art oder vielleicht auch in ihrem Amte lag, Walpurga nun auch ordnungsmäßig zu entlassen.

„Du hast Dich brav gehalten," sagte Gräfin Brinkenstein mit freundlicher Handbewegung. „Die Allerhöchsten Herrschaften sind zufrieden mit Dir. Nun lebe wohl und sei auch fernerhin brav."

Sie stand nicht auf, sie reichte Walpurga keine Hand, sie nickte ihr nur zum Abschied, und Walpurga ging.

Diese doch gewiß nicht leutselige Entlassungsweise that Walpurga doch innerlich wohl; sie hatte ein Gefühl, wie wenn sie einen ehrenvollen Soldatenabschied bekommen, und soldatisch streng aber auch verläßlich und immer sich gleich war die Oberhofmeisterin geblieben; diese Beständigkeit übte ihren gerechten Einfluß auf das Gemüth Walpurgas.

Im Zimmer Walpurgas standen zwei große Kisten vollgepackt und geschlossen. Sie hatte im Laufe des Jahres so viel Sachen bekommen und an Geld eine so große Summe, daß man ein mäßiges Bauerngütchen dafür kaufen kann. Sie setzte sich bald auf die eine, bald auf die andere Kiste, und als sie sich endlich niederlegte, blinzelte sie noch lang hinüber nach ihren Kisten. Wie umwandelnde Geister gingen die Gedanken Walpurgas durch die Gemächer des Schlosses und dann wieder daheim durch ihre Hütte, durch den Garten, über die Berge und plötzlich erwachte sie von einem Schrei des Kindes. Sie mußte sich besinnen, ob das ihr eigen Kind oder ein fremdes; sie beruhigte den Prinzen bald, blieb aber an seiner Wiege sitzen. „Der Schlaf soll uns keine Minute mehr nehmen, die wir noch beisammen sein dürfen," sagte sie leise.

Es tagte. Walpurga hatte das Kind zum letztenmal an der Brust. Eine Thräne fiel auf sein Haupt; es schaute zu ihr auf. Dann schlief es wieder an ihrem Herzen und sie hielt sein linkes Händchen an ihren Mund und sprach leise Worte hinein.

Sie legte das Kind wieder in die Wiege, heftete noch einen schweren Blick auf dasselbe, dann ging sie, mit dem Rücken gegen die Wiege gewendet, dreimal um diese herum und endlich sagte sie zu Mamsell Kramer:

„Jetzt geh' ich. Jetzt ist's Zeit."

Diener kamen und holten die Kisten. Walpurga war so versöhnlichen Herzens, daß sie selbst der Französin die Hand zum Abschied reichte. Sie schaute nicht mehr um nach der Wiege, ging hinab und ließ die Kisten nach einem Wirthshaus in der Nähe des Schlosses bringen, wohin sie Hansei bestellt hatte; er müßte eigentlich schon da sein, sie hatte ihm genau die Stunde angegeben, wann sie ihn dort treffen wollte. Aber Hansei war nicht da.

Hier im Wirthshaus war schon früh ein bewegtes Leben, denn hier kehrten die Hofbedienten ein. Es wurde bereits laut gezecht und einige Livreebediente schalten sehr unehrerbietig auf die Herrschaften, die heute Nacht auf der Soirée beim Grafen Wildenort die Bedienten im Vorhause und die Kutscher auf dem Bock fast drei Stunden hatten warten lassen. Es hieß, Graf Wildenort habe die Allerhöchste Erlaubniß bekommen, ein Roulette aufzustellen, und die Herrschaften hätten hoch gespielt; der König wäre auch dagewesen, die Königin aber nicht.

Walpurga saß bei der Wirthin im Verschlag auf ihrer Hauptkiste. Sie ging vor das Haus, um nach Hansei zu schauen; er kam noch immer nicht. Baum brachte ihr die Botschaft, sie solle noch zur Gräfin Irma kommen, aber erst um neun Uhr. Walpurga ging in der Stadt umher wie verirrt: Da rennen die Menschen aneinander vorüber, Keiner weiß vom Andern und sie haben auch nicht Zeit zum Fragen. Man sieht um diese Zeit keinen runden Hut auf der Straße, die Stadt hat jetzt nur mützentragende Einwohnerschaft; Bäckerjungen und Metzgerburschen tragen pfeifend Brod und Fleisch aus, an den Ecken stehen Mägde und lassen sich Milch zumessen, und die Marktweiber vom Lande eilen mit Körben und Handkarren nach ihren Standorten.

„Morgen früh ist das Alles wieder so und du bist fort; es geht dich auch heute nichts an," sagte sich Walpurga, während sie dem Treiben selbstverloren zuschaute. Ein großer Buchladen wird jetzt aufgemacht und da hängt ihr Bild hinter der Scheibe — was nützt es sie? Niemand fragt, wie es ihr im Herzen ist.

„Und morgen wird das Bild auch dahängen, und es ist eins

ob du noch da bist oder nicht; es ist überhaupt eins, ob du auf der Welt gewesen bist oder nicht," so schloß Walpurga, als eben ein Leichenwagen vorbeizog und Niemand fragte, wen sie da begraben. Alles zog seinen Weg.

In schweren Gedanken ging Walpurga dahin, und immer wieder zerrte etwas an ihr, nach dem Schlosse zurück, zu dem Kinde. Sie ging vor's Thor, wo Hansei hereinkommen mußte. Er kam noch nicht.

Wenn er gar nicht kommt, wenn das Kind daheim krank, wenn es gestorben ist, wenn — Walpurga wurde sterbensbang vom Ausdenken dessen, was Alles möglich sei. Sie setzte sich auf eine Bank in der Promenade vor dem Thor, Reiter jagten vorbei und ein blinder Invalide spielte einen lustigen Walzer auf seiner Orgel...

Es schlug neun Uhr, Walpurga ging in die Stadt zurück nach dem Schlosse. Am Thor stand Hansei und sein erstes Wort war:

„Grüß Gott, Walpurga! Bist endlich da? Wo laufst denn herum? Ich suche Dich schon geschlagene zwei Stunden."

„Komm' mit da herein," sagte Walpurga und führte Hansei in einen bedeckten Gang, „man spricht hier nicht so laut."

Nun stellte sich's heraus, daß Walpurga in ihrem letzten Briefe ihn nach dem Schlosse und nicht ins Wirthshaus bestellt hatte; sie bat um Verzeihung, sie sei beim Schreiben verwirrt gewesen; dann aber sagte sie: „Jetzt laß Dir einen guten Willkommskuß geben. Gottlob, daß Alles gesund ist. Ich brauche jetzt viel Liebe und Gutsein."

Vor dem Zimmer Irmas bat sie ihn, zu warten, und ging hinein. Irma lag noch im Bett, aber sie befahl, daß Walpurga, deren Stimme sie gehört hatte, hereinkomme. Die Gräfin sah schön aus in ihrem weißen Gewande, aber sie war sehr blaß und ihr Haar lag aufgelöst in wilden Strähnen auf den weißen Kissen.

„Ich habe Dir noch ein Andenken geben wollen," sagte Irma, sich erhebend, „aber ich glaube, das Beste für Dich ist Geld. Nimm das dort! Alles, was dort liegt, Alles! Ich will nichts davon! Nimm. Hab' keine Furcht, es ist wirkliches Gold, im ehrlichen Spiel gewonnen, ich gewinne immer, immer!... Nimm Dein Tuch heraus und wickle es hinein!"

So rief Irma, ihre Stimme klang heiser. Es war so dämmerig in dem Zimmer, daß Walpurga sich furchtsam umschaute, als befände sie sich in einem Zaubergemach, und sie kannte doch das Mädchen, sie kannte die Tische, die Stühle, sie hörte den Papagei im Nebenzimmer schreien — sie kannte Alles, aber der Gedanke verließ sie nicht, daß das böses Gold sein könne; rasch machte sie das Zeichen des Kreuzes darüber, dann steckte sie es in ihre weite Tasche.

„Und nun leb' wohl," sagte Irma. „Sei glücklich, sei tausendmal glücklich! Du bist es mehr als wir alle. Wenn ich einmal nicht mehr weiß, wohin in der Welt, komme ich zu Dir. Gelt, Du nimmst mich auf und giebst mir ein Plätzchen hinterm Ofen? Jetzt geh', geh'! Ich muß noch schlafen. Leb' wohl, Walpurga, und vergiß mein nicht! Danke mir nicht! Sprich nichts! Ich komme bald zu Dir, dann wollen wir wieder singen, ja singen — leb' wohl!"

„Ich bitt' Dich, laß mich reden, nur ein einzig Wort!" rief Walpurga und faltete die Hände. „Wir können Beide nicht wissen, wer von uns stirbt und dann wär's zu spät."

Irma drückte mit der Hand die Augen zu und nickte. Walpurga fuhr fort:

„Ich weiß nicht, was mit Dir ist; es geht Dir nicht gut und es kann Dir noch schlechter gehen; Du hast so oft kalte Hände und heiße Backen. Damals, am zweiten Tag nach meiner Ankunft, hab' ich Dir Unrecht gethan, verzeih' mir's. Ich will Dir mit keinem Gedanken mehr Unrecht thun und es soll Dir Niemand Unrecht thun, es soll Dir Niemand was Böses nachsagen, aber ich bitt' Dich, mach, daß Du aus dem Schloß da hinauskommst! Geh' auch heim ..."

„Genug, genug!" wehrte Irma ab. Sie hielt die Hände vor, als wären die Worte Walpurgas Steine, die auf sie zuflogen. „Genug!" schloß sie. „Leb' wohl! Vergiß mein nicht!"

Sie streckte ihr die Hand entgegen, die Walpurga küßte; die Hand war fieberisch heiß.

Walpurga ging. Draußen im Vorzimmer rief der Papagei noch: „Pfüt Di Gott, Irma!" Walpurga erschrak bis ins Herz hinein und eilte wie gejagt davon.

Siebzehntes Capitel.

Als Walpurga wieder zu Hansei herauskam, fragte er:

„Soll ich auch hinein?"

„Nein, wir sind fertig."

„Ich mein' aber, ich sollte noch zum König und zur Königin, ich hab' ihnen viel zu sagen."

„Das geht nicht."

„Warum nicht? Ich kann schon mit ihnen reden."

Er hatte sich's immer vorgesagt, wie er mit dem König und der Königin reden wollte; er wird's ihnen schon zu wissen thun, daß er noch was Besonderes verdient hat, weil er seine Frau so lange hergegeben.

Es ward Walpurga schwer, ihm klar zu machen, daß sich das nicht zwingen lasse; Hansei wollte nicht davon abstehen und besonders schämte er sich, daß er dem Gemswirth bekennen sollte, er habe den König und die Königin gar nicht gesehen, viel weniger mit ihnen an der Tafel gesessen.

Walpurga bedurfte selbst der Aufrichtung und mußte nun doppelte Kraft aufbieten, um den unwirschen Hansei zu beschwichtigen.

„Aber Deinen Prinzen darf ich doch sehen? Da hast Du doch noch Macht, daß Du mich hinbringst?" fragte Hansei.

„Ja, ja," erwiderte Walpurga, „das können wir." Es war ihr selbst lieb, das Kind noch einmal zu sehen, nun hatte sie eine gute Ausrede; und was liegt daran, wenn Mamsell Kramer, Frau von Gerloff und die Französin über Hansei spotten? Uebermorgen gehen dich alle diese Menschen nichts mehr an und du sie nichts! Mit einer Hast, die ihr die Wangen erglühen machte, ging sie mit Hansei nach den Gemächern des Prinzen. Hier begegnete ihr vor der Thüre Mamsell Kramer und als Walpurga ihren Wunsch vorbrachte, hieß es:

„Nein, das geht nicht, Du darfst nicht mehr hinein. Der Hofarzt ist da, das Kind weint und schreit entsetzlich. Geh' Du nur in Gottes Namen!"

Mamsell Kramer verschwand hinter der Thüre. Walpurga hörte das Kind weinen und durfte nicht hinein, ihm zu helfen; sie war aus-

gestoßen, ausgeschlossen. Scham vor Hansei und Aerger über die undankbaren harten Menschen kämpften in ihr, und sie sagte endlich:

„Komm', Hansei, man muß sich nicht unwerth machen."

„Ja wohl," sagte Hansei, „ich seh' schon, so sind sie, wenn sie Einen nicht mehr brauchen."

„Und wir brauchen sie auch nicht mehr. Gottlob, daß Alles vorbei ist!" endete Walpurga.

Sie verließ mit Bitterkeit das Schloß und Hansei knurrte immer vor sich hin, wie wenn er den nächsten Besten, der ihm in den Weg käme, tüchtig durchwalken wollte.

Sie kehrten miteinander in das Wirthshaus zurück, wo die gepackten Kisten standen. Hier trafen sie auch Baum, und Hansei sagte wieder:

„Ich möcht' darauf schwören, das ist Niemand anders, als der Jangerl von der Zenza."

„Der ist ja in Amerika," herrschte Walpurga. „Ich bitt' Dich, kümmere Dich jetzt um nichts Anderes und mach', daß wir fortkommen."

„Ich hab' mich darauf eingerichtet, daß wir noch einen Tag hier bleiben. Ich möcht' einmal Alles sehen und möcht' auch einmal ins Theater und dann — —"

„Ein andermal, jetzt will ich heim zu meinem Kind."

„Bist so lang fortgewesen, wirst Du's wohl auch noch einen Tag aushalten."

Walpurga hielt an sich, Hansei mußte ihr dennoch willfahren.

„Was siehst mich immer so an?" fragte Hansei. „Gelt, Du kennst mich kaum mehr?"

„Du hast so getreue blaue Augen; ich hab's gar nicht mehr gewußt."

„So? Also so wenig bin ich Dir in Gedanken gewesen, daß Du nicht einmal mehr weißt, wie ich aussehe?"

„Sei ruhig, ich hab' immerfort an Dich gedacht. Was hat denn unser Kind für Augen?"

„Helle, gesunde, es hat noch nie etwas daran gehabt."

Walpurga wollte wissen, von welcher Farbe die Augen seien, ob

sich wie beim Prinzen die Farbe auch verändert habe. Aber Hansei wußte es nicht, und war seiner Frau bös, weil sie ihn etwas fragt, was er nicht wissen kann.

Endlich stieg man auf.

Der Wagen fuhr nochmals am Schlosse vorüber, und mitten im Rasseln des Wagens auf dem Steinpflaster war es Walpurga, als höre sie oben im Schlosse den Prinzen weinen.

„Ich muß mich auch entwöhnen," sagte Walpurga, und weinte still.

Schon draußen vor dem Thor schimpfte Hansei auf den Hof: „Man hätte uns wol in einer Kutsche heimbringen können, aber so ist's, holen thun sie die Weiber lieber als bringen." Hansei schaute immer neben hinaus bei Allem, was er sagte, als ob ihm seine Zechkameraden dabei zunicken müßten. „Mindestens zwei Pferde hätten sie uns mitgeben müssen, ja, sie hätten sie uns ganz lassen können, sind überzählige genug im Marstall," fuhr er fort.

Walpurga hatte so oft und Jedem davon erzählt, wie ihr Mann sie mit einem Wagen abholen würde, so daß keinerlei Anordnungen für ihre Heimbeförderung getroffen wurden. Als nun Hansei fort und fort nach seiner Weise über diese Rücksichtslosigkeit schimpfte, erinnerte sich Walpurga ihres Fehlers, und sie suchte, ohne denselben einzugestehen, Hansei zu beruhigen.

„Ich bitt' Dich um Alles in der Welt," schloß sie, „sag' nur nichts gegen den Hof, sie können ja nichts dafür. Die Königin und auch der König, wenn sie von solchen Sachen wüßten, thäten sie ja Alles gern; aber Du glaubst gar nicht, was das für Menschen sind, die wissen vom Tausendsten nichts und meinen, die Wagen fahren allein. Du glaubst gar nicht, wie die Königin so gar arg wenig von der Welt weiß; so was Geld kostet und was man kaufen und erwerben und bezahlen muß, davon hat sie Dir gar keinen Verstand. Schau, die ist eben wie die Engel, die können auch kein Geld zählen und haben auch nichts mit Geld zu thun, und sie ist so lieb wie ein Engel und nimmt Einem die Worte aus dem Herzen und thut Einem wieder so gute hinein."

Als sie nun innehielt und Hansei nichts darauf erwiderte, biß sie sich auf die Lippen: wenn sie so was im Schloß gesagt hätte, zur

Gräfin Irma oder zur Mamsell Kramer, wie wär' sie da gelobt worden! Aber der da, der thut, als wenn's gar nichts wäre, was sie gesagt hat. Es stieg etwas in ihr auf, es wälzte und krümmte sich — aber sie drückte es nieder. Ja, du mußt dich eben jetzt auch entwöhnen, dachte sie wieder, es ist vorbei, daß man dir Alles so beruft. Sie saß lange still. Sie fühlte, daß es vorbei ist, sich in lebensgroßen Spiegeln zu betrachten, und man rollt auch noch einen Spiegel auf die andere Seite, daß man sich auch von hinten sehen kann. Das Wort der Königin kam ihr zuletzt in den Sinn: Wenn du heimkommst, sei recht geduldig mit den Deinigen, das giebt den Frieden auf der Welt, wenn man Geduld miteinander hat und Eines dem Andern Gutes thut und nichts dafür will; wenn man nichts dafür will, da kriegt man's siebenmal bezahlt. — Und wie damals die Mutter ihr ein Stück Brod aus der Schublade mitgegeben, daß es ihr das Heimweh tödte im Schloß, so hat ihr nun die Königin Worte und Gedanken mitgegeben, die sind so gut wie Brod, da kann man auch dran zehren und lange, und die zehren sich nicht auf.

Ein Strahl aus dem sonnenhaften Wesen der Königin lag auf dem Angesicht Walpurgas. Sie wurde stillgefaßt und fromm in sich. Sie ergriff plötzlich die Hand ihres Mannes und sagte:

„So gottlob; jetzt halten wir wieder einander fest, und hab' Du nur rechte Geduld mit mir, ich bin eben in der Fremde gewesen, wirst aber schon sehen, ich bin wieder gut daheim."

„Ja, ja, ist recht," sagte Hansei.

Wo man einkehrte, sagte Hansei überall zu den Wirthsleuten:

„Das ist meine Frau, sie ist Amme vom Kronprinzen gewesen und, Gott Lob, wir können's jetzt schon."

Er war prahlerisch geworden, Walpurga aber war immer still vor den Leuten; erst wenn man wieder auf dem Wagen saß, wurde sie gesprächig. Sie fragte viel und Hansei erzählte viel, aber sie hörte wenig, sie sah immer nur ihr Kind vor sich, das tanzte da oben auf den Bergspitzen immer mit, wie man weiterfuhr, wie der Mond, der am hellen Tag am Himmel stand und auch immer mitgeht.

„Und blaue Augen hat es?" fragte sie plötzlich, während Hansei eben genauen Bericht gab, daß die eine Kuh wieder frischmelkig sei.

„Was das Kalb für Augen hat, weiß ich nicht,“ lachte Hansei.

„Ach, nimm mir's nicht übel, ich hab' nicht auf Dich gehört. Ich denk' nur an unser Kind. Wenn ich meine Gedanken vorspannen könnte, wir wären daheim in einem halben Hui, wie der Schneider Schneck immer sagt.“

Sie hielt lächelnd inne und fuhr nach einer Weile fort: „Ach, wie ist's denn möglich, daß ich so lang von Dir weggewesen bin? Es ist nicht wahr, ich bin immer daheim gewesen, und jetzt komm' ich. Ich komm' zu Dir, mein Kind! Hast Du nicht was schreien hören, Hansei?“ unterbrach sie sich umschauend. „Ich höre was schreien, wie ein Kind.“

„Sei doch ruhig, Du kannst Einem ganz bang machen, daß man nicht mehr weiß, hat man seinen Verstand noch oder nicht.“

Oft noch schaute Walpurga hinte sich, denn immer wieder war es ihr, als höre sie ein Kind weinen.

Dort in der Stadt weint ein Kind, und die Menschen mit ihren Diamanten, ihrem Gold und ihren Soldaten — es nützt Alles nichts, das Weinen eines Kindes können sie damit nicht stillen. Hinter sich und vor sich hörte Walpurga ein Kind weinen.

„Warum hältst Dir die Augen zu?“ fragte Hansei.

„O,“ erwiderte Walpurga, „mir ist's, wie dem Vater vom Spinnerwastl; wie der von seiner Blindheit geheilt worden ist, da hat er erzählt, wie die Bäume auf ihn zugekommen sind, und Alles ist so glanzig. Ich mein', ich hätt' auch die ganze Zeit nichts gesehen. Schau, da ist der erste Mann mit dem grünen Hut und er hat den Waidsack auf dem Rücken, und die Bäume sind allein gewachsen, und ich bin fort gewesen. Ich weiß gar nicht, wie ich das Alles erleben soll und nicht sterben, und ich möcht' jetzt nicht sterben, nur jetzt nicht; ich will mein Kind spazieren führen unterm freiem Himmel — o, guter Hansei, gieb ihm keine Stiefmutter.“

„Frau, Frau!“ beschwichtigte Hansei, „Du machst Dich und mich närrisch. Glaub' mir, das kommt davon, weil Du heut noch nichts Ordentliches gegessen.“

Er that's nicht anders, am nächsten Wirthshaus wurde wieder gehalten, und Walpurga mußte Wein trinken. Sie hatte zwar Wein in der Kiste, die sechs Flaschen mit silbernen Kapseln, die der Leibarzt noch nachgeschickt, aber den wollte sie der Großmutter mitbringen.

Walpurga schlief auf dem Wagen ein, obwohl es heller Tag war, und als sie erwachte, faßte sie die Hand ihres Mannes und hielt sie lange still. — Im letzten Städtchen vor dem Dorfe wurde nochmals eingekehrt, so sehr auch Walpurga Einsprache erhob. Hansei behauptete, daß die Mutter sie erst morgen erwarte; man würde daheim nichts zu essen finden. Er ließ tapfer auftragen, als wollte er sich auf mehrere Tage versorgen; auch Walpurga mußte ordentlich zulangen, und zuletzt vergaß man sich fast ganz, denn der Doctor Kumpan kam in's Wirthshaus. Er war sehr freundlich gegen Walpurga und trank tapfer mit Hansei; dann nahm er ihn beiseite und schärfte ihm ein, seine Frau jetzt ja recht sanft zu behandeln.

Als man endlich wieder aufstieg, war das halbe Städtchen vor dem Wirthshaus versammelt, um die Amme des Kronprinzen zu sehen. Doctor Kumpan befahl dem Postillon, der ohne Uniform den Wagen führte, ein Posthorn mitzunehmen, und der Postillon, ein schöner brauner lustiger Bursch, blies durch das Städtchen und auf dem ganzen Weg; es war helles Klingen von den Bergen und durch die Wälder. Walpurga schämte sich fast, so zu fahren, wo die Leute auf den Feldern neben der Straße arbeiteten; Hansei aber hatte kindliche Freude an dem Blasen,

Endlich blinkte der See auf; es begann bereits Abend zu werden.

„Das sind schon die Schwalben von daheim," sagte Walpurga. „Von jetzt an ist ja kein Dorf mehr als unseres, ich seh' die Kirche und — horch! ich höre die Glocken, ich höre sie mit dir, mein Kind, und bald hörst du sie auf meinem Arm, und deine Stimme, deine Stimme — Kutscher, fahr' schnell! Nein, fahr' ruhig! Fahr' ganz wie Du willst, daß wir nicht umwerfen. Halt da! Da steigen wir ab. So haltet doch!" Sie stieg aus. Aber auf dem Boden stehend rief sie: „Nein, ich steig wieder auf, wir kommen doch schneller heim, wenn wir fahren. Warum kommt mir denn aber die Mutter nicht entgegen mit meinem Kind?"

„Sie meint, wir kämen erst morgen," erwiderte Hansei.

„Dann ist sie vielleicht gar nicht daheim und ist mit dem Kinde zu einer Nachbarin gegangen?"

„Kann schon sein, aber ich glaub' nicht."

„Siehst Du nicht ein Kind dort, das läuft über den Weg ... ist das ... ist das?"

„Nein, das ist nicht unser Kind, das kann ja noch nicht laufen; aber rutschen kann es wie ein junger Hund."

„Wer hat die Steinlinde da umgehackt?" fragte Walpurga plötzlich.

„Niemand, im Frühjahr hat sie der Sturm umgerissen."

Walpurga fragte, und hörte nicht was sie fragte und nicht, was ihr geantwortet wurde; sie sprach und wußte nichts davon.

„Schau, wie der Bach so hell ist und so schnell geht! ich mein', er wär' nie so schnell gegangen. Und da haben sie ja ein neues Haus gebaut und dort den Wald geschlagen, und schau da die schönen Bachstelzen — so schön und groß sind sie doch nirgends als bei uns."

Ein Knabe kam des Weges auf einer Schimmelstute, die er zur Schwemme ritt.

„Das ist des Grubersepp's Waldl," sagte Walpurga. „Das wird ein starker Bub."

„Und das ist ein guter Angang, daß uns zuerst ein Bub begegnet von Allen im Dorf," sagte Hansei. „Waldl!" rief er dem Knaben zu, „komm' heut' Abend zu uns, ich geb' Dir Kirschen."

Der Knabe antwortete nichts und ritt weiter.

„Die zwei Kühe, die dort grasen, mit dem kleinen Mädchen dabei, das sind unsere Kühe," sagte Hansei.

Alles kommt, Alles, nur die Mutter und das Kind nicht.

„Die Mutter ist daheim!" rief Walpurga plötzlich. „Die Mutter ist daheim! Ich seh's, aus unserm Kamin steigt Rauch auf! Und da steht sie am Feuer und hat das Kind auf dem Arm. O Mutter! O Kind! Wie ist's nur möglich, daß ihr nichts merket? Ich komm', ich bin da! Ich bin daheim, ich komm'!"

Jetzt hielt der Wagen am Hause.

„Mutter! Kind!" schrie Walpurga aus tiefster Seele. Mit dem Kind auf dem Arm kam die Mutter aus dem Haus.

Walpurga umhalste ihre Mutter, küßte ihr Kind. Aber das Kind schrie und wollte nicht zu ihr.

In der Stube auf der Bank am Ofen saß nun Walpurga und

hielt die Hände im Schooß gefaltet und weinte. Sie schaute sich um wie in einer fremden Welt.

„Laß sie nur allein ein wenig verschnaufen," sagte draußen die Großmutter zu Hansei, der indeß in Gemeinschaft mit dem Kutscher die Kisten abgestellt hatte.

Nur kurze Weile saß Walpurga drin in der Stube von schweren Gedanken gefangen; die Sonne stand über den jenseitigen Bergen und durchleuchtete den Grasgarten, daß jeder Halm golden schimmerte; die Berge gegen Abend glänzten hell und die jenseitigen Höhen warfen bereits dunkle Schatten bis über den halben See. Walpurga war den ganzen Tag aufgeregt und bewegt gewesen. Jetzt war die Erfüllung da, nun geschieht nichts mehr. Sie meinte, sie müßte wieder fort, etwas thun, mit Allem etwas machen, und wie das Bewußtsein einer Sünde stieg es in ihr auf, daß sie da allein sitzt und draußen ist ihre Mutter und ihr Kind, und sie läßt einen Augenblick vergehen, ohne sie zu sehen.

Sie ging hinaus in die Küche; da stand die Großmutter mit dem Enkelchen auf dem Arm am Herde, wo das Feuer hell brannte.

„Ißt mein Kind schon brav Brei?" fragte Walpurga. Das Kind, von der Stimme angezogen, schaute sie groß an, aber sobald Walpurga den Blick auf dasselbe richtete, versteckte es sich wieder am Halse der Großmutter.

„Ja freilich, es ißt schon von Allem und ist gerad wie Du, so hast Du es auch gemacht; es möcht' schon den Löffel nehmen und selber essen, aber es findet den Mund nicht. — Ich koch' Dir eben auch eine Supp', Du mußt was Warmes in den Magen kriegen."

Die Mienen Walpurgas wurden wieder heiter. Die Großmutter brachte bald die Suppe in die Stube, Walpurga aß und sagte:

„Ach Gott, Mutter, die erste Heimsupp'! So schmeckt doch nichts auf der Welt, so können sie im Schloß doch keine kochen, so eine Heimsupp'."

Die Großmutter lächelte und strich wie segnend Walpurga mit der Hand über den Kopf; sie fühlte es mit, wie Walpurga in Alles das wohlige Daheimsein einbrockte.

„Die Heimsupp' — ja," sagte sie endlich und lächelte, und von den Mienen der Großmutter angezogen lachte auch das Kind.

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Ein leiser Morgendämmer schimmerte durch den herzförmigen Ladeneinschnitt in das kleine Gemach. Die Wasseramsel im Röhricht versuchte ihren ersten Ton. Walpurga erwachte und horchte hin, sie hörte den Athem ihres Kindes, den Athem ihres Mannes — dreifacher Athem ist ihr Leben! —

„Guten Morgen, Tag, ich bin daheim!“ sprach sie leise und es war ihr so wohlig im eigenen Bett. Plötzlich faltete sie die Hände: Ich danke Dir, lieber Gott! Jetzt weiß ich, wie es sein muß, wenn man in der Ewigkeit erwacht, und ist erst recht daheim und hat Alles bei sich und muß Niemand verlassen und bleibt ewig beieinander; und jetzt wollen wir noch schön mit einander leben, gut leben und brav leben. Laß mir nur Alles gesund und laß Alles dahinten sein, was nicht gut und gerad ist . . .

Sie schloß wieder die Augen und dachte zurück. Gestern in der Nacht hatte ihr die Mutter gewinkt, war mit ihr in den stillen Grasgarten hinter dem Hause gegangen und hatte gesagt: „Schau dort oben die Sterne, sieh' hinauf und sag': kannst Du Deinen Mann und Dein Kind mit reinem Munde küssen? Wenn — was Gott verhüte — es nicht wäre — —“ „Mutter,“ hatte Walpurga gerufen, „Mutter, ich kann. Da heb' ich meine Hand auf; ich bin noch so, wie ich gewesen, als ich von da weggegangen.“

„So,“ sagte die Mutter, „das thut gut; jetzt sterbe ich gern.“

„Nein, Mutter, wir wollen noch gut miteinander leben.“

„Ist mir auch recht. Jetzt laß Dir was sagen und da folg' mir:

Schau, Du bist fast ein Jahr in der weiten Welt gewesen und bist in Kutschen gefahren und derweil habe ich hier gelebt, in dem Häuschen und in dem Garten, und hab' Dein Kind auf dem Schooß gehalten und bin in Gedanken auch in der Welt herumgekommen, weit, weit, und drüber hinaus, wo man nicht vierspännig hinkommt. Jetzt hör' mich getreu an und folg' mir."

„Ja, Mutter, von Herzen gern."

„Also folg' mir: gönn' Dir Zeit, Dich wieder einzugewöhnen; verlange nichts, was unnatürlich ist. Schau, Du kannst nicht von Deinem Kind' verlangen, daß es Dich lieb hat, Du bist nicht bei ihm gewesen die lange Zeit, es kennt Dich nicht, es ist Alles auseinander gewachsen; und so nimm's auch an mit allem Andern. Will nicht, daß Alles so sei, wie wenn Du gestern dabei gewesen wärst, und weil Du brav bist, so zeig's an Anderen. Dein Mann hat's schwerer gehabt als Du, fast ein Jahr lang allein."

Mutter und Tochter wurden hier unterbrochen. Hansei rief aus dem Stubenfester, was sie denn noch draußen zu thun hätten in der Nacht.

„Und jetzt schlaf!" schloß die Mutter. „Ich hab' Dir Dein Bett drei Tage lang gesonnt. Schlaf gut! Gute Nacht!"

Die Mutter führte die Tochter an der Hand wie ein kleines Kind, und als sie über die Schwelle getreten, fiel sie dem Kinde um den Hals und herzte und küßte es in der Dunkelheit...

So hatte jetzt Walpurga die Augen geschlossen. Was in der vergangenen Nacht geschehen war, stand vor ihr, Alles war doppelt, wie in der Nacht die Sterne im See wiedergeschienen und ein doppelter Himmel war, ein Himmel droben und einer unten im See.

Beim Gedanken an den See richtete sich Walpurga auf, kleidete sich still an, beugte sich über das Kind und über ihren Mann und ging, leise die Thür öffnend, hinaus aus der Stube, aus dem Haus. Sie ging durch den Garten, der Hollunder an der Hecke duftete stark und der Fink schlug hell auf dem Kirschbaum, sie hätte ihm gern zugerufen: Sei still, wecke Niemand, bis ich wiederkomme.

Sie ging weiter. Aus dem Röhricht am See, wo die Wasseramsel sang und der Rohrsperling plauderte, flog ein Volk wilde Enten auf und zwitscherte im Fluge.

Die Sonne ging auf und der ganze See war wie ein wallender, weithin gebreiteter goldener Mantel.

Walpurga schaute um und um, dann plötzlich mit einem Ruck war sie entkleidet und sprang in den See. Sie tauchte unter und wieder auf und strich sich die Haare aus dem Gesicht und plätscherte glückselig wie ein Fisch auf dem Grunde. Der Goldmantel des Sees wurde zu Purpur und Walpurga schaute auf zu der purpurnen Sonne und über den roth durchglühten See. „So ist's und so ist's recht, ich bin wieder da und wieder Dein und Alles ist von mir herunter. Ich bin nie fortgewesen." Unter den dichten Weiden kleidete sie sich rasch wieder an und sie mußte sich zurückhalten, nicht laut aufzusingen, so wohl und frei war es ihr im Gemüthe. Blaugrüne Libellen schwebten über dem Wasser. Jetzt flogen die Schwalben über den See und tauchten ihre Schnäbel in die allmälig verblassende Fläche, und drüben vom Walde rief der Kukuk. Ein Storch stand im Röhricht und schaute Walpurga zu, wie sie sich wieder ankleidete; sie winkte abwehrend, als sie den Vogel gewahrte, der mit seinem großen Schnabel klapperte. Sie ging rasch zurück nach ihrem Hause. Der Fink schmetterte noch seinen Morgensang vom Kirschbaume, die beiden Kühe im Stalle brummten, sonst aber war Alles noch still. Walpurga stand lange vor dem Blumenbrett am Stubenfenster und roch mit Entzücken an Nelken und Rosmarin. Diese Blumen hatte sie in ihrer Kindheit gepflanzt, damals, als sie noch kein eigen Gärtchen besaß; nur so viel Erde als in den Töpfen ist, konnte sie ihr eigen nennen; jetzt kann sie viele Ackerbreiten kaufen, aber wer weiß, ob so viel Freudenduft daraus emporsteigen wird, wie jetzt aus diesen henkellosen rußigen Töpfen.

Die Nelken schienen es auch darauf abgesehen zu haben, zur Heimkehr derer, die sie gepflanzt und gepflegt, aufzublühen, es waren fast keine Knospen mehr da und auch diese wenigen streckten schon rothe Zünglein heraus. Immer wieder roch Walpurga an ihren Nelken und konnte sie gar nicht satt bekommen. Plötzlich lachte sie in sich hinein, sie gedachte einer alten Geschichte, die ihre Mutter erzählt von der seligen Suse, die immer davon satt wurde, wenn sie an einer

Blume noch. Ja, aber die Meinigen werden davon nicht satt, lächelte sie und ging ins Haus.

Mutter, Mann und Kind schliefen noch. Eine kleine Weile saß Walpurga bei der Wiege ihres Kindes, dann ging sie hinaus in die Küche und mit reinen Händen entzündete sie das erste Feuer auf ihrem eigenen Herde. Sie schaute still in die aufsteigende Flamme und droben am See läutete die Morgenglocke. Sie hielt beide Hände fest auf das Herz gepreßt, als könnte sie damit die überquellende Glückseligkeit in sich beschützen und behüten.

Zweites Capitel.

„So? bist schon fleißig?" sagte Hansei, da er in die Küche trat; er hatte das Kind auf dem Arm, das nur mit dem Hemdchen bekleidet war.

„Guten Morgen, guten Morgen miteinander," rief Walpurga glückselig, und in jedem Ton und jeder Silbe lag ein Ausdruck, als ob sie Alles mit Liebe speisen und sättigen könnte.

„Guten Morgen, mein Kind!" rief sie. Das Kind streckte ihr die Arme entgegen, aber sobald sie nach ihm griff, wendete es wieder das Gesicht und legte sich an die Schulter des Vaters.

„Hab' Geduld mit ihm, es kennt Dich noch nicht recht," sagte Hansei. „So ein jung' Kind ist eigentlich nur erst ein Stückle Vieh; das kennt die Mutter nicht, wenn sie nicht bei ihm blieben ist."

Als wollte das Kind die erniedrigende Weisheit des Vaters widerlegen, wendete es sich wieder um, starrte in das Feuer, rundete seinen kleinen Mund und blies, wie wenn man Feuer anbläst.

„Die Großmutter hat's das gelehrt," sagte Hansei. „Es kann noch viele Kunststücke. Die Großmutter hat noch nie so lang geschlafen, wie heute; es ist, wie wenn sie spüren thät, daß sie nicht mehr den ganzen Karren ziehen muß. Es ist ihr zu gönnen. Ja, Deine Mutter, braver hat's noch keine Frau auf der weiten Welt gegeben."

„Hat's gegeben? Giebt's denn nicht mehr?" Walpurga erschrak bis ins Herz von diesem Worte.

Die Mutter war gestern so glückselig über die ganze Welt hinaus gewesen, wer weiß, ob nicht die Freude sie getödtet hat. Das Glück ist so groß, wer weiß, ob nicht was Schlimmes geschehen muß, denn es ist nie etwas ganz auf der Welt.

Diese Gedanken überflogen Walpurga rasch und sie zitterte.

„Ich will nach der Mutter schauen," sagte sie, und ging nach der Kammer. Hansei folgte ihr mit dem Kinde. Als die Mutter jetzt erwachte, sagte sie: „So? Also wecken muß man mich? Bin ich denn noch ein junges Mädchen, das, wenn der Hollunder blüht, lang schläft und träumt? Ja, jetzt fällt mir ein, was ich geträumt hab': ich bin wieder jung gewesen und Magd auf dem Freihof drüben über den Bergen, und Dein Vater ist gekommen und es ist Sonntag gewesen. Wir sind miteinander hinauf zu meinem Bruder in der Pechhütte, unterwegs haben wir gesungen, und wie wir da am Bach sind, wo der Hollunder blüht und der Vater mir von drüben die Hand giebt, daß ich gut herüberspringen kann, da habt ihr mich geweckt. Ich spüre seine Hand noch in der meinen."

„Gottlob, daß Ihr aufgewacht seid," schaltete Walpurga ein. Die Mutter lächelte und fuhr fort:

„Jetzt Walpurga, bitt' ich Dich nur um Eins. Wenn Dir's nicht zu viel ist, gieb mir ein paar Gulden, ich möcht' noch ein einzigmal heim, wo ich auf die Welt gekommen bin und gedient hab', und wo mein Bruder wohnt, und möcht' ein paar Groschen haben, um sie armen Leuten zu schenken, die noch dort sind."

„Ja, Mutter, das sollt Ihr haben, so viel Ihr begehrt. Wir haben's ja, gottlob."

„Ich möcht' nur wissen," sagte die Mutter, „warum ich heut' Nacht von meiner Heimath geträumt hab'?"

„Das ist leicht zu wissen," sagte Hansei, „vor ein paar Tagen ist ja davon die Rede gewesen, der Holzschnitzer aus Eurem Ort hat's erzählt, daß der Freihofbauer sein Anwesen verkaufen möcht'. Ja, wer das kaufen könnte!"

„Siehst Du?" sagte die Alte, „siehst Du, Walpurga, was Dein Mann für ein Ketzer und Traumdeuter geworden ist? Das hat er alles vom Gemswirth gelernt. Jetzt machet aber, daß Ihr hinaus kommt

und gebt mir mein Kind! Komm', du Gemsenzicklein! Hopsa, tanz einmal!"

Sie sang dem Kinde zu, und wie ein Vogel wohlig ins Nest fliegt, so streckte sich das Kind vom Arme des Vaters zu der Großmutter.

Die Eheleute gingen hinaus und das Kind lag bei der Großmutter und die Beiden waren glückselig mit einander.

„Jetzt will ich die Kühe melken," sagte Hansei draußen.

„Du?"

„Ja, wer sonst? Die Mutter kann nicht Alles."

„Nein, laß jetzt mich das."

Walpurga ging mit ihrem Mann in den Stall. Sie wollte ihm das Geschäft abnehmen, aber es ging nicht, und Hansei sagte:

„Ist auch nicht nöthig, jetzt wird die Sache anders. Wenn Du Wirthin bist, haben wir wenigstens zwei Mägde, und die können melken, und noch sechs Kühe kann man zu den unseren einthun, und noch eben so viel auf die Vogelfang-Alm, dazu haben wir das Recht, und da kannst du buttern und käsen und machen was Du magst."

Hansei sprach diese Erklärung in die Kuh hinein, während er molk. Er wollte vorerst nicht sehen, was seine Frau für ein Gesicht dazu macht, und gehört hat sie nun die Sache; später läßt sich schon weiter davon reden.

Walpurga wollte eben etwas darauf sagen, da öffnete sich die Stallthür, ein Mädchen, das einen Kuchen auf einem großen Brette trug, trat ein, that das Tuch ab und sagte:

„Einen schönen Gruß von meinem Meister, dem Gemswirth, und da schickt er das als Willkomm für die Frau."

„Einfältiges Ding!" rief Hansei und stand rasch auf, er sah wunderlich aus mit dem angeschnallten Melkkübel. „Einfältiges Ding! den Kuchen trägt man nicht in den Stall, trag' ihn in die Stube und sag' daheim schön Dank, und der Herr Gevatter soll uns bald die Ehre geben, oder auch wir kommen zu ihm, vielleicht noch Vormittags. So, jetzt geh!"

Walpurga gedachte der Mahnung ihrer Mutter, die Dinge nicht auf einmal ändern zu wollen. Sie nahm sich vor, zuerst Alles ohne

Dreinreden an sich kommen zu lassen und davon Einsicht zu nehmen; es wird sich dann zeigen, was man thun will.

Hansei wollt weiter und Walpurga sprach nichts.

Die Welt bleibt nicht so ruhig und allein, wie am Morgen im See, man muß aber auch bei sich selber bleiben, wenn's um Einen herum lärmend hergeht.

Als Hansei gemolken hatte und die beiden Kübel rechts und links in Händen hielt, sagte er zu seiner Frau:

„Was sagst Du dazu?"

„Das ist viel und schöne Milch."

„Ich meine, was sagst zum Gemswirth?"

„Es ist recht anständig, ich erkenn's dankbar; wir wollen sehen, daß wir's wettmachen."

„Ist nicht nöthig, den Kuchen müssen wir schon theuer bezahlen. Aber wir sind auch nicht dumm, wirst schon sehen, Walpurga, ich weiß auch, wo Bartel den Most holt."

„Und hast bis jetzt nur kein Gefäß gehabt, um zu schöpfen," entgegnete Walpurga lachend.

„Du bist aber gescheidt!" stimmte Hansei in das Lachen. „Nein, was sie gescheidt ist!" sagte er zu den Kühen gewendet; er mußte vor Lachen die Milchkübel abstellen; wenn man ihn wie einen Kreisel um und um gedreht, es hätte ihm nicht wirbeliger sein können. Solch ein Sprichwort ist wie ein Stock in der Hand, und ist's nicht wunderlich, wenn der plötzlich Zweige bekommt?

Daß Walpurga an das gewohnte Wort etwas Neues anknüpfte, gab ihm eine Ahnung, wie seine Frau in der Fremde eine Andere geworden. Endlich sagte er:

„So ist's, jetzt hab' ich die Melkkübel. Ja, wenn ich mit dem König hätte reden können, da hättest Du bald erfahren, daß der Hansei auch nicht grad' Einer von den Dümmsten ist."

„Das weiß ich schon lang, da brauch' ich keinen König dazu."

Beim Frühstück war Walpurga glücklich, als das Kind sich einige Löffel Brei von ihr reichen ließ; auf ihren Schooß aber ging es noch nicht, es schrie und jammerte, wenn sie es nehmen wollte.

„Hast Du zusammengerechnet, was wir eigentlich Alles in Allem

besitzen? Von dem Geld, was Du geschickt hast, ist kein Groschen weggekommen, heißt das, fünfzehn Gulden hab' ich doch davon genommen, ich hab' mir eine Jagdflinte gekauft."

„Ist ganz recht," sagte Walpurga, und mitten in aller Traulichkeit faßte sie den Gedanken, daß sie das Gold, das sie zuletzt von Irma bekommen, Hansei nicht übergeben wolle. Sie wußte nicht, warum ihr das in den Sinn kam, sie hatte eine gewisse Bangigkeit vor dem Golde, das ihr so wunderlich zugekommen war; sie hatte es selbst noch nicht angesehen. Ueberdieß hatte sie das Gefühl, daß sie in trockenen Zeiten vielleicht noch etwas bringen müsse. Es kann gut sein, wenn nicht Alles gleich da ist. Sie versprach, noch vor Mittag Alles zusammen zu rechnen und jammerte, daß sie keinen Schrank habe, wohin sie all die schönen Sachen packen könnte, die sie in der Kiste mitgebracht.

„Ich meine, Du packst gar nicht aus," sagte Hansei, „das thust Du erst, wenn wir in unserm Wirthshaus sind; da sind Kisten und Kasten genug."

Walpurga schwieg. Hansei sah sie scharf an, aber Walpurga schwieg beharrlich.

„Warum sagst Du gar nichts zu der Sache?" fragte er endlich.

„Weil Du sie mir noch nicht ordentlich gesagt hast. Jetzt gieb her, was meinst Du eigentlich?"

Hansei berichtete, wie alle Menschen sagten, es sei das Gescheidteste, wenn er vom Gemswirth das Wirthshaus kaufe; eine bessere Wirthin könnte es ja auf der Welt nicht geben, und eine Einkehr werde man haben, dergleichen es landaus landein nicht gäbe, und das Schild wolle man umändern, das sei ein kluger Streich, der zieht am meisten, es heißt nicht mehr: „Zum Gemsli," sondern „zur Königsamme" oder „zur Prinzenamme;" es sei schon ein Maler da, der wolle Walpurga auf das Schild malen, wie sie den Prinzen auf dem Arm hat. Das werde ein Geläufe geben, man werde nicht Tische und Stühle genug haben, und von allen Seiten werde es Geld regnen. Der Kauf sei billig, der Gemswirth habe einen anständigen Preis gemacht. „Das sagen alle Menschen," schloß Hansei, „jetzt red' auch Du, Du hast zuerst da mit zu reden."

„Ich frage nichts danach, was alle Menschen sagen," begann Walpurga, „sag' mir ehrlich: hast Du den Kauf schon fest abgeschlossen? Wenn das ist, hab' ich nichts mehr zu reden. In Unehren werd' ich Dich nicht hinstellen. Du bist der Mann, Dein Wort gilt."

„Das ist brav! Das ist rechtschaffen! Wenn nur das alle Menschen gehört hätten."

„Was liegt Dir dran, was die Menschen hören?"

„Ja, die dummen Menschen meinen, ich müßte jetzt unterducken, weil das Geld von Dir herstammt. Also ehrlich gesagt, der Kauf ist noch nicht abgeschlossen; ich hab' Alles drauf ankommen lassen, ob Du auch Willens bist."

„Und wenn ich Nein sage, wärst Du bös? Sag', gieb Antwort! Warum redest Du jetzt nichts?"

„Schau, grausam verdrießen thät's mich doch."

„Ich sag' nicht Nein," beruhigte die Frau. „Von wem das Geld herstammt, das wollen wir jetzt gleich ausmachen, davon wird nicht mehr geredet, nie und nimmer. Du hast auch dafür leiden müssen, so lang allein, das vergess' ich Dir nicht, da sei sicher. Aber wie gesagt, ich sag' nicht Nein. Wir sind Mann und Frau und bereden und beschließen Alles mit einander. Schau, wenn das Geld uns Unfrieden bringen sollte, möchte ich lieber Alles in den See werfen und mich hinterdrein stürzen."

Walpurga weinte und Hansei sagte stotternd:

„Um Gotteswillen, wein' jetzt nicht! Es drückt mir das Herz ab, wenn Du weinst. Versündige Dich nicht. Zehn Wirthshäuser sind es nicht werth, daß Du weinst. O lieber Gott! Am ersten Morgen weinen! Da hast Du meine Hand drauf; es geschieht nichts, wo Du nicht mit gutem Willen dabei bist."

Walpurga reichte ihm die eine Hand, und mit der andern trocknete sie die Thränen, die ihr das übervolle Herz erleichtert hatten. Man hörte draußen Besuch kommen. Walpurga ging schnell in die Kammer, Niemand sollte davon merken, daß sie geweint hatte. Drin in der Kammer that sie das Gold Irmas in einen Kissenüberzug und versteckte es. Ein Goldstück war daneben gefallen, sie hob es vom Boden auf und betrachtete das geprägte Bild des Königs. Solch ein

König ist doch mit seinem Kopf überall. Wenn er nur auch mit seinen Gedanken überall sein und Alles schlichten könnte! Das kann aber kein Mensch, das kann nur Gott . . . Wie leben die jetzt dort im Schlosse? Was wird aus ihnen Allen? Ist denn seit gestern nur ein einziger Tag?

Lange saß Walpurga traumverloren, bis sie schwer aufseufzend inne wurde, daß Niemand auf der Welt dem Andern in Gedanken immer nachgehen kann. Sie mußte jetzt auch für sich sorgen.

Es kamen nach und nach viele Nachbaren und Freunde, Alle wollten Walpurga bewillkommnen. Hansei sagte mit Unruhe, sie käme gleich, sie sei nur in der Kammer. Endlich trat Walpurga ein, strahlend von Freude und Wohlsein.

Jedes bewunderte ihr gutes Aussehen, pries ihren großen Namen und betheuerte, daß man sich mit ihrem Glücke freue, wie wenn es ein eigenes wäre.

Walpurga dankte von Herzen. Der große Kuchen des Gemswirths war bald verzehrt, denn sie wartete Jedem auf.

„Wie geht's denn der alten Zenza?“ fragte Walpurga.

„Schau einmal, wie gut die ist! Denkt sie an die alte Hudlerin! Ja an der und an ihrem Früchtl hast Du Deine Gutheit verschwendet,“ hieß es hin und her und es wurde berichtet, daß die Zenza mit ihrem Sohne und der schwarzen Esther aus der Gegend weggezogen sei, man wisse nicht recht wohin, die Wurzhütte oben auf der Windenreuthe stehe leer.

Nun kamen auch Bettler aus dem Dorfe und von weit umher. Es mußte sich schnell verbreitet haben, daß Walpurga zurückgekehrt sei, und eine ganze Kiste voll Gold mitgebracht habe.

Walpurga vernahm staunend, wie zahlreiche Verwandte sie in der Gegend habe. Da waren viele mit ihrem Vater verwandt, nur den Grad konnte man nicht genau angeben, und die Bettler zankten mit einander, denn der Eine bestritt dem Andern die Verwandtschaft. Walpurga vertheilte an Alle kleine Gaben. Sie gingen mißmuthig davon. Diese Gabe war ja kaum des Weges werth, und auf Straßen und Waldwegen wurde viel geschimpft auf Walpurga, die sei jetzt stolz und geizig; aber bald waren wieder neue Bettlerschaaren da,

es war, wie wenn man Weizen unter Sperlinge wirft, es kommen immer wieder neue hinzu.

„Nimm die Peitsche," rief plötzlich eine laute Stimme von der Straße her, „nimm die Peitsche und jag' das Bettelpack davon!"

Der Gemswirth kam, geleitet von seinen beiden Jagdhunden Dächsel und Mächsel, und diese gaben auch ihre Stimme zu dem Ausruf ihres Herrn, bis ein Bettler dem einen Hunde einen Tritt gab, daß er laut aufwinselte. Der Gemswirth fluchte nun noch mehr, aber Walpurga ging hinaus, bat ihn mit ziemlich entschiedenem Tone, die Leute hier bei ihr gewähren zu lassen und vertheilte an alle Anwesenden doppelte Gaben. Sie entging auch dadurch der ersten zutraulich gönnerischen Begrüßung des Gemswirths. Sie wußte noch nicht recht, wie sie sich zu ihm stellen solle. Er war offenbar der Verführer Hanseis. War sie sofort böse mit ihm, konnte das zu vielen Widerwärtigkeiten führen und sie verlor jeden Einfluß; sich aber zur Freundlichkeit zwingen, ward ihr ebenfalls schwer.

Drin in der Stube fragte der Gemswirth Hansei:

„Hast Du ihr Alles gesagt?"

„Ja freilich."

„Und ist sie einverstanden?"

„Sie sagt, was ich thue, ist ihr recht."

Walpurga trat in die Stube, und der Gevatter rief, ihr die Hand entgegenstreckend, jetzt nochmals:

„Willkommen! und meinen Glückwunsch zur Gemswirthin dazu!"

„Für das Erste dank' ich, das Zweite kann ich noch nicht annehmen; zuerst muß mein Mann Gemswirth sein."

„Hui!" rief der Gevatter, „gescheidt! ausstudirt! vornehm! manierlich! Siehst Du, Hansei? hab' ich's nicht immer gesagt: Du hast eine Frau, die könnte Königin sein?"

„Wenn mein Mann König wär', warum nicht?"

Der Gemswirth schlug auf den Tisch und lachte so laut über den prächtigen Witz, daß die beiden Hunde bellten und sein Lachen mit ihrem Beifall begleiteten. Der Gemswirth zeigte den andern Besuchern, daß man nicht überlästig sein dürfe. Er ging bald davon, die Andern mit ihm.

Drittes Capitel.

„Und für Deine Mutter baue ich nach dem Garten zu ein sonniges Stüble, da soll sie's gut haben; ich hab's schon vordem, aber das Jahr, wo Du fort gewesen, doch erst recht gesehen, was wir an ihr haben. Wenn sie nur unser Herrgott uns noch lang läßt. Ja, die beste Stube im Haus gehört Deiner Mutter!"

So sprach Hansei und sah seine Frau strahlenden Antlitzes an. Walpurga fragte: „Wo willst Du denn bauen?"

Hansei schaute um, was denn da noch zu fragen sei. Er hat seiner Frau freilich zugestanden, daß nichts ohne ihren Willen geschehe: dabei ist's nun aber auch genug, jetzt macht man die Sache fertig, wie sie im Gang ist.

Mit großer Selbstbeherrschung sagte er:

„Natürlich, an der alten Baracke da baue ich nicht; droben an unserm Wirthshaus. Ich hab' aber schon gesagt: sie dürfen mir beim Bau dem Nußbaum nichts thun. Du wirst staunen, wie voll der ist, drei Malter Nüsse kriegen wir dies Jahr, und ein Nußjahr ist ein gut Bubenjahr."

Walpurga hielt ihm die Hand vor den Mund und sagte vor sich niederschauend: „Du bist ein herzguter Mensch. Glaub' mir, ich kenn' Dich besser als Du Dich selber. Recht so, daß Du jetzt viel schneidiger bist: ich hab' Dir's immer gesagt: sei nicht so verzagt, stell' Dich nicht immer hinten hin; Du hast so viel Verstand, ja noch mehr als die Anderen. Wenn Du nur einmal hinter der Thür gestanden hättest, wie ich der Königin von Dir erzählt habe; und das nächste Jahr, wenn die Königin ins Gebirg kommt, besucht sie uns, sie hat mir's in die Hand hinein versprochen."

Hansei schluckte behaglich an den guten Worten, die ihm seine Frau gab, er schmunzelte lang vor sich hin.

Die beiden Eheleute lobten und erhoben einander gegenseitig, was sonst nicht der Brauch sein soll, am wenigsten unter Bauersleuten, die sich dessen schämen würden, wenn sie davon wüßten. Aber es war unter ihnen nach der langen Trennung wie neues Freiwerben

und neue Hochzeit. Sie wurden sich dieser Verfremdung und gewaltsamen Einigung nicht bewußt, denn zunächst stand der Wirthshauskauf in Frage, und dabei handelte sich's um ihren ganzen ehelichen Frieden.

„Also Du bist einverstanden, daß wir wirthen droben im Gemsli?“ fragte Hansei.

„Hab' Dir schon gesagt, wir wollen's berathen. Also Du meinst, Du seist tauglich zu einem Wirth?“

„Freilich nicht so, wie Du zu der Wirthin, das sagen alle Leute, und die Wirthin ist auch immer die Hauptsache. Du wärst die beste Wirthin, Du kannst Dein Brod mit dem Maul verdienen, wie der Pfarrer. Du kannst so gut reden mit den Leuten, und da kann man den Wein schon um ein paar Groschen theurer geben und Alles. Schau, Du hast die Art, Du kannst Dich so in alle Leute hineindenken und ihnen Alles abnehmen und wieder dafür geben; das ist das beste Zeichen, daß Du zur Wirthin wie geformt bist.“

Es war Hansei unfaßlich, wie Walpurga noch zögern konnte. Das höchste Ideal eines jungen Gebirgsbewohners ist, Wirth zu sein: die Welt speisen und tränken und davon selber seine Nahrung haben, Lustbarkeiten geben und dabei selber am lustigsten sein, und wo die Andern Geld ausgeben, einnehmen und überhaupt in seinem Hause der Sammelpunkt des zerstreuten Lebens, der Helfer, der Berather Aller zu sein, mit dem sich Jeder gut halten muß, der von Allem weiß, von Kauf und Lauf, und von jeder Kuh und jedem Acker und jedem Haus, die in andere Hände übergehen, auch seinen Vortheil hat, fast wie ehedem der Gutsherr und was andere Leute essen und trinken, das schmeckt ihm auch und er wird nicht mager davon. Und dann wieder, wie der Pfarrer von Taufen, Hochzeiten und Todesfällen immer eine schöne Abgabe ziehen, und erst gar die Fremden im Sommer, die dem Wirth eine Steuer geben müssen, weil die Berge so hoch und der See so tief, und sie das Alles ansehen dürfen. Ja, so eine Wirthschaft ist der große See, da fließen alle die Bächlein von den einzelnen Bergrinnsen zusammen.

Walpurga sah ihren Mann mit großen Augen an, da er ihr die ganze Glückseligkeit und den Vortheil eines Wirthshauses so lebhaft

und ausführlich schilderte. Es muthete sie fast selbst an, sie sagte sich: Das ist doch wol das Gescheidteste, denn in das alte kleine Leben findest du dich doch nicht mehr ganz, du bist auch anders geworden und mußt was Anderes haben. Sie betheuerte daher nochmals und mit aufrichtigem Tone, daß sie nichts gegen die Sache habe, man müsse sie nur bedachtsam in die Hand nehmen.

„Und weißt Du," schloß Hansei, „was noch das Beste ist? Eine Post bekommen wir hierher, der Landrichter selbst sagt's; und wenn's doch noch fehlen sollte, kannst Du das ja leicht machen, und Du machst unsern ganzen Ort berühmt und machst eine Stadt daraus und die Häuser werden das Doppelte werth."

Er wollte sofort mit seiner Frau in das Dorf hinaufgehen und das Wirthshaus einsehen, aber Walpurga sagte:

„Laß mich erst zur Ruh' kommen in unserem alten Haus, das Wirthshaus läuft uns nicht davon. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie wohl mir ist in unserm Haus, ich möcht' mich immer von einem Stuhl auf den andern setzen. Es ist Alles so gut daheim. Ich meine, jeder Stuhl und jeder Tisch hätt' Augen und schaut mich so getreu an und sagt: Ja, wir kennen Dich noch und haben auf Dich gewartet. Jetzt bitt' ich Dich, laß mich noch in Ruh' da."

„Ja, ja, bleib' nur," entgegnete Hansei und ging in der Stube auf und ab. Plötzlich, als ob er gerufen worden wäre, ging er hinaus und spaltete noch einige Stöcke, die er bei Seite gestellt hatte.

Walpurga kam heraus und sah ihm vergnüglich zu.

„Ja," sagte er, „geschafft wird vor wie nach. Ich werde kein faullenzerischer Wirth, da kannst Du ruhig sein, und ans Trinken gewöhne ich mich auch nicht. Gehst jetzt mit mir in's Dorf?" fragte er endlich.

„Ja, komm' nur herein."

Hansei war bald zuweg, und er war nicht wenig stolz, jetzt mit seiner Frau ins Dorf hineinzugehen. Am großen Röhrbrunnen beim Rathhause standen Frauen und Mädchen mit ihren Kübeln; sie kamen auf Walpurga zu, begrüßten sie und wünschten ihr Glück.

Die Kinder kamen eben aus der Schule. Walpurga rief das eine und andere an, gab ihm die Hand und trug ihm Grüße an

die Eltern auf. Sie hörte mit schwerem Herzen vom Tode dieses und jenes. Die anderen Kinder standen in Gruppen bei Seite und schauten sie staunend an; die Abholung der Walpurga ins Schloß war für die Dorfkinder ein Märchen geworden, und jetzt stand das Märchen am hellen Tag da und sprach wie andere Menschen.

Als Walpurga endlich fortging, riefen ihr die Kinder nach: „Walpurga!" Sie wollten beweisen, daß sie sie noch kennen.

Im Weitergehen mit ihrem Manne sagte dieser leise, auf das Rathhaus deutend:

„Schau, da hinauf komm' ich auch bald; es ist so gut wie gewiß, daß sie mich zum Gemeinderath wählen. Ich könnte Bürgermeister werden, aber das nehme ich nicht an; das bringt einem Wirth manche Ungelegenheiten."

Walpurga merkte, daß der Wirthsgedanke schon nach allen Seiten Wurzel geschlagen; sie erwiderte nur: „Ich seh', Du hast Dich in diesem Jahr viel in der Welt umgesehen. Du hast aber gewiß auch gelernt: Jeder muß zuerst an sich und die Seinen denken, und wenn man nichts hat, oder in ein Unschick fällt, hilft einem kein Mensch."

„Wohl, wohl, aber gottlob, wir brauchen jetzt Niemand; im Gegentheil."

Man kam am Hause des Großbauers Grubersepp vorüber. Der Großbauer, der Reichste in der Gemeinde, ein langer, hagerer Mann mit allzeit verdrossenen Mienen, stand auf der Vortreppe seines Hauses. Hansei grüßte ihn zuvorkommend, aber der Grubersepp kehrte sich mit rascher Wendung um nach seinem Stall. Es schickt sich nicht für einen Großbauern, solch ein Taglöhnerkind, wie die Walpurga, zu bewillkommen; das ganze Dorf mag an ihr zum Narren werden, was ein Großbauer ist und weiß, was er zu bedeuten hat, der thut da nicht mit; das wär' schön, wenn man sich jetzt um ein Geschöpf kümmerte, das früher froh gewesen ist, wenn man ihm ein Paar Schoppen Milch auf Borg gegeben hat.

Hansei rief laut: „Grüß Gott, Grubersepp, meine Frau ist wieder da."

Gruberſepp that, als ob er's nicht gehört hätte, und ging in den Stall.

Wie herzensfroh war Walpurga geweſen von den Begrüßungen im Dorfe, aber all' das that ihr nicht ſo wohl, als ihr jetzt dieſe Geringſchätzung wehe that. Freilich iſt das nur ein einfältiger verkniffener Bauer in ſeinem dummen Bauernſtolz, der ſich ſo benimmt, und der König hat ja mit Dir geſprochen und mit ſo einem Klotz nicht; aber was hilft das? Der Mann iſt der Erſte im Dorf und ſeine Mißgunſt und Wegwerfung läßt ſich nicht ſo wegblaſen.

„Für Dich, Du Gabelſtock," ſagte Walpurga gegen das Haus gewendet, „für Dich wirthe ich nicht; Dir ſchänke ich keinen Schoppen ein und ſage geſegne's Gott!"

„Was ſagſt Du?" fragte Hanſei, da Walpurga dieſe Worte nur in ſich hineinmurmelte.

„Wenn wir dem einfältigen Gabelſtock da ſein Gut abkaufen könnten, das wäre mir lieber als das Wirthshaus," antwortete ſie.

„Das wär' freilich noch ſchöner, aber dazu haben wir das Geld nicht, und wenn wir's auch hätten, der Gruberſepp verkauft nicht; im Gegentheil, wo ein Armer zu einer Wieſe kommen will, da ſpringt er herzu und nimmt's ihm weg."

Als die beiden beim Wirthshaus ankamen, fanden ſie ſchon viele Leute, die am Freitrunk des Weinkaufs theilnehmen wollten.

„Ah! Da kommt die neue Wirthin," hieß es.

„Dank' ſchön," ſagte Walpurga, „mein Mann hat den Kauf noch nicht abgeſchloſſen."

Auch der Jäger von Zell war da, und Walpurga überſah raſchen Blickes, wie ihr Mann in ein ganzes Netz von Schmeichlern eingefangen war. Sie machte ſich bald aus der Stube. Der Wirth und ſeine Frau begleiteten ſie und Hanſei durch alle Zimmer und durch den Keller. Walpurga fand Alles ganz gut, nur ſagte ſie immer, daß man bauen und neu herrichten müſſe.

„Du biſt verwöhnt," wendete der Gemswirth ein. „Bei uns auf dem Land iſt es anders, wie in Deinem Schloß; das weißt Du nur nicht mehr; in dem Haus braucht man in fünfzig Jahren keinen Nagel einzuſchlagen."

Walpurga ließ sich auf keine Erörterungen ein, sie sagte auf dem Heimweg nur ihrem Manne, daß man das Haus von einem Bauverständigen untersuchen lassen müsse, denn sie Beide verständen nichts Rechts davon, und vom Gemswirth etwas erwerben, das heiße doch der Katz' den Speck abkaufen.

Hansei war eigentlich unwillig, daß die Sache nicht gleich ins Reine gebracht wurde; er meinte, er könne keine Stunde mehr im alten Hause bleiben. Walpurga wollte indeß die Sache einstweilen nur hinziehen. Daneben hatte sie in der That auch viele gerechte Bedenken, das mußte Hansei doch auch eingestehen, und er ward ruhiger.

Am Nachmittag stellte Walpurga ihr Besitzthum und ihr Erwerbniß sauber auf ein Blatt zusammen, es war eine schöne Summe; das Gemswirthshaus mit dazugehörigem Ackerland, Wiesen und Wald konnte fast ganz bezahlt, und was noch darauf stehen blieb, in einem oder zwei guten Jahren abgetragen werden.

Viertes Capitel.

Es war am Abend. Die Großmutter war in der Kammer und sang mit bewegter alter Stimme ihr Enkelchen in Schlaf; auch sie sang das Lied:

„Wir Beide sein verbunden
Und fest geknüpfet ein.“

Walpurga und Hansei saßen allein am Tisch, und so schnell aß er nicht die Kartoffeln, als Walpurga sie zu schälen verstand, und immer die besten und schönsten legte sie ihm vor. „Schau, Hansei,“ sagte sie, und sah gar froh dabei aus, „schau, Mann, der König und die Königin haben die besten Sachen von der Welt auch nicht besser als wir. Da ist zuerst der Schlaf und das Sonnenlicht und das Wasser und Eier und gesottene Kartoffeln und Salz, die sind im Schloß und in der Hütte immer gleich, und das Beste ist auch gleich — weißt Du, was das ist?“

„Ja, ein guter Kuß, der schmeckt von der Königin nicht besser als von Dir, und da bin ich auch dem König gleich, besonders wenn

mir der Bart gut rasirt ist wie heut'," setzte er hinzu, und führte die Hand seiner Frau über sein glattes Kinn.

„Hast Recht, aber ich hab's anders sagen wollen: die Liebe ist auch gleich, die können sie da droben auch nicht anders haben als wir."

„Ich weiß gar nicht, wie's mit Dir ist," sagte Hansei, „ich hab's gar nicht gewußt, daß Du so eine Hexe bist; gescheidt und schneidig wie der Tag. Es ärgert mich, daß die Menschen noch Du zu Dir sagen und so thun dürfen, als ob Du noch die alte Walpurga wärst."

„Sei froh, daß ich die noch bin, sonst wär' ich ja nicht mehr Deine Frau."

Hansei hielt die Kartoffel im Munde und zerkaute sie nicht, er schaute seine Frau starr an; endlich sagte er, die fast unzerkaute Kartoffel schnell hinabwürgend: „Jetzt, der Spaß, der gefällt mir nicht; über so etwas darf man keinen Spaß machen!" Beide schwiegen.

Drin sang die Mutter:

„Mein Herz trägt eine Ketten,
Die Du mir angelegt,"

und jetzt, da sie schwiegen, traf die Beiden das Lied.

„Ich muß Dir noch was sagen," begann Hansei wieder, „es ist meine Gewohnheit, ich hab's die ganze Zeit so gehalten, allemal nach dem Nachtessen bin ich noch ein wenig zum Gemswirth hinauf, besonders am Samstag Abend. Manchmal hab' ich noch was getrunken, manchmal auch nicht. Jetzt heut' ist Samstag, da sind Alle da, und da mein' ich, ich geh' noch hinauf, ich thu's Dir zulieb."

„Warum mir zulieb?"

„Weil die Leut' sonst sagen: jetzt muß er unterducken, weil seine gnädige Frau daheim ist."

„Was geht's Dich nur immer an, was die Leute sagen? Und im Gegentheil, die Leute werden sagen: was ist das für ein Mann, der am zweiten Abend, wo seine Frau nach einem Jahre wieder daheim ist, ins Wirthshaus lauft?"

Hansei sah sie starr an, auf diese Drehung wußte er nichts zu sagen; endlich aber brachte er vor: „Ich mein', ich geh' doch noch. Nicht wahr, Du nimmst mir's nicht übel?"

„Geh' Du nur!" erwiderte Walpurga, und Hansei ging rasch davon. Walpurga sah ihm nach und Thränen drangen ihr ins Auge. „Also das ist's, wonach Du Dich gesehnt hast, und jede Minute war Dir zu lang und Du hättest die Stunden gern gejagt, daß sie schneller laufen?"

Die Mutter kam herein, legte leise die Thür an und sagte: „Es schläft prächtig."

In Walpurgas Antlitz glänzte der Widerschein des Abendroths ganz anders als heute der Schein der Morgenfrühe, da diese Sonne aufstieg.

Das Kind schrie nochmals in der Kammer, die Großmutter ging zu ihm, und rasch, als ob sie etwas gestohlen hätte, verließ Walpurga die Stube und eilte nach dem See. Es war Nacht, die Wellen schlugen leise an das Gestade, der Rohrsperling plauderte noch gar emsig, die Wasserhühner zwitscherten, auf den Bergen hoch oben bei den Almen brannten helle Feuer, die Almerinnen erwarteten heute zur Samstagnacht ihre Liebsten, und jetzt stieg der Mond über der Gamsbühelkuppe herauf und blinkte in den See. Walpurga starrte geraume Zeit wie verloren in den See, dann kehrte sie wieder ins Haus zurück, aber sie ging nicht in die Stube, sondern schlich leise nach dem Keller. Mit übermächtiger Kraft rollte sie die steinerne Krautbütte von ihrem Platze, grub die Erde auf, legte das Gold hinein, das sie von Irma bekommen, und rollte die Krautbütte wieder darauf.

Sie stand noch am Brunnen und wusch sich die Hände, als sie sah, wie die Mutter drin in der Stube Licht anzündete. Sie ging zu ihr und starrte in das Licht.

„Was siehst Du so ins Licht?" fragte die Mutter.

„Ja, Mutter, ich bin so ein einzig Licht nicht mehr gewohnt; im Schlosse, da sind immer so viel."

„Aber mehr als zwei Augen haben die Menschen dort auch nicht,"

entgegnete die Mutter. „Nein, Kind, das ist's doch nicht, warum Du so verstört aussiehst. Sag' ehrlich, was ist's?"

Walpurga gestand, wie es ihr das Herz abstoße, daß ihr Mann schon am zweiten Abend es nicht daheim aushalte und ins Wirthshaus müsse.

„Gieb mir die Hand," sagte die Mutter. „Ja, über Deine Hand habe ich nachgedacht, ich hab's schon gemerkt, Du waschest Dir so oft die Hände, sobald Du was angerührst hast; ist schön, aber bei uns geht das nicht. Schau, Deine Hand ist fein und weich geworden dies Jahr über, und die meine ist rauh wie Leder und Du mußt auch bald wieder eine rauhe Hand kriegen. Mach' um Gotteswillen Deinen Mann nicht kopfscheu und gieb ihm ja kein Unwort. Glaub' mir, es hat ihn wie mit sechs Rossen hingezogen, zumal heut', am Samstag Abend. Er hat sich daran gewöhnt, und Gewohnheiten sind stark, das kann man nicht nur so wieder umbiegen; und schlecht ist er nicht, das weiß ich. Laß ihm nur jetzt seinen Lauf, wie er's gewohnt ist, er kommt schon von selbst wieder ins alte Geleis."

Walpurga antwortete nichts. Sie schälte auch der Mutter mit großer Behendigkeit Kartoffeln, und diese sagte:

„Nicht wahr, was eigentliche Gottesgaben sind, die haben sie im Schloß auch nicht besser?"

„Da haben wir eine arme Seele erlöst," erwiderte Walpurga lächelnd; „ganz das Gleiche habe ich vorhin meinem Mann gesagt."

Mutter und Tochter hatten die Kartoffeln zum morgenden Tag gerichtet und die Mutter sagte:

„Weißt Du was? Wir schließen die Vorderthür und setzen uns hinten im Grasgarten auf das Bänkchen, wo Dein Vater auch immer so gern gesessen. Da können wir ruhig mit einander reden, es kommt Niemand mehr, wenn sie kein Licht sehen, und wir wollen auch keinen Besuch, wir brauchen keinen fremden Menschen, wir Beide sind uns allein genug."

„Ach Gott, wenn's nur auch mit meinem Mann so wäre!"

„Laß jetzt Deinen Mann ruhig im Wirthshaus. Gottlob, daß wir Zwei jetzt allein beieinander sind. Thu nur nicht als wärst Du eine abgesetzte Königin, Du thust Dir am wehesten damit."

Mutter und Tochter gingen durch das Haus nach der Hinterthür, die auf den kleinen Grasgarten führte. Hier stand vor dem Stallfenster an der Wand eine Bank. Sie setzten sich und ließen die Hinterthür offen, damit man das Kind höre, wenn es etwa schreie; man hörte aber nichts, als das ruhige Fressen der beiden Kühe im Stall. Der Mond war voll heraufgekommen und strahlte glitzernd in den See; von fern hörte man manchmal ein Jodeln, das Bellen eines Hundes und einen Ruderschlag von einem Kahn, der noch über den See fuhr.

„Wenn nur schon die ersten vierzehn Tage vorüber wären," klagte Walpurga, „dann wäre ich doch schon eingewöhnter."

„Wünsch' Dir keine Zeit herum, sie kommt und geht allein."

„Ja, Mutter, befehlet mir immer Alles, was ich thun soll, ich will jetzt gar kein eigenen Willen haben."

„Das geht nicht; sobald man allein laufen gelernt hat, muß man auch allein fallen."

„Ich will mich recht zusammennehmen."

„Gut erzähl' mir auch was. Wie ist's um diese Zeit im Schloß?"

„Um diese Zeit? O lieber Gott, ich mein', ich wär' schon zwei Jahr' fort. Jetzt sind schon lang in allen Gängen Lichter angezündet und drunten bei den Herrschaften stehen sie jetzt von der Tafel auf, davon wissen wir aber nichts. Die Mamsell Kramer liest in ihrem Buch, sie liest jeden Tag ein ganzes Buch aus und mein Prinz — o du armes Kind — " fing Walpurga plötzlich an zu weinen. Im selben Augenblick schrie ihr eigenes Kind drin im Hause. Die beiden Frauen gingen hinein.

„Es hat nur geträumt," sagte die Mutter leise. „Das Kind spürt doch, daß seine rechte Mutter gekommen ist."

Walpurga fühlte aufs neue, welch ein doppeltes Leben sie führte; sie lebte noch dort und war doch hier daheim; Alles wirrte sich ihr durch einander, und als sie wieder bei der Mutter auf der Bank saß, mußte sie sich besinnen, wo sie war.

„Ich mein'," sagte die Mutter, „wer so viel Zeitliches hat, wie der König und die Königin und die hohen Herrschaften, der kann gar nicht ans Ewige denken."

Walpurga erzählte wie fromm sie dort seyen, besonders die Königin, und die sei doch lutherisch.

Geruhig und still sprachen die Beiden mit einander, und Walpurga lag am Herzen ihrer Mutter und schlief endlich ein. Die Mutter wagte kaum zu athmen und hielt sie an ihrem Herzen in ihren Armen. Nach einer Weile weckte sie Walpurga und sagte, sie könne sich erkälten und möchte lieber zu Bette gehen. Walpurga erwachte verwirrt, sie wußte wieder nicht wo sie war; sich den Schlaf aus den Augen reibend fragte sie: „Mein Mann ist noch nicht daheim?"

„Geh' Du nur zu Bett, ich helf' Dir," sagte die Mutter und entkleidete Walpurga wie ein kleines Kind, dann saß sie vor ihrem Bette, faßte die Hand der Tochter und begann: „Schau, es ist eine eigene Sache, wenn Menschen, die zusammengehören, einmal lange Zeit von einander gelebt haben. Wer fortgewesen, hat sich gewöhnt, ohne das Andere zu sein, und das Andere daheim auch. Da muß man eben warten, bis es wieder zusammenwächst. Gieb ja recht Acht, daß Du nicht einmal ein Unwort sagst, laß ja nie den Gedanken in Dir aufkommen: wenn ich nur wieder fort wär', und ich kann ja draußen in der Welt sein! Läßt Du das zu, so bist Du wie ein Baum, dem man die Wurzel abgehauen hat und ihn dann verpflanzen will — er muß verdorren. Merk', was ich Dir sage: was Du ändern kannst nach Deinem Sinn, mach'; was Du nicht ändern kannst, laß wie es ist, und denk', es muß so sein und füg' Dich drein. Nichts Dümmeres auf der Welt, als wenn die Menschen sich etwas wünschen, was sie nicht machen können. Du kannst bei Wind und Regen oft hören: wenn nur heut schön Wetter wäre! Ja, das Wetter draußen können wir nicht machen, aber in uns können wir gut Wetter machen. Jetzt, das habe ich Dir sagen wollen: mach Du in Dir gut Wetter, dann ist Alles gut."

„Ja, was thu' ich? Was soll ich denn?"

„Gleich heut' Nacht mach' die Probe. Da, gieb mir die Hand drauf daß Du Deinem Mann, wenn er heimkommt und Du bist noch wach, mit fröhlichem Sinn: Grüß Gott, Hansei! zurufst."

„Mutter, das kann ich nicht, das kann ich nicht!"

„Ich sag' Dir aber, das mußt Du können, sonst bist Du keine

brave Frau und keine brave Mutter, und in jedem Goldstück, das Du heimgebracht hast, steckt ein feuriger Teufel. Du hast gesagt, Du willst mir folgen, und jetzt gleich beim Ersten willst Du nicht?"

„Ja, Mutter, ich will; ich will mir alle Mühe geben."

„So, jetzt gute Nacht," sagte die Mutter und ging in ihre Kammer.

Walpurga lag still im Bett, aber Zorn und Kummer nagten in ihr. Ihr Kind hat sich ihr entfremdet und ihr Mann hat böse Gewohnheiten, er muß seiner Gesellschaft nachgehen und kann nicht bei ihr aushalten. Für wen hat sie sich denn all das Schwere auferlegt, unter fremden Menschen draußen das Alles zu erwerben und so brav zu bleiben? ... Sie weinte bittere Thränen in ihr Kissen. Aber plötzlich sprach es in ihr: Auf dein Bravsein bildest du dir auch was ein? Bist du denn für Andere brav oder für dich? Und haben die nicht auch zu leiden gehabt, daß sie Alles haben allein auf sich nehmen müssen? Mußt du nicht Gott danken, daß sie nicht vor Kummer gestorben sind? ... Ja, das wol, aber jetzt müßten sie sich von Herzen freuen und dankbar sein. — Vom Kind kann ich's nicht verlangen, das hat keinen Verstand, aber mein Mann, ja er hat doch Verstand, wenn er will. Alles das soll ich erobert haben, um als Wirthin der ganzen Welt zu dienen? Nein, die Errungenschaft ist von mir da und ich hab' das Recht ... Um Gotteswillen! Recht, Recht ... da ist das Elend. Wenn Eines immer sein Recht haben will gegen das Andere, dann ist die Hölle da ... Ich will kein Recht, ich hab' kein Recht, ich will gar nichts, ich will nur eine gehorsame Frau sein und eine gute Mutter ... Lieber Gott, hilf mir, wenn ich's nicht bin —

Es näherten sich schwere Schritte. Hansei trat ein und Walpurga rief mit fröhlicher Stimme: „Grüß' Gott, Hansei! Es freut mich, daß ich noch wach bin, wenn Du heimkommst."

„Gewonnen hab' ich! Gewonnen!" schrie Hansei mit mächtiger Stimme, „draußen am Kammerfenster, da stehen zwei Männer; wir haben gewettet — um sechs Maß Wein haben wir gewettet. Sie haben gesagt, die Probe drauf, wie eine Frau zu Einem ist, zeigt sich, wie sie Einen anredet, wenn man aus dem Wirthshaus heimkommt oder gar, wenn man sie aus dem Schlaf weckt. Ich hab' gesagt: ich kenne meine Frau: wenn ich heimkomm', ist sie freundlich und gut

und da haben sie mir's nicht geglaubt — und da hab' ich gewettet und jetzt hab' ich gewonnen und aller Wein auf der ganzen Welt, wenn aller mein wär', wär' mir nicht so lieb, als daß ich Recht hab'."

Hansei öffnete den Fensterladen, der hinaus nach dem See-Ufer ging, und rief: „Jetzt habt Ihr's gehört, Ihr Mannen. Ihr könnt gehen. Der Wein ist mein. Gut Nacht!"

Walpurga zog die Bettdecke über den Kopf, draußen hörte man lachen und zwei Männer entfernten sich. Der Mond blickte eine Minute gar fröhlich in die niedere Hütte, dann wurde der Laden wieder geschlossen.

Fünftes Capitel.

Als Hansei am Morgen erwachte, waren die Kühe bereits gemolken und im Hause war es so sauber und hell, als ob eine von den saligen Jungfrauen, die in den Bergen hausen, hier Alles geordnet hätte. Auf dem Tisch in der Stube lag ein weißes Tuch und mitten darauf stand der Nelkenstock voll blühender rother Nelken, und der schwarze Topf, darin sie standen, war um und um mit einem Blätterkranz umwunden.

„Du bist fleißig gewesen," sagte Hansei, und Walpurga erwiderte:

„Ja, ich bin in Gedanken heut' schon in der ganzen weiten Welt gewesen und wieder heimgekommen. Schau, die vornehmen Menschen haben Alles, was man wünschen mag, aber weißt, was sie nicht haben?"

„Nein, das weiß ich nicht."

„Sie haben keinen Sonntag, und weißt Du, warum nicht?"

„Das weiß ich wieder nicht."

„Weil sie keine eigentlichen harten Werktage haben. Wenn man im Schloß aufsteht, da stehen Stiefel und Schuh von selbst gewichst vor der Thür, der Kaffee hat sich selbst gekocht, das Brod hat sich selbst gebacken, die Wege haben sich von selbst gekehrt und das ist Alles da, man weiß nicht wie. Aber jetzt Alles mit der eigenen Hand machen ... Schau, ich hab' Dir heut' schon die Händ' unter die Füße gelegt; ich hab' Dir Deine Schuhe geputzt."

„Das darfst Du nicht, das ist nichts für Dich. Thu' das nicht mehr."

„Gut, will's nicht mehr thun, aber heut hab' ich Alles und es war mir so wohl, ich kann Dir's gar nicht sagen, wie ich den ersten Kübel Wasser geholt habe. Es ist mir schwer geworden, ist aber doch gegangen, und jetzt freu' ich mich auf den Imbiß; seitdem ich von da fort gewesen, hab' ich keinen so mächtigen Hunger gehabt, wie jetzt."

Als die Großmutter mit dem Kinde kam, war auch sie überrascht und sagte: „Walpurga, Du machst aus unserer Hütte noch ein Schloß."

Hansei berichtete mit Freude, was Walpurga geschafft habe, und die Mutter sagte: „Recht hat sie, am besten daheim macht, wenn man recht schafft, und grad' weil ihr jetzt etwas im Vermögen habt, müßt ihr umsomehr schaffen, denn wo man nicht schafft, hat das Vermögen keine rechte Heimath und will wieder fort; wenn man aber zu dem, was man hat, etwas hinzubringt, so wenig es auch sei, bleibt das Alte gern da."

„Ich mein', wir brauchen heut' gar nicht in die Kirch' zu geh'n," sagte Hansei, „die Mutter giebt uns den besten Morgensegen."

„Ja, wir gehen aber doch in die Kirch'," erwiderte Walpurga. „So lange ich fort gewesen bin, hab' ich mich auf diesen ersten Kirchgang gefreut, und es ist ja heut' gottlob ein Wetter, ich mein' es wär' früher gar nie so schön gewesen."

Es war ein gedeihliches Beisammensein, nur das Kind blieb noch widerwillig.

Walpurga sagte ihrer Mutter, daß sie Alles recht gemacht, über Eins aber sei sie bös.

„Was ist's? Was hab' ich gemacht?"

„Daß Ihr euch keine Magd angeschafft habt."

Die Alte lächelte: das könne sie nie, sie wisse gar nicht, wie sie dazu kommen sollte, einer Magd zu befehlen. Nun sagte Hansei, er dulde nicht, daß seine Frau sich so abarbeite, es müsse eine Magd ins Haus.

Die Großmutter empfahl eines ihrer Bruderkinder vom jenseitigen Gebirge. Es wurde beschlossen, daß man dem Ohm Peter Bescheid sagen lasse, er solle mit einer seiner Töchter kommen.

Der Morgen war frisch, und Hansei, der sein schneeweißes Hemd anhatte, sagte, seine Pfeife ansteckend:

„Walpurga, laß Deine Mutter auch etwas arbeiten und komm Du zu mir in den Garten."

Er saß draußen unter dem Kirschbaum auf der Bank und bald kam auch Walpurga und sagte nach Frauenart, sie bleibe nur kurz, es sei noch mancherlei zu thun und man müsse zeitig zur Kirche.

Nun saßen die Beiden am hellen Morgen auf der Bank, und Hansei sagte: „Red' auch was. Du mußt doch viel zu erzählen haben."

„Ich weiß jetzt nichts. Wart' nur, mit der Zeit kommt's schon. Es ist genug, daß wir beieinander sind. Wenn nur Alles gesund bleibt. Ich mein' unser Kirschenbaum sei gewachsen."

„Und jetzt glaub' ich, Du hast dies Jahr noch gar keine Kirschen von ihm gehabt. Ich steig' hinauf und hole Dir, und wenn ich vom Baum noch weiter hinaufsteigen und Dir das Blau vom Himmel herunterholen könnt', ich thät's."

Er stieg auf den Baum und rief: „Schu! Fort ihr Spatzen! Ihr habt genug gehabt. Jetzt ist meine Alte wieder da, sie ist aber eine Junge und die will auch was haben, und ihr habt das ganze Jahr eure Weiber bei euch gehabt und ich nicht!" Er pflückte hastig die schönsten Kirschen und sang dabei:

„Zur Kirschenzeit bist fort von mir,
Zur Kirschenzeit bist wieder hier,
Die Kirschen die sein schwarz und roth,
Ich lieb' mein'n Schatz bis in den Tod!"

aber plötzlich rief er: „Walpurga, ich muß herunter, ich kann Dir nicht noch mehr holen, mir wird schwindlich."

Er stand schnell wieder auf dem Boden und sagte: „Das ist mir in meinem ganzen Leben nicht passirt und bin doch manchen halben Tag da oben gesessen; aber die Freud' und unser Glück, das macht mich jetzt so schwindlich. Ich steig' mein Lebtag auf keinen Baum mehr, das versprech' ich Dir. Es wär' doch grausam, wenn ich stürzte. Wir müssen uns hüten, daß wir gesund und gerad' bei einander bleiben. Ich will kein Bein brechen, ich will noch mit Dir tanzen.

Auf der Hochzeit von unserer Burgei tanz' ich mit Dir. Ich mein', ich hör' schon Musik; horch' hörst Du nichts?"

„Nein, aber das dauert noch lang, bis die Hochzeitsmusik von unserer Burgei aufgespielt wird!"

„Und einen rechten Mann muß sie kriegen, das thu' ich nicht anders. Was meinst Du zu einem Prinzen? Ich will aber still sein, ich schwätz' sonst lauter dummes Zeug. Ich weiß nicht mehr, was ich sag', wo ich bin, und wer ich bin, und — —"

„Wir sind daheim und Du bist mein Mann; damit ist Alles bei einander. Wirst sehen, ich hab' Dir noch was Gutes."

„Sag' mir nichts und versprich mir nichts mehr, ich hab' genug. Ich kann mir gar nicht denken, daß wir ein Kind haben, ich mein', wir hätten heut' erst Hochzeit gehabt."

Mit ganz leiser Stimme, so daß kein Vorübergehender es hören konnte und nur sie allein wußten, daß sie sangen, stimmten sie das Lied an:

„Wir beide sein verbunden
Und fest geknüpfet ein,
Glückselig sein die Stunden,
Wann wir beisammen sein."

Sie sangen denselben Vers wieder und immer wieder, wie der Fink auf dem Baum immer dasselbe Lied schmettert; sie haben nichts zu sagen, als die eine glückselige Lust.

Oben vom See erscholl jetzt die Kirchenglocke und die Töne wallten und flossen dahin über den breiten Spiegel des Sees und hinan zu den Bergen und Wäldern. Vom Dorfe her kam ein Fuhrwerk und Walpurga sagte: „Wir müssen uns rüsten zur Kirche."

Beide gingen in das Haus. Die Mutter hatte Hansei schon sein königliches Sonntagsgewand zurecht gelegt. Nach kurzer Weile hörten sie Peitschenknallen vom Gartenzaun her und eine Stimme rief: „Kommet bald!" Hansei fragte zum Fenster hinaus: „Was giebt's?" Auch Walpurga sah aus dem niedrigen Kammerfenster und verhüllte sich mit einem großen Tuche. Von der Straße antwortete der Großknecht des Gemswirthes, der neben dem Fuhrwerk stand:

„Mein Meister schickt Euch sein Fuhrwerk, Ihr sollet damit zur Kirche fahren.“

„Walpurga, willst Du fahren?“ fragte Hansei an der verschlossenen Kammerthür.

„Nein, ich geh'. Ich bitt' Dich, Hansei, schick' das Fuhrwerk zurück; ich bin genug gefahren.“

Hansei ging hinaus. Eben kam der Gemswirth, sorgfältig gekleidet, seine Soldaten-Denkmünze blinkend auf der Brust.

Hansei sagte dankend, daß seine Frau nicht fahren wolle, aber der Gemswirth ließ sich nicht so schnell abwendig machen; er wartete, bis Walpurga kam.

Sie ließ nicht lange auf sich warten beim Anputzen, und das will viel heißen, denn sie zeigte sich ja heute zum Erstenmal wieder und wußte, wie Aller Augen auf sie gerichtet sein werden. Als sie nun schön geputzt kam, sagte der Gemswirth:

„Du mußt mir schon die Ehre anthun, daß ich Dich und Deinen Mann nach der Kirche fahre.“

„Ich bin noch gut zu Fuß und freue mich, einmal wieder tüchtig laufen zu dürfen.“

„Das kannst Du schon noch, aber nicht an diesem ersten Sonntag. Wir müßten uns schämen vor denen auf den Einödden da drüben und da auf der Windenreuthe, wenn wir ihnen nicht zeigen, daß wir eine Frau, wie Du bist, zu ehren verstehen. Wir sind alle stolz auf Dich —“

„Danke, nehmt's ja recht nicht übel, aber ich fahre nicht.“

Walpurga ließ sich nicht zureden. Der Gemswirth war nahe daran, scharf gegen sie loszufahren, aber er bezwang sich, denn das könnte Vielerlei zerstören. Mit lächelnder Miene sagte er:

„Hätt' mir's denken sollen; für die Vornehmen ist das Zufußgehen ein besonderer Leckerbissen, ja, ja!“ Er lachte über seine Gescheidtheit und schickte das Fuhrwerk zurück; er lächelte, bis er sich umwendete, dann aber machte er ein grimmiges Gesicht. Er ging heim, zog seinen Rock mit der Denkmünze aus, hing ihn in den Schrank und wünschte, daß er sich selber heut so in den Schrank hän-

gen könnte; wer weiß, ob die Walpurga ihm nicht den ganzen Spaß und die schöne Einnahme heut verdirbt.

Walpurga ging mit ihrem Manne die Straße am See dahin, die Großmutter stand mit dem Kind am Zaun und schaute ihnen nach; sie sagte dem Kinde leise vor: „Mutter," das Kind rief plötzlich laut: „Mutter!" Nochmals kehrte Walpurga um und wollte das Kind herzen, aber es verbarg sich wieder vor ihr und schrie, als sie es küssen wollte. Hansei stand grimmig dabei und holte mit der Hand aus gegen das Kind, aber Walpurga beruhigte ihn und sagte: „Man muß warten!"

Es begann bereits zum zweitenmal zu läuten, man machte sich rasch auf den Weg. Unterwegs schlossen sich Männer, Frauen und Kinder, die aus dem Dorfe und von Einzelhöfen auf die Straße kamen, den Beiden an. Hansei hätte sie gerne fortgejagt und sagte einmal leise: „Ich möchte mit Dir allein gehen."

„Sei geduldig," tröstete Walpurga, „gönne es ihnen, daß sie Freude haben an unserm Glück." Sie war von Grund aus herzlich und zutraulich mit Allen. Hansei schaute über den See hin und an den Himmel hinauf, und dann wieder auf seine Frau, als wollte er sagen: Seht, sie ist wieder da! Er lächelte, als er die mitwandelnden Kinder untereinander sagen hörte: „Das ist jetzt die fürnehmste Bäuerin, die kommt gleich nach der Königin."

Das sogenannte Dritte, oder das Zusammenläuten, das eine gute Viertelstunde lang dauert, begann eben, als Hansei und seine Frau an der Kirche anlangten. Auch hier standen viele Gruppen, die sie bewillkommten. Es war noch gute Zeit, hier einstweilen zu plaudern. Walpurga faßte die Hand ihres Mannes und ging mit ihm hinein in die Kirche. Sie waren die Ersten. Walpurga setzte sich in die Frauenabtheilung auf ihren gewohnten Platz und Hansei in die Männerabtheilung. So saßen sie selbander und doch Jedes für sich in der Kirche. Ueber ihnen läuteten die Glocken und sie saßen still in sich gekehrt. Nur Einmal nickte Hansei seiner Frau zu, sie schüttelte abwehrend den Kopf. Keines von Beiden schaute mehr um, nicht rechts nicht links. Die Orgel erklang, und die Kirche füllte sich mit Menschen. Walpurga wußte, daß Diese und Jene neben ihr, aber sie

wollte hier von Niemand bewillkommt sein und Niemand grüßen. Sie fühlte das Auge des Unsichtbaren auf sich gerichtet.

Der Pfarrer predigte von der Heimkehr in die ewige Heimath. Es war, als ob er heute nur für Hansei und Walpurga predigte; er sprach nur zu ihnen.

Als nach dem Schlusse der Predigt das Gebet für den König und die Königin und die ganze königliche Familie gesprochen wurde, war ein seltsames Wispern in der Kirche. Walpurga spürte, wie die Blicke Aller auf ihr ruhten, sie schaute nicht auf.

Die Kirche war zu Ende, die Gemeinde strömte hinaus; Walpurga wurde abermals von den später Gekommenen bewillkommt.

Der Küster kam mit der Botschaft, Walpurga und Hansei sollten zum Pfarrer in die Sacristei kommen. Sie traten ein; der Geistliche hieß sie nochmals willkommen, pries ihr Glück und mahnte sie zur Demuth.

„Ja, ja," sagte Hansei, „meine Schwiegermutter hat uns fast das Gleiche gesagt, wie der Herr Pfarrer."

Der Pfarrer versprach, sie bald zu besuchen, er sei stolz darauf, solch eine Frau unter seinen Pfarrkindern zu haben. Hansei fuhr mit der Hand dazwischen, als könnte er das Wort des Pfarrers mit der Hand ablehnen, er wollte zurückgeben: „Was nützen Eure Ermahnungen zur Demuth, wenn Ihr selbst Einem solche Sachen sagt?" Der Pfarrer winkte ihm und fuhr fort: „Ich reise nächste Woche nach der Residenz, und da mußt Du so gut sein, Walpurga, mir ein Briefchen an die Gräfin von Wildenort mitzugeben."

„Von Herzen gern," erwiderte Walpurga.

Draußen betrachtete Hansei seine Frau von Kopf bis Fuß. Also der Pfarrer bittet um Fürsprache seiner Frau! Ja, eine prächtige Frau ist's, daß sie bei all' dem nicht verdorben wird.

„O Hansei," sagte Walpurga plötzlich, „was ist die Welt für ein Narrenspiel! Da thun sie Alles, um Einen stolz zu machen, und wenn man's nachher wäre, thäten sie nichts als schimpfen."

Hansei hatte ein gutes Wort darauf zu erwidern, wie er das fast auch so gedacht, aber es war nicht Zeit dazu, denn vom Berg herab kam der Schneider Schneck mit seiner großen Baßgeige. Das schmäch-

tige Männchen sah gar wunderlich aus mit dem großen Instrument auf dem Rücken.

„Heidi! Da sind ja die Hochzeitsleute!“ rief der Schneider Schneck noch am Wiesenweg und rannte schnell auf die Straße, und gab Hansei und Walpurga die Hand.

„Was ist? Was hast Du denn?“

„Heut spiel' ich Euch auf!“

„Uns? Wer hat Dich denn bestellt?“

„Schade, daß das meine Frau nicht mehr erlebt hat. Die thät sich freuen! Wißt Ihr denn nichts davon? Mich und noch sechs Musikanten hat der Gemswirth bestellt, heut' wird das große Fest gefeiert, weil Du heimgekommen bist, Walpurga. Der Förster und der Oberförster und das ganze Landgericht und sechs Stunden weit im Umkreis ist Alles eingeladen. Es ist dumm, daß ich nur die Baßgeige habe, sonst thäte ich da gleich auf der Straße Eins aufspielen.“

„Da hast Du's,“ sagte Walpurga leise zu ihrem Mann. „Der Gemswirth macht aus Allem Geld. Wenn es anginge, er ließe mir Violinsaiten über den Buckel spannen zum Geigen und Dir ließ' er die Haut abziehn zum Trommeln!“

„Geh voran, wir kommen schon nach,“ sagte Hansei zum Schneider Schneck. Auf dem Heimwege duldete er's nicht, daß Andere sich ihm anschlossen; er wollte mit seiner Frau allein sein, kein Mensch hat Antheil an ihr, sie gehört ihm ganz allein.

„Jetzt wird's bald ein Jahr, daß wir da auf dem Steinhaufen gesessen haben, weißt noch? Da herum muß es gewesen sein,“ rief Hansei mit fröhlicher Stimme.

Walpurga gab keine rechte Antwort. Sie erklärte Hansei, was für eine dumme Geschichte das sei, daß der Gemswirth aus ihrer Heimkehr ein Fest mache; sie ginge aber mit keinem Schritt ins Wirthshaus zur Musik.

Hansei hatte die Lustbarkeit gar nicht so uneben gefunden, im Gegentheil, er freute sich schon, mit seiner Frau so mitten drin zu sitzen und Alle scherwenzeln um ihn herum; so etwas kriegt der Grubersepp mit all' seinem Geld doch nicht. Es war eine große Ueberwindung, als er zuletzt sagte:

„Wie Du willst; Du mußt am besten wissen, ob sich's für Dich schickt."

Bald nach der Mittagskirche begann ein Fahren, Reiten und Laufen durchs Dorf, und vom Wirthshaus herab erscholl Musik, die Baßgeige des Schneider Schneck brummte gewaltig.

„Wenn ich mich nur wohin verkriechen könnte," klagte Walpurga.

„Da ist leicht geholfen," jubelte Hansei. „Recht so, wir Beide gehen allein miteinander."

Er ging durch die Hinterthür in den Grasgarten und löste den Kahn vom Pflock. Als die Kette über Bord rasselte, sagte Walpurga, die Hand auf die Brust legend:

„Du thust mir die Kette vom Herzen."

Sie stiegen in den Kahn und fuhren hinaus in den See. Wie ein Pfeil schoß der schlanke Kahn dahin über die glatte Wasserfläche.

„Der Pfarrer hat ja auch kommen wollen," sagte Walpurga, als sie schon eine gute Strecke weg waren.

„Der kann wiederkommen, der bleibt im Ort," meinte Hansei. „Jetzt fahren wir wieder ganz allein miteinander, wie damals, wo der Verspruch gehalten worden ist."

Auch Walpurga faßte die Ruder. Sie saß ihrem Manne gegenüber, Aug' im Auge, die vier Ruder hoben und senkten sich, als wär's eine einzige Hand, die sie bewegte. Die Beiden sprachen kein Wort; sie stemmten sich vor- und rückwärts im gleichen Takt, und der Ruderschlag war nur Einer. Sie hatten sich nichts zu sagen, sie schauten nur fröhlich einander an, und der gleiche Ruderschlag sagte Alles.

Als Sie in die Mitte des Sees gekommen, hörten sie vom Ufer laute Musik und sahen mit der Musikbande eine große Menschenmenge an ihrem Hause.

„Gottlob, daß wir davon sind," sagte Hansei.

Sie fuhren weiter und weiter, drüben legten sie an, stiegen aus und gingen Hand in Hand den Berg hinan. Sie saßen lange auf einer Anhöhe und redeten kein Wort. Endlich begann Hansei:

„Walpurga, ich mein' — sag' mir's ehrlich, ich mein, Du wirst nicht gern Gemswirthin? Sag's frei heraus!"

„Nein, aber wenn Du's durchaus willst —"

„Ich will nichts, was Dir nicht recht ist."

„Und ich auch."

„Also lassen wir den Gemswirth springen?"

„Gern!"

„Wir können warten."

„Wir bleiben einstweilen, was wir sind."

„Es wird sich schon ein guter Schick finden."

„Das Geld wird nicht altbacken."

„Und Du auch nicht! Ich hab' eine frischbackene Frau. Juchhe! Juchhe!"

Fröhlich sangen die Beiden, wie wenn ihnen eine Last abgenommen wäre, die sie sich selbst aufgebürdet hatten.

„Die Leute können über mich spotten, wie sie wollen, wenn wir nur zusammen sind in Ehren," begann Hansei wieder.

„Ich werde Dir das nie vergessen, Hansei. Schau, es kommt noch was —"

„Es soll gar nichts mehr kommen, es soll nur Alles dableiben."

Sie saßen lang auf der Anhöhe im Walde, und Walpurga rief:

„O, wie schön ist's doch auf der Welt! Wenn wir nur ewig so bei einander bleiben könnten! Es giebt doch nichts Schöneres, als so durch das grüne Laub und die grauen Stämme hinab auf den See zu schauen. Da sind zwei Himmel, einer oben und einer unten! Hansei, wir haben auch zwei Himmel, und ich mein', der hier unten wäre noch schöner."

„Ja, aber die Freude macht mir Hunger und Durst; ich muß was in den Magen haben."

Sie gingen hinab ins nächste Dorf. Es lag still und öde, nur da und dort saßen Leute vor den Thüren und plauderten und gähnten im heißen Mittag; Walpurga aber sagte:

„O Hansei wie ist Alles so schön! Sieh' einmal den Schubkarren dort, und das aufgeschichtete Holz und das Haus — ich weiß nicht, mit mir geht Alles herum und es ist mir, wie wenn mich Alles anlachen möcht'."

„Komm', Du mußt auch was essen und trinken, Du bist ja wie aus der Welt draußen."

In der Wirthsstube trafen sie Niemand, als eine Unzahl Fliegen.

„Die haben viele Gäste, sie zahlen aber nichts“ — sagte Hansei, und so unbedeutend das Wort war, die Beiden lachten aus vollem Halse; die Freude lachte eben aus ihnen heraus und hatte nur auf einen Anstoß gewartet.

Nach langem Rufen kam endlich die Wirthin und brachte etwas sauren Wein und altes Brod; aber es schmeckte den Beiden gut.

Sie gingen wieder davon, und als es Abend wurde, ruderten sie noch lange auf dem See herum. Der Abendthau senkte sich nieder und Hansei sagte, auf eine entfernte Waldblöße deutend: „Das ist unsere Wiese.“

Walpurga schien in ganz anderen Gedanken, denn sie hielt die Ruder an und rief:

„Dort das kleine Häuschen, da sind wird daheim, und da ist unser Kind — ich weiß gar nicht, wie das so ist —“

Sie konnte nicht weiter ausdrücken, wie ihr zu Muthe war, als ob sie immer über den See und über die Berge mit Allem, was sie hat, fliegen und schweben müsse; sie schaute nur Hansei groß an, bis dieser sagte:

„Freilich ist das unser Häuschen, und drin sind unsere Kühe und Tische und Stühle und Betten. Walpurga, Du bist ein närrisch Ding geworden, Dir ist Alles so fremd.“

„Hast Recht, Hansei, hab' nur Geduld mit mir, ich komm' eben zu Allem erst wieder heim.“

Es hatte sie bei den ersten Worten Hanseis fast kränken wollen, daß er so trocken und kalt war und gar nicht verstand, wie hoch hinaus sie getragen war; aber schnell faßte sie sich wieder und erkannte, wie sie in der That seltsam geworden, und das nicht hierher gehört.

Sie kehrten heim und schlichen durch die Hinterthür in ihr eigenes Haus; sie fanden Alles wohlgeordnet und in guter Ruh. Sie wollten nichts von der Freude und den Menschen draußen, sie hatten genug an sich.

Sechstes Capitel.

Sind denn das nicht dieselben Menschen im Dorfe, die zu Weihnachten, als die Kleider für Hansei und die Mutter aus der Residenz ankamen, so schmähliches Gerede verführten? Sind das auf einmal lauter gute, liebreiche Seelen geworden?

Anfangs schien es in der That, daß sie sich zum Edelsten, was es giebt, zur reinen Mitfreude, erhoben hätten.

Nun aber — wenn es eine Wetterfahne gäbe für die Stimmung der Menschen, sie hätte sich schnell umgedreht.

Der Vorgang war natürlich.

Es giebt wenig Lustbarkeiten mehr im Dorfe, die hohe Kirchen- und Staatspolizei hat da arg gewirthschaftet. Es war daher nichts Geringes, daß das hohe Landgericht zu Ehren der Prinzenamme Musik und Tanz mitten im Sommer erlaubte; denn zu Allem, auch zur Musik, muß obrigkeitliche Bewilligung eingeholt werden.

Nun war Alles voll Fröhlichkeit, natürlich der Grubersepp ausgenommen; er machte ein saures Gesicht zu dem lärmenden Getreibe und ging, nachdem er sich am Mittag gut ausgeschlafen hatte, auf seine Felder. Die Kleinbauern und Holzhauer, die Schiffer und Fischer, für solche paßt ein Gejohle und Gethue um nichts und wieder nichts, einen ernsten schweren Bauer ficht das nicht an.

Als aber Walpurga mit Hansei davongegangen und der Hauptspaß verdorben war, als sogar der Herr Landrichter sagte, das sei unverschämt — da trat eine Umwälzung in den Gemüthern ein, und Viele, die zur Einholung der Geehrten an der Ostadelhütte beim See waren, überlegten jetzt miteinander, was für einen Possen man dem Hansei und seiner hoffärtigen Frau spielen könne. Es ließ sich Mancherlei ausdenken: man konnte den Kühen die Schwänze abschneiden, die Thüren zunageln, die Fenster einwerfen; die Menschen waren überaus erfinderisch in allerlei schnöden Possen, aber die Anwesenheit des Herrn Landrichters war dabei doch unheimlich. Der Trupp ging daher zurück ins Wirthshaus und erlustigte sich daran, tapfer gegen den Garnichts, gegen den Ammerich und seine einfältige Frau loszuziehen. Allmälig trat indeß wieder eine andere Wendung

ein: Schadenfreude ist auch eine Freude. Man gönnte es dem Gemswirth, daß ihm die Lustbarkeit und die gute Zeche verdorben war, denn die Herrenleute fuhren bald davon und ließen ihm Braten und Kuchen auf dem Hals, daß er acht Tage lang davon knappern konnte. In der Küche weinte die Gemswirthin vor Zorn und Aerger, den sie am liebsten gegen ihren Mann losgelassen hätte. Nun ging's hin und her, und es war eine rechte Lustbarkeit, den Gemswirth aufzuziehen und ihn zu ermahnen, den Verlust des heutigen Tages noch auf den Hauskauf zu schlagen.

„Ich verkauf' gar nicht mehr," sagte der Gemswirth, „solche Leute dürfen mir nicht mehr in mein Haus."

Als Walpurga am Montag früh erwachte, war Hansei nicht da. Die Arbeitswoche beginnt; er war schon vor Tag mit der Sense auf seiner Bergwiese und mähte das thauduftige Gras nieder. Die Arbeit ging mit solcher Freude, Lust und Ruhe, als wenn ihm eine unsichtbare Kraft helfend die Hand führte. Als die Morgensuppe bereit war und Walpurga überall nach ihrem Manne gesucht, hinter dem Hause und über den See hinausgejodelt hatte, um ihn heimzurufen, sie glaubte, er sei zum Fischen hinausgefahren, da ging sie nochmals in den Vorgarten und schaute auf den Kirschbaum, vielleicht ist er da oben, obgleich das immerwährende Kirschenbrocken zu viel und nicht recht wäre. In demselben Augenblick kam Hansei mit seiner Sense, die in der Morgensonne glänzte, den Berg herab. Walpurga winkte ihm, er kam schneller und berichtete, was er bereits vollbracht. „Ah," sagte er, sich am Frühstückstisch ausstreckend, „das thut gut; schon was geschafft zu haben und dann heimkommen, und da ist Frau und Kind und Mutter, und die haben was Warmes bereit, — ah, das schmeckt! Der Sonntag ist schön, aber noch schöner ist der Werktag. Ich möchte nicht eine von Deinen Herrschaften sein; die das ganze Jahr Sonntag haben. Wenn ich nur recht viele Aecker hätt' und Wiesen und Wald, daß ich immer im Eigenen schaffen könnte!"

„Will's Gott, kriegen wir die," erwiderte Walpurga.

Man saß wohlgemuth beisammen und Alle waren ins Herz hinein froh und das Kind jauchzte. Da kam eine Magd des Gemswirths und brachte Hansei sein eigenes Bierseidel, worin sein Name auf dem

zinnernen Deckel eingegraben war, mit dem Bedeuten, der Gemswirth ließe sich für künftighin seinen Besuch verbitten.

Hansei ließ dem Gemswirth zurücksagen, er möge ihm auch die zweihundert Gulden schicken, die er ihm noch schuldig sei. Er that's eigentlich nicht gern, daß er diese Botschaft durch die Magd gab, aber er mußte doch auch einen Trumpf draufsetzen.

„Und sag' ihm noch," rief er der Magd nach, „man hat ihn schon lang gewarnt, er kommt einmal an den Unrechten. Sag' ihm nur, ich sei der Unrechte, an den er gekommen ist."

Hansei konnte doch nicht umhin, das leere Bierseidel mit Wehmuth zu betrachten. Das bleibt nun leer, wer weiß, wie lang, vielleicht auf ewig, und es ist keine Kleinigkeit, im Dorfe vom Wirthshaus ausgeschlossen zu sein, es ist fast so hart, wie in einer kleinen Residenz, wo der Fürst Gastereien giebt, nicht hoffähig zu sein. Es ist frisch angestochen! wird's heißen: Es ist ein Weinkauf! Es sind unterhaltsame Fremde da . . . Vom Besten, was nun im Dorfe vorgeht, hat er nichts mehr. Betrübt schaute Hansei auf sein Deckelglas und spürte schon jetzt all den Durst, den er ins Künftige nicht wird löschen können.

Es dauerte nicht lange, da kamen Holzschläger, bevor sie in den Wald gingen, zu Hansei und erzählten ihm voll Mitleid, was Alles gestern über ihn und seine Frau gesprochen worden. Sie schimpften weidlich auf die Leute, die dem Gemswirth zu Gefallen einen braven Mann, dem man doch nichts nachsagen kann, so verunehrten.

„Schadet nichts," erwiderte Hansei, „im Gegentheil, man wird gescheidter, wenn man sieht, was die Menschen heraussprudeln, wenn man ihnen die Zunge hebt."

„Und die Jägdler, Deine Kameraden, haben gesagt, sie hätten Dich immer nur zum Narren mitlaufen lassen."

„Meinetwegen. Ich will ihnen schon zeigen, daß ich bei ihnen gescheidt worden bin."

„Hat denn gar Niemand gut von uns gesprochen?" fragte Walpurga.

„Doch, doch," erwiderte der Spinnerwastl, der es mit Hansei gut meinte, aber es auch mit dem Gastwirth nicht zu verderben wagte,

„der Doktor, das ist ein Herzfreund von Euch, der hat gesagt, rechtschaffen Recht hat die Walpurga gethan, das ist noch ihr gescheidtester Streich. — Und er hat gesagt, er kommt bald mit seiner Frau expreß, um Dich zu begrüßen."

Nun ermahnten die Holzhauer Hansei noch und erzählten, wie auch Andere mit einstimmten: Es sei schon lang nichts mehr mit der alten Wirthschaft, er solle doch selber um die Wirthsgerechtigkeit einkommen; es könne ihm ja gar nicht fehlen, daß sie ihm gewährt würde, und dann könne er den Gemswirth trockenlegen, daß seinen Fässern die Reifen abspringen.

Hansei nickte fröhlich. „Wart du, dich wollen wir!" knirschte er vor sich hin, ballte die Fäuste, streckte die Arme und hob sich in den Schultern, als wollte er jetzt gleich den Gemswirth mit einem Schlag zu Boden werfen, daß er das Aufstehen vergesse. Aber Walpurga sagte: „Wir thun Niemand was, lassen uns aber auch nichts anthun."

„Hast Du nichts zum Trinken?" fragten die Holzhauer. Sie wollten doch auch einen Lohn für ihre Nachrichten.

„Nein, ich hab' nichts," schloß Hansei, „und ich muß auf meine Wiese, Heu wenden."

Die Männer gingen davon, und bis weit in die Berge hinein schimpften sie nun auf Hansei: „So ist's, wenn der Bettelmann auf den Gaul kommt; nicht einmal einen Trunk giebt er, wenn man ihm Nachrichten bringt."

Der Spinnerwastl hatte nicht den Muth zu widersprechen, er wußte, daß Hansei ihm wohl gern etwas gegeben hätte, aber nicht den Anderen.

Hansei starrte noch lange auf sein verwaistes Deckelglas. Endlich sagte er:

„Meinetwegen. Ich hab' allein mit Dir auf der Welt sein wollen, Walpurga. Jetzt sind wir's. Ich brauch' gar nichts von der Welt."

„Der Gemswirth ist noch nicht die Welt," tröstete Walpurga.

Hansei schüttelte den Kopf, als wollte er sagen, eine Frau kann nicht verstehen, was es heißt, vom Wirthshaus ausgeschlossen zu sein, wie ein Trunksüchtiger, dem es von Gerichtswegen verboten ist.

„Er kann mir's eigentlich gar nicht verbieten," polterte er, „ich

weiß auch, was Rechtens ist; ein Wirth muß jedem Gast einschänken, der kommt; aber ich thu' ihm die Ehre nicht an, ich geh' gar nicht mehr zu ihm."

Walpurga ging mit ihren Gedanken den Holzhauern nach, sie ahnte, wie sie bös reden.

„Wir hätten den Holzhauern doch was geben sollen," sie schimpfen jetzt gewiß auf uns."

„Man kann nicht allen Leuten die Mäuler stopfen," erwiderte Hansei. „Laß sie schimpfen. Und fang' jetzt nur nicht mit Reumüthigsein an. Jetzt müssen wir fest hinstehen. Was gemäht ist, ist gemäht." Mit verändertem Tone fuhr er fort:

„Wenn wir uns tapfer dazu halten und fleißig wenden, an dem Berg brennt die Sonne so gut, da können wir noch heute Abend Heu einführen. Es ist heute ein Wetter, das Gras wird Einem unter der Sense zu Heu. Aber es braut etwas im See, wir können im Handumdrehen ander Wetter kriegen und ich möcht' mein Heu gern trocken unter Dach bringen. Willst Du mit hinaus?"

Walpurga war mit Freuden bereit. Aber auch die Mutter wollte mit, und nun wurde zu Essen mitgenommen für den Mittag, und die ganze Familie wanderte nach der Bergwiese. Hansei trug das Kind, Walpurga führte den Schubkarren und die Großmutter trug das Essen im Handkorb. So wanderten sie dahin. Der Hund, der ungeheißen auch mitgegangen war, ging von Einem zum Anderen. Der Thau war bereits aufgesogen von Feld und Wiese, sie gingen durch den schattigen Wald.

„Daß ich den Schubkarren führe, ist mir lieber, als wenn ich in der Kutsche fahre," sagte Walpurga einmal.

Als er bergan ging, wechselte man, die Großmutter nahm das Kind, Walpurga das Essen und Hansei führte den Schubkarren. Erst als das Kind schlief, konnte es Walpurga auf den Arm nehmen, und sie war glückselig, ihr Kind durch den grünen Wald zu tragen. Einmal schlug es die Augen auf und sah sie an, aber es schloß die Augen schnell wieder und schlief weiter.

Auf der Wiese wurde das Kind an einem schattigen Platze, wo man es immer im Auge hatte, niedergelegt, der Hund wachte bei ihm.

Hansei und die beiden Frauen arbeiteten nun emsig. Hansei rief Walpurga zu, sie solle nicht so schnell wenden, sie werde sonst auch bald müde, sie sei es ja nicht mehr gewohnt. Sie arbeitete nun gemächlicher.

„Die Wiese ist von Deinem Geld," sagte er einmal.

„Sag' das nicht, versprich mir, daß Du das nie mehr sagst. Gelt, Du sagst so was nie mehr?"

„Nein, ich versprech' Dir's."

Es wurde heiß bei der Arbeit und Walpurga sagte einmal, als sie Hansei wieder nahe kam:

„Die Sonne, die das Gras trocknet, treibt uns die Schweißtropfen aus. Auf der Sommerburg wird auch jede Woche Gras gemäht, sie lassen es da nie hoch werden und halten darauf, daß im Gras gar keine Blumen sind; es soll aber kein gutes Futter sein."

„Du hast viele Gedanken," erwiderte Hansei, „bist Du noch nicht müde?"

„O nein, ich bin lang ausgeruht, und weißt Du, was mich am meisten freut? Schau, das:" Sie zeigte eine sich bildende Schwiele in der Hand.

Vom Thale herauf läutete es elf Uhr, das war das Zeichen, sich ans Mittagessen zu machen. Hansei holte schnell Holz aus dem Walde zusammen, es wurde ein lustiges Feuer angezündet, so daß das Kind immer jauchzte und die Großmuttter es nur mit aller Kraft auf ihrem Schooß halten konnte; man wärmte die Suppe, und Hansei rauchte derweil seine Pfeife. Die drei aßen auf dem Boden sitzend gemeinsam aus einer Schüssel, und endlich streckte sich Hansei aus und sagte:

„Ich will eine Viertelstunde schlafen."

Auch Walpurga legte ihr Haupt auf den Boden, nur die Mutter wachte mit dem Kinde.

Hansei schlief nicht lang. Er machte ein fröhliches Gesicht, als er seine Frau neben sich auf dem Boden schlafen sah; er winkte der Mutter, sie sollte Walpurga nicht wecken. Das Kind wurde wieder in seinen Korb gesetzt neben die Mutter, die ruhig weiterschlief, Hansei und die Großmutter arbeiteten nun unten an der Berghalde. Die

Sonne warf schon schräge Strahlen, als Walpurga erwachte. Es rührte sie etwas an, das sie wunderbar durchzuckte; sie schlug die Augen auf und in ihre Augen leuchteten die ihres Kindes und seine Händchen spielten auf ihrer Wange. Das Kind war aus seinem Korbe herausgekrochen und zur Mutter hingerutscht. Walpurga hielt sich still, sie wagte kaum zu athmen und schloß die Augen wieder, um das Kind nicht zu verscheuchen. „Mutter!" rief jetzt das Kind; sie hielt noch immer an sich, sie glaubte, das Herz müsse ihr zerspringen. „Mutter! Mutter!" rief das Kind heftiger, und jetzt erhob sie sich und herzte das Kind, es ließ sie gewähren. Vor Freude sank sie in die Knie und hielt das Kind hoch, es lachte.

Sie sprang wieder auf, hielt das Kind empor in beiden Händen, eilte zu den Ihrigen und rief: „Hansei! Mutter! das Kind ist mein!" Und das Kind hielt sie mit den Armen fest umschlungen.

„Jetzt thu' gemach in Deiner Freude," ermahnte die Mutter, „Du kannst das Kind verwöhnen, wenn Du ihm zeigst, daß Dir so viel an seiner Liebe liegt. So, Burgei, jetzt ist's genug," sagte sie zu der Kleinen. „Setz' sie ab, Walpurga und schaff' weiter mit uns."

Walpurga that wie ihre Mutter befahl, aber sie schaute immer hinüber nach dem Kinde; es wendete sich nicht nach ihr, es spielte mit dem Hunde, der sich zu ihm gesellt hatte. Jetzt kollerte es von dem Heuhaufen herab. Walpurga schrie laut auf, aber die Mutter rief: „Laß es in Ruh'!" Das Kind hob lachend das Köpfchen, rutschte vergnüglich weiter bis zur Großmutter, dann schaute es hinüber zur Mutter.

Das Heu war dürr, Hansei eilte nach Hause, um die Kühe anzuspannen und die Fuhre heimzubringen. Man mußte, um zum Wagen zu gelangen, der nur auf der Straße halten konnte, das Heu weit hinabtragen auf einen großen Haufen. Walpurga sagte, daß sie lang genug geschlafen und auch lang genug nichts gearbeitet habe; sie ließ die Großmutter nur wenig bei dieser Arbeit helfen.

Hansei kam, es wurde aufgeladen, Großmutter, Mutter und Kind saßen auf dem hohen Heuwagen, auch Hansei setzte sich zuletzt hinauf. Es war schon Abend, der See begann bereits sich dunkler zu färben, und nur manchmal sah man weißblaue Lichter auf ihm spielen.

„Jetzt können die Menschen reden, was sie wollen," jagte Walpurga, „wir sitzen da oben, hoch über Allen!"

Die Mutter und Hansei sahen einander an und dieser Blick sagte: Es ist doch wunderlich, wie die Walpurga aus Allem so besondere Gedanken hat.

Bald war es still in dem kleinen Häuschen am See. Alles schlief arbeitsmüde und glücklich, und das ganze Haus war durchduftet vom frischen Heu.

Siebentes Capitel.

Die Leute in der Gstadelhütte merkten nichts davon, daß in der Nacht der Staub auf der Straße aufwirbelte, Wolken den Himmel überzogen und endlich ein mächtiges Gewitter losbrach, das bald von einem starken Regen abgelöst wurde. Es regnete noch, als Hansei am Morgen den Kopf zum Fenster hinausstreckte, und dann zu Walpurga gewendet sagte:

„Siehst Du, daß ich Recht gehabt gestern? Das Wetter ist umgeschlagen, gottlob, daß unser Heu trocken herein ist."

„Ja," entgegnete Walpurga, „das war gestern ein Tag; o was für ein Tag, nichts als Tag!"

Es hörte vom Morgen bis zum Abend nicht auf zu regnen und dazu wehte ein scharfer Wind, die Wellen des Sees gingen hoch und rauschten und brachen sich klatschend am Ufer.

„Wie gut ist's doch, ein Haus zu haben mit einem Dach drüber," sagte Walpurga.

Hansei schaute sie wieder verwundert an: Walpurga entdeckte Alles auf der Welt noch einmal. Aber jetzt war sie glückselig mit ihrem Kind, das fest an ihr hing; es nannte sie Mutter und die Großmutter „Mamme."

Walpurga stand mit dem Kind unter der Stallthür und warf den Finken, die heute keine Nahrung fanden, Brodkrumen zu; die Finken nahmen die Brodkrumen auf und flogen damit hinweg zu ihren Jungen.

„Die haben auch Kinder daheim," sagte sie zu ihrer Burgei, und

plötzlich unterbrach sie sich: „Burgei, wir sind mit einander in der Sonne gewesen, jetzt wollen wir auch mit einander im Regen sein.“ Sie sprang mit dem Kinde hinaus in den warmen Regen, dann wieder herein in den Stall. Sie trocknete sich und das Kind und sagte: „Gelt, das ist schön gewesen? und jetzt regnet's auch draußen auf unsere Wiese, und da wächst wieder neues Gras, und mein Kind muß auch wachsen, und wenn wir das Grummet einthun, kannst Du schon laufen.“

Walpurga wußte vor Freude gar nicht, was sie anfangen sollte, da ihr das Kind gegeben war; auch das Kind war glückselig, wie noch nie. Diese junge Mutter spielte doch noch heiterer als die Mamme, und ihr Lachen war so hell und sie zählte seine Finger ab und freute sich mit jedem Gelenke und erneute alle jene wundersamen Kinderspiele, die die übersprudelnde Mutterliebe erfunden.

Den ganzen Tag genoß Walpurga keine Speise, sie schmeckte nur so viel davon, als sie von dem Brei hatte, den sie löffelweise im Munde probirte, bevor sie ihn dem Kinde gab. Es regnete unaufhörlich. Hansei spaltete Holz im Schuppen, plötzlich kam er in die Stube und sagte: „Wir sind doch gestern leichtsinnige Menschen gewesen. Die Leute wissen, daß Du so viel Geld heimgebracht hast, und wir haben das Haus allein gelassen. Hast Du nachgesehen, ob Alles noch da ist?“

Walpurga erschrak ins Herz hinein. Sie schaute schnell nach, es war Alles noch da.

„In den nächsten Tagen muß das an einen sichern Ort, wenigstens muß jetzt immer Eins von uns daheim bleiben;“ sagte Hansei und ging wieder an seine Arbeit.

Die Menschen haben an Regentagen Langeweile. Was giebt es da Besseres, als zusammenzusitzen und über irgend einen Abwesenden loszuziehen? Am Mittag sagte Hansei: „Heute ist's beim Gemswirth den ganzen Tag gesteckt voll.“ Es wurmte ihm doch sehr, daß er nicht auch dabei sein konnte; und wie lustig könnte er heute sein! Da könnte man die sechs Maß Wein austrinken, und jetzt muß er sie den Schelmen schenken.

Walpurga setzte hinzu: „Ja und so viel ich die Menschen kenne, schimpfen sie über uns, weil es uns gottlob gut geht. Ich mein', ich

hab' die Menschen bisher nur auswendig gekannt, jetzt kenne ich sie inwendig."

„Du hast ja gesagt, wir wollen nichts danach fragen, was die Leute denken?" erwiderte Hansei.

Walpurga hatte ein wunderbares Geschick, mit ihren Gedanken in alle Häuser, an den Rathhausbrunnen und ins Wirthshaus zu wandern und genau auszusinnen, was da die Menschen alle vorbringen und über sie losziehen. Sie brauchte nicht lange auf Bestätigung zu warten. Es kamen wieder Leute, Männer und Frauen, und berichteten Alles. Der Schreiner, der damals am Abschiedstage Haus und Aecker angeboten hatte, kam jetzt, um von Hansei Geld zu borgen, da ihm eine Hypothek gekündigt war. Zur Einleitung glaubte er nichts Besseres thun zu können, als Hansei zu versichern, er sei sein einziger Freund, sonst habe er keinen Menschen im Dorf, der ihm wohlwolle.

Hansei sagte rundweg, daß er kein Geld ausleihe, dadurch werden aus guten Freunden Feinde. Der wohlwollende Zuträger machte sich bald davon.

Es war nun in der That ein böses Leben im Dorfe. Die Verschließung des Wirthshauses war nur eine Probe davon. Kein Mensch bot mehr freiwillig die Zeit und man dankte kaum einem Gruß. Walpurga hatte sich doch sehr daran gewöhnt, von den Menschen gelobt und besonders angesehen zu werden; sie war jetzt oft tief traurig. Vor Allem kränkte sie, daß man jene Nacht mit der gewonnenen Wette so verunstaltet in der Leute Mäulern herumtrug, daß sich's gar nicht erzählen läßt; ihr aber wurde es doch erzählt, und es war ihr, als ob man die Verschwiegenheit des Ehegemachs vor aller Welt aufgerissen und auf den Markt gestellt hätte; sie fühlte sich in ihrem eigenen Hause nicht mehr sicher und erschrak über jedes Geräusch, wenn der Hollunderbaum hinter dem Haus am Dache kratzte, wenn der Hund an der Kette bellte; jede Nacht vor Schlafengehen probirte sie noch einmal die Fensterladen, ob sie auch fest geschlossen seien.

„Ich glaub' nicht," klagte sie, „daß die vornehmen Menschen so schlecht sind, wie die Leute im Dorf."

„So?" sagte die Mutter, „ich kenne sie freilich nicht, aber so viel ich mir hab' sagen lassen, sind die vornehmen Menschen gerad so

schlecht und gerad so gut wie die gemeinen; auf die Kleider kommt's nicht an."

„Du bist gerad' wie die Oberhofmeisterin, Du wärst auch so, wenn Du Dein Lebenlang im Schlosse festgesessen hättest," sprach es aus den Mienen Walpurgas zu ihrer Mutter.

Eine seltsame Bewegung ging im Gemüthe der Heimgekehrten vor, sie hatte zwei Welten auszugleichen, und sie verpflanzte in Gedanken oft Figuren aus dem Dorfe an den Hof und umgekehrt. Sie schaute oft wie verwirrt drein und wußte nicht mehr, was sie blos gedacht und was sie erlebt hatte.

Wenn Hansei zuhörte, wie die Frau und die Großmutter über die Menschen hin und her redeten, lächelte er in sich hinein:

„Die Weiber sind doch nur halbe Menschen, bald denken sie so und bald so; es ist nichts Festes an ihnen."

Hansei war, nachdem er zwei, drei Abende den Gang ins Gemswirthshaus verwunden hatte, lustiger als je.

„Ich freue mich," sagte er, „daß ich mir doch auch etwas abgewöhnen kann, wenn's sein muß. Ich glaube, daß ich mir auch das Rauchen abgewöhnen könnte."

In diesen trüben Tagen zeigte sich der ganze Charakterunterschied zwischen Walpurga und Hansei. Wer sie so obenhin betrachtete und das Frohgemuthe und Aufgeweckte der Walpurga sah und dagegen das Verdrossene und Ungelenke Hanseis, der konnte kaum anders glauben, als daß Walpurga obenan stehe. In Walpurgas Gemüth war es, wie in den Bergen: wenn es trüb und regnerisch ist, liegt Alles in ödem Dunkel; kaum blickt die Sonne wieder, so ist Alles durchleuchtet, das Wiesengrün so schimmernd, der See so dunkelblau, jede Höhe und jede Waldbucht so klar und rein. Walpurga ward immer besser, immer strahlender, wenn es gut ging; bei hellem Sonnenschein ging sie auf und glänzte wie eine Blume. Hansei blieb stark und wurde immer fester bei schlechtem Wetter. Wenn der Sturm ras'te und mächtig an Zweig und Stamm riß, hin und her, auf und ab, da wehrte er sich und hielt Stand; er hatte etwas von der rauhrindigen wetterharten Eiche; die grünt nicht so schnell beim ersten Frühlingssonnenschein, sie steht lange dürr, während Alles um sie her

schon mit Laub geschmückt ist, dann aber übertrifft sie auch an Kraft und Pracht Alles um sich her.

Ja, Hansei hatte sich in diesem Jahre noch mehr verändert, als Walpurga.

Wenn man einen Baum, der in dünner Erdkrume dürftig Nahrung saugend auf einem Felsen wurzelte, wo Wind und Wetter mit ihm rauften, in saftiges Erdreich verpflanzt, scheint er anfangs zu verkümmern, dann aber sprießt er mächtig auf. So auch war es Hansei ergangen. Plötzlich aus Sorge und Mühseligkeit in ein neues Dasein versetzt, war er dem Verkommen nahe; dann aber gedieh er mächtig und jetzt zeigte sich sein besonderer Halt und die Kraft, die in ihm ruhte, da er genöthigt war, sich zusammenzunehmen, um nicht von der wenn auch gutmüthigen doch stark selbstbewußten Natur Walpurgas unterdrückt zu werden.

Anfangs war Walpurga ihrem Manne fast bös über seine Unempfindlichkeit; sie ging immer im Zorn umher, schärfte die Lippen und ballte die Fäuste; sie wollte den Menschen etwas anthun, um sie zu züchtigen, Hansei aber blieb ruhig, es war seine Art nicht, sich mit vielem Denken den Kopf heiß machen zu lassen. Allmälig sah Walpurga ein, daß Hansei doch viel mehr war als sie: sie wäre trotz ihres häuslichen Glückes abgestorben und verblaßt unter den abgewendeten Blicken der Menschen, wie eine Pflanze, der man den Sonnenblick verbaut hat. Sie war so eingehegt in ihre Zornesgedanken, daß sie nur das sah, hörte und empfand, was ihrem Zorn Nahrung gab und ihn noch mehr reizte. Hansei dagegen lebte ruhig weiter und suchte sie zu begütigen, und jetzt zum Erstenmal sah Walpurga in voller Klarheit die Kraft ihres Mannes. Der ließ sich nicht aus seiner Gangart bringen; er war wie ein Pferd, das seinen Trab fortgeht, unbekümmert um den Hund, der neben ihm bellt, und sobald der Weg sich bergan zieht, geht es ruhig im Schritt und läßt sich nicht ins Traben bringen.

Walpurga beugte sich in wahrer Demuth vor ihrem Mann; er könnte behender, witziger und aufgeweckter sein, aber braver und fester nicht.

Achtes Capitel.

Es war Gemeinde-Versammlung.

Hansei wurde auf das Rathhaus entboten. Der Gemeindediener sagte ihm, daß es sich um neue Einschätzung handle; er solle nun, da er zu Vermögen gekommen sei, mit einem höheren Steuersatz belastet werden.

„Just Alles auf den Kreuzer anzugeben brauchst Du nicht," schloß er.

„Ich geb' Alles an. Gottlob, daß ich steuern kann," entgegnete Hansei.

Walpurga nahm das mit einer gewissen Gier auf. Jetzt war der Zeitpunkt da, wo das, was schon seit vielen Tagen in ihr kochte, überfließen konnte. Sie wollte mit aufs Rathhaus gehen, da sind alle beisammen, sie will ihnen die Meinung sagen. Hansei beschwichtigte, daß das nicht gehe, und nun war der Gemeindediener für sie der richtige Mann; er sollte der ganzen Gemeinde berichten, was er von ihr gehört hat, und ein Ueberschwall von Zornesworten sprudelte aus ihr heraus. Sie drohte mit dem König, mit allen Zuchthäusern, als stünden ihr alle zu Gebote, und ganz neue Strafen wußte sie zu erfinden.

„Komm' mit," sagte Hansei zum Gemeindediener. Unterwegs gab er ihm ein gutes Trinkgeld und erklärte, daß seine Frau noch nicht ganz auf ebenem Boden sei und es ihr natürlich noch von Vielem im Kopfe stürme. Der Gemeindediener beruhigte Hansei, sein Amt bringe es mit sich, Vieles zu hören und zu sehen, was man nachher nicht gehört und gesehen haben müsse, und das Weibervolk hätte seine besondere Art; einmal so recht ausladen, das sei den Weibern eine Hauptlust; sie seien nachher wieder ganz wohl.

Hansei wurde auf dem Rathhause lange aufgehalten. Der Gemswirth, der hier als Gemeinderath am Tische saß, machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, ihn in die Klemme zu nehmen; hier war er in Amt und Würden und wie mit einem Schilde gedeckt; er legte es darauf an, daß Hansei ihn beleidige, dann konnte man ihn einsperren und dem hoffärtigen Bettelvolk auf Einmal seine ganze

Ehre abwischen. Hansei merkte, wohin das abzielte, und Alle staunten, wie er so manierlich sprach; den Gemswirth nannte er nicht anders als Herr Gemeinderath. „Das hat ihm gewiß seine Frau eingegeben, die im Schloß ausstudirt hat,“ flüsterten die Gemeinderäthe einander zu.

Es regnete ausgiebig während der ganzen Dauer der Gemeinde-Versammlung, und um das Rathhaus schlich Walpurga und lauschte. Wenn es da oben was giebt, wollte sie hinauf und ihnen Allen sagen, was sie sind. Sie spürte nichts von dem Regen, der durch ihre Kleider drang, denn ihr ganzes Wesen glühte. Endlich hörte sie Poltern auf der Treppe. Viele kamen herab, sie eilte heimwärts.

Voll Selbstgefühl kehrte Hansei heim, er hatte sich selbst bezwungen und hatte mehr gesiegt, als wenn er mit Knitteln um sich geschlagen; aber im Hause fand er große Zerstörung.

Walpurga war im Regen umhergegangen, dann plötzlich wie gejagt heimgekommen und vor den Augen der Mutter in der Stube ohnmächtig auf den Boden gesunken. Jetzt war sie wieder lebendig, aber sie fieberte, daß ihr die Zähne klapperten; sie öffnete einmal die Augen, schloß sie aber schnell wieder.

Hansei wollte sogleich fort zum Doctor; die Mutter bat, einen Boten zu schicken und bei ihr zu bleiben. Ehe der Arzt kam, saß Walpurga wieder aufrecht im Bett und konnte erzählen, wie es ihr ergangen.

Hansei berichtete, wie er den Gemswirth mit lauter Höflichkeit erwürgt habe. Da blitzte es über das Antlitz Walpurgas und sie reichte ihm die Hand.

„Du bist — Du bist ein ganzer Mann,“ sagte sie, und jetzt weinte sie, daß die Thränen stromweise über ihre Wangen flossen.

„Das ist gut,“ nickte die Großmutter Hansei zu, „das erleichtert ihr den Kopf; ich hab' gefürchtet, es sei ihr zu Kopf gestiegen; jetzt ist Alles gut, jetzt geh' Du!“

Hansei ging hinaus. Er stand am Fenster und starrte hinaus in den Regen. Wenn deine Frau stirbt, oder wenn sie lebt und ärger ist als todt, wenn sie ... er wagte nicht das Wort zu den-

ken, er fuhr sich mit der Hand durch die Haare, die ihm zu Berge standen.

Die Mutter kam heraus und berichtete:

„Gottlob, sie schläft; wenn das gut vorüber ist, dann sind wir aus Allem heraus. Das ist nichts Geringes, wie sie jetzt aus dem Schlosse dahergesetzt ist, aus lauter Ehren und Verhätschelung in die grobe Bosheit hinein, und da hat sich Zorn und Hässigkeit in ihr zusammengerollt, das hat einmal heraus müssen; gottlob, daß es jetzt heraus ist. Daß die Menschen sich so gemein gezeigt haben, das ist unser Glück. Glaub' mir, so gut sie auch sonst ist, sie hätt' sich im Haus an Alles gestoßen und nichts wär' ihr recht gewesen, wenn das nicht gekommen wär'."

So tröstete die Mutter, und Hansei nickte.

Walpurga schlief, und ihre Wangen glühten hochroth. Hansei trug das Kind auf dem Arme und stand lange vor dem Bett seiner Frau, sie betrachtend.

Erst am Morgen kam der Doctor. Er fand Walpurga schon munter, aber unsäglich matt. Er verordnete strenge Mittel, und schon nach zwei Tagen war Walpurga wieder ganz wohlauf. Sie sah nun erst recht, an welchem Abgrunde sie gestanden und wie glücklich sie hinübergekommen war.

Jetzt erst war sie ganz daheim und frohgemuth in allem Thun.

Die Großmutter und Walpurga wuschen am See.

„Ja, das ist unser Geschäft: sauber halten," sagte Walpurga. „Wenn ich zu den Bergen aufschaue, da sind die Felsen und die Wälder, da machen doch nur die Männer Häuser draus und meißeln und hauen; was eben mächtig und stark ist, ist Mannesgeschäft; wir Weiber sind doch die Minderen, wenn man uns auch einredet und wir uns selber einbilden, wunder was wir seien."

Die Mutter lächelte und sagte: „O Kind, Du holst Deinen Verstand weit her; aber das Rechte hast Du."

„Mein Hansei ist ein echter bestandener Mann," fuhr Walpurga fort.

„Wol, wol," versetzte die Mutter mit glücklicher Miene. „Er meint nicht so viel in der Welt und denkt nicht das und jenes, aber

wenn's d'rauf ankommt, weiß er, was er zu thun hat und wie er sich hinzustellen hat. Und so ist Dein Vater selig auch gewesen. Du hast's gut, Du bist gleich nach Deinem ersten Kind zu der Einsicht gekommen, ich erst nach meinem dritten, oder eigentlich erst recht, bis mir alle Kinder gestorben sind, bis auf Dich allein."

„Guten Tag beisammen!" sagte plötzlich ein kleines dürftig aussehendes Männchen.

„Mein Peter!" schrie die Großmutter, „das ist gut, daß Du schon da bist. Und das ist Deine Tochter? Wie heißt sie denn?"

„Gundel."

„Grüß Euch Gott!" rief die Großmutter wieder und machte lange Vorbereitungen, denn sie wischte sich immer die nasse Hand ab und steckte sie zuletzt doch wieder ins Wasser, bevor sie sie dem Bruder reichte.

Das kleine Männchen machte ein verwundertes Gesicht; so hatte sich schon lange Niemand mehr mit ihm gefreut, aber freilich, hier kommt er in ein Haus, das von lauter Freude überströmt.

Die Großmutter führte ihren Bruder an der Hand nach dem Hause; ihre Mienen wurden traurig, das arme Männchen sah gar so erbärmlich aus.

Drinnen gab sie dem Bruder und der Nichte schnell etwas zu essen. Nachdem man gegessen, führte sie die Gundel zum Waschzuber am See.

„Da schaff' bis Mittag, dann weißt Du gleich, wo Du daheim bist." Sie kehrte zu ihrem Bruder zurück und hieß ihn nochmals willkommen. Das Männchen klagte, daß es ihm gar hart gehe; die Großmutter nahm Walpurga in die Kammer und fragte:

„Wie viel Geld hast Du mir zur Reise in meine Heimath geben wollen?"

„So viel Ihr braucht."

„Nein, sag' mir wie viel."

„Wären zehn Gulden genug?"

„Haufengenug. Gieb sie mir gleich."

Walpurga gab ihr ein Zehnguldenstück, dann aber sagte sie:

„Mutter, ich hab' Euch ja noch keine Mitbring gegeben."

Sie nahm noch mehrere Guldenstücke, reichte sie der Mutter und sagte: „Da nehmt das und verschenkt es. Ich weiß, das ist Euch doch das Liebste, daß Ihr schenken könnt.“

„O Kind, Du kennst mich. O Gott, ich kann schenken! Das ist doch das Beste auf der Welt. Schau', ich hab' noch nie was Gutes thun können an armen Menschen.“

„Mutter, saget das nicht. Wie oft habt Ihr Tag und Nacht bei Kranken gewacht.“

„Das ist doch nichts, das ist kein Geld.“

„Das ist mehr als Geld.“

„Mag sein, vor Gott; aber bei den Menschen — schau', Geld und Geldeswerth schenken können, Du machst mich ganz glückselig. Ich hab' auch schon geschenkt bekommen. Du weißt nicht, wie das ist, wenn zwei Hände einander berühren, wo die eine giebt und die andere empfängt, und es giebt Geschenke, die sind wie heißes Brod im Magen; es sättigt freilich, aber es liegt da drin wie heißes Blei; es giebt aber auch gute Menschen, von denen ein Geschenk gut thut. Der Vater vom Grubersepp ist zu mir gekommen und hat mir geschenkt, und auch der Graf Eberhard Wildenort von drüben über dem Gamsbühel.“

„Das ist ja der Vater von meiner Gräfin!“ unterbrach Walpurga.

„Gottlob, da erlebt er Gutes dafür an seinen Kindern. Ich vergesse keinen Namen. Ja, also von diesen Beiden hab' ich Geschenke und jetzt geben die wieder Geschenke weiter durch mich. Kind, das vergesse ich Dir nie. Schenken können, das ist der Himmel auf der Welt. Aber da stehen wir und schwätzen und drin wartet mein Bruder wie eine arme Seele vor der Himmelsthür. Komm', komm' mit!“

Sie gingen in die Stube. Die Mutter gab ihrem Bruder ein Zehnguldenstück in die Hand und sagte:

„Da, nimm. Ich brauch' nicht mehr in meine Heimath, meine Heimath ist zu mir gekommen. Und wenn ich mein Lebtag nicht mehr hinkomme — es ist mir genug, daß ich meinen Bruder wieder einmal gesehen hab'. Da, Peter, das sollte mein Reisegeld sein.“

„Tsch, sz, sz, sz, szt!“ ließ sich das Pechmännlein vernehmen, wie wenn ein Topf zischte.

„Was soll das bedeuten?“ fragten Mutter und Walpurga zugleich.

„Tsch, sz, sz, sz, szt!“ antwortete Peter.

„Sag', was hast Du? Bist Du närrisch?“ fragte die Mutter, deren Gesicht erst so strahlend gewesen und nun plötzlich verwandelt wurde.

„Tsch, sz, sz, sz, szt!“ antwortete das Pechmännlein wieder; auch Walpurga wurde ärgerlich und fragte, was die Possen bedeuten sollten.

„O, Du Schloßweisheit,“ sprach endlich das Pechmännlein. „Weißt Du denn nicht mehr, wie es zischt, wenn ein Tropfen auf einen heißen Stein fällt? Siehst Du, das ist bei mir mit dem Geld da grad so.“

Die Mutter hielt ihm vor, wie undankbar er sei und auch wie die fremden Menschen glaube, daß Walpurga jetzt alle Leute reich machen könne; er solle doch froh sein, so viel Geld habe er noch nie bei einander gehabt.

Das Pechmännlein aber, ohne weitere Antwort zu geben, ahmte nur immer das Zischen des Tropfens nach. Walpurga ging in die Kammer und brachte dieselbe Summe noch einmal, und das Pechmännlein sagte:

„So, jetzt ist gelöscht. Jetzt kann ich meine Schulden bezahlen und mir noch eine Geis kaufen.“ Und die beiden Zehnguldenstücke aufeinanderschlagend, sang er:

„Was ist das Besteste? Was ist das Besteste?
Wenn man ist von Schulden frei
Und hat noch ein Stückle Geld dabei,
Das ist das Besteste, juchhe! Das ist das Besteste.“

Die Mutter war nun auch wieder ganz froh. Sie nahm sich vor, mit ihren Schenkungsgeldern recht haushälterisch und bedachtsam zu sein; in Gedanken schwebten schon die Menschen an ihr vorbei, deren Dürftigkeit sie nun lindern oder ganz auslöschen kann, und die Blicke der froh Beschenkten strahlen schon jetzt aus ihrem glückseligen Antlitz auf.

„O, ihr Weiberleut'," predigte das Pechmännlein und schaute mit flimmernden Augen auf seine beiden Goldstücke, „ihr Weiberleut' könnt gar nicht wissen, was Geld ist. Einen Gulden klein Geld thu' ich in meinen Sack und behalt' es immer bei mir. Heidi! Das wird ein Leben! Was wisset ihr, wie das ist? Man geht am Sonntag am Wirthshaus vorbei und langt in die Tasche, und da drin hat der Kaiser sein Recht verloren; aber jetzt, ja, das ist was; ich geh' ein und gönn' mir's, und wo ein Wirthshaus ist, kann ich daheim sein, und Wein und Bier warten auf mich, und der Wirth und die Wirthin und die Tochter und die Magd thun schön und fragen, wie mir's geht und woher und wohin, und wenn ich fortgeh', geben sie mir das Geleit und sagen, ich soll wiederkommen, und Alles das warum? Weil ich halt Geld im Sack hab'."

Das alte Männlein jauchzte hell auf. Die Großmutter warnte den Bruder, doch jetzt nicht ein unordentlicher Mensch zu werden; da lachte Peter, daß sein Gesicht aus lauter Falten bestand, und erklärte, daß er sich das nur so ausgedacht und jetzt umsoweniger ins Wirthshaus gehe; wenn man Geld im Sack habe, sei es eine Lust, sich am Brunnen beim Wirthshaus seinen Durst zu löschen.

„Meine Gräfin hat mir erzählt," sagte Walpurga, sich behaglich zum Ohm setzend, „daß Ihr ihren Vater kennt."

„Was ist denn das für eine Gräfin?"

„Wildenort."

„Ja wol, den kenn' ich. Ja, das ist ein Mann, o das ist ein Mann, ein alter Deutscher, ein Herr, ein rechter Herr, der sollte König sein, ja der —"

Es näherten sich starke Männertritte. Hansei kam. Das Pechmännlein steckte schnell sein Geld ein und flüsterte: „Ich will dem Hansei nichts davon sagen."

„Ihr braucht's ihm nicht zu sagen, wir sagen's ihm schon selbst," entgegnete Walpurga.

Neuntes Capitel.

Hansei machte nicht viel Umstände mit dem Ohm. Er kannte ihn schon lange; sie waren oft zusammengekommen oben in den Bergen, wo Hansei als Holzknecht arbeitete und der Ohm Pech kratzte; aber da wird nicht viel Aufhebens gemacht von Freundschaft; manchmal eine Pfeife Tabak, das ist Alles, was man einander Gutes erweist.

Jetzt hatte Hansei Wichtigeres zu erzählen:

„Ich flick' da am Gartenzaun; die mit der Musikbande am Sonntag haben ihn fast zusammengerissen. Wie ich nun so da am Zaun flicke, da hör' ich eine Stimme: Bist fleißig, Hansei? Wie ich aufschau', wer ist's, der bei mir steht? Ihr errathet's nicht."

„Doch nicht der Gemswirth?"

„Ihr errathet's nicht. Der Grubersepp ist's, und er sagt: Wie ich hör', gehst Du nicht mehr zum Gemswirth. — Das geht Niemand was an, sag' ich —"

„Warum hast ihn so grob angefahren?" unterbrach Walpurga.

„Weil ich ihn kenne. Wenn man dem nicht die Faust zeigt, hält er Einen für gar nichts. — Schau, sagt er, zu Michaeli werden's sechs Jahr, so alt, wie der Waldl ist; seitdem bin ich nicht mehr zum Gemswirth gekommen und leb' doch noch; wirst sehen, es thut Dir auch gut. Ich hab' eigen Bier einliegen; wenn Du einmal einen Schoppen willst, schick' zu mir oder komm selbst, und vielleicht brauchst Du einen Rath, was Du mit Deinem Gelde anfangen sollst. Das aber sag' ich Dir: Leih' keinem Menschen was. — Jetzt saget nur, Mutter, jetzt sag' nur, Frau, wer hätt' das geglaubt? Wer hätte das je hinter dem Grubersepp gesucht? Der ist doch sonst so geizig mit jedem Wort. Da hast Du's, Walpurga, die Menschen sind nicht alle schlecht, sie sind gut und bös unter einander gemischt, im Schloß und im Dorf. Wirst sehen, jetzt kommen sie alle wie die Bienen auf eine teige Birne, wenn sie merken, daß der Grubersepp Kameradschaft mit mir hat."

Das war allerdings ein großes Ereigniß. Begnadigter kann ein Residenzbewohner nicht sein, wenn ihn der König auf offener Straße anspricht, als jetzt Hansei und sein ganzes Haus war.

Walpurga wollte sogleich hinauf zum Grubersepp und ihm bekennen, daß sie ihm in Gedanken Unrecht gethan habe, Hansei aber sagte:

„Ist nicht nöthig, daß man gleich so hitzig thut. Ich warte, bis der Grubersepp wiederkommt; ich gehe ihm keinen Schritt entgegen."

„Recht so," erwiderte Walpurga, „Du bist ein ganzer Mann."

„Ausgewachsen bin ich. Nicht wahr, Ohm, ich wachse nicht mehr?"

„Ja," erwiderte der Ohm, „Du hast das Maß. Aber weißt Du, was Du sein solltest? Bauer auf einem großen Gut. Du wärst der Mann und sie wäre die Frau dazu. Ja, jetzt fällt mir was ein. Hast wol schon gehört: der Freihofbauer bei uns will verkaufen, man sagt sogar, er muß. Da solltest Du hin, da wärest Du besser dran, als der König. Wenn Du baar Geld hast, kriegst Du den Hof um den halben Preis."

Nun lobte der Ohm den Hof und die Aecker und die Wiesen, das sei ein Boden, den man fast essen könne, so fett und so geschlacht, und erst der Wald, da wisse kein Mensch, was drin stecke, es sei nur bös, daß man nicht überall dazu könne.

Der Ohm war Pechbrenner und kannte den Wald genau.

Walpurga war ganz glücklich und sagte:

„Die Sache darf man nicht auslassen."

Hansei that sehr gleichgültig. Walpurga nahm ihn an der Hand und flüsterte:

„Ich hab' Dir noch was."

„Ich brauch' nichts. Jetzt bitt' ich Dich um Eines: Laß mich mit dem Gutskauf allein machen und thu' nicht so happig mit dem Ohm. Ich glaub', der ist vom Freihofbauer geschickt. Da muß man zäh' sein und gleichgültig thun. Daneben werd' ich nichts versäumen, verlaß Dich drauf, und was Wald ist, das versteh' ich auch; ich bin lang genug Holzknecht gewesen."

Hansei ließ den Ohm allein abreisen und sagte nur leichthin, er werde einmal gelegentlich den Freihof ansehen.

Am Abend kam richtig der Grubersepp, und ihm folgte eine Magd mit einem großen Steinkrug voll Bier.

Das war unerhört, so lange das Dorf steht, daß ein Großbauer in die G'stadelhütte kam und da den Abend sein Bier trank.

Sein ganzes Benehmen sprach beständig aus: mir weiden sechzig Kühe auf der Alm. Noch nie hatte Jemand ein Lob aus seinem Munde gehört, er sah zu Allem sauer drein und war trocken von Wort, er war, was man so sagt, ein Rackerbauer; immer nur arbeiten, weiter nichts, am wenigsten sich um einen andern Menschen bekümmern.

Walpurga ließ sich nicht sehen. Sie fürchtete, sie werde zu unterthänig thun und das werde Hansei nicht gefallen. Dieser benahm sich, als ob der Grubersepp von je da aus- und eingegangen wäre.

Der Grubersepp fragte nach Walpurga. Hansei rief sie, sie kam, und der Grubersepp reichte ihr die Hand zum Willkommen.

Nun ging's, als Walpurga sich wieder entfernt hatte, an ein Berathen über die beste Anlegung des Geldes.

Sepp war ein besonderer Feind der Staatspapiere.

„Ja," sagte endlich Hansei, „mir ist der Freihof angetragen, drüben über dem See, sechs Stunden landeinwärts, meine Schwiegermutter ist aus der Gegend."

„Ich kenn' den Freihof, bin einmal dagewesen, ich hätt' einmal eine Tochter vom Hof heirathen sollen, es ist aber nichts daraus geworden. Ich hab' mir sagen lassen, daß das Gut jetzt abgemagert und schlecht gefüttert ist. Wenn man von einem Gut nehmen will, muß man ihm auch geben, das verlangt der Boden; merk' Dir das, wenn was aus dem Kauf wird. Und von den Wiesen sollen auch viele verkauft sein, und mein Vater hat immer gesagt: Die Wiesen von einem Gut sind wie das Euter von einer Kuh."

Hansei staunte über die Erbweisheit des Grubersepp. Und das trägt der so still mit sich herum!

Der Grubersepp schloß: „Daneben ist die Sache wohl zu überlegen, und es thät' mich freuen, wenn Einer aus unserem Ort zu so einem schönen Gut käme."

„Aber dazu geben thätet Ihr mir nichts?"

„Nein, bin Dir auch nichts schuldig; wenn Du mich aber sonst brauchen kannst."

„Ja, wie denn? Wollt Ihr Bürgschaft für mich leisten?"

„Das auch nicht. Aber ich versteh' das doch besser wie Du. Ich schenk Dir einen Tag und fahr' mit Dir hinüber und schätze Dir das

ganze Anwesen ab. Es freut mich, daß Du nicht wirthen willst. Bis morgen Mittag bin ich mit meinem Heu herein, es hellt sich auf. Wenn Du mich einen Tag willst, ich bin dabei und fahre mit Dir hinüber. Du weißt, wenn ich was sag', da gilt's; ich bin der Grubersepp."

„Ich nehm's an," sagte Hansei.

Freudestrahlend stand andern Tages Walpurga am Gartenzaun und schaute dem Fuhrwerk nach, worauf Hansei und der Grubersepp saßen; sie freute sich, daß gerade viele Leute vom Feld heimkehrten, als die Beiden mit einander dahin fuhren.

„Nun sollen sie an ihrer Bosheit würgen. Der Erste im Dorf ist der Kamerad von meinem Hansei."

Es war vom Grubersepp keine Kleinigkeit, daß er einen Tag aus seinem Leben hergab, zumal mitten im Sommer; es war wohl Güte dabei, aber hauptsächlich wollte er zeigen, daß die ganze Sippschaft vom Gemswirth Keinen zum Mann machen kann, der Grubersepp aber kann das. Es ist ihm zwar sehr gleichgültig, was die Menschen über ihn denken, aber es thut doch gut, ihnen manchmal den Meister zu zeigen, wenn's nichts kostet. Wenn's nichts kostet — das stand bei Allem, was der Grubersepp that, obenan.

Der nächste Weg war wol über den See und drüben gleich den Berg hinauf; aber der Grubersepp hatte einen besondern Widerwillen gegen das Wasser. Man fuhr rings um den See herum und erst dann bergan.

Am andern Abend spät kamen Hansei und Sepp zurück. Hansei berichtete, daß Alles ganz stattlich und der Kauf ganz anständig sei, wenn auch nicht gar so billig, wie der Ohm geprahlt habe; das Gut sei gräulich verwahrlost, doch wäre das kein Hinderniß, er könne es schon wieder herrichten; aber er möge nicht kaufen, denn er müsse zu viel auf Hypothek stehen lassen, er wolle lieber ein kleines Gut ohne Schulden.

Da sagte Walpurga:

„Komm, ich hab' Dir's ja schon lang sagen wollen und Du hast mir's nicht abgenommen. Ich hab' Dir noch was!"

Sie führte Hansei hinab in den Keller, dort rückte sie mit großer

Kraft die steinerne Krautbütte weg, grub mit den Händen die Erde auf und reichte dem verwundert drein schauenden Hansei in einem Kopfkissenüberzug das Gold dar.

„Was ist das?"

„Lauter Gold!"

„Lieber Gott, Du bist ja eine Hexe! Das ist ... das ist Zaubergold?" schrie Hansei. Er erschrak so heftig, daß er die Oellampe umstieß, die Walpurga auf einen umgestürzten Kübel gestellt hatte.

Die beiden standen schaudernd im dunkeln Keller.

„Bist Du noch da?" rief Hansei zitternd.

„Ja wol bin ich noch da! Sei doch nicht ... sei doch nicht ... so ... so abergläubisch! Mach' Licht: Hast Du keine Zündhölzchen?"

„Ja freilich!"

Er that sie heraus, sie fielen ihm aber alle zu Boden. Walpurga las sie auf, mehrere fingen Feuer, gingen aber gleich wieder aus und es war schauerlich in dem kurzen, blauen Licht. Endlich gelang es, die Lampe wieder anzuzünden. Sie stiegen hinauf in die Stube. Dort zündete Walpurga noch ein Licht an, damit man nicht wieder von der Dunkelheit erschreckt werden könne. Hansei öffnete hastig den Kissenüberzug und das Gold blinkte ihm entgegen.

„Jetzt sag' mir aber," rief er, sich mit der ganzen Hand über das Gesicht fahrend, „jetzt sag mir: Hast Du noch mehr? — Thu' mir das nicht noch einmal an!"

Walpurga betheuerte, daß sie nun nichts mehr habe. Hansei breitete das Gold auf den Tisch aus, legte es in Häufchen zusammen und zählte mit den Fingern ab. Er hatte immer ein Stück Kreide in der Tasche, das nahm er nun heraus und rechnete zusammen. Als er damit fertig war, wendete er sich um und sagte:

„Komm' her, komm', Walpurga! Da hast Du den ersten Kuß, Freihofbäuerin!"

Hansei that das Gold wieder in den Kissenüberzug, und als er zu Bett ging, steckte er den Sack unter sein Kopfkissen und sagte: „Ah! Das ist ein gutes Kopfkissen! Da schläft sich's gut drauf!"

Zehntes Capitel.

Als Walpurga am andern Morgen erwachte, fand sie den Sack voll Gold neben sich im Bette. Hansei war verschwunden.

Wo ist er? Was ist mit ihm?

Sie kleidete sich rasch an, suchte und rief im ganzen Hause, er war nicht da. Sie eilte ins Haus des Grubersepp, man hatte hier nichts von ihm gesehen. Sie ging wieder heim, Hansei war noch immer nicht da. Was ist denn das? Wenn sich der Hansei ein Leid angethan hat? Wenn's ihm im Kopf was gethan hat? das viele Geld, das schreckliche Geld! Es hat doch in der Erde gelegen, und es ist ja nichts Unrechtes dabei; und was einmal in der Erde gelegen hat, ist wieder gereinigt.

Sie ging hinaus an den See. Der See war noch immer unruhig und trieb starke Wellen, der ganze Himmel war von grauen Wolken umzogen.

Wenn sich Hansei was am Leben gethan hat? Wenn er vielleicht da drin schwimmt?

„Hansei!“ schrie sie über den See hin.

Sie erhielt keine Antwort. Sie kehrte ins Haus zurück und klagte der Mutter ihr Leid, sie sprach ganz verwirrt; aber die Mutter tröstete sie:

„Sei nur ruhig. Der Hansei hat seine Axt mitgenommen, die immer draußen hängt, er wird oben im Wald noch was zu thun haben; er schenkt sich keine Arbeit. Wenn er heimkommt, sag' ihm nicht, daß Du so närrisch gewesen bist. Ich seh' doch, das Leben im Schloß sitzt Dir noch in allen Gliedern; Du machst Dir gleich so viel Gedanken und über Alles hinaus. Glaub' doch, die Welt ist in Ruhe, wenn wir selber in Ruhe und Ordnung sind. Still, ich hör' ihn kommen, er pfeift.“

Hansei kam pfeifend daher, die Axt auf der Schulter.

Walpurga konnte ihm nicht entgegen gehen, sie mußte sitzen bleiben, so müd' war's ihr in den Knieen.

„Guten Morgen, Freihofbäuerin!“ sagte Hansei von weitem.

„Guten Morgen, Freihofbauer!“ erwiderte Walpurga. „Wo bist Du gewesen?“

„Draußen im Wald. Ich hab' eine Tanne umgehauen, eine mächtige, die hat's gespürt. Das hat gut gethan. Jetzt gieb mir aber zuerst was zu essen, ich bin hungrig.“

Gottlob, daß er noch essen kann, dachte Walpurga und holte schnell die Morgensuppe. Sie setzte sich zu ihm und freute sich bei jedem Löffel, den er nahm, und nickte ihm zu, sie hatte viel zu fragen und zu sagen, aber sie wollte ihn nicht im Essen stören. Sie hielt die halbleere Schüssel in die Höhe, damit er den Löffel immer recht voll nehmen könne.

„Jetzt sag',“ fragte sie, als die Schüssel leer war, „jetzt sag', warum bist Du so früh fort und so heimlich davongeschlichen?“

„Ja, ich will Dir was sagen. Wie ich da aufgewacht bin und hab' geglaubt, es wär' Alles nur ein Traum gewesen und hab' nachher doch das Gold gefunden, das viele Gold, da hab' ich gemeint, ich werde närrisch. Der Hansei, der arm' Kerl, der monatelang gespart und sich darauf gefreut hat, daß er sich ein Hemd und ein paar Schuhe anschaffen kann, der Hansei hat auf einmal so viel? Da ist mir's gewesen, wie wenn mich Eins um und um dreht und närrisch macht. Da hab' ich Dich wecken wollen, mit Dir überlegen was ich mit mir anfangen soll, aber Du hast so gut geschlafen, und da hab' ich gedacht: Was da! Die Frau soll Dir helfen? Aus dem Schlaf heraus! Wart' Hansei, ich will Dich! Und da bin ich hinaus und hab' meine Axt genommen und bin den Berg hinauf. Ich hab' immer gemeint, es lauft ein ganzer Trupp Menschen hinter mir drein und bin doch allein, und es hat kaum zu tagen angefangen. Da bin ich weiter, zu der Tanne hin, sie ist schon lang ausgezeichnet zum Schlagen, hab' meine Joppe hingeworfen und angefangen, in den Baum zu hauen, und wie die Späne davongeflogen sind, ist mir's wohler geworden. Nachher ist der Spinnerwastl gekommen, der hat mir geholfen, aber er hat immer gesagt: Hansei, so hast Du Dein Lebtag nicht geschafft, wie heut. Es ist auch wahr. Wir haben den Baum umgerissen und das hat gekracht und das hat mir wohl gethan, und ist mir immer wohler geworden; wir haben die Aeste ab-

gehauen und so viel geschafft, dreimal so viel wie sonst in so einer Zeit. Und da sind mir nach und nach alle die Narrenspossen und das Taumeln aus dem Kopf gegangen. Jetzt bin ich da und bin wohl und bin bei Dir, Walpurga, alter Schatz. Ich bin noch einmal ein rechter Holzknecht gewesen, und jetzt soll ich Bauer werden — wird schon, wird Alles gut!"

Und so war's.

Die Mutter hatte eine wunderbare Gabe, zu verschwinden, wenn sie wußte, daß die beiden Eheleute etwas unter sich allein auszumachen hatten; man hätte glauben können, das Häuschen habe geheime Thüren und unterirdische Gänge, so urplötzlich war die Großmutter oft nicht mehr zu sehen, bis sie auf einmal wieder da war, und man wußte nicht, wo sie gewesen und wieder hergekommen.

Auch jetzt war sie verschwunden, und als Walpurga und Hansei sie im ganzen Hause riefen, fanden sie sie nirgends; als sie aber in die Stube zurückkamen, war sie da.

„Mutter, wir haben Euch etwas Gutes zu sagen," begann Walpurga.

„Ich sehe schon das Beste," versetzte sie, „daß Ihr so herzeinig mit einander seid; weiter brauch' ich nichts zu wissen."

„Nein, Mutter, das müsset Ihr wissen. Habt Ihr Euch nie ausgedacht, daß Ihr einmal Freihofbäuerin sein könntet, wie Ihr dort Magd gewesen seid?"

„Nein, nie!"

„Aber jetzt wird's."

Walpurga und Hansei erzählten wechselsweise, wie man so viel Geld habe, daß man den Freihof baar und blank bezahlen könne, und der Kauf sei so gut wie fertig, denn Hansei habe sich auf acht Tage das Zuschlagsrecht aufbehalten.

Mutter Beate saß starr da nach dieser Mittheilung, sie faltete die Hände und ihre Mienen waren tief schmerzlich.

„Mutter, freut Ihr Euch denn gar nicht?" fragte Walpurga.

„Ich mich nicht freuen? Wirst schon sehen. Aber, Kind, ich bin alt und kann nicht mehr so springen, wie Du. Schau' die Berge da draußen, so lang die stehen, hat noch kein Mensch eine größere

Freude gehabt, als ich jetzt. Ich weiß nicht, was unser Herrgott mit mir vorhat, daß er mir so viel Freuden auf der Welt giebt. Er muß wissen, was er thut, ich nehm's still und geduldig an. Ich hab' gemeint, es könnt' gar nichts mehr kommen, wie Du wieder daheim gewesen bist; aber ich seh' schon, es kommt noch mehr. Gut, laß kommen, was will; ich komme wieder heim."

Die Mutter konnte nicht weiterreden. Hansei aber sagte:

„Ja, Mutter, Ihr sollet noch was sehen, was Ihr Euer Lebtag noch nicht gesehen habt."

Er ging in die Kammer, holte den Sack mit dem Golde und öffnete ihn.

„Da schaut einmal hinein, wie das glitzert und glänzt. Man kann's in zwei Hände nehmen und dafür kann man ein Gut kaufen mit Haus und Feld und Wald, und Vieh und Geschirr und Alles!"

„Das ist viel Geld," sagte die Mutter. Sie legte die Hand auf das Gold und ihre Lippen bewegten sich still.

„Greifet nur einmal hinein," drängte Hansei. „So mit den Händen im Gold herumwühlen — o, wie wohl thut das!"

Die Großmutter willfahrte ihm nicht, sie murmelte nur vor sich hin.

Das Kind in der Kammer schrie und Hansei rief:

„Die Freihofbauerntochter ist erwacht. Guten Morgen, Freihofbauerntochter!" sagte er hinter den beiden Frauen, die zu dem Kinde gingen; er hob den Goldsack auf, klimperte und rief:

„Horch' einmal, solche Musik hast Du noch nicht gehört!"

Die Großmutter nahm das Kind aus dem Bett und sagte:

„Hansei, folg' jetzt mir und leg' das Gold in das warme Bettchen von dem unschuldigen Kind. Das bringt Segen und mag das Gold in Händen gewesen sein, wie's wolle, damit ist's geweiht und bringt Segen."

„Ja, Mutter, das können wir schon thun." Zu Walpurga gewendet, fuhr er fort: „Die Mutter hat immer gar schöne Sachen. Jetzt dem Gold wird's wohl thun in dem warmen Nest. Ja!" rief er dem kleinen Kinde zu, „in Deine Wiege hat man viel Gold gelegt. Halt! Ein Stück davon thun wir heraus und lassen ein Loch durchbohren; das kriegst Du, wenn Du gefirmt wirst. Halt' Dich nur brav!"

„Jetzt muß ich aber zum Grubersepp!“ rief er endlich.

Walpurga mußte nun berichten, daß sie ihn heute schon dort gesucht habe. Sie sah jetzt selber, wie schnell sie übertriebene Vorstellungen hatte und nahm sich vor, das ferner zu vermeiden.

Die Großmutter, Walpurga und das Kind waren gut bei einander in der Stube und die Mutter erzählte, daß sie damals, als Walpurga drei Monat später geboren wurde, zum letztenmal auf dem Freihof gewesen sei; sie sei damals auf ihres Bruders Hochzeit gewesen.

„Man kann mich schon da oben begraben,“ schloß sie. „Ich kann ja leider nicht neben Deinem Vater ruhen, der See hat ihn ja nicht mehr hergegeben. O, wenn der das noch erlebt hätte!“

Die höchste Freude und das höchste Leid klingen immer in einander.

Der Grubersepp kam mit Hansei. Er war der Erste, der Walpurga und der Großmutter Glück wünschte. Er empfahl indeß, ehe die Sache gerichtlich fest sei, Niemand etwas davon zu sagen.

Elftes Capitel.

Am Sonntag gingen Hansei, Walpurga und die Mutter mit einander in die Kirche. Das Kind blieb daheim bei der Gundel.

Still wandelte man am See entlang. Jedes dachte, wie oft man den Weg gegangen in Freud und Leid, und wie es nun sein werde, wenn man einen andern Weg in eine andere Kirche geht.

Die Leute, die auch zur Kirche gingen, grüßten die Drei nur flau und die Großmutter sagte:

„Wir wollen keine bösen Gedanken über die Menschen mit in die Kirche nehmen, die müssen draußen bleiben.“

„Wenn man aber wieder heraus kommt, ist's wieder da, wie die Hunde, die an der Kirchthür warten,“ entgegnete Walpurga scharf.

Die Mutter schaute sie kopfschüttelnd an und begütigte:

„Glaub' mir, die Leute sind gar nicht so bös, wie sie sich stellen; sie bilden sich nur was drauf ein und meinen, sie machen sich wichtig damit und gelten etwas, weil sie zornig und bös sein können. Sei's

aber, wie es sei! Die Anderen können wir nicht zwingen, daß sie gut sind, aber uns können wir zwingen."

„Gebt mir das Regendach, Mutter, ich kann's besser tragen, wie Ihr," sagte Hansei; das war so seine Art, wie er seine Beistimmung ausdrückte.

Der Gemswirth fuhr vorüber. Hansei grüßte, aber als Antwort vernahm er ein Knallen mit der Peitsche.

„So ist's," sagte Hansei, „wenn der jetzt auch nicht gut ist, deßwegen brauch' ich nicht bös zu sein."

Die Mutter nickte Hansei zu.

Man war ruhig in der Kirche und ging wie gesättigt und getränkt wieder heim. Das that aber keinen Eintrag, daß Hansei am Mittag seinen mächtigen Hunger hatte und er sagte:

„Ich mein', der Freihofbauer kann mehr essen; aber er soll auch tüchtig schaffen, das will ich ihm schon auflegen."

Hansei war gar lustig, aber auf den Kirschbaum stieg er nicht mehr.

Am Mittag kam der Doctor mit seiner Frau auf Besuch. Walpurga zeigte der Frau Hedwig all' die schönen Sachen, die sie bekommen hatte, und Frau Hedwig war voll Bewunderung.

„Das schöne Kleid da," sagte Walpurga, „das leg' ich zurück für das Kind zur Hochzeit; man kann nicht früh genug damit anfangen, an die Aussteuer zu denken."

Der Doctor hatte ein gutes Flaschenfutter mitgebracht; er stellte die Flaschen auf den Tisch und sagte:

„Hansei, wie ich höre, bist Du in den trockenen Bann gethan. Ich bin ein Ketzer, ich darf Dir einschenken."

Das that er nun auch weidlich.

Walpurga kam mit der Frau Doctorin in die Stube zurück und brachte eine Flasche von dem Wein des Leibarztes mit den Silberkapseln. Doctor Kumpan verstand, ihn zu entsiegeln; er lobte den Wein, noch mehr aber den Leibarzt.

„Ich meine," sagte Walpurga, „ich mein' wir sollten unsern Ehrengästen sagen, was mit uns vorgeht; das sind Ehrenleute, die berichten's vorderhand nicht weiter."

„Hast Recht," meinte Hansei und erzählte die Sache mit dem

Freihof. Der Doctor und seine Frau glückwünschten und bedauerten nur, so gute Leute aus der Gegend zu verlieren.

Von der Weinlaune ermuthigt, frug Hansei:

„Herr Doctor, ist's erlaubt? Sehen Sie, Sie sind ja eigentlich an unserm Glück schuld; ist's erlaubt, daß Sie auch ein Geschenk von uns annehmen?“

„Laß einmal hören. Wie viel tausend Gulden willst Du dran wenden?“

Hansei war sehr erschrocken, so weit hinaus wollte er doch nicht.

„Sie sind ein lustiger und spaßiger Herr,“ sagte er, sich fassend. „Jetzt, ich hab' gemeint . . . ich hab' noch drei Klafter Holz oben im Wald, das letzte hab' ich noch vorige Woche gespalten, jetzt das möcht' ich Ihnen vor's Haus führen.“

„Ich thu' Dir den Gefallen und nehm's an. Ich sehe, Du wirst schon ein rechter Bauer, Du hast einen steifen Daumen, das Geld klebt Dir dran. Bleib' nur so.“

Die Ehre des Sonntags steigerte sich noch, denn nach der Mittagskirche kam auch der Herr Pfarrer. Er berichtete, daß er morgen nach der Hauptstadt reisen wolle, Walpurga möge ihm den versprochenen Brief an die Gräfin Wildenort mitgeben. Doctor Kumpan rief mächtig lachend:

„So? Die Allerhöchste Gräfin Wildenort ist Deine Freundin und an die will der Herr Pfarrer —“

„Herr Doctor, ich möcht' ein Wort allein mit Ihnen reden,“ unterbrach ihn Walpurga, „kommen Sie schnell.“

So viel hatte sie doch bei Hofe gelernt, daß man mit einer gewissen höflichen Entschiedenheit manches Unliebsame im Zügel halten und ablenken kann. Es lag eine gewisse Hoheit in der Art, wie sie nun dem Doctor sagte, sie dulde in ihrem Hause keine böse Nachrede über die Gräfin Irma; sie würde es ebenso nicht dulden, wenn Jemand in ihrem Hause etwas Schlimmes über den Doctor sage, und das sei gewiß ebenso erlogen, wie über die Gräfin; sie sei eben gespaßig und übermüthig, wie der Doctor, sie könnte sein Kamerad sein, aber grundbrav sei sie auch, gerade so wie er, und er solle ihr das nicht zu Leide thun, bös von ihr zu reden.

Der Doctor sah Walpurga staunend an. Als er in die Stube zurückkam, sagte er zu Hansei:

„Du hast eine Staatsfrau, auf die darf Jeder stolz sein, der mit ihr gut Freund ist.“

Walpurga ging nach der Kammer und schrieb:

„Meine herzgeliebte Gräfin!

Ich ergreife diese Gelegenheit, um Ihnen zu schreiben. Unser Herr Pfarrer reist nach der Stadt und will so gut sein und einen Brief an Sie mitnehmen und an Sie überbringen. Ich weiß nicht, was er sonst will. Und darauf können Sie sich verlassen, was er will, ist gut; er ist gar gut gegen mich, besonders seit ich aus der Fremde heim bin.

Nun möcht' ich Ihnen gern schreiben, wie es mir geht. Ich kann mir's von Gott nicht besser wünschen. Wenn man seinen Mann und seine Mutter und sein Kind hat und seine Arbeit, wir haben schon geheuet, aber nicht so bloß zum Spaß, wie dort bei uns auf der Wiese am Sommerschloß, wissen Sie noch?

Ach Gott! ich sag' bei uns, und wer weiß, ob noch Jemand im Schloß an mich denkt.

Ja Sie, meine gute Gräfin, gewiß, und mein Kind auch, ich meine den Prinzen, und die Königin und die Mamsell Kramer und der ihr Vater auch.

Ich bitte, grüßen Sie Alle von mir, auch den Leibarzt und den Baron Schöning und die Oberhofmeisterin, sie ist doch auch gut. Und wenn Sie zur Frau Gunther kommen, die auch. O, was ist das für eine Frau! Ich hab' sie leider Gottes erst am vorletzten Tag kennen gelernt; zu der sollten Sie jeden Tag gehen, so muß Ihre Mutter selig eine Frau gewesen sein. Und thun Sie mir den Gefallen und schreiben mir auch einmal, wie's meinem Prinzen geht; er hat Sie ja auch so gern. Und wenn Sie heirathen, zeigen Sie mir's an. Und wenn Gelegenheit ist, soll die Mamsell Kramer mir die schöne Kunkel schicken; es wäre doch schade, wenn sie droben auf dem Boden liegen bleibt.

Meinem Mann hat's gar leid gethan, daß er Sie an jenem Morgen nicht gesehen hat, und mir auch. Ich muß mir's ganz aus

dem Sinn schlagen, wie Sie damals ausgesehen haben; in Gedanken muß ich immer da drüber hinüber, wenn ich mir meine schöne Gräfin und gute Freundin vor Augen stellen will.

Und meine Mutter läßt Sie auch vielmal grüßen, sie hat Ihre Mutter auch noch gekannt und sagt: Wenn man der ins Gesicht gesehen hat, ist's gewesen, wie wenn man in die Sonne sieht.

Mein Kind hat sich im Anfang bocksteif gegen mich gemacht; Sie haben's ja am Prinzen gesehen, wie sich Kinder bocksteif machen können, wenn sie Jemand nicht lieb haben wollen. Aber jetzt bin ich mit meinem Kind ganz gut Freund, und das Beste ist doch auf der Welt, daß man ein Kind hat und seine Arbeit und sein bischen Vermögen. Ach, wenn man so mit seinem Kinde geht, da geht ein lebendiger Brunnen mit Einem spazieren, aus dem man jede Minute lauter Seligkeit trinken kann.

Es ist mir oft wie ein Traum, daß ich fortgewesen bin, aber es ist gut, daß es gewesen ist; ich könnt's nicht noch einmal, das spür' ich, und so wünsch' ich nur wohl zu leben.

Ich küsse das Papier, das Sie in die Hand nehmen werden.

Ihre gute Freundin

Walpurga Andermatten.

Nachschrift. Und neue Lieder singen sie jetzt hier auch, aber sie sind nicht schön. Ich hab' hier am Tag keine Zeit zum Singen, und wenn ich nicht Abends mein Kind einsingen könnte, käme ich gar nicht dazu.

Verzeihen Sie, daß ich so schlecht schreibe, aber ich habe schon harte Hände bekommen, und das Papier und die Tinte sind auch schlecht. Ja, so sagen alle schlechten Schreiber. Nochmals lebet wohl. Ich schreibe in Eile und der Herr Pfarrer wartet drin in der Stube, und der Doctor und seine Frau sind auch da; das sind gar gute Leute, und wenn's auch viele böse und schlechte Menschen giebt und neidische, sie thun sich selber den größten Schaden damit. Meine gute Gräfin! Sie können gar nicht wissen, was Sie uns Gutes gethan haben; es muß Ihnen noch gut dafür gehen, und ihren Kindern und Kindeskindern. Es ist soviel als gewiß, daß wir nicht hier bleiben, aber es ist ja Ein Himmel über der ganzen Welt. Und wenn Sie

zu Ihrem Vater kommen, grüßen Sie ihn auch von meiner Mutter, die hat ihm seine Wohlthat nicht vergessen, und Sie sind seine Tochter und haben das gute Herz von ihm und Ihrer Mutter. Ich wünsch' Ihnen nur, daß Sie auch noch so eine Mutter hätten wie ich, aber meine Mutter hat Recht: man soll sich nichts wünschen, was man nicht machen kann. Und ich meine, ich müßt' Ihnen noch recht viel schreiben, aber ich weiß jetzt nichts mehr und drin in der Stube rufen sie. Leben Sie wohl und tausendmal wohl und glücklich, und ich wünsch' Ihnen von Herzen alles Gute. O, wenn ich nur mit dem Brief bei Ihnen sein könnte. Aber ich bin gern daheim und will mein Lebenlang nicht mehr fort. Lebet wohl, all' ihr guten Menschen da draußen in der Welt."

Walpurga übergab den Brief und der Pfarrer ging bald davon. Er war nicht gern beim Doctor, der ein schlimmer Ketzer war. Als es Abend wurde, reiste auch der Doctor mit seiner Frau davon, und Walpurga hatte nicht wenig Stolz und Freude, daß alle Leute im Dorfe gesehen hatten, welchen Ehrenbesuch sie gehabt; dessen kann sich doch Keiner sonst rühmen.

Die Woche ging still vorüber. Hansei war mehrere Tage verreist. Er schloß den Kauf ab.

Das Pechmännlein hatte sich's als besondere Gunst ausgebeten, dabei sein zu dürfen, wenn das Geld für den Freihof ausgezahlt wird. Sein Gesicht flimmerte, als er das viele Gold sah, und als der Grubersepp fragte: Gefällt Dir das? da sagte er wie aus einem Traum erwachend:

„Ja, es ist wahr, ich hab's gar nicht geglaubt; in alten Geschichten hab' ich oft davon gehört, daß so viel Gold auf einem Haufen liegen kann. Der ganze Plunder ist doch nur ein paar Pfund schwer und dafür kriegt man jetzt den ganzen Freihof. Ja, ja, daran werd' ich noch in meinem Alter denken!"

Grubersepp lachte aus vollem Halse; das Männlein mit den grauen Haaren mußte sich noch gar jung vorkommen, da es von seinem zukünftigen Alter sprach.

Am Freitag kam der Pfarrer wieder. Er hatte die Gräfin Irma

nicht getroffen, sie war mit dem Hofe in ein Bad gereist. Den Brief hatte er im Schloß gelassen; er sollte ihr nachgeschickt werden.

Zwölftes Capitel.

Der Wetterhahn dreht sich wieder und steht auf gut Wetter, kaum leise, zerstreute Wölkchen sind am Himmel.

Und so ist es auch wieder in den Gemüthern der Menschen. Der Hansei, hieß es im Dorf, hat den Freihof drüben über dem See gekauft und blank ausbezahlt. Wer das kann, wie kann man dem noch bös sein? Nein, schändlich ist's vom Gemswirth, daß er so einen Mann und so eine Frau wie die Walpurga aus dem Ort treibt; die waren ja eine Ehre für Alle, davon gar nicht zu reden, was man für Nutzen davon hat, wenn so reiche und gute Menschen im Ort sind, und gar solche, die selber arm gewesen sind und wissen, wie es den Armen zu Muthe ist.

Nun wurden Hansei und Walpurga überall freundlich begrüßt, und Jedes sagte, daß mit ihrem Weggange ein Stück von ihrem Herzen mitgenommen würde.

Der Haupträdelsführer vom Musiksonntage, der Hansei hatte einen Possen spielen wollen, kam jetzt und wollte sich bei ihm als Knecht verdingen. Hansei erwiderte, daß er vorerst die Knechte behalte, die auf dem Hofe seien, er brauche zum Anfang Leute, die mit der Gegend drüben und den Aeckern bekannt seien; er gab aber guten Trost für die Zukunft.

Hansei mußte oft hin- und herfahren. Es gab viel gerichtlich zu ordnen, und außerdem übernahm er auch noch einen alten Auszügler, der ein Leibgedingrecht auf dem Hof hatte und sich nicht mit Geld abfinden und aus dem Haus entfernen lassen wollte.

„Und wißt ihr," sagte Hansei einmal, „wer mir viel geholfen hat? Das haben wir ja ganz vergessen gehabt: da droben an der Grenze, drei Stunden vom Freihof, wohnt ja die Stasi, und ihr Mann ist Unterförster; der hat mir den Wald gezeigt, und Recht hat er, da lassen sich Wege hineinschlagen und Langholz herunterbringen. Willst

Du nicht auch einmal mit und unsere neue Heimath anschauen?" fragte er seine Frau.

„Ich warte, bis wir dort bleiben. Wo Du mich hinbringst, ist mir's recht, wir sind ja bei einander und von dem Glück meiner Mutter kannst Du Dir gar keine Vorstellung machen."

Die Großmutter, die sonst gar nicht ans Sterben dachte, klagte jetzt oft, sie werde es nicht erleben, daß sie mit hinüberziehen könnte auf den Freihof, als Mutter der Bäuerin, wo sie Magd gewesen. Tagelang erzählte sie Walpurga von den schönen Aepfelbäumen, die in dem großen Garten sind, und von dem Bach, der ein Wasser hat, daß man gar keine Seife braucht und die Wäsche wird schneeweiß, und wie gut da die Menschen sind; und dann ermahnte sie die Walpurga jetzt schon, ja die Gaben recht zu geben, die sich für die Freihofbäuerin schicken; sie sagte ihr Alles genau, damit es geordnet sei, wenn sie doch vorher sterben müßte. Den alten Auszügler kannte sie auch, er war sogar etwas verwandt mit ihr, aber sehr weitläufig, den müsse man ja recht gut halten, das bringe Segen ins Haus.

Tage und Wochen vergingen, die Zeit der Abreise rückte immer näher.

Schon lange hatte Walpurga mancherlei Geschirr und Kleider eingepackt, sie mußte sie aber wieder holen, da man sie noch brauchte. Je näher die Zeit der Abreise kam, um so freundlicher wurden die Menschen, und Walpurga klagte der Mutter:

„Es geht mir jetzt bei der Abreise von hier wie damals vom Schloß; ich hab' doch immer das Verlangen gehabt, fortzukommen, und wie die Zeit dagewesen, war mir's doch wieder bang."

„Ja, Kind," tröstete die Mutter, „so wird es auch gehen, wenn Du einmal aus der Welt fort mußt. Wie oft möchte man fort, aber wenn's darauf ankommt, da geht man doch nicht gern. O Kind, ich mein', die ganze Welt redet zu mir und ich versteh' Alles. Wenn man Abschied nehmen muß, da ist Alles am besten, und die Menschen besonders, und so wird's auch sein, wenn man vom Leben Abschied nimmt und man versteht erst recht, wie schön es doch gewesen ist und wie viele gute Herzen zurückbleiben."

Die beiden Frauen allein konnten sich miteinander ausreden.

Hansei's wurde man keine ruhige Stunde mehr habhaft. Er saß viel beim Grubersepp, ging mit ihm über Feld und ließ sich in Allem unterrichten.

Eines Abends wurde Hansei abgerufen, er solle zum Grubersepp kommen, aber schnell. Er eilte fort und kam lange nicht heim. Walpurga und die Mutter blieben wach — sie waren begierig, zu wissen, was vorging. Endlich, es war fast Mitternacht, kam er an, und Walpurga fragte: „Was ist denn?"

„Der Grubersepp hat ein Hengstfüllen kriegt!"

Walpurga und die Mutter lachten und konnten gar nicht wieder aufhören.

„Was ist da zu lachen?" fragte Hansei fast ärgerlich, „und noch dazu ist das Zeichen da, daß es ein Schimmel wird."

Das Gelächter erneute sich und Hansei schaute sonderbar drein. Er erzählte mit Ernst, daß ihn der Grubersepp hätte holen lassen, damit er das lerne und er wollte seine neueste Erfahrung berichten, daß nie ein Füllen weiß geboren wird; aber er besann sich noch zur Zeit: man muß den Weibern nicht Alles erzählen, sie verfallen in so ein dummes Gelächter, und ein großer Bauer muß auch stolz gegen die Weiber sein. Das will er sich merken. Der Grubersepp ist auch stolz gegen das Weibervolk.

Es kamen Anträge, Hansei sein Häuschen abzukaufen, und er wurde immer bös, wenn man die G'stadelhütte eine baufällige alte Baracke schimpfte. Er schaute immer darauf, wie wenn er sagen wollte: „Nimm's nicht übel, du braves Haus, die Leute schimpfen nur, damit sie dich billig kriegen." Hansei war zäh, er wollte sein Heim nicht um einen Groschen billiger hergeben, als es werth ist, und dazu hatte er seine Fischgerechtigkeit, die auch was werth war. Der Grubersepp übernahm endlich das Haus für einen Knecht, der zum Herbst heirathen und den er darauf setzen wollte.

Alles war gut, Alles war freundlich im Dorf, ja doppelt, weil man jetzt davonging, und Hansei sagte:

„Es thut mir weh, daß ich einen Feind hinterlassen muß; ich möcht' mich gern mit dem Gemswirth aussöhnen."

Walpurga stimmte zu und sagte, sie gehe auch mit, sie sei ja eigent-

lich schuld, und wenn der Gemswirth schimpfen wolle, solle er auch sie ausschimpfen.

Hansei wollte seine Frau nicht mitgehen lassen, aber sie bestand darauf.

Es war am letzten Abend zu Ende August, da gingen sie miteinander das Dorf hinauf. Das Herz pochte ihnen, als sie gegen das Wirthshaus kamen. Es war kein Licht in der Stube; sie tappten im Vorplatz hin und her, kein Mensch ließ sich sehen und hören, nur Dächsel und Mächsel machten einen Heidenlärm. Hansei rief

„Ist Niemand daheim?"

„Nein, es ist Niemand daheim," sagte eine Stimme aus der dunkeln Stube.

So saget dem Gemswirth, wenn er heimkommt, der Hansei und seine Frau seien dagewesen, und sie hätten ihn bitten wollen, er solle ihnen verzeihen, wenn sie ihm was zu Leid gethan, und sie verzeihen ihm auch und wünschen ihm alles Gute."

„Ist recht, will's ausrichten," sagte die Stimme und schlug die Thür wieder zu, und Dächsel und Mächsel bellten wieder.

Hansei und Walpurga gingen heimwärts.

„Weißt, wer das gewesen ist?" fragte Hansei.

„Ja freilich, der Gemswirth selber."

„Gut, so ist's geschehen, weiter können wir nicht."

Schwer wurde der Abschied von Allem im Dorfe. Jetzt läutete es zur Nacht mit der schönen Glocke die sie gehört hatten von ihrer Kindheit an zu jeder Stunde; sie redeten kein Wort von der Trauer des Abschiedes, nur Hansei sagte endlich:

„Unser Heimathsort liegt nicht außer der Welt, wir können noch oft hierher kommen."

Als sie nach ihrem Hause kamen, war fast das ganze Dorf versammelt, um ihnen Lebewohl zu sagen, aber Jedes setzte noch hinzu: „Ich sehe Dich morgen früh noch."

Auch der Grubersepp kam noch einmal. Er war gewiß schon stolz genug, jetzt aber war er's doppelt, denn er hatte einen Andern zum rechten Mann gemacht, ihm wenigstens dabei geholfen. Er war nun weder zärtlich noch empfindsam; er faßte vielmehr seine ganze

Lebensweisheit in ein paar Sätze zusammen, die er sehr unvermittelt vorbrachte.

„Ich hab' Dir nur noch sagen wollen," begann er, „Du wirst jetzt viele Knechte bekommen; glaube mir, die besten sind nichts nutz, aber es läßt sich was draus machen; wer Knechte haben will, die gut mähen, muß selber gut vormähen. Und vergeßt nicht: Ihr seid so schnell zu dem Reichthum gekommen, und was schnell gekommen ist, kann auch schnell wieder gehen; haltet fest, sonst wird's bös!"

Er spendete noch manche praktische Lehre, und Hansei gab ihm das Geleite bis an sein Haus. Mit einem stillen Händedruck verabschiedeten sie sich.

Im Hause war es so leer, denn ein großer Theil Kisten und Kasten war schon vorausgeschickt auf einem Kahn über den See. Drüben warteten morgen zwei Gespanne vom Freihof.

„So legen wir uns heut also zum letztenmal hier schlafen," sagte die Mutter, aber Keines wollte zu Bett gehen, obgleich sie so müde waren von der Arbeit und Herzensrührung. Endlich mußte es doch sein. Aber sie schliefen Alle nur wenig.

Am Morgen war man früh bei der Hand. Man zog die besten Kleider an, und sofort wurden die Betten zusammengerafft und in den Kahn getragen. Die Mutter machte das letzte Feuer auf dem Herd, die Kühe wurden herausgeführt und in den Kahn gebracht, auch die Hühner wurden in einer Steige mitgenommen und der Hund lief bei Allem hin und her.

Die Zeit zum Aufbrechen war da.

Die Mutter sprach ein Gebet, dann rief sie Alle in die Küche. Sie schöpfte mit dem Schapf Wasser aus dem Kübel und schüttete es in das Feuer mit den Worten: „Alles Böse und Ueble soll verschüttet und ausgelöscht sein, und wer nach uns da Feuer anzündet, soll lauter Gesundheit drin finden."

Auch Hansei, Walpurga und Gundel mußten Jedes ein Schapf voll Wasser ins Feuer schütten, und selbst dem Kinde führte die Großmutter die Hand dazu.

Nachdem Alle, ohne ein Wort zu sprechen, diese Weihehandlung vollzogen hatten, betete die Großmutter:

„So nimm du, unser Herrgott, von uns alles Herzweh und alles Heimweh und alle Gebresten, und gieb uns Gesundheit und eine glückliche Urständ da, wo wir wieder Feuer anzünden.“

Sie ging mit dem Kinde voraus über die Schwelle; sie hielt dem Kinde die Augen zu und rief den Anderen laut zu:

„Schaut Euch nicht mehr um, wenn Ihr herausgeht!“

„Halt' noch ein wenig still,“ sagte Hansei zu Walpurga, die allein bei ihm war. „Schau, Walpurga, ehe wir zum letztenmal da über die Schwelle gehen, muß ich Dir noch was sagen. Das muß heraus. Ich möcht' ein rechter Mann sein und nichts mehr dahinter. Ich muß Dir das sagen. So ist's. Walpurga, wie Du fortgewesen bist und die schwarze Esther war droben, da bin ich einmal drauf und dran gewesen, ein schlechter, ungetreuer Mensch zu werden... Ich bin's gottlob nicht geworden, aber es plagt mich, daß ich's doch einmal hab' werden wollen. Jetzt, Walpurga, verzeih' mir, und Gott wird mir auch verzeihen. So, jetzt hab' ich Dir's gesagt und jetzt hab' ich nichts mehr, und wenn ich den Augenblick vor Gott hintrete, ich weiß nichts mehr.“

Walpurga umarmte ihn schluchzend und sagte: „Du bist mein guter Mann.“ Dann schritten sie zum letztenmal über die Schwelle.

Im Garten blieb Hansei stehen, schaute zu dem Kirschbaum auf und sagte:

„Du bleibst also da? Willst nicht mit? Wir sind doch allzeit gute Freunde gewesen und manche Stunde bei einander. Aber wart', ich nehm' Dich doch mit,“ rief er freudig, „in meiner neuen Heimath pflanz' ich Dich ein!“

Er grub einen Schößling, der als Wurzelbrut ganz unten am Stamm hervorsproßte, vorsichtig aus, steckte den Schößling unter die Hutschnur und ging hinab zu seiner Frau an den Kahn.

Von der Anlände am Seeufer her erscholl helle Musik von Geigen, Clarinetten und Trompeten.

Dreizehntes Capitel.

Hansei eilte nach der Anlände. Da stand das ganze Dorf und dabei die vollzählige Musikbande. Der Sohn des Schneider Schneck, der bei der Taufe des Kronprinzen unter den Cürassieren gestanden, befehligte und ordnete die Abschiedsfeier. Der Schneider Schneck, der seine Baßgeige strich, sah Hansei zuerst herankommen, und rief mitten in die Musik hinein:

„Der Freihofbauer Hansei und seine Herzallerliebste sollen leben — Hoch und dreimal Hoch!"

Alles rief Hoch! und Hoch! in den erwachenden Tag hin. Die Musik blies einen Tusch und Böllerschüsse wurden gelöst, die dröhnend von den Bergen wiedertönten.

Der große Kahn, in dem sich schon der Hausrath, die beiden Kühe und die Hühner befanden, war mit Kränzen aus Tannen- und Eichenzweigen geschmückt; mitten im Kahn stand Walpurga und hielt mit beiden Händen ihr Kind hoch über sich und ließ es hineinschauen in die Freundeszahl und in den morgenglühenden See.

„Einen schönen Gruß von meinem Meister," sagte ein Knecht des Gruberſepp, der ein schneeweißes Füllen am Halfter führte, „und das schickt er Euch zum Angedenken."

Der Grubersepp war nicht unter den Versammelten, er liebte den Lärm nicht, er blieb eine einsame, in sich lebende Natur; aber er schickte doch etwas, das nicht nur an Geldeswerth von Belang war, sondern auch das ehrenvollste Erinnerungszeichen, denn ein Füllen schenkt der Großbauer seinem davonziehenden jüngeren Bruder. Hansei erschien jetzt vor der ganzen Welt, das heißt vor dem ganzen Dorfe, als der jüngere Bruder des Grubersepp.

Die kleine Burgei im Schiff jauchzte hell auf, als sie das schneeweiße Füllen sah, das in den Kahn gebracht wurde; das Kind und das Füllen sahen einander groß an.

Der sechsjährige Gruberwaldl stand neben dem Schimmelfüllen und streichelte es immer und sagte ihm leise Worte, die Niemand hörte, und das Füllen wieherte in den jungen Tag hinein.

„Willst mit auf den Freihof und mein Knecht sein?“ fragte Hansei den Gruberwaldl.

„Ja, wenn Ihr mich mitnehmt, rechtschaffen gern.“

„Schau', was das ein Bub' ist,“ sagte Hansei zu seiner Frau. „Ja, ein Bub'.“

Walpurga antwortete nicht und machte sich mit dem Kinde zu schaffen.

Hansei reichte allen die Hand zum Lebewohl, seine Hand zitterte; er vergaß aber doch nicht, in die Tasche zu greifen und der Musikbande zwei Kronenthaler zu geben.

Endlich stieg er ein und rief:

„Ich dank' euch, ihr Gefreundeten alle! Vergesset unsrer nicht, wir wir eurer nicht vergessen. Lebet wohl und gesund! Behüt' euch Gott mit einander!“

Walpurga und die Mutter weinten.

„Nun voran in Gottes Namen!“ hieß es; die Ketten wurden gelöst, der Kahn stieß ab. Nochmals erscholl helle Musik, Jauchzen, Jodeln und Böllerknallen vom Ufer her, dann glitt der Kahn still über den See. — Die Sonne brach in voller Pracht hervor.

Die Großmutter saß da und faltete die Hände, Alle waren still. So fuhr man lange dahin. Nur das Schimmelfüllen wieherte nochmals der Heimath zu.

Walpurga war es, die zuerst das Schweigen unterbrach.

„Du guter Gott, wenn nur die Menschen einander im Leben halb so viel Liebe erzeigten, wie sie einem anthun, wenn man gestorben ist oder auswandert,“ sagte sie.

Die Mutter, die noch mitten in einem Gebet war, schüttelte den Kopf; sie endete aber schnell ihr Gebet, dann fiel sie ein: „Das kann man gar nicht verlangen. So im Alltag will sich's nicht geben, das Herz in die Hand zu nehmen; aber ich hab' Dir's immer gesagt, halte das fest: die Menschen sind doch gut, wenn auch manche schlechte darunter sind.“

Hansei schaute auf seine Frau, die so vielerlei Gedanken auf Alles hat; das kommt doch davon, weil sie in der Fremde gewesen. Aber auch ihm war das Herz voll, freilich ganz anders; er sagte:

„Ich kann mir gar nicht denken," er athmete tief auf und steckte die Pfeife wieder ein, die er eben hatte anzünden wollen — „ich kann mir gar nicht denken, wo all' die Jahre hin sind, die ich da verlebt habe und was ich alles durchgemacht habe. Schau', Walpurga, da drüben geht der Weg nach meinem Heim. Ich kenne jede Höhe und jede Sunke. Dort liegt meine Mutter begraben. Und schau', da drüben der Berg, da stehen die Kiefern, der Berg war ganz kahl, die Bergschinder haben ihn abgeholzt zu Franzosenzeiten, und wie stämmig sind jetzt die Bäume, die meisten davon hab' ich gepflanzt. Ich war ein kleiner Bub' von elf, zwölf Jahren, da hat mich der Förster gedingt; er hat überall Boden hinbringen lassen und Moos an die Schrofen, und da hab' ich im Frühjahr von Morgen sechs bis Abends sieben Uhr die Pflänzlinge eingesetzt; meine linke Hand ist mir fast erfroren, in einem Kübel hab' ich immer nassen Lehm haben müssen, um den an die Wurzeln zu thun, gering an Kleidern bin ich auch gewesen, und nichts als ein Stück Brod den ganzen Tag, und so am Morgen bis ins Mark hinein gefroren, am Mittag fast verbraten von der Sonnenhitze an den Felsen — das war hart. Ja, ich hab' eine harte Jugend gehabt, es hat mir gottlob nichts geschadet; aber vergessen will ich's nicht, und rechtschaffen arbeiten wollen wir und den Armen geben, was wir können. Ich hätt's nie geglaubt, daß ich einmal einen einzigen Baum, und eine Handbreit Erde mein eigen nennen könnt', und jetzt hat mir Gott so viel gegeben. Wir wollen's verdienen."

Hansei blinzelte mit den Augen, es stach ihn etwas drin, er drückte den Hut tiefer in die Stirn; jetzt, wo er sich auswurzelte, ging es ihm durch den Sinn, wie vielfach eingewachsen in der Gegend er war durch seiner Hände Arbeit und durch Gewohnheit; er hatte wohl manchen Baum umgehauen, aber er wußte auch, wie schwer er ausgestockt wird.

Das Füllen ward unbändig. Der Gruberwaldl, der mitgefahren war, um es zu halten, war nicht stark genug; ein Schiffer mußte ihm beispringen, um zu helfen.

„Bleib' bei dem Füllen," rief Hansei, „ich nehme das Ruder."

„Und ich auch," rief Walpurga, „wer weiß, wann ich wieder

dazu komme. O, wie oft bin ich da über den See gefahren, allein, mit Dir und mit meinem Vater selig.

Hansei und Walpurga saßen nebeneinander und führten die Ruder in gleichem Tact; es war Beiden wohl, daß sie etwas zu thun hatten, um die innere Herzbewegung auszuarbeiten.

„Es wird mir bang sein nach dem Wasser," sagte Walpurga. „Ohne den See kommt mir das Leben so trocken vor. Ich hab's in der Stadt gespürt."

Hansei antwortete nicht.

„Auf der Sommerburg ist auch ein Teich, und da schwimmen Schwäne d'rauf herum," sagte sie wieder, und erhielt noch immer keine Antwort. Sie schaute um, es stieg ein Arges in ihrer Seele auf: Dort im Schlosse, wenn sie etwas sagte, wurde es stets beachtet. In wehmüthigem Tone klagte sie:

„Es wäre doch besser gewesen, wenn wir im Frühjahr aufgezogen wären, da wächst man besser ein."

„Mag sein," erwiderte Hansei endlich, „aber ich muß jetzt im Winter Holz schlagen. Walpurga, wir wollen einander das Leben leicht machen und nicht schwer. Ich krieg' meine Last und kann nicht noch Dich dazu tragen mit Deinen Schloßgedanken."

Walpurga fuhr auf: „Ich will den Ring da, den mir die Königin geschenkt hat, in den See werfen, zum Zeichen, daß ich gar nicht mehr ans Schloß denke."

„Das ist nicht nöthig, der Ring ist ein schönes Geld werth und ist auch ein ehrsames Andenken. Du mußt das auch so können."

„Ja, bleib' Du nur so getreu und stark."

Die Mutter stand plötzlich aufrecht ihnen gegenüber, in ihr Antlitz trat ein seltsamer Glanz und sie sagte:

„Kinder, haltet das Glück fest, daß Ihr so seid. Ihr seid miteinander durch Feuer und Wasser gegangen, denn Feuer ist gewesen, wie Ihr in lauter Freude und Liebe waret und die Menschen mit Euch so gut und freundlich; und durchs Wasser seid Ihr gegangen, wie es Euch am Herzen genagt, daß die Menschen so bös; da ist Euch das Wasser bis an den Hals gegangen und Ihr seid nicht ertrunken. Jetzt seid Ihr über Alles hinaus und wenn ich einmal sterbe, so

weinet nicht; was ein Mutterherz von Glück bekommen kann auf der Welt, ich hab's gehabt durch Euch."

Sie kniete nieder, schöpfte mit der Hand Wasser aus dem See und spritzte davon Hansei und Walpurga ins Gesicht.

Hansei und Walpurga ruderten still weiter und sprachen kein Wort mehr. Die Mutter aber legte ihr Haupt auf ein zusammengebundenes Bett und schloß die Augen. Ein wunderbarer Ausdruck lag auf ihrem Gesicht. Nach einer Weile öffnete sie die Augen wieder, schaute strahlenden Blickes auf die Beiden und sagte:

„Singet! seid lustig! Singet das Lied, das der Vater und ich so oft mit einander gesungen. Den einen Vers, den guten."

Hansei und Walpurga führten die Ruder und sangen dabei:

Wir beide sein verbunden
Und fest geknüpfet ein,
Glückselig sein die Stunden,
Wann wir beisammen sein.

Sie wiederholten den Vers oft und oft, und zwischen drein jauchzte das Kind und wieherte das schneeweiße Füllen.

Gesang und Jauchzen wurden plötzlich unterbrochen, denn ein junger Schiffer schrie:

„Da schwimmt etwas! Es ist ein Mensch! Jetzt ist der Kopf oben, jetzt, seht Ihr's dort? Da sind die langen kohlschwarzen Haare, die auf dem Wasser schwimmen; da hat sich Jemand ertränkt oder ist verunglückt!"

Alle im Schiff sahen auf den Punkt hin, es wogte auf und nieder, es schien ein Menschenantlitz zu sein, das manchmal emportauchte und wieder untersank. Alle waren starr und Hansei rieb sich die Augen: War's Einbildung, war's Wirklichkeit? Er glaubte das Gesicht der schwarzen Esther erkannt zu haben, wie es sich einmal emporhob und wieder untertauchte im Wasser. — Es schwamm weiter und weiter und jetzt sank es unter und man sah nichts mehr.

„Es ist nichts," meinte Walpurga, „es ist nichts; wir wollen unsere Freude nicht verderben lassen, unser Glück nicht."

„Du bist ein einfältiger Bursch," schalt der alte Schiffer den Gefährten. „Es ist nichts als ein todter Rabe oder ein anderer Vogel gewesen, der auf dem Wasser geschwommen ist. Wer wird denn gleich so etwas sagen?" setzte er leise hinzu. „Wenn wir jetzt ein schlechtes Trinkgeld kriegen, bist Du schuld. In der hellen Glückseligkeit, in der die da sind, hätten wir wenigstens einen harten Thaler gekriegt. Siehst Du, wie jetzt der Hansei in seinem Geldbeutel wühlt? Er sucht nach kleiner Münze; daran bist Du schuld!"

Hansei hatte in der That, ohne daß er wußte warum, seinen Geldbeutel herausgezogen und suchte darin. Er war so verwirrt von dem, was er gesehen hatte... es ist doch Wahrheit gewesen... aber es kann doch nicht recht sein... gerade jetzt, heut, wo Alles vergeben ist und vorbei, und ich hab' doch nicht gesündigt. —

Um seine Besinnung wieder zu finden, zählte er mehrere Geldstücke zusammen. Das brachte ihn wieder zurecht; er kann zählen, jetzt ist er wieder bei Besinnung. Er hatte das Ruder wieder abgegeben, und machte sogar mit Kreide eine Rechnung auf der Sitzbank, die er aber schnell wieder verlöschte.

„Da ist das andere Ufer!" rief er aufschauend und that seinen Hut ab. „Jetzt sind wir bald drüben! Ich sehe schon die Wagen und die Rosse und den Ohm Peter; ich sehe schon unsern blauen Schrank."

„Himmel!" rief Walpurga und das Ruder in ihrer Hand blieb unbewegt. „Himmel, wer ist denn das dort... die Gestalt? Ich kann darauf schwören, daß ich in dem Augenblick während dem Singen daran gedacht hab', wenn nur meine gute Gräfin Irma uns so auf dem Kahn bei einander sehen könnte! Die wäre glücklich, wenn sie das sähe. Und jetzt ist's mir gewesen, wie wenn — —"

„Ich bin froh," unterbrach sie Hansei, „daß wir an Land kommen; wir werden sonst noch Alle ganz wirbelsinnig."

Weit am entfernten Ufer rannte eine Gestalt umher, auf und ab. Die Gestalt, in wallendes Gewand gehüllt, zuckte plötzlich zusammen, als ein Windstoß einen vollen Musikklang hinübertrug; sie sank nieder und kauerte am Ufer. Jetzt, da das Lied erschollen, richtete sich die Gestalt wieder auf, floh und duckte unter im Röhricht.

„Hast Du nichts gesehen?“ fragte Walpurga nochmals.

„Ja freilich — wenn's nicht Tag wäre und wenn's nicht Aberglaube wäre, möcht' ich denken, es sei die Seejungfrau.“

Der Kahn landete. Walpurga sprang zuerst heraus; sie eilte nach dem Röhricht, fort von den Ihrigen, und dort hinter den Weiden sank ihr die Gestalt um den Hals und brach zusammen....

Auf der Höhe.

Roman in acht Büchern

von

Berthold Auerbach.

Siebente Auflage.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1868.

Fünftes Buch.

Erstes Capitel.

Es war im Spätsommer, als der Hof aus dem Seebad zurückkehrte.

Als erste Regierungshandlung mußte der König jetzt den Erlaß unterzeichnen, mit welchem das Ministerium Schnabelsdorf das widerspenstige Abgeordnetenhaus auflöste und Neuwahlen anordnete.

Der König war mißmuthig, denn er mußte eine Folgehandlung vollziehen, die ihn jetzt überraschte. Er war so froh belebt aus dem Bade zurückgekehrt und nun kam der Staat mit seinen Ansprüchen, wie ein unbefriedigter Gläubiger.

Der König freute sich der Zufriedenheit und allgemeinen Zustimmung seines Volkes, aber diese Zustimmung sollte eine selbstverständliche sein; jetzt wurde eine große Frage an das Land gerichtet und es war zweifelhaft, wie die Antwort lauten würde.

Die ausgiebige Unterhaltungskunst Schnabelsdorfs, ja die geschickte Betonung des Heroischen im Grundcharakter des Königs begegnete nur hoher Mißlaune.

Im ga zen Lande war große Bewegung. Man merkte indeß am Hofe wenig davon; die Herbstmanöver hatten begonnen und auf die nächsten Tage, nachdem der Hof noch einmal auf die Sommerburg übergesiedelt, war die Jagd im Hochgebirge angesetzt.

Der König bethätigte eine ungewöhnlich lebhafte Theilnahme an den Manövern. Die Fügsamkeit der geschlossenen Massen und ihre exakte Lenkung bildete einen haltvollen Gegensatz zu einer gewissen Zerfahrenheit und Auflösung im Lande. Man war aber natürlich

weit entfernt, nur an die Möglichkeit zu denken, diese Gegensätze thatsächlich einander gegenüber zu stellen.

In den Hofgesellschaften zeigte der König stets eine ausnehmend gute Laune; er hielt es für Pflicht, gerade bei innerm Mißmuth äußerlich um so zuversichtlicher und heiterer sich darzugeben und den gefälligen Schein zu wahren; die von Jugend an geübte Gewöhnung, sich immer in würdiger Haltung darzustellen, im Bewußtsein, stets beobachtet zu werden; die Rücksicht auf die Ansprüche einer vielgegliederten Umgebung und demgemäß nach allen Seiten hin angemessene Reden zu spenden; vor allem aber die Kunst des Ignorirens, die von Andern inne gehalten und daher auch selbst geübt werden muß, dazu das selbständige Kraftgefühl des Königs — Alles das ließ an ihm keine Spur des Mißmuthes erkennen. Er war immer voll heiteren Antheils, zumal wenn Irma zugegen. Sie vor Allem durfte kein Schwanken seines Naturells bemerken, denn sie hätte das anders deuten müssen. Es war Pflicht, bei jeder Begegnung jene gehobene Stimmung zu bewähren, die keinen Zwiespalt kennt und daraus Berechtigung und Sicherheit nimmt, sich über das Gesetz zu stellen. Und doch empfand der König jetzt zum Erstenmal die Unzuträglichkeit, im persönlichen Leben von einer Leidenschaft bewegt zu sein, während eine große, noch dazu mit Gegenkampf erfüllte Aufgabe die volle Manneskraft erheischt.

Auch Irma war von der Frische der Meereswellen neu belebt in die Residenz zurückgekehrt. Sie war schöner als je, wurde aber selten am Hofe gesehen, denn sie hielt sich viel bei Arabella auf.

Am Tage, nachdem Arabella eines Knaben genesen, kam Irma mit dem Leibarzt aus dem Hause Brunos.

„Diese ewige Kinderstube wird mir nachgerade zuwider,“ wollte Irma sagen, aber sie hielt es zurück.

Der Leibarzt ging schweigend neben ihr die teppichbelegte Treppe hinab. Seine Mienen waren ernst. Er war schon so lang in der großen Welt, aber immer noch verletzte es ihn wie eine grelle Dissonanz, daß Menschen wie Bruno, die, wie der beschönigende Ausdruck sagt, stark gelebt haben, auch noch des Vaterglückes theilhaftig werden sollen. Der Leibarzt hielt den Elfenbeingriff seines Stockes

an den Mund gedrückt, als wollte er damit seinem inneren Denken verbieten, zu Worte zu kommen. Schweigend setzte er sich mit Irma in den Wagen. Sie fuhren nach dem Schlosse.

„Meine Schwägerin Arabella hat mich mit einer schweren Aufgabe belastet," sagte Irma.

Gunther fragte nicht, worin diese Aufgabe bestehe; Irma mußte von selbst fortfahren:

„Ich habe ihr versprechen müssen, unserm Vater sogleich die Geburt des Enkelsohnes anzuzeigen. Sie wissen, er ist mit Bruno gänzlich zerfallen. Stünden Sie noch in der alten innigen Freundschaft mit meinem Vater, Sie wären der beste Vermittler."

„Ich kann nichts thun," entgegnete endlich Gunther kurzab. Er war auffällig zurückhaltend gegen Irma. Sie fühlte das und durfte doch nicht mehr die volle rückhaltlose Ehrlichkeit von Befreundeten verlangen; wollte sie nicht mit allen Menschen brechen, die sie hochachtete, so mußte sie ein äußeres höfliches Vernehmen mit ihnen erhalten.

„Ich glaube, daß Bruno nun seine edlere Natur fassen wird," sagte Irma. Sie zwang sich zum Sprechen und zitterte in dem Gedanken, daß der Mann neben ihr sie plötzlich fragen könnte: Wie hast denn du deine edlere Natur gefaßt?

Der Wagen hielt am Schlosse, Irma stieg aus, Gunther fuhr nach seinem Hause.

In ihrem Zimmer preßte Irma beide Hände auf die Brust, in ihr wogte stürmisches Denken. Muß ich bei Jedem betteln, daß er mir stillschweigend freundlich sei und mich gerecht erkenne? Wer einmal die Weltordnung verachtet und sich darüber hinausgeschwungen, der sollte nicht weiterleben ...

Sie raffte sich gewaltsam auf und begann den Brief an den Vater. Sie klagte, daß er sie ganz ohne Nachricht lasse, erzählte von Arabella, von Brunos hausväterlicher Gesetztheit, und gab endlich die Kunde von der Geburt des Enkels. Arabella bitte um einige Worte des Großvaters, er würde sie damit glücklich machen.

Der Brief wurde Irma schwer. Sonst folgte ihre Feder so willig jedem Ausdruck ihrer Seele, heute war Alles so stockig. Sie lehnte

sich im Sessel zurück und nahm einen Brief auf, den sie hier vorgefunden, es war der von Walpurga; sie lächelte, als sie ihn wieder las, sie empfand das Glück, einem Menschenkinde Gutes gethan zu haben, und in der Ferne treu von ihm gehegt zu werden.

Das Kammermädchen meldete den Jockey Brunos. Irma ließ ihn hereinkommen. Er wiederholte den Wunsch seiner Herrin, daß die gnädige Gräfin den versprochenen Brief sofort abschicke; er sei beauftragt, ihn selber zur Post zu bringen. Irma siegelte und übergab den Brief.

An der Ecke des Schloßplatzes wartete Bruno, auf seinem Gig sitzend. Der Jockey kam, übergab ihm den Brief, und Bruno steckte ihn in die Tasche. Er fuhr nach der Post und that dort eigenhändig einen Brief in den Schalter, der aber an eine Dame gerichtet war; den Brief an den Vater behielt er für sich. Er wollte durchaus keine Demüthigung, auch durch die Schwester und die Gattin nicht.

In dem Briefschalter aber, in den jetzt Bruno das feinduftige Billet schob, lagen Briefe an den alten Eberhard, die Bruno nicht zurückhalten konnte.

Zweites Capitel.

Am selben Morgen, da ihm der erste Enkel geboren worden, kam Graf Eberhard mit frohem Herzen von einem Feldgang zurück. Man begann heute die erste Ernte auf einer weiten muldenförmigen Landstrecke, die ehedem ein Sumpf gewesen war. Mit großer Umsicht hatte Eberhard das wüste Land trocken gelegt und nun war hier eine Frucht ohne gleichen gediehen; schon der Anblick der reifen Saat, die in lichten Wellen wogte, erquickte ihn jetzt mit dem edelsten Genusse, und er dachte hinaus in ferne Zeiten, wo für kommende Geschlechter aus einem von ihm urbar gemachten Stück Land Nahrung sprießt.

Er hatte nicht das Verlangen, einem andern Menschen sein Glück mitzutheilen; er hatte sich seit Jahren gewöhnt, in sich allein zu leben. Er hatte gegen sein Kind die Schwere seines Lebens, den einzigen Vorwurf, den er sich zu machen hatte, bekannt; vor sich selbst aber empfand er eine Ruhe, wie sie nur die Einsamkeit bietet. Im klaren

Denken glaubte er alle Leidenschaftlichkeit besiegt zu haben; er folgte stets dem in ihm ruhenden Naturgesetz, und hatte Niemand, dem gegenüber er es unterdrücken mußte. Er hatte treulich an seiner Selbstvollendung gearbeitet und war aus der Sphäre der Versuchungen, aber auch aus der der gesellschaftlichen Bethätigung ausgetreten.

Aus der Arbeit in Feld und Wald versetzte er sich stets wieder in den Kreis abgeschiedener, in sich selbst ruhender Geister und fühlte sich eins mit ihnen.

Jetzt kehrte er vom Feld zurück und war bereit in seiner Bibliothek sich mit einem Geiste zu einen, der schon lange dem Athem und der Nahrung entrückt war. Sein Gang war ruhig; es drängte ihn zu nichts hastig, er konnte die Empfindung still in sich fortsetzen oder sie ablenken lassen von einer Seele, die in ganz anderer Sphäre lebte; das Dasein hatte für ihn einen doppelten Boden, und doch war kein gewaltsamer Schritt oder Sprung von dem einen zum andern.

Ein kleines Buch, das die Aufschrift „Selbsterlösung" trug, sollte von dieser Stunde ein Denkzeichen erhalten; die Worte sprachen sich ihm schon in der Seele.

Er kam ins Herrenhaus und sah staunend, daß in dem großen langen Hausflur, wo die Reihe der Erntekränze hing, mehrere Männer seiner harrten und ihn begrüßten. Der Bürgermeister des Dorfes, der bisher Landtagsabgeordneter des Bezirkes gewesen, und viele angesehene Männer aus der Umgegend waren versammelt. Der Bürgermeister erklärte im Namen Aller, daß sie bei den angeordneten Neuwahlen den Finsterlingen das Feld räumen müßten, wenn sie nicht einen Candidaten aufstellen könnten, der, mit dem größten Ansehen ausgestattet, des Sieges gewiß sei; Oberst Bronnen, den Graf Eberhard zum Abgeordneten vorgeschlagen, habe die Candidatur abgelehnt, und nun sei Graf Eberhard selbst nur noch im Stande, die Feinde zu besiegen. Die Wähler wiederholten, daß sie wohl wüßten, welch ein Opfer es sei, wenn er sich noch einmal in den Kampf begebe, darum hätten sie auch gezögert bis heute, wo die Wahl in der Gerichtsstadt anberaumt sei; sie bäten darum dringend, daß Graf Eberhard sich in letzter Stunde dem Volke nicht entziehe.

„Ja," setzte der Bürgermeister hinzu, „Sie haben einen Sumpf

ausgetrocknet und die faulen Wasser abgeleitet, jetzt müssen sie auch da helfen."

Zur freudigen Ueberraschung Aller erklärte Eberhard sich ohne weitere Einrede bereit. Ihm war es eine That der Frömmigkeit, nach gelungenem Werk auf der einen Seite sich auch dem höheren nicht zu entziehen; der Feind ist der alte; er soll auch die alten Kämpfer finden.

Die Freunde fuhren davon; Eberhard gab noch Anordnungen im Hause, und bald ritt er den Vorausgegangenen nach; er ritt ein großes starkes Pferd, wie dessen der große starke Mann bedurfte; er holte die Freunde noch vor dem Ziel ein, und mit ansehnlichem Gefolge zog er in die Gerichtsstadt.

Er trat in die Wahlversammlung. Der Saal war bereits fast ganz voll. Man staunte, den Grafen zu sehen; aber die Blicke, die sich ihm zuwendeten, glitten bald wieder ab und es gab viel flüsternde Zwiegespräche. Eberhard schritt durch die Menge nach der Rednerbühne; nur Wenige standen auf, nur Wenige grüßten ihn. Was ist das? Sonst, wenn er erschien, bildeten sich im Gedränge sofort zwei Reihen, die ihm Platz machten, heute mußte er sich hindurch kämpfen. Es wollte ihn fast verdrießen. Schnell faßte er sich wieder und — „das ist das echte Ergebniß des freien Geistes: Niemand soll eine gewohnte Huldigung empfangen, sondern sie immer neu erwerben; du bist doch innerlich noch Aristokrat, du hast den Ahnenstolz auf deine eigene Vergangenheit." — So sagte er sich und schaute lächelnd um, des Sieges über sich selbst froh.

Der Candidat der Schwarzen, wie das Volk kurzweg die feindliche Partei nannte, betrat zuerst die Rednerbühne; er sprach mit großer Gewandtheit, aber ohne besondere Erregung; man merkte seinem Vortrag an, daß er sorgfältig einstudirt war; dennoch wurde er an einigen kunstreich zugespitzten Punkten mit rauschendem Beifall belohnt.

Der bisherige Abgeordnete des Bezirks trat auf und erklärte, daß er auf Wiederwahl verzichte und dafür den bewährtesten Kämpfer für Freiheit und Volksrechte vorschlage, den Grafen Eberhard von Wildenort.

Die Versammlung schien überrascht; nur wenige Hände regten sich zum Beifall, nur einzelne Bravos erschollen. Ueber diesen geringen Anklang verblüfft, schaute Graf Eberhard verwundert um sich. Der Bürgermeister flüsterte ihm zu, daß dieß ein sicheres Zeichen des Sieges sei, der Feind sei verwirrt. Eberhard nickte; eine seltsame Befangenheit regte sich in ihm; er kämpfte sie nieder und bestieg die Rednerbühne. Bei jeder Stufe die er hinanschritt, erhob sich sein Muth und die Ueberzeugungsmacht, daß man sich dem Aufgebot des neuen Gedankens ohne Rücksicht auf Selbstehre stellen müsse. Er begann seinen Vortrag mit einer kurzen Schilderung seines vergangenen Lebens und Kämpfens, indem er lächelnd hinzufügte, denen, die gleich ihm bereits graue Haare hätten, brauche er nicht zu sagen, was er wolle; er freue sich aber, daß viele jüngere Kräfte da seien.

Man hörte ihm mit mäßiger Ruhe zu; in den Gruppen der Gegner bildeten sich Gespräche, die aber zum Schweigen gebracht wurden. Eberhard sprach weiter. Plötzlich erscholl ein Lachen aus der Versammlung, man hörte das Wort „wilder Schwiegervater." Eberhard wußte nicht, was das bedeuten sollte; er fuhr in seiner Darlegung fort. Immer lautere Zwiegespräche bildeten sich, und dazwischen Scherzen und Lachen, man hörte Eberhard kaum mehr; kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn. Der Bürgermeister sprang neben ihn auf die Rednerbühne und rief: „Wer einen Mann, wie Graf Wildenort, nicht ruhig anhört, ist nicht werth eine Stimme abzugeben."

Lautlose Stille trat ein. Eberhard schloß mit den Worten:

„Ich bin stolz genug, euch zu sagen: Ich bitte nicht, daß ihr mir eure Stimme gebt, ich erkläre nur, daß ich die Wahl annehme."

Er verließ die Versammlung, indem er die Freunde bat, zurück zu bleiben. Er ritt heimwärts, in den Gedanken versunken, daß er den Gegensatz der Welt mehr von sich entfernt als besiegt hatte.

Als er im Thale auf seinem heimathlichen Grunde angekommen war, stieg er ab und gab einigen Feldarbeitern Anordnungen. Als er wieder auf die Straße zurückkehrte, begegnete ihm der Briefträger, der ihm mehrere Briefe übergab. Eberhard öffnete den ersten und las:

„Deine Tochter ist in Unehre verfallen und steht in hohen Ehren

als Geliebte des Königs, ihr verdankt das Land die Wiedereinsetzung des kirchlichen Ministeriums. Zweifelst Du, so frage den ersten Besten auf der Straße in der Residenz. Unglücklicher Vater einer glücklichen Tochter!"

Unterzeichnet war: „Die öffentliche Stimme."

Eberhard zerriß das Blatt und gab die Fetzen dem Winde preis, der sie weithin trug über die Felder.

„Namenlose Zuschriften sind das Niedrigste, sie stehen noch unter dem feigen Meuchelmord — und doch" — — es war, als ob der Wind, der die Fetzen davon trug, ein Wort zum Ohr Eberhards zurückbringe, das Wort, das er heute in der Versammlung gehört. Hieß es nicht „wilder Schwiegervater?"

Eberhard griff sich an den Kopf — wie ein glühender Pfeil fuhr ihm das durchs Hirn. Er öffnete den zweiten Brief und las:

„Du willst nicht glauben, wie es um Deine Tochter steht. Frage den Einen, der einst Dein Freund war, frage den Leibarzt auf Ehre und Gewissen; er wird Dir die Wahrheit bekennen. Rette, was noch zu retten ist. Dann wird der Schreiber dieser Worte sich nennen.

Deinen in Hochachtung ergebenen **."

Diesen Brief zerriß Eberhard nicht. Das Blatt zitterte in seiner Hand. Es legte sich plötzlich wie ein Nebel vor seine Augen, immer wieder ein neuer Schleier auf den andern; er wischte mit der Hand über die Augen, es wich nicht; er wollte den Brief nochmals lesen, er erkannte keine Buchstaben. Er ballte das Papier zusammen und steckte es in die Brusttasche; es brannte ihm auf dem Herzen; er setzte sich am Wegrain nieder, in ihm wirbelte es. Was sollte er unternehmen? — Sie werden lächeln am Hofe, wenn ich komme, sie zu holen. Man wird sehr gnädig sein. Nur keine Scene! Nur kein Aufsehen! so wird's heißen; nur Alles hübsch still abgemacht, nur nichts Aufregendes, nur immer höflich sich verbeugen, wenn auch Alles in Empörung sich aufbäumt! Immer lächeln, wenn auch das Herz zerspringt! Wir leben in einer civilisirten Welt und das nennt man Bildung, feine Sitte. O, ihr habt's gut, euch ist Alles Spiel, ihr könnt immer höflich sein, immer kühl und reservirt! Pfui! daß

ich dahin kam, an dieser erbärmlichen Winkelwelt meine letzte Kraft zu verbrauchen! Pfui! Aber ich hab's verschuldet. Ich habe im Wirrwar meines Lebens mich retten wollen, und habe meine Kinder verloren. Welch ein Teufel von Sophist steckt in Jedem! Ich redete mir ein, daß die Freiheit, in der meine Kinder aufwachsen, das Beste, das Natürlichste sei, und es war eitel Beschönigung meiner Lahmheit. Weil ich nicht die unablässige Thätigkeit haben wollte, sie zu bewachen, ließ ich sie verkommen, redete mir ein, daß ihre gesunde Natur sich selbst entwickeln könne. Da stehe ich nun und soll mein Kind holen . . .

Tief erschreckt, so daß er fast rücklings stürzte, ward Eberhard, als das neben dem Baum angebundene Pferd plötzlich laut wieherte. Ein Knecht, der mit zwei Ackerpferden vom Felde heimkehrte, hielt an und fragte:

„Gnädiger Herr, was ist Ihnen?"

Der Knecht band das Pferd los, Eberhard stand rasch auf und ging, ohne ein Wort zu reden, den Berg hinan zum Herrenhause. Es umgab ihn etwas, wie unfaßbare, elektrische Wolken, die ihn rückwärts zogen; er schritt gewaltsam hindurch, immer vorwärts. Er kam nach dem Herrenhause. Am Thore faßte er die Pfosten. Es schwindelte ihm, doch er gewann Haltung. Er ging durch die Ställe und Scheunen, sah die Knechte Futter aufschütten und schaute ihnen lange zu. Dann ging er durch das ganze Haus, und betrachtete Alles wie fragend; in der großen Erkerstube stand er lange vor dem Bilde Irmas. Sie war sieben Jahre alt, als das Bild gemalt ward, ein schönes, großaugiges Kind in der ganzen natürlich unbeholfenen und dabei doch so anmuthigen Haltung; der Maler hatte dem Kind einen Blumenstrauß in die Hand geben wollen, das Kind aber hatte gesagt: „Ich will keine todten Blumen, ich will einen Topf, darin eine Blume lebt." Ach, sie hatte so süße Worte und Gedanken. Und so steht sie da im Dufte kindlicher Anmuth und hat einen Topf mit blühendem Rosenstock in der Hand — rosig ihre Wangen, rosig die Blumen in ihrer Hand. „Eine Rose geknickt, ehe der Sturm sie entblättert" — jenes letzte Wort der Emilia Galotti fuhr ihm durch den Sinn. Er stöhnte laut auf: „Nein, so stark bin ich nicht!"

Er klingelte. Als der Diener eintrat, wußte er nicht mehr, was er gewollt; er besann sich; wie aus dem Chaos heraus mußte er das wählen, was doch so einfach war; er befahl, daß man anspanne.

„Den Reisewagen!“ rief er noch dem Diener nach.

Als er an der Bibliothek vorüberkam, hielt er eine Weile an und betrachtete die Thür. Da drin sind so viele starke und große Geister — warum kommen sie jetzt nicht, zu helfen? Es giebt keine andere Hülfe, als aus uns selbst.

Er ging die Treppe hinab und hielt sich oft am Geländer. Wie im Zorn gegen die ihn übermannende Schwäche richtete er sich straff auf. Im Hofe befahl er, seine Worte waren auffallend undeutlich, daß der Wagen nach dem Thale vorausfahre, er wollte dort einsteigen. Auf der halben Höhe des Berges setzte er sich plötzlich auf einen Steinhaufen und schaute hinaus in die Welt.

Was mochte vor seinem Auge, in seiner Seele vorgehen? Er schaute nach dem Baume um, den er hier gepflanzt, an der Stelle, wo ihm der Bote die Nachricht von der Geburt Irmas verkündigte. Da ist die Erde, die das Kind zuerst betreten, die Bäume, die es zuerst gesehen, der Himmel, die Wälder, die Berge, der See, da blühen die Blumen, fliegen und hüpfen die Vögel, weiden die Kühe — Alles, Alles ist gespenstisch, nichts grüßt dich mehr rein, du darfst keinem Geschöpf, keinem Baum, keiner Blume mehr nahen, denn du bist verworfen vor ihnen, sie sind rein und du — du bist... Die Welt ist ein Paradies und du bist daraus verjagt und irrst umher unstät und flüchtig; du kannst dich betäuben, kannst lächeln, scherzen und heucheln — aber die Sonne heuchelt nicht, die Erde heuchelt nicht und tief innen dein Gewissen heuchelt nicht. Du hast die Welt getödtet, dich getödtet und lebst — todt in einer todten Welt. Wie ist es nur möglich? Es ist nicht! Ich bin wahnsinnig! Ich will dich nicht strafen, nicht züchtigen, du sollst nur wissen, wer du bist. Deine Erkenntniß sei deine Strafe und deine Heilung. Ich zerreiße all' die beschönigenden Worte; wissen, sehen, erkennen sollst du —

Der Straßenknecht kam zum Grafen heran und fragte, ob ihm nicht wohl sei, da er sich auf den Steinhaufen setze.

„Nicht wohl?“ stöhnte Eberhard. „Nicht wohl? Mir wäre wohl, wenn ich Du ...“

Er stand auf und ging weiter.

Eine klagende Mutter kann weinen. Ein Vater nicht.

Der Kopf sank ihm tief auf die Brust. Er sah blühende Rosen, sie sollten ihr Haupt schmücken, er sah die Dornen, sie sollten ihre Stirn blutig reißen; Zorn und Schmerz wirrten sich in seiner Seele durcheinander; der Zorn raf'te, der Schmerz weinte, der Zorn wollte ihn hoch hinauftragen und ihn mit Riesenkraft ausstatten, daß er die ganze Welt zerschmettere, der Schmerz wollte ihn selbst im Innersten zermalmen.

Da richtete er sich plötzlich auf und wie vom Sturme gejagt sprang er den Weg hinab, über den Graben, über die Wiese, hin zu dem Apfelbaum.

„Das ist der Baum... Du stehst mit rothen Früchten geschmückt, du ... und sie? ... Wehe! Das Leben ist eine Unbarmherzigkeit!“

Ein tiefer, kläglicher Schrei entwand sich seiner Brust. Der Straßenknecht oben hörte ihn, der Kutscher unten am Wagen hörte ihn. Sie liefen herbei. Sie fanden Eberhard mit dem Gesicht am Boden liegend. Schaum stand vor seinem Munde. Er konnte nicht mehr sprechen. Man trug ihn hinauf ins Schloß.

Drittes Capitel.

In der Residenz waren alle Schulen, Kanzleien und Werkstätten geschlossen, auf den Straßen sah man fast nur Frauen und Kinder, dazwischen manchmal eine laute Gruppe von Männern, die bald in einem großen Gebäude verschwand. Es war der Wahltag. Das ganze Leben der Stadt mit den tausenden von vereinzelten Thätigkeiten und Sinnesweisen hatte sich ins Innerste, in Einen Punkt zusammengezogen; es war, wie wenn eine große Seele mit sich selbst verkehre. Eine märchenhafte Stille lag am hellen Tage auf den öden Straßen. Der Wagen des Leibarztes kam vom Hause Brunos und hielt beim Rathhaus an, Gunther stieg aus, ging hinauf und

gab seine Stimme ab. Als vielbeschäftigter Arzt durfte er außer der Reihe wählen. Er kehrte zum Wagen zurück und fuhr nach Hause. Als er in die Wohnstube trat, überreichte ihm seine Frau ein so eben angekommenes Telegramm. Gunther öffnete es.

„Was ist Dir?“ rief Frau Gunther, noch nie hatte sie das Antlitz ihres Mannes sich so verändern gesehen.

Er reichte ihr das Telegramm und sie las:

„Graf Eberhard Wildenort plötzlich vom Schlage gerührt, der Sprache beraubt. Nachricht Sohn und Tochter mittheilen. Sofort hieherkommen, womöglich auch Sie.

Kreisphysicus Dr. Mann.“

„Du reisest,“ sagte Frau Gunther in bewegtem, kaum fragendem Tone. Gunther nickte.

„Ich habe eine Bitte,“ fuhr Frau Gunther fort. Gunther winkte nur mit der Hand, auch ihm war es, als sei ihm die Zunge gelähmt.

„Ich möchte mitreisen,“ sagte sie.

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Setz' Dich,“ bat die Frau, und als Gunther saß, legte sie ihre milde Hand auf seine hohe Stirne: sein Antlitz erheiterte sich und sie sagte:

„Wilhelm, ich sehe hier ein entsetzliches Geschick; laß mich Theil haben, zu mildern und zu beschwichtigen, was möglich. Ich kann mich in die Seele des verlorenen Kindes versetzen, dem diese Botschaft wird. Wer weiß, ob nicht ihr Thun das verschuldet. — Ich will der Gräfin Irma beistehen, als läge sie elend auf der Straße, obgleich sie im Wagen fährt. Und wenn mich die Arme zurückstoßen will, ich weiche nicht. Ich weiß nicht, was geschehen mag, aber es kann etwas kommen, daß sie ihr von Furien gepeitschtes Haupt an das Herz einer Frau legen möchte. Ich bitte, laß mich mit.“

„Ich habe nichts dagegen; rüste vorläufig Alles zur Reise.“

Er fuhr zu Bruno.

„Ihre Partei ist in der Wahlschlacht geschlagen,“ rief dieser, als er Gunthers traurige Mienen sah.

„Noch nicht,“ entgegnete Gunther, und theilte in mildem Uebergange Bruno die Nachricht mit.

Bruno wendete sich ab, raffte schnell einige Briefe zusammen, die auf dem Tische lagen und verschloß sie im Pult. Er war bald bereit, mit Gunther zu Irma zu gehen. Sie theilten ihr sehr behutsam die Trauerkunde mit.

„Ich wußte es, ich wußte es!“ schrie Irma. Man hörte kein Wort weiter von ihr. Sie ging in das Schlafzimmer und stürzte sich auf das Bett; aber sie hatte kaum die Kissen berührt, als sie sich wie zurückgeworfen erhob und auf dem Boden niederkniete und umsank. Bald kam sie wieder in das Empfangszimmer. Ihr Angesicht war starr. Sie gab dem Diener und der Kammerjungfer rasche Anordnungen für die Reise. Der Leibarzt entfernte sich, um Urlaub zu nehmen; er versprach auch für Irma das Nöthige zu besorgen.

„Du solltest der Königin noch Lebewohl sagen,“ brachte Bruno heraus.

„Nein, nein!“ rief Irma heftig. „Ich kann nicht und ich will nicht!“

Es war kein Diener im Vorgemach. Es klopfte an. Irma schrak zusammen. „Kommt der König selbst?“

„Herein!“ rief Bruno.

Frau Gunther trat ein.

„Sie hier? Und jetzt?“ Fragten die Blicke Irmas, sie konnte kein Wort hervorbringen.

Frau Gunther erklärte mit einfachen Worten, wie sie von der Unglücksbotschaft gehört und es sich von Irma als Zeichen der Freundschaft erbitte, sie begleiten zu dürfen.

„Ich danke, ich danke herzlich!“ stieß Irma hervor.

„So gewähren Sie meine Bitte?“

„Ich danke. Ich will Ihnen auf den Knien danken, aber ich bitte, lassen Sie mich jetzt nicht viel reden.“

„Es ist nicht nöthig, liebe Gräfin,“ begann Frau Gunther, „Sie haben mich scheinbar vernachlässigt oder vergessen, der äußeren Thatsache nach, aber in Ihrer eigentlichen Seele haben Sie mich weder vernachlässigt noch vergessen, und wär's auch, ich war eine Stunde in Ihrem Herzen daheim und Sie in meinem.“ Irma wehrte mit beiden Händen von sich, als ob die guten Worte sie wie Pfeile träfen.

Frau Gunther fuhr in besänftigendem Tone fort: „Sie thun mir ein Gutes, wenn Sie mir erlauben, Ihnen ein Gutes zu thun. Sie haben keine Mutter, vielleicht auch — bald keinen Vater mehr —"

Irma stöhnte auf und drückte die Hände auf die Augen.

„Liebes Kind," bat Frau Gunther und legte ihre Hand auf den Arm Irmas. Irma zuckte. — „Liebes Kind, darum sind viele Menschen auf die Erde gesetzt, damit der Eine, der mitfühlt und doch nicht selbst betroffen ist, dem Andern eine Stütze sei, wenn er brechen, ein Licht, wenn sich ihm Alles verdunkeln will. Ich bitte, seien Sie nicht stolz, lassen Sie mich bei Ihnen sein in Allem, was die nächsten Tage Ihnen bringen."

„Stolz? Stolz?" fragte Irma und faßte die Hand der Frau Gunther, ließ sie aber rasch wieder los. „Nein, verehrte, liebe Frau, ich erkenne Ihre herzliche Absicht, ich verstehe... ich weiß... Alles... Ich könnte Ihre gute That ruhig annehmen, ich weiß oder glaube, daß ich auch so handeln könnte, wenn..."

„Das ist der beste und einzige Dank," fiel Frau Gunther ein, aber Irma wehrte ab und fuhr fort:

„Ich bitte, quälen Sie mich nicht. Ihr Herr Gemahl und mein Bruder begleiten mich. Ich bitte, reden Sie kein Wort mehr, ich danke; ich werde an Sie denken, ich danke."

Gunther trat wieder ein und Irma sagte:

„Ist Alles bereit? Lassen Sie uns keine Minute mehr verlieren."

Sie verneigte sich gegen Frau Gunther. Sie hätte sie gern umarmt, aber sie konnte nicht.

Frau Gunther, die nie das Schloß betreten hatte, war jetzt gekommen, einer Verlorenen Beistand zu leisten. Noch nie hatte Irma sich so von allen Schauern und Schrecken ergriffen gefühlt, als jetzt, da sich ihr die reine Güte zuwendete und ihr die Hand reichte.

Als wäre sie von Dämonen zerrissen, fühlte sie den Schmerz, daß sie dem Reinen nicht mehr nahe sein dürfe. Sie wollte vor Frau Gunther niedersinken, aber sie stand aufrecht, sah sie starren Auges an und ging an ihr vorüber.

Im Vorzimmer schrie der Papagei und spreizte die Flügel, als wolle er auch mit, und rief sein: „Pfüt' di Gott, Irma!"

Wie in eine Wolke gehüllt ging Irma den Corridor entlang. Unter dem Hofthore begegnete ihr der König, der mit Schnabelsdorf aus dem Parke kam, Schnabelsdorf hatte mehrere Depeschen in der Hand; sein Antlitz war heiter, er hatte Siegesnachrichten.

Der König und Schnabelsdorf erschienen Irma wie Nebelgestalten. Sie hatte einen doppelten schwarzen Schleier vor dem Gesicht, sie wollte ihr von Schmerz durchwühltes Antlitz nicht der Neugier des Hofes zur Schau stellen.

Der König kam näher, sie konnte den Schleier nicht zurückschlagen, und der vor ihr Stehende erschien ihr weit, weit weg; sie hörte seine freundlichen und gewiß guten Worte, aber sie wußte nicht was er sagte.

Der König reichte dem Leibarzt die Hand, er reichte sie auch Bruno und zuletzt auch Irma. Er drückte ihre Hand, sie erwiderte den Druck nicht.

Man stieg ein. Frau Gunther hatte noch ihre Hand auf den Wagenschlag gelegt; Irma beugte sich nieder und küßte sie. Der Wagen fuhr davon.

Geraume Zeit wurde kein Wort gesprochen. Jenseits des ersten Dorfes nahm Bruno eine Cigarre heraus, indem er zu seiner Schwester ihm gegenüber sagte: „Ich bin ein Mann, ein Mann muß das Unvermeidliche mit Ruhe und Besonnenheit aufnehmen. Zeige auch Du jetzt, daß Du die starke Seele bist."

Irma antwortete nicht. Sie schlug den Schleier zurück und schaute zum Wagenfenster hinaus. Die Abreise war so rasch vor sich gegangen, jetzt erst kam sie zu sich und athmete frei auf.

„Du hättest der Königin doch noch persönlich Lebewohl sagen sollen," nahm Bruno in gefaßtem Tone wieder auf. Dieses lange Stillsein war ihm peinlich; man muß sich die bösen Stunden möglichst gut vertreiben. Als Irma noch immer schwieg, setzte er hinzu: „Du weißt ja, das zarte Wesen der Königin ist so leicht verletzt und beleidigt."

Irma gab noch immer keine Antwort. Gunther aber sagte:

„Ja, die Königin beleidigen, wäre Tempelschändung. Ihren Glauben an die Güte und Wahrhaftigkeit der Menschen schwankend machen, vermöchte nur eine barbarische Seele."

Gunther sprach das mit einer Energie und Hast, die man sonst nicht an ihm gewohnt war. Irma fühlte sich ins Herz getroffen. Ist sie die Tempelschänderin: Ganz leise stieg der Gedanke in ihrer Seele auf: die Königin ist sein Ideal und das meine der König. Wer weiß, ob sie nicht unter der Maske der Geistesverwandtschaft . . . Irma ließ schnell den Schleier wieder über das Gesicht fallen; ihr Athem ging hastig, ihre Wangen glühten. Wer selber weiß, daß er . . . muß auch Andere . . . nichts ist ganz . . . . Niemand . . . . Sie hatte das Gefühl, daß sie etwas sagen müsse und brachte endlich die Worte hervor:

„Die Königin verdient es, einen Freund wie Sie zu haben."

„Ich stelle mich zu Ihnen," erwiderte Gunther ruhig; „ich glaube, wir sind Beide der Freundschaft dieser echten Seele würdig."

„Sie glauben also an Freundschaft unter verheiratheten Personen verschiedenen Geschlechts?" fragte Bruno.

„Ich kenne sie," erwiderte Gunther.

„S i e klein oder groß geschrieben?" fragte Bruno und lachte; schnell aber sich der traurigen Veranlassung zur Reise erinnernd, wurde sein Gesicht wieder ernst.

Der Arzt erwiderte nichts.

An der ersten Poststation traf man lärmende Gruppen. Der Postmeister berichtete den Reisenden, daß eben der Wahlkampf vor sich gehe, er sei heiß, aber die Schwarzen würden hier unterliegen.

Bruno war ausgestiegen und sagte zum Postillon:

„Edler Mitbürger, hast Du auch schon Dein souveränes Wahlrecht heute geübt?"

„Ja wol, und gegen die Schwarzen."

Man fuhr weiter.

An den folgenden Stationen stieg Bruno nicht wieder aus. Man näherte sich dem Bezirke Eberhards. Als in der Gerichtsstadt die Pferde gewechselt wurden, hörte man laut rufen: „Graf Wildenort lebe hoch! Triumph!"

„Was ist das?" fragte Gunther zum Wagenschlag hinaus.

Es wurde ihm erklärt, daß trotz aller Mühen der Schwarzen doch Graf Eberhard den Sieg erringen werde, die Gegner hätten ein niederträchtiges Gerücht ausgesprengt, das den alten Grafen verunehren

sollte, aber was sie als Hinderniß hingeworfen hätten, darüber seien sie selbst gestolpert; allgemein habe es geheißen: ein Vater kann nichts für ein Kind, ja um so eher muß man ihm jetzt die höchste Ehre zuwenden. — Irma drückte sich zurück in die dunkle Wagenecke, sie hielt den Athem an.

Man fuhr davon, lautlos.

Bruno sagte, daß es ihm zu heiß sei im Wagen und auch, daß er es nicht wohl ertrage, rücklings zu fahren; er wollte aber durchaus nicht dulden, daß der Leibarzt den Platz mit ihm wechsle; er ließ anhalten und setzte sich auf den Hintersitz zur Kammerjungfer, der Lakai mußte sich auf den Bock zum Kutscher setzen. Irma that den Hut ab und legte den Kopf zurück; der Kopf war ihr so schwer. Mehrmals, als man einen steilen Weg hinanfuhr und drunten der Abgrund sich zeigte, richtete sie sich rasch auf; sie wollte sich aus dem Wagen in die Tiefe hinabstürzen, aber immer wieder legte sie sich matt zurück. Auch Gunther blieb stille, und so fuhr man lautlos durch die Nacht dahin.

Die Kammerjungfer wollte einmal laut lachen, aber Bruno hielt ihr den Mund zu.

Viertes Capitel.

Mitternacht war nahe, als die Reisenden auf Schloß Wildenort ankamen.

Der Diener sagte, der Graf schliefe, der Arzt aus dem Thale sei bei ihm.

Als die Ankömmlinge in das Vorzimmer traten, kam der Landarzt aus dem Krankenzimmer ihnen entgegen; er wollte Gunther den Fall mittheilen. Gunther bat, erst dann, wenn er selbst den Kranken gesehen, ihm Bericht zu erstatten. Leise ging er mit Irma und Bruno in das Krankenzimmer.

Eberhard lag, den Kopf von hochaufgeschichteten Kissen gehalten, im Bett, seine Augen standen offen; er starrte die Ankommenden an, regungslos, als wären es Traumgestalten.

„Eberhard! Von Herzen grüße ich Dich," sagte Gunther. In den Mienen des Kranken zuckte es; er bewegte rasch die Augenlider auf

und ab und streckte tastend dem alten Freund die Hand entgegen, aber die Hand sank auf die Bettdecke; Gunther ergriff sie und hielt sie fest.

Irma stand regungslos, sie konnte kein Wort hervorbringen, kein Glied bewegen.

„Wie geht's Ihnen, Papa?" fragte Bruno.

Als wäre ein Schuß an seinem Ohr vorbeigesaust, so rasch wendete sich Eberhard und winkte, daß Bruno das Zimmer verlasse.

Irma kniete am Bett nieder, Eberhard tastete ihr mit zitternder Hand über das Gesicht, seine Hand wurde naß von ihren Thränen, aber plötzlich zog Eberhard die Hand zurück, als hätte er ein giftiges Thier berührt, er wendete das Gesicht ab und preßte die Stirn an die Wand. So lag er lange.

Weder Gunther noch Irma sprachen ein Wort; die Stimme versagte ihnen vor dem, dem das Wort versagt war. Jetzt wendete sich Eberhard wieder um und winkte der Tochter mit sanfter Bewegung, daß auch sie das Zimmer verlasse. Sie ging.

Gunther blieb allein bei Eberhard. Seit dreißig Jahren hielten die Freunde zum Erstenmal wieder einander. Eberhard führte die Hand Gunthers über seine Augen und schüttelte dann den Kopf.

Gunther sagte: „Ich verstehe, Du möchtest weinen und kannst nicht. Verstehst Du Alles, was ich spreche?"

Der Kranke nickte bejahend.

„So laß Dich dünken," fuhr Gunther fort, und seine Stimme hatte einen tief erquickenden Ton, „so laß uns dünken, die Jahre, die wir getrennt gelebt, seien eine Stunde. Unser Zeitmaß ist ein anderes. Erinnerst Du Dich noch, wie Du oft in gehobenen Momenten ausriefst: Nun haben wir wieder Jahrtausende gelebt?" — Ein Zucken ging durch das Antlitz des Kranken, ein unterbrochenes, wie wenn ein Weinender plötzlich, von einem freundlichen Gedanken angemuthet, lächeln sollte und doch nicht kann.

Eberhard versuchte, auf der Bettdecke Schriftzeichen zu machen, Gunther verstand sie nur schwer zu entziffern.

Der Kranke winkte nach einem Tische, auf welchem Bücher und Schriften lagen. Gunther brachte mehrere herbei. Der Kranke winkte von neuem, keines war das rechte; endlich brachte Gunther ein kleines

geschriebenes Heft. Auf dem Deckel stand das Wort „Selbsterlösung." Der Kranke nickte froh, als grüßte er ein glückliches Begegniß.

„Das hast Du selbst geschrieben. Soll ich Dir daraus vorlesen?"

Der Kranke nickte rasch. Gunther setzte sich an das Bett und las:

„Für den Tag und die Stunde, da sich mein Denken verdunkeln will, sei mir dieß zur Erleuchtung.

Ich habe immer in mich hineingedacht. Ich wollte mein eigen Selbst erfassen, wie es nicht ist in der Zeit, nicht bestimmt von einem Standorte, nicht von einer That. Ich sehe es, aber ich kann es doch nicht festhalten. Ein Tropfen Thau, eingeschlossen ins Herz eines Felsens.

Es giebt Stunden, wo ich das Ideal, noch mehr Stunden aber, wo ich die Caricatur meiner selbst bin. Wie fasse ich die wirkliche Wesenheit? Was bin ich?

Ich erkenne mich als etwas, das dem All und der Ewigkeit angehört.

Wenn ich das fasse, — es sind selige Minuten, die auch zu Stunden werden, — dann giebt es nur Leben, keinen Tod, weder für mich noch überhaupt in der Welt.

In meiner Sterbestunde möchte ich so klar und hell wie jetzt mir bewußt sein, daß ich in Gott bin und Gott in mir.

Mag die Religion die Wärme des Gefühls, den Glanz der Phantasie für sich in Anspruch nehmen — dafür stehen wir in der Klarheit, die Gefühl und Phantasie in sich schließt.

Oft in ruhelosen Tagen, da ich das Unendliche zwingen wollte, mir Stand zu halten, war mir's, als löse ich mich auf und verschwimme und verschwinde. Ich wollte wissen: Wie ist Gott?

Jetzt habe ich die Antwort unsres Meisters: Wir haben keine bildliche Sinnesvorstellung von Gott, aber wir haben einen klaren Gedanken oder Begriff von ihm.

Das alte Wort: Du sollst Dir kein Bild machen von Gott — heißt für uns: Du kannst Dir kein Bild von Gott machen. Jedes Bild ist ein begrenztes, der Gottesgedanke der Begriff der Unbegrenztheit.

Wir müssen uns als einen Theil Gottes denken — lehrt Spinoza.

Indem mein Geist das Ganze zu erfassen strebte, habe ich erkannt, was es heißt: Der Menschengeist ist ein Theil des Gottesgeistes.

Aus dem ewig bewegten Meer taucht ein Tropfen auf, ist eine Sekunde — man nennt sie siebzig Jahre — sonnenhaft leuchtend und durchleuchtet, dann taucht der Tropfen wieder unter.

Der einzelne Mensch als solcher, wie er geboren und gebildet wird, ist gleichsam ein Gedanke, der auf die Schwelle des Bewußtseins. Gottes tritt; stirbt er, so taucht er wieder unter die Schwelle des Bewußtseins. Er geht aber nicht zu Grunde, er bleibt in Ewigkeit, wie jeder Gedanke in seiner Nachwirkung bleibt.

Fasse ich nun eine Verkettung, eine Vielfältigkeit solcher Gottesgedanken und nenne ich sie Volk, so tritt der ganze Volksgenius auf die Schwelle des Bewußtseins, sobald das Volk auf die Höhe der Geschichte tritt.

Faßt man aber wieder die Völker in Eins zusammen, so ist dies eben die Menschheit, oder die Gesammtheit der Gedanken, das Bewußtsein Gottes und der Welt.

Oft wollte mich Schwindel fassen, wenn ich mich da hinan dachte, jetzt stehe ich fest auf der schroffen Spitze.

Wenn du kommst, du Stunde, die man die letzte nennt, dann ist mein letzter Wunsch, daß diese Gedanken mich noch einmal ganz durchglühen, auflösen und erlösen. Da giebt es getrennt kein endliches und kein unendliches Leben, sie fließen in einander und sind eins.

Das klare Erkennen und das Bewußtsein, daß wir eins sind mit Gott und dem Ganzen, ist höchste Seligkeit. Wer dies Bewußtsein hat, der stirbt nicht, er lebt das ewige Leben.

Komm' noch einmal zu mir, du Geist der Klarheit, in der Stunde, da ich untertauche...

Es hängt Staub an meinen Flügeln, wie an den Flügeln der Lerche, die ich dort sich aufschwingen sehe aus der Ackerfurche in den Aether. Die Ackerfurche ist so rein wie der Aether, der Wurm wie die Lerche — im Verlorenen und scheinbar Versunkenen ist doch noch Gott. Und bricht mein Auge — ich habe das Ewige gesehen — mein Blick ist ewig. Frei über alle Verzerrung und Selbstverwüstung hinüber rauscht der ewige Geist." — —

Gunther hatte gelesen, Eberhard legte ihm jetzt die Hand auf den Mund, dann schaute er ihm tief in die Augen.

„Du hast ehrlich mit Dir und den höchsten Ideen gerungen," sagte Gunther, aber in seiner Stimme zitterte noch ein anderer Schmerz als der über den Tod.

Eberhard schloß die Augen. Als Gunther sah, daß der Kranke fest schlief, erhob er sich.

Jetzt sah er, daß Irma hinter dem Bettschirm gesessen. Er winkte ihr, sie verließ mit ihm das Gemach.

„Sie haben Alles gehört?" fragte Gunther.

„Ich kam erst vor wenigen Minuten."

Irma verlangte volle Wahrheit über den Zustand ihres Vaters. Gunther gestand, daß keine Hoffnung auf Wiedergenesung vorhanden, nur die Stunde des Todes lasse sich nicht bestimmen. Irma bedeckte mit beiden Händen das Gesicht, dann kehrte sie wieder ins Krankenzimmer zurück. Dort saß sie hinter dem Bettschirm.

Im großen Saale saß Bruno, dem Landarzt gegenüber. Bei Gunthers Eintritt stand Bruno rasch auf, kam ihm entgegen und sagte hastig: „Unser Freund hier hat mir bereits Beruhigung gegeben; die Sache hat, gottlob" — die Zunge stolperte ihm bei dem Worte gottlob — „keine nahe Gefahr; beruhigen Sie nur auch meine Schwester."

Gunther antwortete nichts. Er erkannte, wie Bruno sich den Anschein geben wollte, daß er von keiner nahen Gefahr wisse, und Gunther war Hofmann genug, um dem die Wahrheit nicht aufzudrängen, der sie nicht hören wollte. Er kehrte zu Irma zurück, Bruno folgte ihm und redete der Schwester Muth zu. Sie schüttelte den Kopf, er achtete nicht darauf und sagte, er wolle für die schwere Zeit, die bevorstehe, sich Kraft und Ausdauer holen; in der That aber wollte er ausreiten, um das Entsetzliche zu versäumen. Wozu sich Erschütterungen aussetzen, bei denen man nichts helfen kann?

Der Morgen begann zu dämmern. Der Kranke lag noch immer still.

„Er athmet leichter," sagte Irma, die Worte kaum hinhauchend.

Der Arzt nickte beruhigend.

Fünftes Capitel.

Mit festem Schritt ging Bruno die Treppe hinab. Er hatte das Pferd eine Strecke vom Schlosse wegführen lassen.

Wenn nur das dumme Sterben nicht wäre, sprach es in ihm, während er mit einem Fuß in den Steigbügel stieg. Da zerrte etwas hinter ihm an seinem Rock. Ist's die Hand des Vaters? Eine Geisterhand, die ihn zu Boden reißt? Er strauchelte zurück. Sein Rock hatte sich in eine Schnalle verfangen. Er machte sich los und war eben daran, die Reitpeitsche gegen den unachtsamen Jockei zu schwingen, da fiel ihm ein, wie das jetzt nicht am Orte sei. Der Vater ist krank, schwer krank, ja vielleicht, es kann doch sein, obgleich der Hausarzt solche Beruhigung gegeben — nein, jetzt darf man keinen Untergebenen strafen; es soll nicht heißen, daß Bruno in dieser Stunde einen Reitknecht gezüchtigt. Fitz, der die Schnalle in Ordnung brachte, duckte nieder, als ob er bereits den Peitschenstiel im Nacken spüre; erstaunt sah er auf, als sein Herr im mildesten Tone sagte:

„Ja, lieber Fitz, Du hast auch nicht geschlafen und bist voll Unruhe, ich seh' Dir's an. Leg' Dich jetzt noch eine Stunde zur Ruhe, Du brauchst nicht mit mir zu reiten. Laß Dein Pferd gesattelt. Wenn etwas hier im Hause passirt, so reitest Du oder Anton mir nach und holst mich, immer den geraden Weg durch die Waldlichtung dort; oben beim Gamsbühel, beim Reitweg, bevor es in die Höhe geht, kehre ich um und reite durch das Thal zurück. Hörst Du? Merk Dir's! So, jetzt leg' Dich schlafen, sattle aber Dein Pferd nicht ab, merk' Dir's, hörst Du?"

Fitz sah staunend zu seinem Herrn auf, der nun davon ritt.

In kurzem Trab ritt Bruno dem Walde zu nach einer Lichtung, die zur Weide hergerichtet war; es ritt sich sanft hier auf dem Grasweg, und es war so erfrischend in der Morgenkühle.

Der goldene Morgenschimmer zitterte durch den Wald und glänzte auf den Thautropfen an Gras und Baum. Der Waldbestand rechts und links war prächtig, Bruno nickte: Er hat das Forstwesen trefflich verstanden. Nein, das thu' ich ihm nicht an, ich lasse den Wald gut forsten, ich holze ihn nicht ab.

Jetzt ging's über eine ebene Strecke. Bruno gab dem Pferde

die Sporen und setzte im frischen Galopp dahin. Plötzlich hielt er an; er war in einer Gegend, die er nicht kannte. Hier war doch vordem ein Sumpf, und nun weites Ackerland, darauf die gemähten Schwaden dicht beisammen liegen.

Bruno lenkte abseits zu den Knechten, die hier die Garben banden. Der Oberknecht berichtete dem jungen Herrn, daß der Vater den Sumpf trocken gelegt und dies nun zum besten Land des ganzen Gutes gehöre. Er reichte Bruno eine Handvoll Aehren und sagte: „Bringen Sie das Ihrem Herrn Vater. Er denkt auf seinem Krankenbett gewiß zu uns heraus."

Bruno lehnte das ab und schenkte dem Oberknecht ein gutes Trinkgeld, dann ritt er weiter, rief aber dem Oberknecht nochmals zu, wenn der Reitknecht ihm nachkomme, solle er ihm sagen, sein Herr reite nach dem Gamsbühel.

Es war still und einsam im Walde, nur hinter sich hörte Bruno Peitschenknallen; die Knechte führten die erste Ernte vom neu eroberten Felde ein. Er ließ das Pferd im Schritte gehen, hier sah ihn Niemand, er steckte sich eine Cigarre an. Als er die Hochebene erreicht, ging's wieder im scharfen Trabe vorwärts. Hier weideten die Schafe. Auch auf den Schäfer ritt Bruno zu und gab auch ihm Auftrag wegen des nachfolgenden Reitknechts; es war ihm eine Beruhigung, daß er so viel Sorgfalt anwandte, damit man ihn sicher finde. Hinter ihm drein blökten die Schafe. Er schaute unwillkürlich um, das klang so jämmerlich; aber als ob er sich damit selbst beruhige, klatschte er den Hals des Pferdes, und indem er es dann scharf in die Zügel nahm, richtete er sich selbst wieder stramm auf. Der Weg führte wieder über einen Durchschlag. Drunten lag das Thal im hellen Sonnenglanz. Der Gedanke durchzuckte ihn: Da sind so viel armselige Menschen, die nichts haben und ihre Tage mit der Sorge verbringen, wie sie nur leben sollen, — warum kann man ihnen nicht ihre Lebenskraft abkaufen, ihre Jahre zu den seinen nehmen und immer weiter leben? Das dumme Volk hat Recht, wenn es uns für nichts mehr hält, wie sie, da wir ja auch sterben müssen, an denselben Krankheiten wie sie... Hier lebt Alles fort, Baum und Thier und Mensch, und dort oben im Schlosse liegt ein Mann, wie

sie meinen, im Sterben, vielleicht stirbt er jetzt in diesem Augenblick. Diese Luft trägt seinen letzten Hauch, wo ist er? Warum fährt nicht ein Todesschauer durch all sein Besitzthum, durch Baum und Mensch und Thier? Alles müßte mit ihm leben, mit ihm sterben! Es ist sein. Diese Armseligkeit ...

„Ich bin ein armes Weib, schenken Sie mir was!" sprach den Reiter plötzlich eine Gestalt an, die aus dem Dickicht hervorhuschte. Es war die alte Zenza.

Bruno schrak zusammen, als wäre ihm ein Gespenst erschienen. Er gab seinem Pferde die Sporen und jagte davon, die Haare sträubten sich ihm empor, er kam lange nicht zur Ruhe.

Wie von selbst setzte sich die abgebrochene Gedankenreihe fort, und der Anruf der Alten verknüpfte sich darein: Schenk' mir was ... Wenn Alles stürbe mit dem Besitzer, wer würde erben? Was ist dem Menschen mehr zu eigen, als seine Gedanken? Und sie sterben doch mit ihm ...

„Ich will nicht denken," sagte Bruno plötzlich laut. „Ich will nicht! Morgen, übermorgen, später, nur jetzt nicht; jetzt will ich euch Gedanken nicht!"

Er lüftete den Hut, als müßten dadurch alle Gedanken davonfliegen, dann schlug und spornte er das Pferd, daß es sich hoch aufbäumte und wild davon rannte. Die Sorgfalt, fest im Sattel zu sitzen, erlöste ihn von aller übernächtigen Grübelei, denn als solche erschien ihm das Sinnen und Denken. Er saß fest, preßte dem Pferd die Schenkel in die Rippen und die körperliche Anstrengung that ihm wohl. Dennoch mußte er plötzlich wieder an den Vater denken. Er spürte ein Zucken in der Brust ... in diesem Augenblick mußte es sein ... jetzt entfuhr der Brust des Vaters der letzte Athem ... Die Hand Bruno's zuckte unwillkürlich. Das Pferd hielt an. Wieder gab er ihm die Sporen und jagte davon, er jagte seine Gedanken davon. Da rief eine Stimme:

„Bruno, halt ein!"

Es durchschauerte ihn. Was ist das für eine Stimme? Wer ruft ihn hier bei seinem Namen? Kalter Todesschweiß trat ihm auf die Stirne.

„Wer ruft mich?“ fragte er mit blasser, bebender Lippe.

„Du kannst nicht zu mir!“

„Wer bist Du? Wo bist Du?“ rief Bruno. Es überschauerte ihn kalt, und das Pferd schnaubte. Ist es denn wahr, daß Hexen im Felsen wohnen? Dort aus dem Felsen kommt die Stimme.

„Wer bist Du?“ wiederholte Bruno. „Deine Stimme klingt mir —“

„Kennst Du sie noch? Die schwarze Esther? Kehr' um, Du bist des Todes!“

Es raschelte etwas den Berghang hinab, Bruno saß erstarrt auf dem Pferde. Endlich ließ er die Hand vom Zügel, betrachtete seine Hand, zog den Handschuh aus, wie um sich zu vergewissern, daß er noch lebe, daß noch Tag ist, nicht Alles ein Traum, wilde Ausgeburt ruheloser Phantasie ...

Das Pferd ging ruhig weiter. Plötzlich sprang es mit einem mächtigen Satz seitwärts — ein Schuß knallte.

Wer jagt jetzt hier?

Bruno war bereits aus dem Bereich seines Besitzthums. Wer jagt im königlichen Forst, wo erst im nächsten Monat die Jagd aufgeht?

Mit einem gewissen Behagen faßte Bruno seinen Schnurrbart. Er hatte wieder ein klares Selbstgefühl, er kannte die Dinge der Welt. Er griff nach dem Revolver in der Satteltasche und sah ruhig nach, ob Alles schußbereit. Das Pferd ging weiter. Da sah er an einem Baume einen Flintenlauf auf sich gerichtet und hinter dem Baume hervor rief eine Stimme:

„Kehr' um, oder ich schieß' Dich nieder! Eins! Zwei! Drei —“

Bruno wandte sein Pferd, aber vom Wirbel bis zur Zehe erzitterte er, hinter ihm war ein geladener Flintenlauf, jede Minute konnte ihn die Kugel durchbohren — der kalte Schweiß rannte ihm vom Gesicht, die Augen brannten ihm, er wagte nicht die Hand zu bewegen; der Wilderer hinter ihm kann diese Bewegung mißverstehen und ihn rücklings niederschießen.

Erst als er an der Felsenecke ankam, wo die schwarze Esther ihn vorhin angerufen und so geheimnißvoll verschwunden war — sie hat

ihn gewarnt, sie hat seiner Liebe nicht vergessen und er will fortan für sie sorgen — erst dort wagte er, wieder aufzuathmen. Er gab dem Pferde die Sporen und jagte dahin, er wußte nicht mehr wohin, und erst als er bebautes Feld vor sich sah, darauf Landleute arbeiteten, stieg er ab und setzte sich auf den Boden.

Im ersten Gefühl der Rettung stieg ein guter Vorsatz in ihm auf. Er wollte zurückkehren, sich reuevoll vor dem Vater niederwerfen und seine letzte Vergebung erbitten; er wollte ihm sagen, daß er nun für die schwarze Esther, die die erste Ursache des Zerfalls zwischen ihnen beiden gewesen, sorgen wolle. Aber er fühlte sich so matt, daß er sich nicht erheben konnte, und in ihm sprach's: Du kannst nicht! Zwei solche Erschütterungen an Einem Tag kannst Du nicht ertragen, und gewiß nicht heute, erst morgen, vielleicht später, wird das Unvermeidliche eintreten.

Wie zerschlagen in allen Gliedern richtete er sich endlich auf und fragte die Leute auf dem Feld, wo er denn sei; er erfuhr, daß er weit ab vom Weg.

Wenn jetzt der Jockey ihm nachreitet und ihn nicht findet?

Bruno fühlte sich in seinem Gewissen beruhigt, er hat das ja nicht gewollt — ein böses Schicksal, eine unbegreifliche Verkettung aller Schrecken hatte ihn vom Wege abgeleitet.

Niemand hier kannte ihn. Da hörte er plötzlich Musik. Viele Wagen, mit grünen Zweigen bekränzt, fuhren die Straße dahin.

„Was ist das? Ist das eine Hochzeit?“ fragte er den Bauer, der ihm Bescheid um den Weg gegeben hatte.

„Ich weiß nicht, ich glaube, es sind die Leute aus der Stadt, die können in der Ernte spazieren fahren; es sind vielleicht die von der Abgeordnetenwahl.“

Bruno stieg wieder auf. Der Bauer sah ihn seltsam an, da er um den nächsten Weg nach Wildenort fragte; er bezeichnete ihm einen Reitweg, der sich nicht fehlen ließ. Aber Bruno wollte heute lieber auf der Landstraße bleiben, er hatte keine Freude mehr am Wald, er ritt die Straße entlang; er kam an einer großen Wagenreihe vorbei, der eine Musikbande mit schwarz-roth-goldener Fahne voraufzog. Er ritt rasch vorbei, abseits. Er wollte keine Musik hören.

Sechstes Capitel.

Schon bevor der Leibarzt angekommen, hatte man dem Kranken zur Ader gelassen; Gunther, der eine kleine Apotheke mitgebracht, hatte rasch einige Mittel bereitet, die Eberhard Beruhigung gaben. Er schlief jetzt. Große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne. Gunther ging ab und zu. Irma saß verborgen, sie sah den Vater und konnte von ihm nicht gesehen werden. Jetzt athmete er lang auf, er war erwacht und schaute um sich.

Irma eilte zu ihm. Er sah sie starr an, dann winkte er, daß sie ein Fenster öffne.

Der Tag war sonnenhell, ein Luftstrom voll Waldesduft und Wasserkühle drang ins Zimmer; Eberhard nickte. Man vernahm Peitschenknallen. In die Mienen des Kranken trat eine frohe Spannung, er wußte daß man jetzt die ersten Garben heimbringe von dem Sumpfgrunde, den er trocken gelegt.

Man hörte Schritte im Vorzimmer. Gunther kam in Begleitung des Oberknechts.

„Tritt nur ein," sagte er unter der Thüre, „es wird Deinen Herrn freuen." Mit schwerem Schritt trat der Oberknecht an das Bett des Kranken und sagte, in der Rechten eine Handvoll Aehren haltend, mit der Linken auf der Brust klopfend als müßte er die Worte heraus hämmern:

„Hier, Herr, bringe ich Ihnen die ersten Aehren von unserm neuen Ackergrund und wünsche, daß Sie noch viele Jahre in Gesundheit Brod davon essen."

Eberhard ergriff die Aehren und drückte mit der andern Hand die des Knechtes, der nun davon ging und drunten in der Scheune sich auf eine Garbe setzte und weinte.

„Soll ich bei Dir bleiben oder Dein Kind allein?" fragte Gunther.

Eberhard ließ die Aehren los, sie lagen auf seiner Bettdecke. Er faßte nach Irmas Hand. Gunther ging hinaus.

Jetzt ließ Eberhard auch die Hand der Tochter los, deutete auf ihr Herz und dann auf die Aehren.

Sie schüttelte den Kopf und sagte:

„Vater, ich verstehe Dich nicht."

Schmerz zog durch das ganze Angesicht Eberhards, und er legte die Finger an den Mund, wie klagend, daß er nicht sprechen könne; wer weiß, ob er nicht sagen wollte: auch aus dem Sumpfe sprießt die gute Saat, wenn wir ihn richtig bebauen — so auch aus Deinem Herzen, mein Kind, aus dem verlorenen, verwüsteten ...

„Ich will Gunther rufen," sagte Irma, „vielleicht versteht er, was Du meinst."

Eberhard winkte abwehrend; in seinen Mienen war etwas wie Zorn, daß Irma ihn nicht versteht.

Er biß auf die des Wortes beraubten Lippen und wollte sich aufrichten. Irma half ihm, und nun saß er an die Kissen gelehnt.

Sein Antlitz war verändert. Es war plötzlich eine fremde Farbe, ein fremder Ausdruck darin.

Irma sah schaudernd, was vorging. Sie kniete am Bett nieder und legte ihre Wange auf des Vaters Hand. Er zog die Hand zurück.

Sie schaute ihn an. Mit aller Anstrengung erhebt er die Hand — sie ist von Todesschweiß übergossen — mit ausgestrecktem Finger schreibt er ihr ein Wort auf die Stirn, ein kurzes — sie sieht, sie hört, sie liest es, es steht in der Luft, auf ihrer Stirn, in ihrem Hirn, in ihrer Seele, überall — sie schreit laut auf und stürzt zu Boden.

Gunther kommt rasch herein. Er schreitet über Irma weg, hebt die herabgesunkene Hand Eberhards auf, fühlt nach seinem Herzschlag, zuckt zusammen und drückt dem Freunde die Augen zu.

Es war todtenstill in dem Gemach.

Da plötzlich tönt Musik vor dem Hause, die Melodie des fragenden Vaterlandsliedes — und Hunderte von Stimmen rufen: Hoch lebe unser Abgeordneter, der edle Graf Eberhard!

Irma am Boden regt sich, Gunther schreitet an ihr vorüber, geht auf den Hof, jäh verstummt die Musik und schweigen die Stimmen.

Rossestritte nahen; Bruno reitet in den Hof. Er steigt ab, er liest in den Mienen Gunthers und der Versammelten, was geschehen.

Er bedeckt sich das Gesicht und lehnt sich auf Gunther, der ihn ins Haus zurückführt...

Als Gunther und Bruno in das Zimmer des Todten kamen, lag er allein; Irma war verschwunden, sie hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen.

Siebentes Capitel.

Wer sein Leben zerstört, zerstört nicht sein eigenes Leben allein.

Dem Kinde, das den Vater gekränkt, wächst die Hand zum Grabe heraus.

Auf deiner Stirn steht ein unauslöschliches Mal, ein Kainszeichen von der Hand des Vaters.

Du kannst dein Antlitz nicht selbst mehr schauen und von keinem fremden Auge mehr schauen lassen.

Kannst du vor dir fliehen? Ueberall hin folgst du dir selbst.

Du bist verworfen, verloren, versunken in dir...

So sprach es eintönig und immer wieder aufs neue in der Seele Irmas.

Sie lag im dunklen Gemach, kein Sonnenstrahl durfte eindringen, kein Licht durfte gebracht werden; sie war allein mit sich und der Nacht. Ihre Gedanken riefen sie wie Stimmen, zur Rechten, zur Linken, von oben, von unten, überall — und oft war's ihr, als schwebte die Hand des Vaters mit ausgestrecktem Finger glühend durch die Dunkelheit.

Sie hörte draußen die Stimme Brunos, die Stimme des Leibarztes; Bruno wollte sie mancherlei fragen, Gunther wollte nach der Stadt zurückkehren. Irma antwortete, daß sie Niemand sehen könne; sie trug Gunther tausend Grüße auf für Alle, die sie liebten.

Gunther gab dem Hausarzt und der Kammerjungfer den Auftrag, sorgfältig über Irma zu wachen; er schickte einen Boten an Emmy in das Kloster.

Irma blieb in Dunkelheit und Einsamkeit.

Der Versucher trat zu ihr und sprach:

Was härmst du dein junges Leben ab? Die ganze Welt liegt

vor dir mit ihrem Glanz und ihrer Schönheit. Wo ist eine Spur auf deiner Stirn? Die Hand ist starr und vermodert. Raff' dich auf! Die Welt ist dein! Warum verschmachten? Warum kasteien? Jedes lebt für sich, Jedes lebt sich aus. Dein Vater hat sein Leben vollbracht, vollbringe du das deine! Was ist Sünde? — — — Der Tod hat kein Recht an das Leben, das Leben allein hat Recht . . .

Hin und her zerrte es an ihr und plötzlich sah sie in der Dunkelheit jenes Gesicht aus dem Evangelium, da Satan und der Engel sich streiten um die Leiche Mosis.

Ich bin keine Leiche! rief sie plötzlich. Und Engel giebt's nicht und Teufel giebt's nicht! Alles ist Lüge! Von Geschlecht zu Geschlecht singen und sagen sie uns wie Kindern in der Dunkelheit allerlei Märchen vor.

Der Tag ist da. Ich reiße den Vorhang auf und die ganze lichte Welt ist mein. Haben nicht Tausende gefehlt gleich mir und leben glücklich?

Sie stürzte nach dem Fenster. Es war ihr, als läge sie lebendig begraben in der Erde, ihre Phantasie wühlte sie hinein dort in jenes Grab . . .

Licht, Licht muß ich haben!

Sie hob den Vorhang. Ein breiter Strahl drang herein. Sie prallte zurück. Der Vorhang fiel nieder. Sie lag wieder im Dunkeln.

Da hörte sie eine Stimme, die ihr tief zu Herzen ging. Oberst Bronnen war aus der Residenz gekommen, um Eberhard die letzte Ehre zu erweisen; er bat Irma — seine kräftige Stimme war halb verschleiert — ihm die Gunst zu gewähren, mit ihr um den Todten zu klagen.

Alles Blut preßte sich im Herzen Irmas zusammen; sie öffnete die Thür, sie reichte dem Freund im Dunkel die Hand; er preßte sie und sie hörte ihn, den starken Mann, laut weinen. Wie im Sturm zogen ihr die Gedanken durch die Seele: Da steht ein Mann, der dich erlösen könnte, und du könntest ihm dienen und unterthan sein wie eine Magd — aber wie dürftest du? . . .

„Ich danke Ihnen“ — sprach sie endlich. „Mögen Sie ewig das

Glück empfinden, daß Sie dem Erlösten und mir Gutes gewesen sind ..."

Die Stimme stockte, sie konnte nicht weitersprechen.

Bronnen ging. Im Dunkel verließ er sie.

Irma war wieder allein.

Die letzte Handhabe, die sie noch im Leben hätte fassen können, war gebrochen. Hätte sie geahnt, welche Zeilen von einem zerrissenen und auf der Straße gefundenen Briefe Bronnen in der Tasche trug, sie hätte laut aufgeschrien.

Ein einziger Gedanke war wach in ihr. Was soll mir's; noch so viel tausendmal die Sonne aufgehen sehen und jeder Sonnenstrahl, jedes Auge macht die Schrift leuchten, und Worte sind mir ewige Schrecken. Vater — Tochter — wer nimmt mir diese Worte heraus aus der Sprache, daß ich sie nie wieder höre, nie wieder lese?

Wie eine unergründliche Leere war's in ihrem Denken. Da ist der eine und einzige Gedanke immer wieder, nie auszudenken und doch schon von allen Seiten ausgedacht, und Sinnen und Brüten dreht sich mit zermalmender Gewalt, unermüdlich und abgemattet zugleich, im tausendmal abgemessenen Kreise um und um.

Es trat jene Dumpfheit der Seele ein, die völlige Gedankenlosigkeit ist. Nichts denken, nichts wollen, nichts thun. Das Chaos ist über den Einzelmenschen gekommen, und drüber schwebt Unfaßbares. Laß es herankommen, halte still wie ein Opferthier, gegen dessen Stirn das Beil des Opferpriesters geschwungen ist. Das Schicksal muß vollenden; du kannst nichts thun, nur stillhalten, nicht zucken.

Stunden um Stunden lag Irma.

Draußen ging der Pendelschlag der großen Standuhr, und der Ton sprach immer: Vater — Tochter, Tochter — Vater! Stundenlang hörte sie nichts als den Pendelschlag, und immer die Worte: Vater — Tochter, Tochter — Vater! Sie wollte rufen, daß man die Uhr zur Ruhe stelle, aber sie unterließ es. Sie wollte sich zwingen, im Pendelschlag nicht diese Worte zu vernehmen. Es gelang ihr nicht. Vater — Tochter, Tochter — Vater! klang der Pendelschlag fort und fort.

Was einst freies Spiel ihrer Laune gewesen, das spielte nun mit ihr. Was hast du von der Welt gesehen? Einen kleinen Ausschnitt. Du mußt eine Reise um die ganze Erde machen, das soll deine Wallfahrt sein, da wirst du dich verlieren. Du mußt den ganzen Planeten kennen lernen, auf dem diese Geschöpfe herumkriechen, die sich Menschen nennen und sich mit Graben und Pflanzen, mit Predigen und Singen, mit Meißeln und Malen den Jammer betäuben, daß sie sterben müssen. Betäubung ist Alles ...

Vor ihrem Geiste bauten sich Bilder auf, wie sie in ungemessene Fernen zieht, der treue Diener schlägt das Zelt in der Wüste auf, und wenn ein wilder Stamm kommt ...

Im Halbschlaf hörte sie den Tamtam und sah sich hinwegtragen, mit Pfauenfedern geschmückt, und um sie her tanzten dunkle wilde Gestalten.

Was ihre Phantasie einst keck sich vorgespiegelt und was jetzt von selbst aus ihr auftauchte, das umtollte sie und schlang den sinnverwirrenden Reigen ....

Achtes Capitel.

Es war tief in der Nacht. Alles schlief.

Irma öffnete leise und schlich hinaus.

Sie ging nach der Todtenkammer. Ein einsames Licht brannte zu Häupten des Todten; er lag im offenen Sarg, ein Büschel Aehren zwischen den Händen. Der Diener, der bei der Leiche wachte, sah Irma groß an; er nickte nur und sprach kein Wort.

Irma faßte die Hand des Vaters. Wenn diese Hand segnend auf ihrem Haupte geruht hätte, statt daß sie ...

Sie kniete nieder und küßte mit heißer Lippe die eisig kalte Hand. Ein Gedanke, ein Blitz, ein sinnverwirrender, zuckte durch ihre Seele: Das ist der Kuß der Ewigkeit! Flammende Lohe und Eisesstarren drängten sich zusammen. Das ist der Kuß der Ewigkeit ...

Als sie in ihrem Zimmer erwachte, wußte sie nicht mehr, hatte sie geträumt oder war es in Wirklichkeit geschehen — sie hatte die

todte Hand des Vaters geküßt; aber das spürte sie: tief in ihrem Innersten ruht etwas wie ein eisiger Tropfen, unbeweglich, unvertilgbar.

Der Kuß der Ewigkeit — Du wirst keine warmen Lippen mehr küssen — Du bist dem Tode vermählt.

Sie hörte die Glocken läuten, man trug ihren Vater zu Grabe; sie verließ das Gemach nicht, kein Ton kam von ihren Lippen, keine Thräne aus ihrem Auge; Alles in ihr war stumm, dumpf und zerbrochen.

Sie lag im Dunkel. Wenn die Tauben auf dem Fenstersims draußen girrten und davonflogen, dann wußte sie, daß es Tag war.

Bruno war im höchsten Grade ärgerlich über das excentrische Wesen seiner Schwester. Er wollte abreisen, sie sollte ihn begleiten oder doch sagen, was sie vorhabe. Sie gab keine Antwort. Endlich trat er zur Reise gerüstet in das Vorzimmer Irmas; hier saß das Kammermädchen und las in einem Buche.

Bruno hatte die Hand ausgestreckt, um ihr unter das Kinn zu fassen, aber schnell erinnerte er sich, daß er ja in Trauer war; er zog auf halbem Wege die Hand wieder zurück.

Er übergab dem Kammermädchen seinen Hut, daß sie einen Trauerflor darum nähe, und streichelte dabei zufällig ihre Hand. Dann ging er nochmals an die Thür seiner Schwester.

„Irma," bat er, „Irma, sei doch vernünftig, gieb doch endlich eine Antwort!"

„Was soll ich?" fragte es drinnen.

„So öffne doch!"

„Ich höre," antwortete sie und öffnete nicht.

„So laß Dir sagen: Es hat sich kein Testament des seligen Papa vorgefunden. Ich werde Alles mit Dir brüderlich ordnen. Willst Du nicht mit zu meiner Familie reisen?"

„Nein."

„So reise ich allein. Adieu!"

Er erhielt keine Antwort; er hörte, wie sich Schritte von der Thür entfernten, und wendete sich um. Das Kammermädchen hatte den Flor um den Hut genäht, Bruno küßte ihr die Hand und gab ihr ein reichliches Geschenk.

Dann reiste er ab.

Es war ihm ganz recht, daß er ohne Irma reisen konnte; er kann sich eher gehen lassen und ist von Niemand genirt, und seine Philosophie befiehlt: nur keine unnöthige Trauer! Das hilft zu nichts und man verdirbt sich nur damit die Tage.

Er war unterwegs sehr zufrieden mit sich. Das Gut Wildenort behält er des Namens wegen für sich; es ist nur klein und man könnte ohne eine Stellung im Staat nicht standesgemäß davon leben. Er will Irma, wenn sie sich, was hoffentlich bald geschieht, verheirathet, den ganzen Schätzungswerth des Stammgutes als Mitgift geben.

Bruno reiste nach der Residenz, und sein erster Ausgang, nachdem er seine Familie besucht, war in den Jokeyclub, der jetzt in Permanenz versammelt war. Mit einem mäßigen Reuegelde wollte er seine Pferde vom Wettrennen zurückziehen, das in den nächsten Tagen stattfinden sollte; er ist in Trauer, man wird Rücksicht darauf nehmen. — Auf dem Wege begegnete ihm der Leibarzt, Bruno kehrte um. Der Leibarzt ging nach dem Schlosse.

Noch nie hatte man den Mann, der als der Unerschütterliche bei Hofe galt, so bewegt gesehen, als da er die Nachricht vom Tode des alten Grafen Wildenort brachte.

Er erzählte der Königin von den Erweckungen aus besten Tagen, die sich Eberhard in der letzten Stunde wieder wach gerufen, aber er konnte doch nicht unterlassen, hinzuzufügen, daß der dahingegangene Freund den Hochpunkt nicht erreicht, nach dem er so redlich gestrebt; denn er hatte noch in der letzten Stunde nach äußeren Handhaben getastet und mußte sich das Errungene neu einprägen. Die Königin sah verwundert auf den Mann, der in seiner tiefsten Ergriffenheit noch so streng urtheilen konnte.

„Wie trägt es unsere Irma?" fragte sie.

„Schwer und still, Majestät," erwiderte der Leibarzt.

„Ich meine," sagte der König zur Königin, „wir sollten unserer Freundin schreiben und ihr einen Boten schicken."

Die Königin stimmte bei, und der König sagte laut zum Schloßhauptmann:

„Die Königin will sofort einen Courier an die Gräfin Irma

schicken, wollen Sie das Nöthige veranlassen. Schicken Sie den Lakaien Baum."

Die Königin stutzte. Warum sagt der König, daß sie einen Boten schicken wolle, während er doch dazu angeregt hatte und sie nur beistimmte? Ein Schreck durchzuckte sie, aber sie bezwang ihn schnell und machte sich Vorwürfe, daß der böse Blutstropfen, der sich einst in ihr geregt, noch nicht ganz verschwunden sei. Sie ging in ihr Cabinet und schrieb an Irma. Auch der König schrieb.

Baum machte ein sehr bescheidenes, sehr untergebenes Gesicht, als ihm der Schloßhauptmann den Befehl gab, sich sofort bereit zu machen, um als Courier zur Gräfin von Wildenort zu reisen; er solle bei der Gräfin bleiben, sie nie verlassen, und wenn sie auf Reisen gehen wolle, so werde er sie begleiten bis zu ihrer Rückkehr an den Hof.

Als Baum mit den Briefen abreiste, hatte er ein ganz anderes Gesicht, es war triumphirend; jetzt ist er auf dem Punkt, das große Loos zu gewinnen, man hat ihm den delicaten Auftrag gegeben, er weiß, woran er ist, man versteht ihn und er versteht die Anderen. Er wendete sich zum Schlosse zurück und seine Mienen waren jetzt gar nicht mehr unterthänig; unter der vorgehaltenen linken Hand sagte er fast laut zu sich, indem er mit der Rechten die Brust streichelte: „Als gemachter Mann kehre ich zurück, und mindestens Oberkämmerer muß ich sein."

Baum kam auf dem Herrenhause an. Die Kammerjungfer sagte, daß Irma Niemand spreche und Niemand sehe.

„Wenn sie nur aufschreien möchte, der stille Schmerz tödtet sie," klagte die Kammerjungfer.

Es wurde an die verschlossene Thüre Irmas geklopft; man mußte lange auf Antwort warten. Endlich fragte Irma, was es gebe? Sie mußte sich an der Thürklinke festhalten, da sie die Stimme Baums erkannte. Ist vielleicht der König selbst gekommen?

Baum sagte, daß er als Courier Ihrer Majestäten geschickt sei, um einen Brief abzugeben. Irma öffnete nur so weit, daß sie ihre Hand herausreichte, nahm den großen Brief herein, legte ihn auf den Tisch; — sie hatte nichts von der Welt draußen zu erfahren, die Welt draußen kann ihr keinen Trost geben, Niemand.

Endlich gegen Abend schlug sie die Vorhänge zurück und entsiegelte das große Couvert. Es lagen zwei Briefe darin; der eine trug die Ueberschrift von der Hand der Königin, der andere von der des Königs. Sie entfaltete den Brief der Königin zuerst und las:

„Du liebe, gute Irma!

(Die Königin nannte sie zum Erstenmal „Du.“ Irma wischte sich mit einem Tuche über das Gesicht und las weiter.)

Du hast den schwersten Schmerz des Lebens erfahren. Ich möchte bei Dir sein, Dein schwerpochendes Herz an das meine drücken und die Thränen Dir von den Augen küssen. Ich will Dich nicht trösten, nur Dir sagen, daß ich mit Dir fühle, soweit man fühlen kann, was man nicht selbst erfahren. Du bist stark, edel und harmonisch, ich muß Dir's zurufen,

(Die Hand Irmas zitterte, als sie dies las.)

„damit Du Dich Deiner selbst erinnerst und Deinen Schmerz schön und rein trägst. Du bist verwaist, aber die Welt darf Dir nicht öde und leer sein. Dir leben befreundete Herzen. Ich freue mich, oder vielmehr ich danke dem Schicksal, daß ich im Leid Dir etwas sein kann. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß ich Deine Freundin bin, aber es thut in solchen Stunden gut, wenn man sich das sagt. Ich möchte keine Stunde vergnügt leben, während Du in Trauer bist. Alles ist uns gemeinsam.

(Irma bedeckte sich das Gesicht mit der Hand. Sie faßte sich und las weiter.)

„— Laß mich bald wissen, was ich Dir sein kann. Komme zu mir oder bleibe in Einsamkeit, wie es Deine Natur erheischt. Könnte ich nur Dir den Genuß Deiner selbst geben, wie wir ihn empfinden! Du weißt gar nicht, wie Großes Du geleistet. Du hast das Reich unserer Empfindungen vermehrt. Das ist die schönste Eroberung. Sei stark in Dir und wisse, daß Du einen Halt hast

an Deiner Dich innig liebenden

Mathilde.“

Irma legte den Brief auf den Tisch, aber sie schob ihn unwillkürlich weit weg von dem des Königs, der noch unentfaltet hier lag.

Jahre mußten vergehen, Meere dazwischen liegen, bevor man nach diesen Worten die des Königs vernehme. Und doch — wie oft hat sie mit Einem Athem und Einem Blick ihn und sie gehört und gesehen.

Mit einer heftigen Bewegung wie im Zorn erbrach sie den Brief des Königs und las:

„Es ist mir tief schmerzlich, daß auch Sie, meine holde Freundin, erfahren müssen, daß Sie das Kind eines Sterblichen sind. Ich bejammere, daß Ihre schönen Augen weinen. Wenn auch das Erhabenste noch der Läuterung fähig — und welches sterbliche Wesen wäre dessen nicht? — so wird dieser Schmerz Ihren Hochsinn noch erhöhen. Aber bitte, steigen Sie nicht zu hoch, um uns so nieder und tief zu finden. Nehmen Sie uns mit auf Ihre Höhe.“

Die Mienen Irmas nahmen einen bitteren, versteinerten Ausdruck an. Sie las weiter:

„Wenn Sie länger als sieben Tage Ihr schönes Auge mit Thränen und Ihr hohes Herz mit Seufzern quälen und allein leben wollen, so lassen Sie mich das durch ein Wort wissen. Wollen Sie Ihre Trauer verlängern, auf einer Reise sich selbst und ein anderes Selbst wiederfinden, so bestimmen Sie, wohin Sie zu reisen gedenken; nur nicht zu weit weg, nicht zu weit in das Land der Schmerzen, in ein Ihnen fremdes Land. Sie sollen froh sein, heiter und schnell überwinden.

Ihr wohlgeneigter K.“

In dem Brief lag noch ein Zettel mit der Ueberschrift: „Sofort zu verbrennen.“

„Ich kann nicht leben ohne Dich, ich verliere mich selbst, wenn ich Dich verliere. Gegenwart allein ist Leben. Ich kann nur im Lichte Deiner Augen athmen, ich will keine Wolken, ich verlange Sonne. Erinnere Dich, welch eine Welt von Gedanken Du unter Deinem geflügelten Hut beherbergst. Laß diese Welt herrschen! Du darfst nicht traurig sein, Du darfst nicht! Um meinetwillen. Du mußt des Schmerzes Herrin werden, wie Du Herrin bist über mich! Sei stark, schwing Dich hinweg über Alles! Komm zu

Deinem Kurt.

Der Kuß der Ewigkeit! Ich allein kann die Wolken, alles Trübe von Deiner Stirn wegküssen, ich kann und ich will."

Irma schrie laut auf, ein krampfhaftes Lachen bewältigte sie.

Kann ein Mund diese Stirne küssen? Wie schmeckt der Todesschweiß, der sich hier eingeätzt? Wie schmeckt das entsetzliche Wort auf den Lippen? Küsse es weg! Küsse es weg! Es brennt, es friert. —

Diese letzten Worte allein hörte die Kammerjungfer; sie wollte zu Irma eilen; die Thür war verschlossen.

Nach geraumer Zeit erhob Irma das Haupt und war verwundert, sich am Boden zu finden; sie stand auf und ließ sich Schreibzeug und Licht bringen. Sie verbrannte beide Briefe des Königs, hielt eine Weile das schwere Haupt in beiden Händen, dann faßte sie die Feder und schrieb:

„Königin!

Ich büße meine Schuld mit dem Tode. Vergieb und vergiß.

Irma."

Sie schrieb auf den Umschlag: „Durch die Hand Gunthers. An die Königin selbst."

Dann nahm sie ein neues Blatt und schrieb:

„Dem Freunde!

Zum letztenmal spreche ich zu Dir. Wir sind auf dem Irrwege, auf dem entsetzlichen. Ich büße. Du gehörst nicht Dir. Du gehörst ihr und der Gesammtheit. Du mußt im Leben büßen, ich mit dem Tode. Fasse Dich, sei Eins mit dem Gesetz, das Dich an sie und an die Gesammtheit bindet. Du hast beide verleugnet, und ich, ich habe dazu verholfen. Unser Leben, unsere Liebe hat das Entsetzlichste über Dich gebracht. Du konntest nicht mehr wahr sein vor Dir selbst. Du sollst es wieder und ganz werden. Das rufe ich Dir sterbend zu und ich sterbe gern, wenn Du mich und Dich erhörst. Die ewige Natur weiß, daß wir nicht sündigen wollten, aber es ist geschehen. Mir ist mein Urtheil auf die Stirn geschrieben, fasse Du das Deine im Herzen und lebe neu. Dein ist noch Alles. Ich empfange den Kuß der Ewigkeit vom Tode. Höre diese Stimme und vergiß sie nicht! Vergiß aber die, die sie Dir zuruft. Ich will kein Gedenken."

Sie versiegelte die Briefe und versteckte sie schnell in der Mappe,

denn sie wurde unterbrochen. Man meldete Emmy, oder vielmehr Schwester Euphrosyne.

Neuntes Capitel.

Der Leibarzt hatte an Emmy einen Boten geschickt mit der Nachricht vom Tode Graf Eberhards und der Verzweiflung Irmas. Die Priorin hatte Emmy ermahnt, zu der jungen Freundin zu eilen, der man so viel Dank schuldig war; da keine Nonne allein reisen durfte, gab sie ihr als Begleiterin eine Schwester mit, die eine bewährte Krankenpflegerin war.

Als die Kammerjungfer die Ankömmlinge meldete, sprang Irma unwillkürlich auf. „Das ist die Erlösung! Im Kloster, abgeschieden von der Welt, lebendtodt — dort wartest du, bis man dich ins Grab legt.“

Ein Leben, in dem nichts vorgeht . . . sprach es plötzlich, als stände der alte Schiffer hinter ihr, der die Worte gesprochen.

Ein trotziger Gedanke schwellte ihre Lippen: Ich warte nicht, bis mein Leben zu Ende, ich zwinge das Ende — —

Es dauerte lange, bis sie der Kammerjungfer die Antwort gab:

„Ich danke von ganzem Herzen, aber ich will Niemand sehen, Niemand hören.“

Irma fühlte sich stark, als sie diese Worte gesprochen. Nun ist auch das vorbei, muß vorbei sein.

Und wieder war es still und dunkel, und wieder sprach draußen der Pendelschlag: Vater — Tochter, Tochter — Vater.

Es läutete vom Thal herauf, das ist die Abendglocke.

Es muß sein! sprach Irma zu sich. Sie schlug die Vorhänge zurück und schaute hinab ins Thal, dort gingen die Nonnen in den langen schwarzen Gewändern durch die Wiesen. Sie eilte in Gedanken ihnen nach und sprach in die leere Luft hinaus: Leb' wohl, Emmy! Dann rief sie der Kammerjungfer, sie solle Befehl geben, daß man ein Pferd sattle, sie wolle ausreiten. Sie zeigte der Kammerjungfer ihr Antlitz nicht. Niemand soll diese Stirn je sehen. Die

Kammerjungfer zog ihr das Reitkleid an, setzte ihr den Reithut auf, der noch mit dem Stück des Adlerflügels geschmückt war; Irma schauderte, als sie, auf den Hut greifend, den Flügel berührte; den Vogel hatte der König geschossen und ihr den Flügel gegeben damals ... es ist wie eine letzte geisterhafte Berührung.

Sie befahl, über dem Schleier am Hut noch einen zweiten Schleier zu heften, und erst als sie ganz verhüllt war, ging sie hinaus. Sie sah nicht auf, sie nahm von nichts Abschied, sie heftete den Blick auf den Boden.

Im Hofe stand das Reitpferd Irmas; es scharrte lebhaft und blies die Nüstern auf, als es Irma sah. Sie fragte nicht, wer ihr Reitpferd aus der Residenz hergebracht; sie streichelte ihm den Hals und nannte es mit seinem Namen: Pluto. Sie war in Gedanken schon so aus der Welt, daß sie das Thier wie ein Wunder, wie etwas noch nie Gesehenes betrachtete. Sie stieg auf.

Auch der große Lieblingshund ihres Vaters war da und bellte ihr zu. Sie befahl, daß man den Hund ins Haus zurücktreibe.

Im ruhigen Schritt ritt sie davon. Sie schaute nicht auf, nicht rechts, nicht links. Die Sonne stand gerade hinter den Wipfeln der Bäume und das Licht brach in zersplitterten Strahlen durch das Gezweige wie dünne Sonnenfäden, zwischen den Stämmen hindurch glänzte der Himmel im Goldgrund.

Irma hielt an und winkte dem hinter ihr reitenden Baum; er ritt an ihre Seite.

„Wie viel Geld haben Sie bei sich?“

„Nur wenige Gulden.“

„Ich muß hundert Gulden haben. Reiten Sie zurück und holen Sie.“

Baum zögerte; er wollte sagen, daß ihm nicht gestattet sei, die Gräfin zu verlassen, aber er wußte das nicht vorzubringen.

„Warum zögern Sie? Haben Sie nicht verstanden?“ sprach Irma, es lag ein herber Ton in ihrer Stimme. „Reiten Sie augenblicklich zurück.“

Baum wendete sein Pferd.

Kaum war er aus ihrem Gesichtskreis, als Irma ihrem Pferd die Peitsche gab, über den Graben zur Seite sprengte, eine Bergwiese hinan und hinein in den Wald. Im gestreckten Galopp folgte

sie demselben Wege, den Bruno vor wenig Tagen geritten. Das Pferd war muthig und lebhaft, es freute sich seiner schönen Reiterin, sie kannten einander; lustig, als ginge es zur hellen Jagd, rannte es dahin. Und es geht zur Jagd, dort knallt ein Schuß; aber Pluto ist schußfest, er schrickt nicht zusammen. Immer lustiger geht's im Galopp dahin. Das Abendroth blinkt durch die Waldbäume und spielt in funkelnden Lichtern auf Stämmen und Moos. Und weiter geht der flüchtige Ritt, weiter, immer weiter!

Jetzt ist sie oben auf dem Bergkamm, der breite See drunten glänzt wie Purpur.

„Dort!" ruft Irma, „dort bist du, kühler Tod!"

Pluto hält an, er glaubt, seine Herrin habe es befohlen.

„Du hast Recht," sagte sie, ihm den Hals streichelnd, „es ist weit genug."

Sie steigt ab und wendet das Pferd; es sieht sie noch einmal an mit seinen großen treuen Augen, sie hat den Schleier zurückgeschlagen.

„Zieh' heim, du sollst leben. Zieh' heim!"

Das Pferd steht still. Da hebt sie die Peitsche und giebt dem Pferde einen Schlag, daß es davonrennt; Mähnen und Schweif im Abendwind flatternd, rennt es dahin über den Bergkamm.

Irma steht und sieht ihm nach. Dann setzt sie sich an den Rand eines vorspringenden Felsens und schaut hinein in die weite Landschaft und in die untergehende Sonne.

„Zum letztenmal, du schönes Licht, ihr Farben am Himmel, zum letztenmal, bevor ich in die Nacht des Todes sinke ..."

Einen Augenblick saß sie ganz hingenommen von dem Anblick, der sich ihr aufthat; sie wußte nicht mehr, von wannen sie kam, wohin sie wollte. Da standen in weiter Reihe die hochaufragenden Berge, vielgezackt, Gipfel an Gipfel, und immer tiefer hinein ragte ein Berghaupt empor. Die bewaldeten Berge umschwebte ein violetter Duft, an den scharfkantigen nackten Schrofen zitterte der Abendstrahl, und hoch auf die schneebedeckten Firnen breitete sich still der Hauch des Abendroths, immer höher sich färbend, während es drunten immer mehr nachtete. Wie durchglüht stand die eine große Schneekuppe, und jetzt zog mälig eine Wolke drüber hin und nahm den rothen

Schimmer vom Berge mit sich fort, als wär's ein Schleier, den sie hob; die Wolke verschwebte erglühend, und todtenfahl starrten die Schneehöhen. Es war der Anblick eines Gestorbenen.

Der große Tod zog über die Höhen.

Wer so mit ihm verschwinden könnte im Aether!

Irma schauerte, ein fröstelnder Luftstrom strich über die Höhe. Sie fuhr sich mit der Hand über das Antlitz. Sie fühlte, wie auch sie erblaßt war. Sie stand auf, stieg höher, um noch einmal den Feuerball zu schauen. Sie kam zu spät, und laut sprach sie:

„Was nützt es, die Sonne zu schauen, ob tausend-, ob abertausendmal, wenn sie uns doch einmal untergeht? Und sie ist auf ewig untergegangen dem dort unter dem Boden, an dessen Hand nun die Verwesung . . .“

Ihr schwindelte — sie sank nieder ins Moos.

Als sie sich wieder aufrichtete, war es Nacht.

Sie erhob sich und schritt mit hoch aufgeschürztem Gewand hinab in den nächtigen Waldesgrund.

Zehntes Capitel.

Irma war auf einem Fußweg, der sich durch hohe Waldbäume hinzog. Fest und sicher förderte sie die Schritte. Bald ging der Fußweg in eine breite Waldstraße über.

In der Ferne zuckte Wetterleuchten am Himmel, es zerreißt die Nacht und da thut sich ein Himmel auf, der noch hinter der Nacht liegt.

Irma schaute kaum auf, sie dachte nichts mehr, nichts als den Weg zu finden. Es war still im Wald; nur manchmal krächzte etwas, wie das Aechzen eines Menschen, so klagend. Es kommt von einem Baume, der herzspältig ist. Aber das Krächzen geht immer mit ihr, immer ihr voraus. Sie sucht den Baum, der so im Herzen krank; sie findet ihn nicht; es geht immer weiter hinauf, immer tiefer hinein in den Wald. Da rennt sie den Berg hinab. Nun ist es still. Der Weg verlor sich, aber von ferne her leuchtete das Ziel, ein Blinken

des mondbeglänzten Sees. Sie ging weiter und weiter pfadlos durch den Wald auf weichem Moos. Oftmals war Wimmern von Vogelstimmen in den Baumkronen, ein Marder oder ein Wiesel würgte die Sorglosen in ihren Nestern. — In der Welt ist ewiges Morden, Verzehren des Einen durch den Andern. Die Menschen verderben und morden einander, nur verzehren sie einander nicht — das allein unterscheidet sie von den Thieren. Und noch Eins — ja, noch Eins! Das ist's! Der Mensch allein kann sich selbst morden. Irma schwindelte bei dem Gedanken. Sie hielt sich an einem Baum, dann schritt sie weiter. Nur keine Weichlichkeit! Fest und entschlossen muß das Unabänderliche vollbracht werden. Weiter ging's durch den dichten Wald. Heiß glühten ihre Wangen, der Schweiß troff von ihrer Stirn, aber innerlich war's ihr, als ob sie friere.

Da rauschte es durch das Dickicht vor ihr, es war ein Hirsch, den sie aus seinem Lager aufgescheucht. Das Thier fürchtete sich vor ihr und sie fürchtete sich vor dem Thier, sie glaubte schon sein Geweih zu spüren, wie es sie aufspießt; sie flog mit behendem Sprunge den Bergrand hinab; fern noch knackte es im Gebüsch, dann war Alles still. Hoch in den Wipfeln saust es; es rauschen Wasser, bald nah', bald fern, und jetzt hört sie das Brausen eines Waldbachs, der von Felsen niederstürzt; sie sieht den mondbeglänzten Schaum, sie weiß nicht mehr, wo sie ist, sie weiß nicht, geht sie nach dem See oder rückwärts. Wenn sie sich im Walde verirrt, wenn sie hier niedersinken muß und gefunden und zurückgebracht wird in das Leben, in das Elend? .. Sie rafft alle Kraft zusammen und schreitet weiter. Die Nacht wehte sie kühl an, aber von ihren Wangen fielen heiße Tropfen; sie griff sich an die Stirn — da ist ein heißer Quell als ob es aus der getroffenen Stelle rinne. Sie sieht auf zu den Sternen, sie sieht bekannte Sternbilder, sie weiß ihren Standort, aber die großen Wegweiser in der Unendlichkeit führen nicht auf den Irrwegen im Waldesdickicht ein einsam verirrtes Menschenkind. Irma gedenkt der Nächte, wo der Leibarzt ihren Blick in die Weite gelenkt — wie ist ihr nun Alles vernichtet, alles Große gefallen, selbst der Blick zu den Sternen ist ihr verschränkt. Sie sinnt darüber nach, ob sie die Briefe verbrannt, oder zurückgelassen; den an den König hat sie verbrannt;

dessen glaubt sie sich zu erinnern; aber nicht auch den an die Königin? Sie sinnt hin und her, es wirrt sich ihr zusammen. Vielleicht werden beide Briefe gefunden. — Sei es!

Und dann zieht ihr das Lied Walpurgas durch die Seele. —

Wenn die gute Bauernfrau am See wüßte, wie ihre Freundin jetzt einsam in dunkler Nacht durch den Wald ras't, und mit welchen Gedanken — sie käme herbei und risse dich an sich und ließe dich nicht; wer weiß, ob sie nicht jetzt in der Ferne dein gedenkt, von dir träumt und dir durch die Nacht unfaßbar ihr Lied durch die Lüfte daher schickt? Wie wird die Arme trauern, wenn sie deinen Tod erfährt; vielleicht ist sie die einzige, die dich wahrhaft betrauert.

Alle Erinnerungsmelodien spielten durch ihre Seele. Nach Jahren erzählt ein Schiffer, wie der dort am Inselkloster, vom ertrunkenen Hoffräulein. Wie wird die Todesnachricht auf die Menschen wirken? Niemand von euch kann mir helfen, ich kann euch auch nicht helfen, und übermorgen spielt ihr wieder Karten und tanzt und singt. Keiner kann den Andern in Gedanken behalten; wer nicht da ist, hat kein Recht, in Gedanken da zu sein. Unbarmherzig ist das Leben wie der Tod. . .

Weiter ging's durch das Dickicht, an wilden Schluchten vorbei; die Steine die sich unter ihren Tritten lösten, polterten in den Abgrund hinab, aus dem sie dumpf auftönten und ahnen ließen, wie tief sie gefallen waren. Die Felsen rücken näher zusammen, der Waldbach stürzt sich über sie herab, und jetzt auf einmal da sind die Felsenschrofen, da geht's nicht weiter — stürze dich hinab und zerschmettere! Wenn du aber tagelang halbtodt und gelähmt liegen und verschmachten mußt? Nein!

Sie sucht sich einen Weg. Da schlägt ihr ein Baumzweig ins Gesicht, gerade dahin, wo des Vaters todeskalter Finger sie berührt.

„Nein, diese Stirn soll das Tageslicht nicht mehr schauen," ruft sie und sucht einen Weg am Felsenhang und hält sich fest mit eingeklammerten Händen. Jetzt erschallt helles Jodeln einer Frauenstimme durch den Wald. — Irma athmet auf, es ist eine Menschenstimme, eine Frauenstimme, vielleicht ein Mädchen, ein holdes frisches Kind, das dem Geliebten ein Zeichen giebt durch die Nacht. Die Jodeltöne wiederholen

sich fort und fort und werden immer dringender, und Irma sitzt in Angst und Zittern am Felsenhang; sie antwortet, sie schreit grell auf. Sie erschrickt vor ihrer eigenen Stimme, aber sie schreit wieder und wieder. Nun kommt es antwortend heran, die Stimme nähert sich, Hunde springen voraus, sie sind schon bei Irma, sie bellen, zum Zeichen, daß sie die Beute gefunden; die Frauenstimme kommt näher und näher.

„Wo bist Du?“ fragt es.

„Da,“ antwortet Irma.

„Wo?“

„Hier.“

„Da oben?“

„Ja.“

„Wie bist Du da hinauf gekommen?“

„Ich weiß nicht.“

„Halt' Dich ruhig, rück' nicht von der Stelle! Ich komme.“

„Ja.“

Es dauerte lange, da tauchte endlich etwas unter Irma auf.

„So, da bist Du?“ sagte die Gestalt. Sie warf Irma einen Strick zu und befahl ihr, sich solchen um den Leib zu binden, das andere Ende an einen Felsen oder einen Baum zu heften und dann ruhig herabzugleiten.

Irma that, wie ihr befohlen. Sie schwebte zwischen Himmel und Erde, in diesem kurzen Augenblicke durchschauerte sie Unfaßbares. Sie kam glücklich bei der Frauengestalt an. Diese packte sie sofort mächtig an der Hand und führte sie. Irma folgte willenlos. Sie riß sich blutig, bis sie auf einen schmalen Felsweg kamen. Drunten brauste der Bach, aber die mächtige Frauengestalt hielt Irma fest an der Hand, diese Hand packte wie eine eiserne Zange.

„Wo Du gewesen bist, da kommt ja nicht einmal ein Gemsjäger hin. So, jetzt sind wir oben, dort ist unsere Hütte,“ sagte endlich die dunkle Gestalt. „Es ist ein Wunder, daß Du nicht gestürzt bist und hast so ein langes Kleid dazu.“

„Wer bist Du?“ fragte Irma.

„Sag' mir zuerst, wer Du bist und wie Du daher kommst.“

„Das kann ich Dir nicht sagen."

„Meinetwegen. Mich heißen sie die schwarze Esther."

„Wen bringst Du?" rief eine grausig erscheinende Frau in der Hüttenthür; hinter ihr brannte das Herdfeuer.

„Ich weiß nicht. Ein Weibsbild."

Irma ging mit der schwarzen Esther nach der Hütte. Die Alte bekreuzte sich und rief:

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn — das ist die Seejungfrau!"

„Ich bin kein Geist," sagte Irma, „ich bin ein müdes Menschenkind. Lasset mich eine Weile ruhen und dann gebt mir Eure Tochter mit, daß sie mir den Weg nach dem See zeige. Jetzt nur einen Tropfen Wasser!"

„Nein, das wäre Dein Tod, Du darfst jetzt kein Wasser trinken; ich koch' da eine warme Suppe, ich bringe Dir gleich."

Sie führte Irma hinein in die Kammer, und als sie ihre Hand sah und daran einen Diamantring, grinste sie vergnüglich:

„Ei das schöne Ringlein, das ist wol vom Herzallerliebsten?"

„Nehmt, nehmt den Ring! Behaltet ihn!" sagte Irma und hielt ihr die Hand hin.

Die Alte streifte den Ring mit großer Geschicklichkeit von dem Finger.

„Herr Gott!" rief die Alte plötzlich. „Dich hab ich schon einmal gesehen — ja, ja, Sie sind's ... haben Sie nicht einmal ein goldenes Herzchen getragen und es einem Kinde geschickt? Haben Sie nicht einmal einer alten Frau im Schloß zu essen geben lassen und ihren Sohn frei gemacht und ihr noch Geld dazu geschenkt? Herr Gott, ja Sie sind die —"

„Nenne meinen Namen nicht! Laß mich nur eine Minute ruhen, frage nichts und sage nichts mehr!"

„Nein, wie Sie befehlen, gewiß nicht; ich will jetzt nur schnell die Suppe fertig machen."

Sie ging hinaus und ließ Irma allein.

Irma lag auf dem Bett, das nichts als ein Blättersack war; das knisterte so wunderlich, wenn sie den Kopf wendete und die Blätter

sprachen: ja, damals, als wir noch grünten, da war's anders.... Durch das Fenster blinzelte der Mond herein. Die ganze Welt ging mit Irma herum, sie war wie auf hoher See, aber bald war sie entschlummert.

Sie wachte auf, sie hörte eine laute Männerstimme.

Elftes Capitel.

Draußen im Hausflur, der zugleich Küche war, stand Thomas bei seiner Mutter; er reinigte sich das geschwärzte Gesicht, that den falschen Bart ab und sagte nun:

„Mutter, wisset Ihr, was mir leid thut?“

„Was denn?“

„Daß ich nicht vor drei Tagen den jungen Grafen erschossen hab'. So geschickt kommt der mir nicht wieder. Ich hab' ihn schußgerecht auf's Genick gehabt und er wär' zusammengebrochen und hätt' nicht mehr gemuckst; ich hätt' ihm die Kugel durch den Leib geschossen, daß die Sonne durchscheint.“

„Du bist mir ein schöner Kerl mit Deiner Reue!“

„Ja und ich hätt' was Gutes gethan, wenn ich den Kerl erschossen hätte. Denket nur, Mutter, so sind die vornehmen Leute, so sind die, denen der Wald gehört und das Wild drin. Denket nur, Mutter, ich bin doch ein braver Kerl.“

„Wie so?“

„Denket nur, Mutter, wisset Ihr, warum der Graf im Wald gewesen ist? Er hat nicht dabei sein wollen, wie sein Vater stirbt, drum reitet er fort und läßt den Alten allein verenden. Ich versprech' Euch, wenn Ihr sterben wollet und ich bin da, so bleib' ich bei Euch. Ich hätt' mir den Himmel verdient, wenn ich den Burschen weggeputzt hätte. Wenn ich's damals schon gewußt hätte, ich hätt's gethan; ich hab's thun wollen, aus Spaß. Meine Freud' ist nur, wie der Bursch gezittert haben muß; so vor mir herreiten müssen, und ich hab' die Kugel hinter ihm im Lauf und kann ihn jede Minute — o, Du Wildenort!“

Bei der Nennung ihres Familiennamens sank Irma wie von einem Schuß getroffen zusammen. Sie richtete sich rasch wieder auf und hörte mit angehaltenem Athem, wie Thomas draußen fortfuhr: „Seitdem bin ich wie verhext, es kommt mir nichts mehr in Schuß, und ich bin so einfältig! Da ist mir heute in der Dämmerung etwas passirt — der Teufel soll's holen, daß man an Geister glaubt. Mutter! mir ist ein Pferd begegnet, ein wunderschönes, und Niemand d'rauf. Wenn's ein wirkliches Pferd gewesen, für das man Geld kriegt? Bin doch ein Narr, daß ich mich so hab' erschrecken lassen, wie es dahinrennt mit fliegender Mähne, und die Hufeisen haben aufgeschlagen. Bis ich mich aber besonnen hab', daß es ein wirkliches Pferd ist und alle Geistergeschichten nur dummes Zeug — heidi! fort ist's!"

„Nein, Thomas! Nimm Dich in Acht! Es ist was dran mit den Geistern. Komm', stell Dich her, halt' die Hand über's Feuer und schwör' mir, daß Du Dich ruhig halten willst, dann sage ich Dir was."

„Was werdet Ihr wissen?"

„Mehr als in Deinen Stierkopf hineingeht. Ich sag' Dir, es giebt Geister, drin auf dem Bett liegt die Seejungfrau."

„Mutter, Ihr seid närrisch geworden."

„Gieb Acht! Sie hat mir befohlen, daß ich ihr eine Suppe kochen soll."

„So? Die Seejungfrauen fressen auch Supp'? Ich fürcht' kein Geschöpf, das Gekochtes frißt. Ich möcht' einmal die Seejungfrau schauen!"

Die Alte wollte ihn halten. Er drang in die Stube und stand wie gebannt, als er Irma erblickte; aber plötzlich rief er:

„Das ist ein Weib wie Ihr, nur viel schöner. Wenn's die Seejungfrau wär', müßt' sie einen Schwanenfuß haben, so viel ich weiß. Wer ist's, Mutter?"

„Ich weiß es nicht."

„So will ich sie fragen."

Die Alte suchte ihn abzuhalten. Aber schon hatte sich Irma aufgerichtet, sie schaute starr drein, sie hatte den Mund geöffnet und konnte nicht sprechen.

„Du bist's," rief Thomas plötzlich. „Das ist ja prächtig!"

Er wollte sie erfassen, aber Zenza wehrte ihn ab.

„Du bist's?" rief er wieder. „Hast Dich verirrt und bist da? Das ist prächtig!"

„Kennst Du mich?"

„Wer wird Dich nicht kennen? Du bist die Geliebte des Königs! Und jetzt bist Du ..."

Ein lauter Verzweiflungsschrei Irmas übertönte ein Wort des wilden Gesellen.

„Juchhe!" jauchzte Thomas, „'naus Mutter, 'naus Esther! Ich brauch' Euch nicht!"

„Laß sie! Du darfst ihr nichts thun!" rief die Mutter.

„Ich darf nicht? Wer will mir's wehren?"

Die Mutter rang mit ihm, er schleuderte sie zurück. Da, sie wußte sich nicht mehr zu helfen, faßte sie die kochende Suppe und schwor, daß sie sie ihm über's Gesicht schütte; er wehrte ab, taumelte zurück und brüllte wie ein Stier.

Esther eilte auf Irma zu und flüsterte eilig:

„Komm', komm'! Um Deines Vaters willen rette ich Dich. Komm'! Fort!"

Sie riß sie mit sich fort, sie eilte den Berg hinab, ohne Aufenthalt, athemlos. Irma konnte nicht weiter, sie wollte ruhen; Esther aber schleppte sie noch eine Strecke mit sich davon, bis sie an eine Quelle kamen, dort setzten sie sich nieder. Esther machte sich die Hände naß und wusch sich und Irma die Stirne.

Lange redeten die Beiden kein Wort. Endlich fragte Irma:

„Weißt Du den Weg nach dem See?"

„O wohl! Das ist auch mein Weg, mein Ausweg, ich hab' keinen andern mehr."

„Wie? Was meinst Du?"

„Was Du willst, will ich auch, werd' ich auch noch müssen."

„Was will ich denn?"

„Dich ertränken."

Irma zuckte zusammen, da ihr das Vorhaben so ins Ohr gesagt wurde.

„Ich weiß nicht," fuhr Esther fort, „kann mir's aber schon denken, was Dich dazu treibt. Mein Bruder hat ein böses Wort gesprochen. Aber ich bitte Dich, thu's nicht! Schau', Du bist noch so schön, so jung und reich; Du kannst schon noch leben und es kann Dir wieder anders gehen auf der Welt. Thu's nicht — Still!" unterbrach sie sich plötzlich — „hast Du nichts gehört? Wir wollen jetzt nicht reden, damit wir Alles hören. Er kommt uns nach. Er läßt uns nicht. Steh' jetzt nur auf, wir müssen fort."

Sie standen auf und schritten weiter durch den nächtigen Wald.

Ein Bild aus der Hölle trat Irma vor die Seele: Dort in der Ewigkeit werden Vornehme und Geringe, denn die Sünde macht gleich wie die Tugend gleich macht, an einander gefesselt und geschmiedet und müssen das Gleiche dulden ...

Sie schritten wieder an einem wildrauschenden Bache dahin, da fragte Esther:

„Du bist also die Schwester von ihm?"

„Von wem?"

„Von meinem Bruno. Wie geht's ihm? Ich hab' ihn vor einigen Tagen gesehen, wie ich Ameiseneier gesucht habe; er hat mich aber nicht gesehen. Ist es wahr, daß er glücklich verheirathet ist?"

„Ja; aber warum nennst Du ihn Deinen Bruno?"

„Gut, Dir will ich's sagen, Du bist die Erste, die seinen Namen aus meinem Mund hört seit jenem Tag. Hat er selber Dir nie davon gesprochen?"

„Nie."

„Er kann's aber doch nicht vergessen haben. Komm', hier könnte der Thomas uns doch finden, fasse meine Hand, geh' rückwärts, dann verlieren die Hunde die Spur."

Esther faßte Irma an der Hand und führte sie unter einen Felsenvorsprung; sie setzten sich nieder und die schwarze Esther erzählte:

„Meine Mutter weiß nichts davon und mein Bruder auch nicht. Das Rechte weiß Keiner. Dir kann ich's berichten. Wir sind eigentlich hier nicht daheim, aber im Sommer sind wir oft hier und suchen Enzian und Apothekerkräuter und Ameiseneier. Ich war fünfzehn Jahre alt, ein lustiger Teufel von einem Mädchen, ich hätte mit

einem Hirsch um die Wette rennen können, da hat mich Dein Bruder im Wald gefunden. Er war schön, gar schön, so schön giebt's Keinen mehr auf der Welt, und fein und gut ist er auch gewesen, und wir haben einander so lieb gehabt und ich hab' allemal geweint, wenn ich wieder hab' heim müssen zu meiner Mutter. Ich wär' gern ewig draußen geblieben im Wald wie die Rehe, und es hat mir fast wohl gethan, wenn ich heimgekommen bin und meine Mutter hat mich geschlagen; ich hab' weinen können und hab' doch nicht sagen müssen, warum ich weine. Ich hab' jede Minute nach ihm verlangt und hab' gar nicht mehr von ihm fortgewollt. Er hat mir einmal gesagt, wer er sei, und daß sein Vater gar ein strenger Mann sei; wenn das nicht wäre, thät' er mich heimführen in sein Schloß und ich müßte Gräfin werden. Und da — ich hab' tausendmal seitdem daran gedacht, was ich für ein einfältiges Kind gewesen bin, aber ich hab' gewiß nichts Böses gewollt — weißt Du, was ich gethan hab'? Weil mein Bruno gar so arg geklagt hat, hab' ich gedacht, den bösen Vater wird man doch 'rumkriegen können, und bin aufs Schloß und geraden Wegs zu Deinem Vater und hab' ihm gesagt, er soll doch nicht so schlecht sein und so hartherzig und soll's zugeben, daß der Bruno mich heirathet, ich will gewiß eine gute Schwiegertochter sein, und wir haben ja einander so lieb, wie, so lang die Welt steht, nicht Zwei einander mehr lieb gehabt haben. Da hat mich Dein Vater angesehen — die Augen vergess' ich nie, ich seh' sie jetzt vor mir, so groß, und geglänzt haben sie, und vorhin, wie der Thomas auf Dich losgewollt hat, da hast Du auch solche Augen gehabt, ganz seine Augen, und da hast Du mich erbarmt und darum hab' ich Dir fortgeholfen."

„Und weiter?" fragte Irma nach langer Pause.

„Ja weiter," versetzte Esther sich fassend. „Und da ist Dein Vater auf mich zugegangen und ich hab' mich geduckt und hab' gemeint, er schlägt mich nieder. Er hat mir aber seine Hand auf den Kopf gelegt und hat gesagt: Du bist ein braves Kind, wenn Du Dich auch vergangen hast, und an mir soll's nicht fehlen, daß Du brav bleibst. — Und da hat er einen Bedienten gerufen, Bruno soll kommen. Und da ist er gekommen und wie er mich sieht, ist er erschrocken, ich hab' aber gesagt: Fürcht' Dich nicht, Dein Vater ist ein herzguter Mensch

und er giebt Dich mir zum Mann. Bruno hat sich aber nicht vom Platz gerührt und Dein Vater hat gerufen: Komm' her! Komm her! Er ist aber doch nicht vom Fleck gegangen und ist so weiß geworden, wie das Tuch auf dem Tisch, an den er sich hält, und da sagt Dein Vater noch einmal zu ihm: Gut, ich komme zu Dir. Du hast nicht brav gehandelt, aber Du sollst noch brav sein können. Hier dies Kind aus dem Wald — ja, so hat er gesagt — ich erlaube Dir, ja ich befehle Dir, daß Du sie zur Frau nimmst. — Da hat der Bruno gelacht — der Teufel hat aus ihm gelacht, das Lachen vergess' ich auch nie — und Dein Vater hat wieder gesagt: So sprich doch! Und da hat er gesagt: Papa, machen Sie sich nicht lächerlich! Da hat Dein Vater ein Gesicht bekommen, wie wenn er auf einmal um dreißig Jahre älter wär', und er ist nur so gewankt und hat sich auf einen Stuhl niedergesetzt. Was sagst du? hat er gefragt. Wiederhole es noch einmal! Sprich! Und der Bruno hat das Wort noch einmal gesagt und hat sich dabei den Schnurrbart gedreht. Dein Vater hat ihm gut zugeredet und hat ihm gesagt, wie er mich in Allem unterrichten will, daß ich gut soll lesen und schreiben können, und Alles so gut, wie eine Gräfin, und daß Bruno das nicht auf sich laden soll, er würde die Last sein Leben lang nicht los werden. Und da hat Bruno gesagt: Ich verlasse das Zimmer, wenn Sie nicht das Mädchen fortschicken. Geh', Esther, geh' aus dem Zimmer und komm' erst wieder, wenn ich Dich rufe! — Er hat Deinem Vater etwas auf Wälsch gesagt, und Dein Vater ist blaß geworden und ist auf mich zugegangen und hat mir die Hand gegeben und hat gesagt: Esther, geh'! Weiter hat er kein Wort gesagt, aber er hat's gut gesagt, ganz herzlich. Und da bin ich fort. Das war das letztemal, wo ich den Bruno gesehen hab', und ich hab' nachmals gehört, es soll grausig hergegangen sein zwischen Deinem Vater und ihm. Ich hab' mich aber nicht mehr sehen lassen, ich hab' nicht wollen die Ursache sein von der Feindschaft zwischen Vater und Sohn, und ich hab' eingesehen, daß es doch nicht gegangen wär', und unser Kind hat's gut gemeint und ist todt auf die Welt gekommen; das ist besser, als so auf der Welt herumlaufen, im Elend und dann erst sterben. Meinst nicht auch?“

Irma antwortete nicht, sie tastete nach der Hand der Sprechenden.
Esther fuhr fort:

„Und meine Mutter und mein Thomas wissen nicht, daß ich Deinen Bruder je gekannt habe; aber der Thomas ist gar ein grausiger Mensch, und er hat einen Haß auf Deinen Bruder, wie wenn er's ahnte. Aber ich sag' nichts. Ich bin verloren — was ist daran gelegen? Er soll nicht auch noch zu Grunde gehen, und ich hab' ihn doch gar so lieb gehabt, ich kann's noch jetzt nicht los werden."

Aus dem ruhigen Erzählen heraus schrie Esther plötzlich laut auf:

„Er hat eine schöne, feine, reiche, vornehme Frau. Ja, dazu sind wir da, damit euch draußen, da droben in euren seidenen Betten nichts geschieht! Ha ha ha! Und wenn sie dann eheliche Kinder kriegen, saugen sie eine arme Frau aus. Die Walpurga, die hat's gut — die hat's gut, der wird die Milch zu Gold! O, wenn ich nur nicht mehr denken müßte!"

Sie raufte sich die Haare und schrie knirschend:

„Die Haare da, die dummen schwarzen Haare, die müßten schon lange abgefault sein, verbrannt von all dem schweren heißen Denken, das drunter durch den Kopf gegangen ist. O, mein Kopf ist so heiß, und ich krieg' alle Tag' noch Schläge drauf; aber er ist hart, klopf' einmal an, hart wie Stahl!"

Irma stand wie angewurzelt.

„Still!" sagte Esther. „Still, ich höre die Hunde; ich hab's gesagt, er jagt uns nach. Flieh, Flieh! Da rechts, da geht der Weg. Aber ich bitt' Dich um Alles in der Welt, thu's nicht, thu's nicht! Du bist noch nicht so weit, daß Du das mußt. Jetzt flieh, dort unten kommst Du an einen Steg, da drüber geh'. Mach fort! Ich bleibe. Die Hunde kommen zu mir. Ich halte ihn auf. Du bist gerettet. Fort, flieh!"

Sie trieb Irma fort und blieb zurück.

Irma eilte allein von dannen. Sie mußte sich oft an die Stirne greifen. Ein dankbares Andenken an ihren Vater hatte sie gerettet aus dem unfaßbaren Entsetzen. Er hat die Hand verzeihend auf das Haupt der Verlorenen gelegt, aber ihr selbst hat er die Verwerfung in die Stirn gegraben. Den Brand auf meiner Stirn kühlt nur der

tiefe See, sagte sie immer vor sich hin und eilte über den Steg, dann über eine Anhöhe, bis der dunkle Wald sie wieder verschlang ...

Die schwarze Esther stand ruhig und ließ die Hunde an sich herankommen; sie lockte sie, und die Hunde sprangen an ihr empor. Sie hörte Thomas pfeifen, und die Hunde antworteten; er war noch weit, aber er war auf der Spur. Sie zählte jeden Herzschlag, denn mit jedem Herzschlag kam Irma einen Schritt aus dem Bereich der Verfolgung. Ueber sich wollte sie Alles ergehen lassen — was liegt daran?

„Ja, ja, ich weiß, daß du mich gerne hast," sagte sie zu dem grauen Wolfshund, der sich an sie schmiegte, „ja, du bist das einzige Geschöpf auf der Welt, das mich noch mag. Ich wollt', ich wär' auch ein Hund geworden. Warum bin ich nicht ein Hund geworden? Wenn's nur wahr wäre, was die Mutter erzählt, daß es einmal Zeiten gegeben hat, wo man verwandelt worden ist."

Sie hörte wieder Pfeifen und Schreien des Thomas, die Hunde antworteten, er kam näher, bald stand er bei ihr.

„So, Du bist's? Hab' mir's gedacht! Wo ist die Andere?"

„Da, wo Du sie nicht mehr kriegst."

Im Walde hörte man einen jammervollen Schrei.

„Schlag' mich nur gleich todt," schrie Esther.

Die Hunde heulten dazwischen, sie wußten nicht, wem sie helfen sollten.

Thomas ging davon und ließ Esther liegen, wo sie niedergefallen war.

Zwölftes Capitel.

Die Sonne steht in Pracht am Himmel, unter den Bäumen am Waldesrand, auf weichem Moos ausgestreckt liegt eine schöne Frauengestalt in blauem Gewand. Jetzt zittern die Sonnenstrahlen in ihr Antlitz, sie erwacht und stemmt das Haupt mit den reichen braunen Locken auf die Hand und schaut wie verloren drein.

Die Luft war voll Harzduft und frischer Seekühle, an den Bergen läuteten die Schellen der weidenden Kühe, der Thau glitzerte, Alles

leuchtete — nur für sie ist Nacht um und um. Es dauerte lange, bis sie glaubte, daß sie wache, bis sie sich besann, wo sie war. Endlich wurde sie ihrer selbst inne, aber sie bewegte sich nicht. Dumpf und schwer zog es durch ihre Seele: Warum wieder erwachen? O du unbarmherzige Natur! Warum kann nicht ein tiefer Seelenschmerz dich brechen? Warum verlangst du wieder eine Naturmacht gegen dich? Feuer, Wasser, Stahl, Gift? Warum kann die Seele den Leib verderben und nicht auch tödten? Sonne, was willst du von mir? Ich will dich nicht mehr — hier meine Stirn, darauf brennt die todte Hand meines Vaters und in mir hämmert das Gewissen mit tausend Fäusten und zerschlägt mich nicht. — Warum? — Warum?

Sie schloß die Augen und wendete sich ab von der Sonne. Es flüsterte ihr zu: Noch ist es Zeit, noch kann Alles nur ein höllisches Abenteuer gewesen sein, ein Traum mit wachen Sinnen. Kehr' um! du kannst, du darfst es . . . du hast genug gebüßt . . .

Wie mit unsichtbarer Gewalt riß es sie wieder herum nach der Sonne hin. Dort unten blinkt der See und seine Wellen murmeln: Tief in meinem Grunde ist alles Denken, alles Grübeln, Zagen und Zweifeln zu Ende!

Sie stand auf, und als sie im Moos die Abzeichnung ihrer Figur sah, wie sie dagelegen, starrte sie lange darauf. So schaut der Hirsch mit dem Todesschuß im Herzen auf sein nächtliches Lager. Was sind wir mehr als die gejagten Thiere im Wald? . . . Es ist Alles eitel . . . Was nützt es, sich die Seele zermartern? Mit Einem kühnen Sprung Allem ein Ende machen — das ist's . . .

Sie setzte den Hut auf und schritt weiter, allein in der Welt mit dem einzigen Gedanken; nichts rief sie an, sie ist Herrin über Leben und Tod.

Brombeerstauden faßten ihr Gewand und hielten sie fest; sie machte sich los und Dornen ritzten ihr Hände und Füße. Ein unbezwinglicher Hunger nagte an ihr. Sie weinte wie ein verlornes Kind.

Die Thränen erleichterten sie.

Da winken frische Beeren, sie pflückt sie und ißt sie mit Gier. Aus dem Brombeerstrauch fliegt ein Vogelpaar auf, hier ist das Nest, es ist leer, Alles in der Welt hat seine Heimath . . . Selbstvergessen

steht Irma lange. Sie wendet den Blick — sieh' da, neben den Brombeeren stehen auch Giftbeeren, Belladonna . . . wen nach dem Tode hungert, der speist sie . . . Irma pflückt die Giftbeeren nicht, sie will nicht in langen Qualen sterben, vielleicht nur halb sich tödten, umsinken und wieder in die Hände der Menschen fallen. Nein, in den unergründlichen See!

Irma machte sich los, hastig, wie wenn sie sich auf dem Wege versäumt, und schritt weiter. Der Thau netzte ihre wunden Füße, sie fror und zitterte.

Da kam durch die Lüfte heller Musikklang, schmetternde Trompetenfanfaren. Irma faßte sich an die Stirn. Das ist keine Musik, es sind Träume deiner Einbildung, die Weltfreuden locken, sie rufen mit Geigen, Clarinetten und Trompeten: Komm, wiege dich auf unseren Tönen, sei lustig und genieße die Tage, die dir beschieden . . . Aber horch! Noch einmal der Klang und jetzt noch einmal und jetzt Böllerschüsse, daß das Echo in vielfältigem Rollen von den Bergen widerhallt. Sie feiern wohl heut eine Hochzeit drüben in einem stillen Dörfchen. Ein Mädchen und ein Jüngling, die sich liebten und treu zu einander hielten, gewinnen heut einander, und Musik und Böller rufen den Bergen zu: Freuet euch mit uns! Das Glück der Liebe ist ewig wie ihr . . .

Irma wandelte hin in sich versunken und schaute nieder auf die Erde — ihr Geist ging mit den Glückseligen; sie sah die frohen Blicke der Eltern, der Kameraden und Gespielen, sie hörte den Segen des Priesters — und dabei ging ihr Fuß weiter durch das thaufeuchte Gras und Gestrüppe. Sie hielt die Hand fest geballt, als müßte sie den Vorsatz, der sie den Weg dahin führte, leibhaftig festhalten. Sie ging am See entlang. Hier überall seichtes Ufer, sumpfiges Röhricht — da giebt es keinen jähen Tod, nur langsames marterolles Versinken; sie geht um und um, rennt hin und her, schleunigen Schrittes, hastigen Athems. Dort endlich ist ein Felsenvorsprung am Ufer, senkrecht geht die scharfe Klippe hinab. Sie klettert hinan, sie hebt die Hände empor und beugt sich über — da . . . es ruft . . . wer ruft hier? Sie hört einen Jammerschrei aus dem Wasser, einen Hülferuf, ein Plätschern; ihr Hut rollt vom Felsen hinab ins Wasser — sie

sieht eine Menschengestalt mit dem Wasser ringen — sie taucht auf — es ist die schwarze Esther — sie taucht auf und unter und schwimmt weiter. — —

Mit schrillem Schrei stürzt Irma am Felsen nieder, sie hat ihre eigene That vor sich gesehen, alle Glieder sind ihr gelähmt, sie liegt da wie im tiefen Wassergrunde, sie fühlt sich und kann doch nicht empor, es ruft aus ihr, aber kein Schrei dringt durch die Luft.

Da — wie sie so liegt, hört sie singen:

Wir beide sein verbunden
Und fest geknüpfet ein,
Glückselig sein die Stunden
Wann wir beisammen sein.

Irma springt auf. Was ist das?

Sie springt hinab vom Felsen, als stürzte sie eine fremde Gewalt. Sie wischt sich die Thränen aus den Augen, es rinnt ihr über das Antlitz, Blut — Hat sie blutige Thränen geweint?

Dort kommt ein großer Kahn näher und näher ... es ist die Stimme der Walpurga, die ruft, sie kommt, sie erkennt die Freundin, Irma entflieht. — Walpurga springt ans Land, kommt ihr nach, sie flieht weiter, Walpurga erreicht, umfaßt sie und sie sinkt an ihr nieder.

Dreizehntes Capitel.

Walpurga kniete bei der Ohnmächtigen, der Blut aus einer Stirnwunde quoll. Schnell knüpfte Walpurga ihr Halstuch los, band es um die blutende Stirn, raufte nasses Gras aus und schüttelte den Thau in das Antlitz. Verzweifelnd rief sie:

„Liebste Gräfin, gute, herzige, liebe gute Gräfin, wachen Sie doch auf! Um Gotteswillen! was ist denn das! Um Gotteswillen, wachen Sie doch auf! Irma, Irma!“

Irma schlug die Augen auf.

Man hörte die Stimme Hanseis; er rief:

„Walpurga! Wo bist denn? Walpurga!“

„Ist das Dein Mann? Laß ihn nicht herankommen, er darf mich nicht sehen!“ brachte Irma hervor.

„Bleib' dort!“ rief Walpurga, sich im Gebüsch aufrichtend. „Schick' die Mutter her, sie soll Wein mitbringen, von dem, den ich mitgebracht hab', er ist im blauen Kistchen bei den Kindersachen. Geh' schnell! Tapfer!“

Mit kurzen hastigen Worten berichtete Irma, daß ihr Vater gestorben und daß sie selber den Tod gesucht im See. Sie griff sich an die Stirn und fuhr erschreckt zurück:

„Wehe! Was ist das?“

„Du hast geblutet. Du mußt auf einen Stein gefallen sein. Schau' einmal an,“ fuhr sie gewaltsam sich zu heiterem Ton erweckend, fort: „das ist das grüne Tüchlein, das Du meinem Kinde geschickt.“

Irma riß die Binde los und betrachtete still das Tuch mit dem Blute.

„Das löscht. Laß es rinnen,“ sagte sie vor sich hin. Dann fuhr sie auf:

„O Walpurga, ich kann nicht sterben, ich kann mir den Tod nicht geben — und ich kann nicht leben! — Ich bin — ich bin — schlecht gewesen — —“

Sie verbarg ihr Antlitz am Herzen Walpurgas, das laut und heftig schlug.

„Komm, schnell, sag' mir, hilf mir, sag' mir, was ich thun soll, ehe Deine Mutter kommt.“

„Ich weiß nicht — ich weiß gar nichts. Meine Mutter wird Alles wissen, die weiß Hülfe für Alles. So, sieh', das Blut auf Deiner Stirn hat sich gestillt. Sei nur ruhig!“

Die Mutter kam. Irma blickte sie an wie einen rettenden Engel, und die Mutter sagte mit einer Bestimmtheit, in der kein Schwanken und Fragen war?

„Walpurga, das ist Deine Gräfin.“

„Ja, Mutter.“

„So sei mir tausendmal willkommen,“ sagte die Alte, „da hast

Du meine beiden Hände. Dir muß Arges geschehen sein. Du bist gefallen, oder hat Dich wer auf die Stirne geschlagen?"

Irma antwortete nicht. Sie saß zwischen den beiden Frauen, die sie aufrecht hielten und starrte wie leblos drein.

„Mutter, helfet ihr, saget ihr etwas," flüsterte Walpurga.

„Nein, laß sie nur ruhig zu sich kommen, jede Wunde muß ausbluten, beschwichtigte die Mutter.

Irma faßte ihre Hände, küßte sie und rief:

„Mutter! Du bist meine Rettung. Mutter! Ich bleibe bei Dir. Nimm mich mit."

„Ja, das thu' ich. Wirst sehen, droben in meiner Heimath, da ist es gar so viel gesund, eine Luft und ein Wasser, wie sonst nirgends auf der Welt; da wirst Du wieder gesund und geht Alles von Dir ab. Weiß Dein Vater, daß Du so davon gelaufen bist in die wilde Welt hinein, und weiß er, warum?"

„Er hat es gewußt. Er ist todt. Walpurga, erzähl' Du ihr, wie's mit mir ist."

„Dazu hat's gute Zeit, wir sind, will's Gott, noch gute Zeit bei einander; da kannst Du mir Alles in guter Ruh berichten. Jetzt komm, trink' einmal."

Mit schwerer Mühe gelang es den beiden Frauen, den silberplattirten Kork auszuziehen; Walpurga zog ihn endlich mit den Zähnen aus. Irma trank.

„Trink' nur, den Wein hat mir der Leibarzt für meine Mutter mitgegeben, der ist gewiß gesund," sagte Walpurga, „sie trinkt ihn aber nicht, sie sagt, sie will warten, bis sie einmal alt ist und vom Wein Kraft braucht."

Ein wehmüthiges Lächeln trat auf das Gesicht Irmas; die Greisin vor ihr will warten, bis sie einmal alt ist.

Irma mußte noch einige Schluck von dem Weine trinken. Als sie über Schmerzen im Fuße klagte, verstand die Mutter ihr mit geschickter Hand einen Dorn herauszuziehen. Wie wenn ein linder Engel sie berührte, so schaute Irma auf die Alte nieder und wollte ihr wieder die Hände küssen.

„Meine Hände sind, so lang sie auf der Welt sind, noch nicht ge-

küßt worden, als von Dir," sagte die Alte abwehrend, „aber ich verstehe schon, wie Du's meinst. Ich hab' in meinem Leben noch keine Gräfin angerührt, aber sie sind doch auch Menschen wie wir."

Irma seufzte tief auf. Sie erklärte dann, daß sie mit ihren Rettern gehen wolle, aber nur unter der Bedingung, daß Niemand außer ihnen Beiden wüßte, wer sie wäre; sie wolle verborgen und unbekannt leben, und wenn sie entdeckt würde, gäbe sie sich den Tod.

„Das thu' nicht mehr," fiel die Alte streng ein. „Sag' das nicht mehr! Damit darf man nicht spielen. Das ist keine Drohung. Aber da hast Du meine Hand, über meine Lippen kommt kein Wort."

„Und über die meinigen auch nicht," rief Walpurga, und legte ihre Hand zu der ihrer Mutter in Irmas Hand.

„Sag' mir noch eins," fragte die Mutter. „Warum gehst Du nicht in ein Kloster? Man darf ja jetzt wieder."

„Ich will frei büßen."

„Ich verstehe Dich, Du hast Recht."

Weiter wurde kein Wort gesprochen. Die Mutter hielt ihre Hand auf die Stirn Irmas, um die sie nun ein weißes Tuch band.

„In acht Tagen ist das ausgeheilt, und man sieht nichts mehr davon," tröstete sie.

„Das weiße Tuch bleibt, so lang ich noch leben muß," entgegnete Irma. Sie verlangte nun andere Kleider, bevor sie sich vor Hansei zeige.

Walpurga eilte zurück ins Wirthshaus an der Anlände. Hier traf sie Hansei sehr unwillig; er wetterte arg, jeder Zwischenfall war ihm schwer, es lag genug auf ihm, er war schärfer angespannt als die Rosse am Wagen; er war in jener erregten Reise- und Umzugsstimmung, wo auch das innere Leben verscheucht und heimathlos ist und leicht in Zornmüthigkeit umschlägt. Dazu hatte das Füllen, so schön es war, schon viel Ungelegenheiten gemacht; es war ausgerissen und fast einem Wagen unter die Räder gekommen.

Hansei war sehr bös. Es gelang Walpurga nur schwer, ihn zu besänftigen, und sie sagte endlich weinend: „Lieber als daß wir in Zorn und Hässigkeit in unsere neue Heimath einziehen, lieber möcht' ich, daß wir Alle mit dem Schiff untergesunken wären."

„Ja, ja, bin schon ruhig, sei Du's nur jetzt auch," lenkte Hansei wieder ein und schaute nach dem See, als ob dort wieder der Kopf der schwarzen Esther auftauchte; dann fuhr er fort: „Aber wir müssen weiter, wir kommen in die stichdunkle Nacht hinein, wenn wir nicht fortmachen. Es ist noch weit und die Rosse haben schwer. Was habt ihr denn vor? Wen habt ihr da drüben in den Weiden?"

„Sollst's nachher gleich erfahren. Jetzt glaub' mir, daß die Mutter und ich was thun, das uns lebenslang zugutkommt. Ich bin froh, daß mir Gott was zu thun giebt in dieser Stunde. Ich hätt' ihn gern gefragt, was ich thun soll, um ihm meinen Dank zu bezeigen. Es ist ein braves gutes Wesen, und Du wirst schon zufrieden sein."

Walpurga sprach so beweglich und eindringlich, daß Hansei sagte:

„Ich will die Wagen mit dem Hausrath vorausfahren, kommet Ihr dann nach in dem Wagen mit der Blahe, wann's Euch paßt, aber bald. Der Ohm ist da und fährt Euch."

Walpurga ging nach ihrer Kiste, nahm einen ganzen Anzug heraus und winkte Hansei zu, der mit den bepackten Wagen voranschritt den Berg hinan. Sie brachte die Kleider in das Dickicht am See; dort fand sie Irma neben der Mutter sitzend; die Mutter hielt sie im Arm, das Haupt Irmas ruhte an ihrer Brust.

„Unserer Irmgard wird's ganz wohl sein bei uns. Wir kennen jetzt schon einander," sagte die Mutter.

Niemand auf der Welt hat gehört, was Irma der alten Beate allein unter den Weiden am See gebeichtet hat. Die Alte hauchte ihr dreimal auf die Stirn mit warmem erlösendem Athem.

„So, jetzt zieh' unsere Kleider an," sagte Beate.

Tief im Dickicht zog Irma die Bauerntracht an.

Sie schaute immer auf den Boden, als sie aus dem Dickicht wieder auf Weg kam. Das war eine neue Erde, ein fremdes Dasein, das sie jetzt betrat.

In der Wirthsstube sah sie Menschen und Dinge wie träumend an. Sie war aus der Tiefe des Sees wieder in die Welt gekommen. Da sind noch Menschen, da lebt Alles fort, da wird gegessen und getrunken, gelacht und geplaudert, gesungen, gefahren, geritten — und

Alles das hatte sie schon weit, weiter hinter sich gelassen. Sie war eine vom Tode Erstandene. Stumm, mit ineinandergelegten Händen saß sie auf der Bank, sie wollte nichts wissen von der Welt umher, nach Einsamkeit, nach tiefer Einsamkeit sehnte sie sich; und doch war ihr Gehör so geschärft, sie hörte, wie die Wirthin leise zu Walpurga sagte: „Das ist wol eine Anverwandte? Die scheint nicht recht bei Trost.“ Sie deutete dabei auf die Stirn.

„Ihr könnt Recht haben,“ erwiderte Walpurga.

Ein schmerzliches Lächeln zuckte über die schönen Lippen Irmas. Es giebt eine Verhüllung, die schützt; es ist der Wahnsinn.

Sie fühlte es, wie wenn ein stachliges Netz sich ihr über das Haupt legte; denn der Wahnwitz ist wohl eine Tarnkappe, unter der man verborgen leben kann, aber nur in tiefen Schmerzen.

Vierzehntes Capitel.

Die Großmutter machte draußen in dem mit einer Blahe überspannten Wagen ein Bett zurecht und sagte zu ihrem Bruder, der den Wagen führte, er solle nur recht stät fahren und nicht so viel knallen; denn der Ohm Peter, genannt das Pechmännlein, stand da und knallte immerwährend vor Freude, daß ihm einmal eine Peitsche und zwei Pferde zu regieren gegeben waren.

„Wer ist denn die Fremde, die so zimpfer thut?“ fragte das Pechmännlein, und nahm die Peitschenschnur in den Mund, wie wenn er drauf beißen müßte, um sie nicht laut knallen zu lassen.

„Eine arme Kranke,“ sagte Beate. Es wurde ihr schwer, das zu sagen, und doch log sie eigentlich nicht.

Hansei war mit der großen Fuhre schon voran. Endlich hieß es auch bei den Frauen, es sei Zeit zum Aufsteigen. Irma sah jetzt zum Erstenmal das Kind Walpurgas, und wie ihr Blick und der des Kindes einander begegneten, jauchzte das Kind hell auf und wollte zu ihr.

„Ei, das ist schön!“ riefen Walpurga und die Mutter zugleich. „Sie ist sonst so scheu.“

Irma nahm das Kind auf den Arm und herzte und küßte es. Es war, als ob sie in dem unschuldigen Kinde die eigene Kindschaft, die in ihr gestorben und verdorben war, wieder umfaßte; ihr Blick wechselte zwischen Freude und Trauer, und die Großmutter sagte:

„In Dir ist ein gutes, ehrliches Herz, das spüren die Kinder, die wissen das noch. So, jetzt gieb aber das Kind der Walpurga und steig' auf."

Für Irma wurde die Lagerstätte auf dem Bett zurecht gemacht, und als die Großmutter aufgestiegen war, nahm sie das Kind zu sich und setzte sich mit ihm in das Innere des Wagens neben Irma. Walpurga und die Gundel saßen vorn und schauten ins Freie, der Ohm ging neben den Pferden her und betrachtete mit Wehmuth die Peitsche, mit der er nicht knallen durfte. Niemand sprach ein Wort, nur das Kind lachte und plauderte und wollte immer mit Irma spielen.

„Du mußt jetzt auch schlafen," sagte die Großmutter, und leise ein Lied singend, sang sie das Kind und auch Irma in Schlaf.

„Wer kommt da vom Berg herunter?" sagte Walpurga plötzlich zum Ohm.

„Der Eine ist ein Landjäger und der Andere muß ein herrschaftlicher Bedienter sein."

Walpurga erschrak, als die beiden Reiter näher und näher kamen, sie erkannte Baum; sie schlüpfte schnell in den Wagen und ließ Gundel allein vorne sitzen.

Die Reiter kamen näher, jetzt hielten sie beim Wagen an; das Kind wachte auf und schrie, auch Irma erwachte. Sie schaute durch die Blahe und erkannte Baum. Nur eine dünne Leinwand trennte sie von ihm. Das Pferd, auf dem Baum saß, blies die Nüstern auf, warf den Kopf hoch und schüttelte und bäumte sich, es war nur schwer im Zügel zu halten. Irma erkannte es, es war Pluto, ihr eigenes Pferd; es ist also eingefangen und zurückgebracht worden. Wenn das Pferd reden könnte, es würde sagen: Hier ist meine Herrin, hier ist sie, die ihr sucht.

Irma hörte, wie Baum den Ohm fragte:

„Ist Euch nicht ein Fräulein in einem blauen Reitgewand begegnet?“

„Nein.“

„Habt Ihr vielleicht durch einen Andern von ihr gehört?“

„Kein Sterbenswörtchen.“

„Wen habt Ihr da im Wagen?“

Irma zitterte; Walpurga faßte ihre Hand, sie war kalt. Das Kind schrie laut.

„Sie hören's ja, da ist ein kleines Kind drin,“ sagte der Landjäger zu Baum. „Wir wollen weiter.“

Die Reiter ritten davon und Irma sah noch, wie Baum ihren Hut mit der Feder an den Sattelknopf gebunden hatte.

Der Wagen ging langsam bergan; die Reiter sprengten bergab.

Irma küßte das Kind und sagte:

„Du Herzenskind, Du hast mich zum Zweitenmal gerettet. Ich will auch heraus, ich will gehen.“

Die Mutter wehrte ab und bat, daß sie bei ihr bleibe. Irma willfahrte, und kaum hatte sie sich wieder niedergelegt, als sie einschlief und nichts mehr davon wußte, daß ein Bauernwagen sie über die Berge trug.

Mittag war schon vorüber, als hoch im Gebirge bei einer Ausspanne die Frauen auf Hansei trafen.

„Wir wollen jetzt beisammen bleiben,“ sagte er. Sein ganzer Zorn von früher war verflogen und er war doppelt freundlich. „Ich mein', wir dürfen nicht so verzettelt in unserer neuen Heimath ankommen. Ich hab' den Knechten genaue Anweisung gegeben, sie fahren langsam, wir holen sie mit unserm leichten Fuhrwerk immer noch ein und sind dann Alle beisammen. Ich komm' mit Frau und Kind und Mutter zugleich auf unserm Hof an.“

„Das ist recht, freut mich, daß Du jetzt wieder so aufgeräumt bist. O, ich kenn' Dich. Man muß Dich, wenn Du aufgereizt bist, nur ein wenig allein lassen, da kriegst Du bald wieder Heimweh nach den Deinen und nach dem guten Hansei in Dir selber, und bist wieder gut. Jetzt komm' aber her, ich will Dir etwas sagen: heut' mußt Du die Probe machen, ob Du ein wirklicher starker Mann bist;

dann will ich mein Lebtag nicht mehr anders denken, als: es ist wahr, die Männer sind stärker als wir."

„So sag', was ist's denn?"

Sie führte ihn in den Garten am Wirthshause und sagte:

„Du hast gewiß auch oft gehört, es hat in alten Zeiten Wichtelweibl und salige Fräulein gegeben, gute, segenbringende, stille Geister, die haben einem Haus immer nur Glück und Wohlstand gebracht, aber da war eine Bedingniß dabei, wenn sie bleiben sollen: man hat sie nie fragen dürfen, wie sie heißen, woher und wer sie sind."

„Ja, ja, das hab' ich Alles gar oft gehört, aber jetzt glaubt Niemand mehr dran."

„Du sollst auch nicht dran glauben, das verlang' ich nicht; aber eine Probe sollst Du machen. Schau', die Mutter und ich, wir bringen da drin im Wagen gar ein feines und zartes Geschöpf, sie ist wohl stark und mächtig, aber eben doch besonders, und die wird bei uns bleiben; sie wird uns aber keine Last sein. Jetzt, Hansei, sag', bist Du stark genug, daß Du nie danach fragst, wer und woher sie sei, und sie überhaupt nie was fragen wirst? Du mußt mir einfach glauben, daß ich sie kenne und weiß, was ich thue, wenn ich sie bei uns behalte. Willst Du nun auf das hin gut und getreu und brav gegen sie sein? Sag', kannst Du das und willst Du das?"

„Soll das die Sach' sein, wo ich die schwere Prob' machen soll, ob ich ein starker Mann bin?"

„Ja, das ist's, weiter nichts."

„Das kann ich, da hast Du meine Hand drauf."

„Gieb sie her!"

„Du wirst sehen, daß ich halt', was ich versprech'. Das ist leicht."

„Hansei, es ist nicht so leicht, wie Du denkst."

„Um den Preis," entgegnete Hansei, „daß Du Dein Leben lang sagen willst, ein Mann ist stärker als eine Frau und kann sich eher etwas auferlegen und festhalten, um den Preis sollst Du sehen, was ich vermag. Deine gute Freundin soll auch meine gute Freundin sein. Sie ist doch aber nicht verrückt und beißt nicht?"

„Nein, da kannst Du ruhig sein."

„Gut, abgemacht, kein Wort mehr!"

Walpurga ging mit Hansei an den Wagen, schlug die Blahe zurück und sagte:

„Irmgard! Mein Mann will Dir auch Willkommen sagen."

„Willkommen!" sagte Irma und streckte Hansei die Hand entgegen.

Erst als Walpurga ihm die Hand emporhob, reichte er sie Irma dar; er war ganz starr vor Staunen.

Als man nun weiterfuhr und Hansei mit seiner Frau dem Wagen voraus bergan ging, sagte er:

„Weib, wenn's nicht Tag wär' und Du und die Mutter und unser Kind da... wenn ich nicht wüßte, daß ich bei Verstand bin und alles das wahr ist — ich thät' glauben, Du hättest leibhaftig ein saliges Fräulein da drin im Wagen. Ist sie denn lahm? Kann sie denn nicht gehen?"

„Ganz gut kann sie gehen."

Walpurga kehrte an den Wagen zurück und rief hinein:

„Irmgard, willst Du nicht auch ein wenig aussteigen und mit uns den Berg hinan gehen? Es ist gar so viel schön."

„Ja, gern!" antwortete es drin.

Irma stieg aus und ging eine Weile mit den Beiden. Hansei schielte immer zaghaft nach ihr hin. Die Fremde hinkte, es ist vielleicht doch wahr, die Seejungfrau hat einen Schwanenfuß und kann nicht gut gehen. Er schielte nach ihren Füßen, die waren aber ganz wie die anderer Menschen. Nun wagte er's, sie immer weiter herauf zu betrachten. Sie hat die Kleider seiner Frau an, und schön ist sie, mächtig schön. Er lüftete mehrmals den Hut, der Kopf ward ihm so heiß. Was ist denn wahr auf der Welt und was nicht? Ist denn seine Frau doppelt auf der Welt und hat noch eine andere Gestalt?

Walpurga blieb zurück und ließ die Beiden allein mit einander gehen. Irma überlegte, was sie zuerst zu Hansei sagen könne; sie wollte mancherlei beginnen, aber verwarf es wieder. Sie war zum Erstenmal in ihrem Leben in demüthiger Lage. Wie spricht man da zu einem Niederstehenden? Endlich sagte sie:

„Du bist ein glücklicher Mann, Du hast Frau und Kind und

Schwiegermutter, wie man sich Alles nicht besser auf der Welt wünschen kann."

„Ja, ja, sie sind schon ordentlich," sagte Hansei. Er spürte doch etwas von dem gönnerischen Ton, der im Lobe Irmas lag, obgleich sie ihn gar nicht gewollt hatte. Er hatte bestätigend geantwortet und hätte doch eigentlich gern gefragt: kennst Du sie denn schon lang? Aber er besann sich, daß er versprochen hatte, nicht zu fragen. Walpurga hat doch Recht, das ist eine harte Nuß. Er bewegte die Zunge im Mund hin und her, es war ihm, als ob die Hälfte davon gebunden wäre.

„Hier ist die Gegend rauh; droben, wenn wir in unsere neue Heimath kommen, ist sie wieder linder," sagte er endlich. Es hatte lang gedauert, bis er das so sagen konnte, denn er hatte fragen wollen, ob die Fremde schon einmal hier in der Gegend gewesen; aber er darf ja nicht fragen, und das Umsetzen dessen, was man fragen will, ist ein schwer Stück Arbeit.

Irma fühlte, daß sie dem Mann etwas Beruhigendes sagen müsse, und sie begann:

„Hansei," sein Gesicht wurde ganz hell, da sie ihn beim Namen nannte, „Hansei, laß Dich dünken, Du kennst mich schon lang. Sieh mich nicht als eine Fremde an. Ich bitte sonst nicht gern, aber Dich bitt' ich. Ich weiß, Du thust's, Du hast ein braves Gesicht, und es kann auch nicht anders sein, der Mann von der Walpurga, mit dem sie so glücklich ist, muß ein guter Mann sein. Ich bitt' Dich also, hab' keine Sorge, ich will Dir nicht zur Ueberlast sein."

„O, davon ist kein' Red', wir haben's ja, Gott Lob. Eine Kuh mehr im Stall und ein Mensch mehr im Haus, das verträgt's schon, da sei Du," er stotterte doch bei diesem Worte, „da sei Du ganz ohne Sorge und ... wir haben auch einen Auszügler übernommen und ... was Du nicht sagen willst, das will ich nicht wissen, und wenn Dir Jemand auf der Welt was anthun will, ruf' nur mich, ich bin Dein Annehmer und steh mit Leib und Leben für Dich ein. Du bist aber allem Anschein nach noch nicht viel in den Bergen gegangen. Ich will Dir einen Rath geben. Beim Bergsteigen heißt es: Immer stat vorwärts und nie stehen bleiben."

Die Beiden warteten auf den Wagen. Hansei verschnaufte nach seiner langen Rede; er war mit sich zufrieden und schaute froh drein.

Irma setzte sich an den Wegrain. Sie war jetzt auf den Höhen, die sie gestern im Abendroth erglühen und im weißlichen Nebelhauch hatte sterben sehen. Die Riesenhäupter der Berge, die sie aus der Ferne geschaut, traten ihr jetzt nahe und erschienen noch gewaltiger. Zwischen den Wäldern war da und dort ein heller Ausschnitt von Wiese und Feld, und manchmal zeigte sich ein Haus. Drunten schäumte der Waldbach und da und dort sah man Wasser aufblinken, aber man hörte kaum sein Brausen, so tief und weit ab war es.

Hansei stand bei Irma und redete kein Wort.

Der Wagen kam heran, Irma stieg wieder ein, Hansei half ihr sehr manierlich dabei; er war fast daran, seinen Hut abzuziehen, als sie ihm mit freundlichem Blick und Wort dankte.

„Das ist eine ganz anständige Person," sagte Hansei zu seiner Frau. „Und ein schön Stüble für sie haben wir auch, wenn sie sich nicht vor dem alten Auszügler fürchtet."

Walpurga war glücklich, daß das Schwerste gelungen war.

Da Hansei mit der Fremden gesprochen hatte, glaubte auch das Pechmännlein sich berechtigt, laut zu geben; als erstes Zeichen seines Willensentschlusses knallte er mit der Peitsche, daß es im Thal und von den Höhen wiederhallte.

„Ich hab' Dir ja gesagt, Du sollst ruhig sein," rief die Großmutter.

„Die — die — ist ja wieder gesund," erwiederte das Pechmännlein. „Nicht wahr," wendete er sich an Irma, „nicht wahr, das Knallen thut nicht weh?"

Irma sagte, er solle sich keinen Zwang anthun, und keck gemacht, fragte das Pechmännlein:

„Wie heißt man Dich denn?"

„Irmgard."

„So? So hat meine Frau auch geheißen, und wenn Dir's recht ist, heirath' ich noch einmal eine Irmgard! Ich hab' ein halbes Häuschen und eine ganze Ziege; aufs Häuschen bin ich noch schuldig, aber die Ziege ist bezahlt. Sag' willst Du mich?"

„Mach keine solche Possen, Peter!“ rief Beate; es war ihr aber doch lieb, daß etwas Scherzhaftes gesprochen wurde.

Das Pechmännlein lachte laut und war sehr zufrieden mit sich. Ja, der Hansei, der ist freilich jetzt der Freihofbauer, aber so mit den Menschen reden kann er doch nicht. Das Pechmännlein war gar unterhaltsam, und als er nichts mehr zu reden wußte, brach er Erdbeeren, die am Wege standen und hier oben erst so spät reif wurden, und brachte sie auf ein Haselnußblatt gelegt Irma dar. Ja, gute Lebensart hat der Peter, das sieht er an den Mienen seiner Schwester ab, die ihm jetzt zulächelt.

Die Reise zur neuen Heimath ging ohne weitere Fährlichkeiten vor sich. Als man des Heimathortes ansichtig wurde, vor der Gemarkung, bat die Großmutter, daß man anhalte. Sie stieg ab, ging in den Wald hinein, kniete nieder, legte das Antlitz auf den Boden und rief:

„Gott Lob, daß ich dich wieder habe! Trag' mich noch lange gut und lass' mich und die Meinen gesunde Tage leben auf Dir, und nimm mich gut auf, wenn meine Stunde kommt!“

Sie ging wieder zum Wagen zurück und sagte: „Grüß' Gott mit einander! Jetzt sind wir daheim. Schau' dort oben das Haus mit der großen Linde, das ist der Freihof, dort bleiben wir.“

Auch Gundel mit dem Kind stieg ab, nur Irma blieb im Wagen, die Andern alle wanderten zu Fuß dahin.

Man kam durch das Dorf im Thal, von dem der Freihof fast noch eine Stunde entfernt war. Bei der Einfahrt ins Dorf knallte das Pechmännlein laut; alle Leute sollen sehen, mit welcher Verwandtschaft und mit wie vielem Besitzthum er nun einzieht. Man kam an einem kleinen Häuschen vorüber.

„Da bin ich geboren,“ sagte die Großmutter zu Hansei.

„Vor dem Haus zieh' ich den Hut ab,“ erwiderte Hansei, und that, wie er sagte.

Am Wirthshaus, nicht weit vom Rathhaus und der Kirche, hielten die Wagen, die vorausgefahren waren; die Leute hatten sich versammelt, um den neuen Freihofbauer und die Seinen zu sehen. Das Pechmännlein als Oberceremonienmeister zeigte Walpurga die Bürgermeisterin. Walpurga ging auf sie zu und auch Beate war glück-

lich, denn die Mutter der Bürgermeisterin war auch da, in deren Hause sie damals, als sie noch in die Schule ging, bereits als Kindermagd gedient hatte; sie fragte nach dem Knaben, den sie damals gewartet. „Der ist gestorben,“ hieß es, „aber da steht sein Sohn.“ Ein baumstarker Bursche ward herbeigerufen, aber er wußte kein Wort zu sagen, als Beate erzählte, sie habe dessen Vater, als er noch ein kleines Kind war, gehütet.

Das halbe Dorf umstand die Ankömmlinge, man plauderte lange.

Irma lag im Wagen, hier auf offenem Markt, und die Menschen, denen sie sich angeschlossen, vergaßen ihrer. Die Großmutter war die Erste, die sich ihrer wieder erinnerte; sie kam zu ihr und sagte:

„Verzeih', daß wir so Dein vergessen, aber es geht jetzt bald weiter und heim.“

Irma entgegnete, daß man sich nicht um sie kümmern solle. Die Großmutter verstand nicht ganz, was im Tone Irmas lag.

Hier auf offener Straße in dem bedeckten Bauernwagen beim lauten Gerede der vielen Menschen hatte eine Wehmuth sie durchzuckt, daß sie der Mildthätigkeit anheim gegeben, sie der einst Alles gehuldigt, so vergessen war; aber schnell gewann sie die Kraft ihres Wesens wieder. Besser so, dann bist Du allein.

Man fuhr endlich davon. Wieder ging es bergauf. Die Großmutter war ganz glückselig und grüßte Alles. Die Pflaumenbäume standen so voll und die Aepfelbäume an der neuen Straße, die sie hier in ihrer Jugend hatte pflanzen sehen, waren jetzt so groß und breit und beugten sich unter der Last ihrer rothwangigen Früchte. Die Großmutter sagte oft:

„Ich hab' mir's gar nicht mehr so weit gedacht. Nein ich hab' sagen wollen, ich hab' mir's weiter gedacht — o Gott, wie red' ich denn? Ich mein', die Welt wär' zusammengeschnurrt. Kinder, ich sag' euch, ihr werdet Großes erleben, Gutes, Schönes. Komm, gieb mir das Kind,“ rief sie zu Gundel und nahm Burgei auf den Arm; ihr Antlitz strahlte.

„Burgei, da wirst Du singen und da hab' ich gesungen, und da hab' ich Deine Mutter auf dem Arm getragen, wie jetzt Dich. Da! So! Gieb das dem Vogel.“

Sie hatte Brod aus der Tasche geholt und gab dem Kinde Brosamen, sie den Vögeln am Weg zu streuen, und sie selbst warf immer kleine Brodstücke nach rechts und links.

Sie sprach kein Wort mehr, aber ihre Lippen bewegten sich leise.

Fünfzehntes Capitel.

Als man gegen das Haus kam, wieherte das weiße Füllen den Ankommenden entgegen.

„Das ist ein guter Angang!" rief Hansei.

Die Mutter setzte das Kind auf den Boden, nahm ihr Gesangbuch aus der Kiste, und das Gesangbuch mit beiden Händen fest auf die Brust gedrückt, so ging sie hinein in das Haus, den Andern voran. Hansei stand an der Stallthür, nahm sein Stück Kreide aus der Tasche und schrieb C. M. B. und die Jahreszahl auf die Stallthür; dann ging er auch in das Haus, seine Frau mit dem Kind und Irma folgten ihm.

Die Großmutter klopfte dreimal an die Stubenthür, dann trat sie ein und drinnen legte sie das Gesangbuch offen, daß die Sonne darin lesen kann, auf das Fenstersims. Es war kein Tisch, kein Stuhl da.

Hansei reichte in der Stube seiner Frau die Hand und sagte:

„Grüß' Gott, Bäuerin!"

Von diesem Augenblicke an hieß Walpurga „Bäuerin" und nie mehr anders.

Nun wurde Irma ihr Stübchen gezeigt. Es hatte die Aussicht über Wiese und Bach und den nahen Wald. Irma schaute sich um im Zimmer. Da war nichts als ein grüner Kachelofen, die Wände kahl, und sie hatte nichts bei sich. Im Vaterhaus und im Schloß waren Stühle und Tische, Pferde und Wagen — und hier?

Dem Todten folgt nichts nach.

Irma kniete im Fenster und schaute hinaus über Wiese und Wald, wo jetzt die Sonne unterging.

Wie war's gestern — war's erst gestern? — als du die Sonne untergehen sahst?

Nichts Festes stand vor ihrer Seele. Wirr schwamm Alles durch-

einander. Sie hielt die Hand an die Stirn, die das weiße Tuch umschloß. Ein Vogel schaute zu ihr auf von der Wiese, und als ihr Blick ihn traf, flog er auf, waldeinwärts.

Der Vogel hat sein Nest, sprach es in ihr, und du?

Sie richtete sich plötzlich stramm auf. Hansei kam in den Grasgarten vor Irmas Fenster, nahm den Kirschbaumsetzling vom Hut und pflanzte ihn in den Boden.

Die Großmutter stand dabei und sagte:

„Ich wünsche, Du mögest mit gesunden Gliedern auf den Baum steigen und Kirschen brechen, und Deine Kinder und Enkel auch."

Es gab viel zu thun und zu ordnen im Haus und es kommt leicht in solcher Unruhe, daß die liebsten zusammengehörigen Menschen einander im Weg sind wie die Schränke und Tische, die noch nicht am gehörigen Platze stehen; der beste Beweis von der Friedfertigkeit dieser Menschen hier war, daß Jedes dem Andern mit Freude und Willigkeit, ja mit Scherz und Gesang in die Hände arbeitete.

Walpurga brachte das Beste von ihrem Hausrath ins Zimmer Irmas. Hansei redete kein Wort drein.

„Ist Dir's nicht zu einsam hier?" fragte Walpurga, als sie Alles, soweit es die Eile zuließ, hergerichtet hatte.

„Gar nicht. Es kann mir nirgends auf der Welt einsam genug sein. Du hast jetzt viel zu thun, kümmere Dich nicht um mich, ich muß mich auch jetzt erst in mir einrichten. Ich sehe, wie gut Du und die Deinigen. Das Schicksal hat mich gut geführt."

„O, sag' doch nicht so was! Wenn Du mir nicht das Gold gegeben hättest, hätten wir den Hof nicht kaufen können. Du bist eigentlich auf Deinem Eigenen."

„Sprich nicht mehr davon!" fuhr Irma auf. „Nie mehr! Ich will nichts hören von jenem Gold."

Walpurga versprach's und sagte nur noch, daß Irma keine Furcht haben solle, wenn der Alte, der über ihr wohne, manchmal mit sich allein laut spräche und Lärm mache; es sei ein alter blinder Mann, dem die Kinder arg mitgespielt, aber er sei nicht bösartig und thue Niemand was zu Leide. Walpurga wollte wenigstens die erste Nacht Gundel bei Irma lassen, aber diese wünschte allein zu sein.

„Und Du bleibst bei uns," sagte Walpurga zaghaft, „und nicht wahr, Du kriegst so einen bösen Gedanken nie mehr?"

„Nein! Nie mehr! Aber sprich nicht. Mir thut die Stimme weh, auch die Deinige. Gute Nacht! Laß mich allein."

Irma saß am Fenster und starrte hinein in die dunkle Nacht.

Ist das erst ein einziger Tag, seitdem sie so Ungeheures erlebt? Plötzlich sprang sie schaudernd auf, sie sah aus der Nacht empor das Haupt der schwarzen Esther tauchen, sie hörte ihren letzten Schrei, sah das verzerrte Gesicht und die wilden schwarzen Strähnen ... das Haar auf ihrem eigenen Haupte sträubte sich empor... sie dachte sich hin in den tiefen Grund des Sees, wo sie jetzt todt läge...

Sie öffnete das Fenster, eine würzig milde Luft drang zu ihr ein, sie athmete Frische. Sie saß lange am offenen Fenster, da hörte sie plötzlich über sich lachen.

„Oho! Ich thu' euch den Gefallen nicht! Ich sterbe nicht! Ich sterbe nicht! Etsch! Etsch! Hundert Jahre will ich leben, und dann laß' ich mir noch einmal Urlaub geben."

Es war der alte Auszügler, der über ihr sprach. Nach einer Weile fuhr er fort:

„Ich bin nicht so dumm, ich weiß, daß jetzt Nacht ist. Und der neue Bauer und die Bäuerin, die sollen mir zappeln! Ich bin der Jochem, Jochem heiß ich, und was die Leut verdreißt, das thu' ich mit Fleiß. Hahaha! Sie müssen mir eine Entschädigung dafür geben, daß ich kein Licht brauche. Davon lass' ich nicht und wenn ich bis zum König gehen muß."

Irma durchzuckte es, als der König über ihr angerufen wurde.

„Ja, ich geh' zum König, zum König, zum König!" rief der Alte oben, als wüßte er, daß dies Wort Irma wie eine Flamme ins Antlitz schlug.

Das Fenster über ihr wurde zugeschlagen, ein Stuhl wurde gerückt, der Alte legte sich zu Bette.

Irma sah noch immer hinein in die dunkle Nacht. Kein Stern stand am Himmel, nirgends ein Licht und man hörte nichts, als das Rauschen des Baches und das Rauschen des Waldes. Die schwarze Nacht war wie ein tiefer Abgrund.

„Bist Du noch wach?“ fragte eine linde Stimme draußen. Die Grdßmutter war herbeigekommen.

„Ich hab' da auf dem Hof als Magd gedient,“ sagte sie, „jetzt vor vierzig Jahren, und da soll ich nun die Mutter von der Bäuerin sein und fast gar die Erste auf dem Hof. Aber Du liegst mir immer im Sinn. Ich muß mir immer ausdenken, wie es Dir im Herzen ist. Jetzt will ich Dir was sagen: Komm noch einmal heraus, ich führ' Dich wohin, wo Dir's gut thut. Komm!“

Irma ging mit der Alten in der dunklen Nacht. Das war eine andere Führerin als gestern.

Die Alte führte sie an den Röhrbrunnen; sie hatte ein Gefäß mitgebracht und gab's ihr.

„Komm, trink'. Gutes kaltes Wasser ist das Beste. Wasser ist ein Tröster für den Körper, macht kühl und ruhig, da badet man sich inwendig. Ich weiß auch, wie's ist, wenn man Kummer hat; da brennen die Eingeweide, wie wenn Feuer darin wäre.“

Irma trank vom Gebirgswasser. Es war wie lindernder Thau, der sich durch ihr ganzes Wesen ergoß.

Die Mutter geleitete sie wieder in ihr Zimmer und sagte:

„Du hast noch das Hemd an, das Du im Schloß getragen. Du wirst sehen, Du wirst die Gedanken an dort nicht eher los, als bis Du das Hemd verbrannt hast.“

Die Alte that es nicht anders, und Irma war folgsam wie ein kleines Kind; sie mußte ein grobes Hemd anziehen, das die Mutter schnell herbeigeholt, und jetzt brachte sie Licht und Holz herbei und verbrannte das Hemd am offenen Feuer. Irma mußte sich die langen Nägel abschneiden und sie ins Feuer werfen. Dann entfernte sich Beate wieder schnell und kam zurück mit dem Reitkleide Irmas.

„Du mußt einmal einen Schuß bekommen haben, da sind ja Kugeln drin,“ sagte sie, das lange blaue Gewand ausbreitend.

Ein Lächeln zog über das Antlitz Irmas; sie fühlte die am Langtheil des Reitrocks eingenähten Bleikugeln, vermittelst deren das langflatternde Gewand besser in Falten lag.

Beate hatte aber noch etwas Gutes gebracht; es war ein Rehfell.

„Das schickt Dir mein Hansei,“ sagte sie. „Er meint, Du seist

vielleicht gewöhnt, Deine Füße weich zu stellen. Er hat das Reh selber geschossen."

Irma erkannte die Gutherzigkeit des Mannes, der ihr, einer Unbekannten und Räthselhaften, solche Liebe erwies.

Die Großmutter saß am Bette Irmas, bis sie einschlief; dann hauchte sie die Schlafende dreimal an und verließ die Stube.

Tief in der Nacht erwachte Irma.

„Zum König! Zum König! Zum König!" hatte es dreimal laut gerufen. Hatte sie selbst gerufen oder der Mann über ihr? Irma griff sich an die Stirn, sie faßte die Binde. Ist das Seegras, das sich um sie gelegt? Liegt sie lebendig tief im Wasser? Erst allmälig wurde ihr deutlich, was Alles geschehen.

Zum Erstenmal seit den grausenhaften Erlebnissen weinte sie, still und einsam in der Nacht.

Es war Abend, als Irma erwachte. Sie fühlte nach ihrer Stirne, ein nasses Tuch war um dieselbe geschlungen. Fast eine ganze Nacht und einen ganzen Tag hatte Irma geschlafen. Die Großmutter saß vor ihrem Bett.

„Du hast eine starke Natur," sagte die Alte, „die hat dir geholfen. Jetzt ist's vorbei."

Irma stand auf; sie fühlte sich stark. Von der Großmutter geleitet, ging sie nach dem Wohnhause.

„Gottlob, daß Du wieder wohl bist," sagte Walpurga, die mit ihrem Manne hier stand, und auch Hansei sagte: „Ja, das ist brav."

Irma dankte und schaute auf nach dem Giebel des Hauses. Was sprach da zu ihr?

„Nicht wahr —" sagte Hansei, „dem Haus ist ein gutes Wort auf die Stirn geschrieben?"

Irma zuckte. Sie las auf dem Giebel des Hauses die Inschrift:

Trink' und iß,
Gott nit vergiß,
Bewahr' Dein Ehr',
Dir wird nit mehr
Von all' Deiner Hab',
Denn ein Tuch ins Grab.

Sechstes Buch.

Erstes Capitel.

Durch die Flucht Irmas war das Leben des Lakaien Baum plötzlich leer. Er kam an die Stelle zurück, wo Irma seiner warten sollte und nun verschwunden war, er starrte ins Weite und sah nichts. Ein Hund, der der Spur seines Herrn folgen muß, ist besser dran, ihm zeigt der Naturtrieb die Fährte, der Mensch aber muß sich besinnen.

Ist das eine Flucht? Wohin? Warum? Was ist da die Pflicht des Untergebenen? Darf er diejenige verfolgen, die ihn zurückgejagt. Den Hund hat sie noch ehrlich und offen zurückgejagt, der Diener aber wird betrogen, dafür ist er ein Mensch.

„Schämen Sie sich, Gräfin! Einen armen Bedienten der gehorchen muß, so zum Narren zu haben." So sprach Baum vor sich hin. Er fühlte, daß er zum Erstenmal die große Probe machen muß, ein denkender Diener zu sein. Vielleicht stand in den Briefen, die er mitgebracht, eine Bestellung auf heut Abend. Man ist zur Jagd. Man trifft sich im Wald. Man kann doch nicht offen nach Wildenort kommen. Man ist doch erst so kurz in Trauer. Man will auch den Diener nicht wissen lassen. Aber warum nicht? Er ist ja so gern verschwiegen.

Vielleicht aber ist die Gräfin entflohen.

Warum? Wohin?

Man hat ihm so viel Zutrauen geschenkt — der Oberkämmerer hat ihm noch gesagt: Sie sollen immer um die Gräfin bleiben, immer — verstehen Sie? — und sollen sie zurückgeleiten an den Hof. Hatte

man denn dort eine Ahnung, daß sie entfliehen will? Warum gab man ihm nur halbes Zutrauen?

„Ich bin unschuldig!“ rief Baum in die Luft hinein. Aber was nützt unschuldig? Gescheidt muß man sein.

Baum hatte gute Lehren von seinem Meister, dem ersten Kämmerer der Baronin Steigeneck. Ein guter Bedienter, hatte dieser ihm gesagt, muß immer zwei Dinge bei sich haben: ein scharfes Messer und eine richtig gehende Uhr. Wenn dir was passirt, das dich aus der Fassung bringt, nimm deine Uhr heraus, zähle zehn Secunden ab, dann überlege, was du zu thun hast.

Das ist eine gute Lehre, sie hat nur wie viele andere gute Lehren das Schlimme, daß man inmitten der Verwirrung sich ihrer nicht erinnert.

Baum ritt zurück ins Schloß; vielleicht ist die Gräfin auf der andern Seite wieder heimgeritten, vielleicht weiß das Kammermädchen, wohin sie reiten wollte. Er kam zum Kammermädchen.

„Ist Ihre Herrin da?“

„Nein, sie ist ja mit Ihnen weggeritten.“

„Wissen Sie nicht, wohin sie wollte?“

„Sie ist von Ihnen fort? Ach Gott, nun führt sie's aus!“

„Was denn?“

„Ich habe schon dem Herrn Flügeladjutanten gesagt, ich fürchte, sie tödtet sich. Ich glaube, sie hat Gift bei sich oder einen Dolch. Sie tödtet sich!“

„Wenn sie sich mit Gift oder Dolch tödten wollte, hätte sie das ja in ihrem Zimmer thun können,“ erwiderte Baum.

„Ja, ja. Noch in der letzten Nacht hat sie aus dem Traum gerufen: Tief in den See! Ach, du lieber Himmel, meine schöne gute Gräfin ist todt! O ich unglückseliges Geschöpf, was wird aus mir?“

Baum suchte die Klagende zu beruhigen und fragte, ob die Gräfin nicht irgendwo ein Schreiben hinterlassen.

Der Schreibtisch stand offen, es lagen zerstreute Papiere darauf; man fand den an die Königin überschriebenen Brief. Baum wollte ihn zu sich nehmen, aber die Kammerjungfer hielt ihn fest; sie duldete nicht, daß ein Fremder die Geheimnisse ihrer Herrin durchforschte.

Plötzlich, inmitten des Streites, zog Baum seine Uhr heraus. Jetzt hatte er sich der Abzählung der zehn Secunden erinnert; er sah starr auf das Zifferblatt, und als er Zehn gezählt hatte, nickte er, er hat Ruhe und Besonnenheit gefunden.

Gut, die Kammerjungfer soll den Brief überbringen, damit ist nichts gewonnen und nichts verloren, er selber aber will zeigen, daß er das höhere Zutrauen verdient. Seine Aufgabe ist, nun Nachforschungen anzustellen, vielleicht rettet er doch noch.

Während sich die Kammerjungfer abwendete und schnell den Brief zu sich steckte, sah er einen andern Brief, überschrieben: „Dem Freunde.“ Schnell erkannte er, daß dieser viel mehr werth, und steckte ihn zu sich. Der Freund kann nur Einer sein, er weiß, wer es ist. Die Kammerjungfer hatte das Knittern des Papiers gehört und verlangte die Schrift zurück. Baum verließ schnell das Zimmer und berief die Diener des Hauses. Die Kammerjungfer folgte ihm; er verwandelte sich nun schnell aus dem Angegriffenen in den Angreifer, er verlangte den Brief an die Königin, um ihn zu entsiegeln und daraus die Spur zu entnehmen, wohin die Gräfin entflohen, er machte die Dienerin verantwortlich für alle Folgen. Sie flüchtete vor ihm und er verfolgte den Plan nicht, denn er wußte nicht, ob er den Brief entsiegeln durfte, und jedenfalls hat er nun den wichtigeren an den König unbestritten. Er befahl dem Reitknecht, daß er noch ein Pferd sattle und mit ihm reite.

Das Abendroth glänzte bereits auf den Fenstern des Schlosses, als die Beiden hinausritten. Aber wohin?

Der Wegknecht wurde ausgefragt — er hatte nichts von der Gräfin gesehen. Dort trieb der Schäfer heim — die Beiden ritten auf ihn zu, der Schäfer nickte auf die Frage, ob er die Gräfin gesehen, aber man konnte ihn nicht hören vor dem lauten Blöken der Schafe; Baum stieg ab und vernahm, daß die Gräfin in gestrecktem Galopp den Weg nach dem Gamsbühel geritten sei.

„Die sitzt fest, die kann gut reiten,“ lobte der Schäfer.

Nun war doch eine Spur da. Die Beiden jagten den Weg dahin. Als sie bei der Bergmulde am ausgetrockneten Sumpf anlangten, hörten sie ein Pferd wiehern. Sie ritten darauf zu. Da stand das

Reitpferd Irmas und graste ruhig, aber dicker Schaum lag auf Zaum und Gurt.

„Die Gräfin ist gestürzt, wer weiß, wo sie verschmachtend liegt," sagte Baum. — Er wollte noch behutsam sein und dem Reitknecht nicht voreilig Alles mittheilen.

Sie suchten nun rings umher und riefen; sie fanden nichts und erhielten keine Antwort. Baum entdeckte Doppelspuren des Pferdes, vor- und rückwärts. Sie nahmen das Pferd Irmas mit, stiegen aber nicht mehr auf, sie mußten genau darauf achten, wo die Spur der Pferdehufe hinführt. Nur dem scharfen Auge Baums gelang es, die Huftritte in dem Halbdunkel noch zu erkennen.

„Hätten wir nur den Hund bei uns, der kennt sie. Warum hast Du nicht den Hund mitgenommen?" fragte er ärgerlich.

„Sie haben mir ja nichts gesagt."

„Reite zurück und hol' ihn! Nein, bleib', ich kann nicht allein sein."

Sie kamen bis zum Gamsbühel.

„Geh abseits, in den Wald," rief Baum.

Sein gutes Messer war jetzt am Platze; er holte Reisig, band es zu einer Fackel zusammen, zündete es an und leuchtete damit umher. Er fand die Spuren. Hier hatte das Pferd umgewendet, hier waren noch die Tritte von einem Damenfuß, mehrere Schritte rückwärts, dann verlor sich die Spur.

„Hier muß sie sein," rief Baum, „hier ist sie in den Wald hinab. Ich kenne Weg und Steg. Du gehst links mit den beiden Pferden, ich gehe mit dem einen rechts. Du entfernst Dich aber nicht weiter, als Du meine Stimme hören kannst."

Sie suchten und riefen durch den nächtigen Wald, sie fanden nichts. Endlich kamen sie wieder zusammen. Ein Hirsch schoß an ihnen vorbei. Wenn der hätte reden können, er hätte ihnen gesagt, wo Irma ihn aufgescheucht, es war wohl eine Stunde weit abseits.

„Wenn Du sie findest, bekommst Du einen guten Lohn," sagte Baum zu dem Reitknecht. Er sprach zu einem Andern, was er sich dachte, daß sein oberster Herr zu ihm sprechen würde.

Fast die ganze Nacht irrten sie mühsam durch den Wald, und

endlich mußten sie sich niederlegen und den Tag abwarten; es war nirgends ein Weg mehr, um die Pferde zu führen.

Der Tag war schon lange erwacht, als die beiden Suchenden die Augen aufschlugen. Von ferne blinkte der See und auch hier herauf klang ein Ton von der Musik, und wo die beiden standen, warfen die Felsen das stärkste Echo von den Böllerschüssen zurück.

Baum nahm die Pistolen aus den Satteltaschen und feuerte sie nach einander ab, dann lauschte er mit angehaltenem Athem; vielleicht ist Irma hier irgendwo, sie hört die Schüsse und giebt ein Zeichen. Man vernahm keinen Laut.

Die Beiden fanden einen Holzweg, der abwärts nach dem See führte. Sie kamen ans Ufer. Da lag der spiegelglatte See, stundenweit sich hinstreckend; wer weiß, was er in seinem Grunde birgt. Dort in der Ferne schwimmt ein Kahn, Menschen und Thiere sind darin. Jetzt landet der Kahn. Baum und sein Gefährte wendeten sich nach der andern Seite, wo zerstreute Bauernhäuser und Fischerhütten lagen; Mann und Pferd waren abgemattet, sie mußten sich erfrischen. Baum fragte jeden Begegnenden, ob man nicht eine vornehme Frau in blauem Reitgewand mit einem Federhut gesehen habe. Nirgends eine Spur.

„Doch ja,“ sagte endlich ein altes Männlein, das Weiden schnitt am See.

„Wo? Wann?

„Da drüben im Wirthshaus. Es ist jetzt bald ein Jahr, da hat sie viele Wochen dort gewohnt.“

Baum fluchte auf das einfältige Bauernvolk.

Glücklicherweise traf er hier einen Landjäger. Er sagte ihm, wer er sei und was er suche, schickte den Reitknecht mit dem Damensattel zurück nach Wildenort, legte seinen Sattel dem Pluto auf und ritt nun mit dem Landjäger am See entlang. Da sahen sie auf einem Felsen am Ufer eine Gestalt, die einen Federhut hochhielt. Sie ritten rasch darauf los. Baum erschrak so sehr, daß er die Steigbügel verlor; er erkannte seinen Bruder Thomas.

Wenn der die Gräfin beraubt und ermordet hat?

Der Landjäger kannte den wilden Gesellen. Thomas starrte die Beiden grinsend an, sein Haar war naß und seine Kleider troffen.

„Was machst Du da?“ rief der Landjäger. „Was hast Du da für einen Hut?“

„Der wird Dich nichts angehen?“ antwortete Thomas, und seine Zähne klapperten.

Baum nahm eine Flasche mit Branntwein heraus und reichte sie dem von Frost Geschüttelten, Thomas trank mit mächtigem Zuge; dann erzählte er mit einer Mischung von Wuth und Jammer, die Geliebte des Königs sei gestern Nachts zu ihnen auf die Wurzhütte verirrt und habe seine Schwester verleitet, daß sie mit ihr sich in den See stürze: er sei zu spät gekommen, im Wasser habe er etwas schwimmen gesehen, er sei hineingesprungen, um sie zu retten, habe aber nichts gefunden als den Hut.

Der Landjäger wollte diese Erzählung nicht glauben und Thomas sofort verhaften. Baum sagte ihm leise ins Ohr, es sei wol sicher, daß die Dame sich ertränkt habe und hier kein Mord vorliege. Er wollte doch seinen Bruder nicht verhaften lassen, es regte sich etwas wie Mitleid in ihm, und er sagte zu Thomas:

„Komm her, wir wollen einen Tausch machen. Da, ich geb' Dir meine Flasche, es ist noch viel darin, gieb Du mir den Hut.“

„O nein, ich weiß, wem der Hut gehört; der ist viel werth, den bring' ich dem König!“

Hat er seinen Schatz nicht mehr,
Hat er doch den Hut.
Und wenn die alt' versoffen ist,
Da schmeckt eine neue gut. Juchhe!“

sang Thomas mit lallender Zunge, warf den Hut in die Höhe und fing ihn wieder auf.

Der Landjäger wollte Thomas ins Gesicht schlagen, aber Baum hielt ihn ab; er ging auf Thomas zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. Thomas zuckte zusammen, er ward plötzlich ruhig und schaute Baum ängstlich an. Baum sprach sehr herablassend mit Thomas und dieser schaute ihn immer mit offenem Munde an, als müsse er sich auf etwas besinnen, was er nicht sagen konnte; diese

Stimme, die Hand auf seiner Schulter machten einen ganz andern Menschen aus ihm; der wilde, mordsüchtige Bursche weinte.

„Willst Du mir den Hut für ein Goldstück geben oder willst Du Dir ihn mit Gewalt nehmen lassen? Du siehst, wir sind Zwei und sind Meister über Dich," schloß Baum.

Ohne ein Wort zu erwidern, reichte Thomas den Federhut hin, und als ihm Baum das Goldstück reichte, konnte Thomas die Hand nicht schließen, er schaute verwirrt bald auf das Goldstück, bald auf den Geber.

Baum redete ihm nachdrücklich zu und sagte, er solle, wenn er noch eine Mutter habe, ihr auch etwas von dem Gelde geben.

„Eine Mutter?" lallte Thomas, und sah Baum gläsernen Blickes an. „Eine Mutter?" wiederholte er, es schien eine Erinnerung in ihm zu erwachen.

Der Landjäger bewunderte den Edelsinn des Hoflakaien; das ist doch gar ein feiner Mensch.

Nun berichtete Thomas von Neuem, daß Irma gestern Nacht bei ihnen in der Hütte gewesen, und die Mutter wisse noch mehr von ihr, mit der sei sie allein gewesen. Die Beiden verlangten die Mutter zu sprechen. Thomas geleitete sie bergauf nach der Hütte.

Unterwegs erzählte der Landjäger dem Lakaien die Familienverhältnisse des Thomas und schloß: „Sehen Sie, der Mensch da ist ein Raufbold und vielfach bestrafter Wilderer; ich hab' ihm schon oft gerathen, er soll nach Amerika auswandern, da kann er jagen genug. Und er hat einen Bruder in Amerika, einen Zwillingsbruder, das muß aber ein grundschlechter Mensch sein, wenn er nicht gestorben ist, er hat seiner Mutter und seinem Bruder noch nicht ein Wort geschrieben und nie so viel geschickt als man in einem Auge leiden kann; aber freilich, so werden die Menschen in Amerika; aus meinem Ort sind Viele drüben, sie sind Alle nichts nutz, sie denken Alle nur an sich."

Baum lächelte dem Erzähler zu, er bedurfte seiner ganzen Haltung und redete kaum ein Wort; er mußte sich vorbereiten, wie er nun wiederum seiner Mutter begegne, und es war ärgerlich, daß sie

jetzt in diese Sache verwickelt war; er brauchte jetzt seine Gedanken anderswohin.

Der Landjäger suchte den Weg kurzweilig zu machen und wußte viele Verbrechergeschichten zu erzählen, er war ja thätig darin; nur haben diese Geschichten das Unangenehme, daß man selbst sauber sein muß, wenn man sie hört. Baum winkte ihm immer gnädig zu; er darf ja mit keiner Miene verrathen, daß der verlorene Mensch, der da vorausschreitet, ihn etwas angeht. Der Landjäger erzählte, wie ihn einmal ein Mörder, den er hatte einfangen helfen, in den Finger gebissen hatte, und er zeigte die Narbe.

Endlich befreite sich Baum von diesen entsetzlichen Dingen. Er fragte den Landjäger, bei welchem Regiment er gestanden; er fragte das so gnädig, als ob er in der nächsten Minute einen Orden aus der Tasche ziehen und den Landjäger decoriren wolle. Nun giebt es nichts Besseres, als vom ehemaligen Soldatenleben erzählen. Der Landjäger berichtete Geschichten und lachte, auch Baum lachte mit, er mußte mitlachen; der vorausgehende Thomas schaute sich grinsend um, schritt aber weiter.

Man kam bei der Hütte an. Es war Niemand da, die alte Zenza war verschwunden.

„Die sucht gewiß auch die Esther,“ sagte Thomas.

„Was ist's denn mit der schwarzen Esther?“ fragte der Landjäger.

„Schwarze Esther“ — wiederholte Thomas. — „Ha, ha! Jetzt wird sie aber der See weiß waschen. Wenn mir Einer ein gutes Trinkgeld giebt, spring' ich auch noch in den See.“

Er warf sich auf den Laubsack und betrachtete still seine Hände, mit denen er noch in der Nacht im Wald Esther mißhandelt hatte; dann legte er den Kopf zurück und verfiel in dumpfen Schlaf. Es war nicht möglich, ein Wort aus ihm herauszubringen. Baum und der Landjäger ritten davon, sie wollten nochmals an den See, um weitere Spuren zu finden, und überall Auftrag zu geben. Sie kamen aus dem Wald auf die Landstraße, und hier war es, wo sie dem Fuhrwerk mit der Blahe begegneten.

Im ruhigen Schritt ritten sie wieder am See entlang. Eine große rothbraune Kuh ging vor den beiden Reitern dahin, fraß manch-

mal und schaute über den See; plötzlich, als sie an eine Hecke kam, stutzte sie, wendete sich rasch und rannte so schnell zurück, daß sie fast das Pferd Baums auflief.

„Die Kuh ist an etwas gescheut, da liegt etwas," sagte Baum und stieg rasch ab. Seine gefärbten Haare stiegen ihm zu Berge, da er darauf gefaßt war, in der nächsten Secunde die Leiche Irmas zu sehen. Und richtig, er fand etwas. Hier standen die zerrissenen Schuhe Irmas, er kannte sie, hier war eine Blutspur, das Gras war niedergedrückt, hier hatte ein Mensch gelegen und sich gewälzt.

Die Hand Baums zitterte doch, als er die Schuhe aufnahm, und sie zitterte stärker, als er ein Pflänzchen abpflückte — es war ein einfacher Blattkelch, sogenannter Frauenmantel, das beste Bergfutter — und in diesem Blattkelch waren Blutstropfen, sie waren fast noch naß.

Wenn sie sich ertränkt hätte — woher das Blut? Woher die Schuhe? Und die Schuhe so entfernt von dem Orte, wo Thomas den Hut gefunden hatte? Und hier sind viele Fußstapfen von großen Schuhen? Wenn Irma doch ermordet wäre? Wenn sein Bruder ...

Sie ist todt — das ist die Hauptsache, tröstete sich Baum, und ich hab' die Zeichen. Was braucht man da noch einen Menschen ins Unglück zu bringen?

Er legte das Pflänzchen mit dem Blut zu dem Brief, der „Dem Freunde" überschrieben war.

Er ging mit dem Landjäger in das Wirthshaus an der Anlände, wo heute früh die Auswandernden eingekehrt waren.

Hier fragte der Landjäger wiederum nach der vornehmen Dame im blauen Reitkleid.

In den Mienen der Wirthin zuckte es. War das vielleicht die Wahnsinnige, die heut' bei den Auswanderern gewesen? Sie waren so hin- und hergelaufen, hatten Kleiderbündel getragen und die Fremde hatte so wunderlich dreingeschaut.

„Du weißt etwas!" sagte der Landjäger, der Wirthin ins Angesicht starrend. „Sag's!"

„Ich weiß nichts!" sagte die Wirthin. „Hab' ich denn ein Wort gesagt? Was willst Du von mir?"

Die ganze Furcht des Landvolkes, vor Gericht stehen zu müssen,

um Zeugniß abzulegen, ward in der Wirthin lebendig, und sie hielt sich streng zurück, irgend ein Wort laut werden zu lassen.

Baum merkte, daß er nicht wohlgethan, den Landjäger mitzunehmen, seine Anwesenheit schreckte die Menschen, wenn sie auch etwas mitzutheilen hatten; er schickte ihn daher fort, um selbständig weitere Nachforschungen zu halten.

Baum kämmte und bürstete vor einem Spiegel seine gefärbten Haare, die heute gar widerspenstig waren. Zum Erstenmal in seinem Leben war er tief bescheiden; er ist noch nicht recht der Mann dazu, um solch' eine Sache auszukundschaften, und er hat sich auch schon zu lange verzögert, Andere werden ihm den Vortheil wegnehmen, der aus dem Tode Irmas zu ziehen ist; er muß zurück ins Schloß, dort sind Leute genug, die das besser zu Ende führen können.

Er suchte die Wirthin, die ihm doch etwas zu wissen schien, allein auszuforschen; aber die Wirthin war auch gegen ihn zurückhaltend, sie kannte ja seine Kameradschaft mit dem Landjäger, und es nützte ihm nichts, daß er, auf die Wappenknöpfe deutend, sich als königlichen Lakaien bekundete.

Plötzlich erinnerte er sich, daß hier am See ja Walpurga wohnte; es war kaum ein Jahr her, seit er hier mit Hofrath Sixtus gereist. Irma war immer die Freundin Walpurgas gewesen, vielleicht hält sie sich bei ihr verborgen — solche überspannte Menschen sind zu Allem fähig.

Vor dem Wirthshaus lag noch der große Kahn. Baum ging mit seinem Pferd an Bord und befahl, daß man sofort abfahre; er gab aber doch zu, daß ein Wildheuer, der mit einem großen Handkarren voll Heu ankam, das er auf den gefährlichsten Spitzen eingesammelt, im Kahn mit überfahre. Man stieß ab. Baum legte sich auf das Wildheu, er fühlte sich in allen Gliedern wie zerschlagen.

Nun fragte er die Schiffer aus, ob sie nichts von einem Ertrunkenen bemerkt hätten. Er erfuhr, daß man am Morgen einen Menschenkopf mit langen Haaren aus dem Wasser hatte auftauchen sehen, es sei wahrscheinlich ein Frauenzimmer gewesen.

Baum richtete sich plötzlich auf und schaute wirr über den blitzenden Spiegel des Sees hin.

„Wenn der Herr warten will,“ sagte der ältere Schiffer zu Baum, „nach drei Tagen speit der See die Leiche aus.“

Baum wollte nichts mehr hören; er tastete nur nach dem Papier in seiner Tasche mit der blutbefleckten Pflanze, streckte sich noch gemächlicher auf dem Heu und schlief ein; er erwachte erst wieder, als der große Kahn ans Land stieß.

Es war eigentlich nicht mehr nöthig, Walpurga aufzusuchen; dennoch ging er, er wollte zeigen, daß er alle Mittel und Wege versucht. Er kam nach der G'stadelhütte und klopfte an die Thür; Niemand antwortete. Er schaute durch das Fenster; zwei große Katzenaugen starrten ihn an, die Katze saß auf dem Sims, sie allein war da verblieben; die Stube war wie ausgeraubt, nirgends ein Tisch, ein Stuhl. Als wenn er verzaubert wäre oder träume, ging er wieder durch den Garten zurück.

Die Elster auf dem sich entblätternden Kirschbaum schnatterte, kein Mensch war zu schauen. Endlich ging ein Mann vorüber, Baum erkannte ihn, es war der Schneider Schneck.

„He Mann,“ rief er, „wo ist der Hansei und die Walpurga?“

„Die sind über die Berge, sind ausgewandert und haben einen großen Hof gekauft, man heißt ihn den Freihof, weit drin an der Landesgrenze.“

Der Schneider Schneck war sehr gesprächig und wollte wissen, ob der Herr noch etwas bringe vom König und von der Königin. Aber Baum war wortkarg; er stieg zu Pferde und ritt davon, geradeswegs nach der Sommerburg.

Es war ein langer mühsamer Ritt; er griff oft nach dem Hut und den Schuhen der Gräfin, um sich zu überzeugen, daß er diese Kleinodien noch bei sich habe.

Inmitten aller Erschütterung und Eile hatte er noch Fassung und Ruhe genug, sich auszudenken, wie er mit diesem Ereigniß ein' Schwungbrett betreten habe, auf dem er sich höher schwingen werde. Er war fortan der Vertraute des Königs, er allein konnte sagen, was und wie Alles geschehen ist. Er betrachtete seine Hand, die der König ihm dankend drücken wird, ja er meinte, der König habe ihm schon die Hand gedrückt. Es kann ihm nicht fehlen, der Oberkämmerer ist

altersschwach, er tritt in dessen Stelle. Freilich wär's am besten, wenn er sagen könnte, Irma sei gewaltsam ermordet worden — der Landjäger hat wie ein Spürhund da eine Fährte gefunden — aber nein, das geht nicht, er ist doch dein Bruder — wenn's ihm auch besser wäre, daß man ihn hinter Schloß und Riegel füttert, bis er stirbt. Nein, so hart will Baum nicht sein. Er faßte den guten Vorsatz, wenn er Oberkämmerer geworden, dann will er Gutes thun, ja, an seiner Mutter und seinem Bruder, die Schwester ist todt und das ist doch traurig; ganz gewiß will er es thun, wenn er noch weiter kommt und ihm der König ein groß Stück Geld und eine schöne Lebensrente giebt. Baum war so keck, Gott zu sagen, er müsse ihm dazu verhelfen, er wolle ja Gutes thun.

Und wie er so durch die Nacht dahinritt und manchmal einnickte — denn es war die zweite Nacht, die er in solcher Unruhe zubrachte — schwirrte ihm Alles durcheinander.

An der letzten Station ließ er sein Pferd zurück und nahm Extrapost.

Es war früh am Tage, als Baum vor dem Sommerschloß ankam. Nur mühselig wurde er erweckt, und es dauerte lange bis er sicher auf dem Boden stand und sich besann, wo er war und was er bei sich hatte.

Große Hofwagen wurden angespannt, aus dem Reitstall wurden die schönsten Reitpferde vorgeführt. Baum hörte kaum den Willkomm seiner Kameraden und der Bereiter.

Er ging hinein ins Schloß, die Treppe hinauf; die Kniee wollten ihm brechen, so abgemattet war er. Er trat in das Vorzimmer des Königs. Der alte Oberkämmerer schnupfte schnell die Prise, die er zwischen den Fingern hielt, und reichte Baum die Hand. Baum sank auf einen Stuhl und sprach seinen Wunsch aus, sofort bei Seiner Majestät gemeldet zu werden.

„Kann noch nicht, muß warten," antwortete der Oberkämmerer.

Baum hielt sich nur gewaltsam wach und auf dem Stuhl aufrecht.

Zweites Capitel.

Der König war schon in der Frühe in seinem Cabinet. Er verweichlichte sich nie, und in Ueberwindung von Strapazen übertraf ihn keiner am Hofe. Jahraus jahrein begab er sich des Morgens in ein kaltes Bad und kam dann neu belebt zur Arbeit und zur Gesellschaft. Eine bequeme Kleidung kannte er nicht, vom Bad aus ließ er sich stets sofort vollgerüstet kleiden.

Heute trat er im Jagdcostüm in sein Cabinet, es war noch Mehreres zu erledigen.

Dieses Arbeitskabinet befand sich im Mittelbau, im sogenannten Kurfürstenthurm. Es war ein großes hohes und dabei doch behagliches Gemach. Ringsum die Handbibliothek, militärische Karten und besondere Lieblingsstücke der Plastik, theils Antiken, die er als Prinz sich auf seinen Reisen erworben, theils schöne Nachbildungen. Ein Briefbeschwerer bestand aus einer Pyramide zusammen gelötheter Flintenkugeln vom Leipziger Schlachtfelde. Die eichenen Möbel waren im Styl der Renaissance. In der Mitte stand der große Schreibtisch, darauf Alles Nöthige wohlgeordnet; ein einziges Aquarellbild, die Königin als Braut darstellend, befand sich zur Rechten des Stuhls.

Der König trat ein, er drückte auf eine Klingel, die auf dem Schreibtische stand, der geheime Cabinetsrath betrat das Gemach.

Er reichte nacheinander mehrere Papiere hin, der König durchflog sie und unterzeichnete mit rascher Hand. Der vortragende Rath erstattete Bericht über Angelegenheiten des Hausministeriums. Der König ging dabei im Cabinet auf und ab. Plötzlich rief er:

„Was ist das?“

Er hörte im anstoßenden Gemach ein Rücken und Heben und scharrende Menschenschritte, wie wenn man einen Sarg trägt. Er drückte auf die Klingel, und wie vom Druck berührt ging die Thür auf und der Oberkämmerer erschien.

„Was ist das für ein unleidlicher Lärm in der Gallerie?“

„Majestät haben befohlen, das große Bild wegzuschaffen.“

Der König erinnerte sich, er hatte gestern den Befehl gegeben.

Schon lange an das Bild gewöhnt, war es ihm gestern auf einmal

zuwider geworden; es stellte in lebensgroßen Figuren die Scene dar, wie König Belsazar auf dem Thron sitzt, um ihn her die Hofleute, eine Hand aus den Wolken schreibt das Mene tekel an die Wand. Der König hatte befohlen, daß das Bild fortgeschafft und der öffentlichen Gallerie übergeben werde.

„Ich bin ungeschickt bedient,“ sagte der König unwillig; „es war Zeit, das zu thun, wenn ich zur Jagd bin.“

Der Oberkämmerer, der stramm dagestanden hatte, erzitterte am ganzen Leibe, als er das hörte, seine Hände sanken schlaff nieder, sein Kopf beugte sich. Mühsam schleppte er sich zur entgegengesetzten Thür hinaus. Sofort trat Stille ein; das Bild wurde lautlos auf den Boden gestellt, die Diener entfernten sich.

Der Oberkämmerer ging von der andern Seite in das Vorgemach, setzte sich in seinen Lehnstuhl, nahm eine Prise, vergaß aber, sie zu schnupfen; erst als Baum eintrat, schnupfte er sie.

Nun saß er still Baum gegenüber; er schüttelte mehrmals mit dem Kopf und betrachtete seinen großen Lehnstuhl. Ja, da sitzt bald der dort und du bist abgedankt.

Der geheime Cabinetsrath ging durch das Vorgemach; der alte Oberkämmerer vergaß, ihm schnell den Hut zu bringen. Baum that es an seiner Statt. Baum war wieder frisch, jetzt war keine Zeit müde zu sein; der große Trumpf muß ausgespielt werden.

Die Klingel aus dem Cabinet ertönte wieder. „Ist noch Jemand im Vorzimmer?“ fragte der König den Oberkämmerer.

„Ja, Majestät, der Lakai Baum.“

„Soll eintreten.“

Baum war sich jetzt seiner ganzen hohen Stellung bewußt. Der König hat nicht gesagt, daß er dem dienstthuenden Kammerherrn berichten soll, er hat gerufen: „Soll eintreten“ — unmittelbar will er mit ihm verhandeln, jetzt ist die hohe Vertrauensstellung gewonnen.

Die alte feierlich unterwürfige Art Baums hatte heute noch eine besondere Weihe.

„Haben Sie einen Auftrag?“ fragte der König.

„Nein, Majestät.“

„Was bringen Sie da?“

„Majestät," erwiderte Baum und legte das in ein Tuch Gebundene auf den Stuhl, löste die Knoten und fuhr fort: „Majestät — diesen Hut der Gräfin von Wildenort habe ich im See, diese Schuhe am Ufer zwischen den Weiden gefunden."

Die Hand des Königs streckte sich nach den mitgebrachten Zeichen aus, aber er zog die Hand wieder zurück und legte sie aufs Herz. Er sah Baum starr und groß an.

„Und was soll das?" fragte er und fuhr mit der Hand nach dem Kopfe, die Haare schlichtend, die ihm zu Berge standen.

„Majestät," fuhr Baum fort, er selbst zitterte, da er den König so ergriffen sah, „Majestät, die gnädige Gräfin haben diese Kleidungsstücke getragen, als sie mit mir ausritten und entflohen —

„Entflohen? Und —"

Baum legte die eine Hand auf seine Uhr; er konnte die Secunden nicht sehen, aber er konnte sie doch in Gedanken abzählen, und leise sagte er:

„Die gnädige Gräfin haben sich in der vergangenen Nacht — nein, in der vorletzten, im See ertränkt. Schiffer haben eine Frauenleiche auf- und untertauchen sehen, morgen, als am dritten Tag, speit sie der See aus —"

Der König winkte mit der Hand — es ist genug — und die winkende Hand zitterte; er griff nach der Stuhllehne, und sein Blick starrte auf Hut und Schuhe.

Baum schlug die Augen nieder, er spürte, wie der König nun den Blick auf ihn heftete, er schaute nicht auf; er betrachtete den Boden, der hebt sich jetzt und hebt den Lakai hinauf an den Thron, neben den König, als seinen Vertrauten. Bescheiden neigte Baum den Kopf tiefer; er hört, wie der König das Zimmer auf und ab schreitet, er schaut nicht auf; im niedergeschlagenen Blick liegt das Zeichen vollen Gehorsams und unbedingter Ergebenheit. Jetzt steht der König vor ihm still.

„Woher weißt Du, daß ein Selbstmord?" ...

„Ich weiß es nicht. Wenn Eure Majestät befehlen, daß die Gräfin ertränkt worden —"

„Ich? Wie?"

„Majestät, bitte unterthänigst — darf ich Alles erzählen?“

„Du sollst —“

Der König nannte ihn Du — das geschieht nur den Vertrautesten. Mit gesammelter Kraft sagte nun Baum:

„Majestät, die Schuhe habe ich selbst gefunden, aber den Hut habe ich von einem Menschen, dem Alles zuzutrauen ist . . . der Landjäger meint . . . und es wäre vielleicht für den Menschen gut . . . man könnte ihn nach einem Jahr begnadigen und nach Amerika schicken . . . ein Bruder von ihm . . . soll . . . dort . . .“

„Du sprichst wirr!“

Baum gewann seine Kraft wieder.

„Ein Wilddieb kann sie ermordet haben. Das Schlimme ist nur, daß sie einen Brief an Ihre Majestät die Königin geschickt —“

„An die Königin? Wo ist er? Gieb her!“

„Ich habe ihn nicht. Die Kammerjungfer hat ihn mir entrissen.“

Der König setzte sich.

Man hörte lange nichts, als das schnelle Ticken der Uhr, die auf dem Schreibtische stand.

Jetzt richtet sich der König auf, geht im Gemach auf und ab; er wendet sich um und geht auf Baum zu. So schreitet das Weltgericht. Das Gericht über Leben und Tod. Baum greift sich in das Halstuch, es wird ihm zu eng, da — da geht das Schwert durch.

„Weißt Du, was in dem Brief an die Königin stand?“

„Nein, Majestät.“

„Der Brief war versiegelt?“

„Ja, Majestät.“

„Und sonst hast Du nichts?“

„Doch, Majestät, hier dies. Das hab' ich der Kammerjungfer fast gewaltsam entrissen. Und hier, Majestät, noch Eins: bei den Schuhen war eine Blutlache und hier auf diesem Pflänzchen sind Blutstropfen von ihr.“

Ein herzzerreißender Schrei des Schmerzes entrang sich der Brust des Königs. Dann ging er mit Schrift und Pflanze in ein Nebengemach.

Baum stand still und wartete.

Im Nebengemach las der König und bald gingen ihm die Augen über.

Sie hat mich sehr geliebt, und sie war groß und schön, sprach er vor sich hin mit bebender blasser Lippe. Der ganze Liebreiz ihrer Erscheinung, ihrer Stimme, ihres Ganges trat noch einmal vor seine Seele; und das Alles war nun todt?

Der König betrachtete seine Hand, die sie so gern, so innig geküßt. Er nahm wieder das Blatt auf, er las die Worte: „Dem Freunde" noch einmal, und er wußte nicht, wie es geschehen — als er wieder zu sich kam, lag er am Stuhl auf den Knien.

Was soll nun werden?

Er erinnerte sich, daß im Cabinet der Lakai warte. Tief erniedrigt erschien sich der König; er muß diesen Menschen zum Vertrauten haben. Waren aber nicht schon lange Menschen aller Art die Vertrauten seiner Sünde? Sie wußten davon und schwiegen nur. Tausend Augen schauten ihn an und tausend Lippen sprachen — und Alle geben Kunde von dem Entsetzlichen. Verwirrt schaute der König um, er konnte sich kaum aufrichten. Und von all den Tausenden, die ihre Hand auf ihn legten, ihre Augen auf ihn richteten, wie lastet die Hand und der Blick der Einen auf ihm und ihr Mund, was spricht er?

Wie sollte er sich nun der Königin nahen? Wüßte sie seine tief innerste Zerknirschung — sie würde ihm weinend um den Hals fallen, denn sie ist himmlisch gut und was hast du ihr gethan?...

Er wollte der Königin die letzten Worte der Freundin schicken; er wollte darunter schreiben, reuevoll sein ganzes Denken und Fühlen in ihre Hand legen ...

Es ist besser, nicht im ersten Augenblick zu handeln, tröstete er sich endlich, und als er sich aufgerichtet, kam ihm wieder das Bewußtsein seiner Kraft. Man muß das Schwerste thun, auch die Reue vollziehen, ohne sich seiner Würde zu entkleiden.

Der König stand vor dem großen Spiegel, er hatte nicht mehr daran gedacht, daß er im Jagdkleid, er erschrak vor sich wie vor einem fremden Menschen.

Sein Antlitz war blaß, seine Augen geröthet. Er hat der Freundin nachgeweint, und jetzt ist's genug. Was Anderen erst in Mo-

naten und Jahren gegeben ist, vollziehen und vollenden große Naturen in wenigen Minuten; ihre Lebensjahre werden zu ungemessenen Zeiten — und wie durch die Luft daher trug sich das Wort „der Kuß der Ewigkeit“ und die Erinnerung an den Tag dort im Atelier, dort auf dem Ball und dann ...

„Du konntest das höchste Leben leben und dann sterben, den Tod heranzwingen — ich kann es nicht, ich lebe nicht für mich allein!“ rief er der Freundin zu, und mitten in seiner Trauer war es ihm, als öffne sich eine neue Lebensquelle in seiner Brust.

Und das hast du bewirkt — dachte er der Todten nach — mit allem Besten lebst du ewig in mir fort; ohne dich — ich würde es vor Gott bekennen, wenn ich jetzt vor ihn hinträte — ohne dich hätte ich die tiefste Quelle meines Daseins nicht entdeckt. Wüßte ich nur eine That, die ein Denkmal deines Lebens würde ...

Der König erinnerte sich wieder, daß ein Lakai in seinem Cabinet wartet. Es war ihm peinlich, daß ihm nicht einmal eine Stunde gegeben ist, um still sein Empfinden abzuklären, und wie im Fluge streifte ihn zum Erstenmal der Gedanke: Wer über Viele zu befehlen hat, daß sie ihm dienen, der ist auch Vielen verpflichtet; sie leben fort, ihr eigenes Leben, jenseits der Stunde und der That ihres Dienstes.

Etwas aus den hinterlassenen Worten Irmas umschwebte noch wie ein Nebelduft seine Seele.

Er kehrte in das Cabinet zurück. Hier stand Baum noch so still und ruhig auf demselben Fleck wie Tisch und Stuhl.

„Wann bist Du abgereist?“ fragte der König. Baum erzählte ausführlich.

„Du wirst müde sein,“ schloß der König.

„Ja, Majestät.“

„So ruhe Dich nun aus, und was Du noch zu erzählen hast, erzählst Du nur mir, verstanden?“

„Sehr wohl, Majestät, ich danke unterthänigst.“

Der König hatte einen Ring mit einem großen Smaragd vom Finger gezogen, ließ ihn in der Sonne spielen und blitzen und wendete ihn hin und her. Baum glaubte, der König wird ihm jetzt

diesen Ring als Gnadenzeichen geben. Aber der König steckte den Ring wieder an und fragte:

„Bist Du verheirathet?"

„Ich war's, Majestät."

„Hast Du Kinder?"

„Einen einzigen Sohn, Majestät."

„Gut. Halte Dich bereit, ich werde Dir bald weitere Befehle zukommen lassen."

Baum ging hinaus. Im Vorzimmer rief er dem Oberkämmerer von fern gnädig zu: „Bleib' nur sitzen!" und ging schnell davon. Niemand braucht zu sehen, was man ihm an den Augen ablesen kann — der König hat ihn „Du" genannt, hat ihn nach seiner Familie gefragt; er ist der Vertraute des Königs, das Höchste steht ihm bevor.

Er ging nach seiner Wohnung im Seitenflügel des Schlosses.

Der König war allein. Nichts war bei ihm, als Hut und Schuhe Irmas. Lange starrte er darauf. Das wäre ein Gedicht — dem Geliebten Schuhe und Hut des Liebchens bringen — das wäre ein Lied, zu singen in der Dämmerung ... So sprach es in ihm und doch wirbelte ihm der Kopf. Er nahm Hut und Schuhe — seine Hand zitterte — er verschloß die Todeszeichen im Schreibtisch.

Die Feder auf dem Hute wurde geknickt, als er das Schubfach zudrückte.

Auf dem Schreibtisch brannte ein Licht. Der König zündete sich eine Cigarre an, sein Auge zuckte, als sein Blick das hier stehende Aquarellbild der Königin traf. Er rauchte hastig.

Erst nach geraumer Zeit klingelte der König und befahl, daß der Oberhofmarschall gerufen und Niemand weiter gemeldet werde.

Drittes Capitel.

Als der Oberhofmarschall eintrat, hatte sich der König gesammelt und war in der Verfahrungsweise, die er innehalten wollte, vollkommen sicher.

„Haben Sie bereits das entsetzliche Ereigniß gehört?“

„Wol, Majestät; die Kammerjungfer der Gräfin ist angekommen; ihre Herrin ist im See ertrunken.“

„Und?“ fragte der König, da der Oberhofmarschall eine Pause machte.

„Und es wird hinzugesetzt, daß die Gräfin seit dem Tode ihres Vaters Niemand mehr gesehen und gesprochen. An Ihre Majestät die Königin hat sie jedoch einige Worte hinterlassen mit dem ausdrücklichen Befehl, daß der Leibarzt sie überbringe.“

„Und das ist geschehen, ohne mir vorher Mittheilung zu machen?“

Der Oberhofmarschall zuckte die Achseln.

„Gut, ich weiß —“ fuhr der König fort. „Ist Alles zur Jagd bereit?“

„Zu Befehl, Majestät. Das Jagdgefolge wartet seit einer Stunde.“

„Ich komme,“ sagte der König. „Schicken Sie den Hofarzt Sixtus nach dem See. Er soll den Lakaien Baum mitnehmen, der in der Sache orientirt ist. Geben Sie ihm auch einen Justiziar mit; er soll dafür sorgen, daß die Leiche, wenn sie aufgefunden wird, würdig bestattet werde. Ich weiß, daß Sie das Alles sorgfältig anordnen und selbständig.“

Der König betonte dies letzte Wort besonders. Es hat Alles discret zu geschehen, ohne seine besondere Betheiligung einzuflechten.

Der König zog die Brauen ein, wie um sich auf etwas zu besinnen, das er vergessen hatte.

„Noch Eins,“ sagte er hastig, „begeben Sie sich zu dem Bruder der armen Gräfin und theilen Sie ihm die Sache in schonender Weise mit, und wenn er Urlaub begehrt, so ist er ihm auf unbestimmte Zeit gewährt.“

Der König ging durch das Vorzimmer, die Treppe hinab; er hatte der Königin schon am gestrigen Abend Lebewohl gesagt, sie sollte in der Herbstfrühe Ruhe halten.

Das große Jagdgefolge im Schloßhof begrüßte den König, er dankte freundlich. Wie auf Commando wurden die Decken von den Pferden an den verschiedenen Wagen mit Einem Ruck abgezogen.

„Oberst Bronnen,“ rief der König, „setzen Sie sich zu mir.“

Mit ehrerbietigem Dankesneigen ging Bronnen nach dem Wagen des Königs. Sämmtliche Cavaliere des Jagdgefolges schauten verwundert auf Bronnen, und begaben sich nach den bereitgehaltenen Wagen.

Bronnen hatte sich ehrerbietig verneigt — er empfängt die höchste Tagesehre — aber in ihm krampfte sich das Herz zusammen. Ahnt der König, daß er sich als Rächer empfindet an der Stelle des alten Eberhard, und mit sich kämpft, ob er dieses Rache-Erbe annehmen muß? Er erschrak, als er unwillkürlich seinen Hirschfänger an der Seite berührte. Soll es eine Tragödie im Hofwagen geben, wie die Geschichte noch keine kennt? Hat Irma vor dem König geprunkt mit seiner zurückgewiesenen Werbung, und erhält er nun ein Mitleids-Almosen?

Der Zug fuhr hinaus ins Freie. Lange saß der König lautlos. Endlich sagte er:

„Sie waren ihr auch ein treuer Freund, und sie hat Sie geschätzt und hochgeachtet wie Wenige, ja wie sonst Niemand, und hat immer gewünscht, daß wir einander näher ständen.“

Bronnen athmete tief auf. Er hatte nicht Veranlassung, etwas zu erwidern. Der König reichte ihm die Cigarrentasche hin.

„Ach, Sie rauchen ja nicht,“ unterbrach er sich.

Es trat wieder eine lange Pause ein, bis der König fragte:

„Seit wann kannten Sie die Gräfin Irma?“

„Schon seit ihrer Kindheit. Sie war die Freundin meiner Cousine Emmy, die mit ihr im Kloster war.“

„Es ist mir ein Trost, mit Ihnen von der Freundin zu sprechen. Sie erkannten ihr Wesen, das so groß, ja fast überlebensgroß war. Lassen Sie mich ihre Freundschaft erben.“

„Majestät“ — erwiderte Bronnen mit erzwungener Ruhe, in ihm kochte der Ingrimm über den, der eine so hohe Erscheinung verwüstet und in die Vernichtung getrieben, aber die soldatische Ordnung beherrschte ihn.

„Ach, liebster Bronnen,“ fuhr der König fort, „mich hat noch nie ein Tod so erschüttert, wie dieser. Hat sie Ihnen je vom Tod gesprochen? Sie haßte ihn. Und jetzt, wenn ich hinausschaue — da

ist Alles wieder wach, Alles noch lebendig. Die ganze Welt müßte einen Augenblick still stehen, wenn ein großes Herz still steht. Was sind wir?"

„Jeder nur ein Theil der Welt, ein beschränkter, kleiner. Alles um uns her hat seine gemessene Entwicklungs- und Rechtssphäre, wir sind über nichts Herr, als über uns selbst und wie selten auch nur dies."

Der König sah Bronnen betroffen an. Jedes hat seine Rechtssphäre . . . Was soll das?

Schnell gefaßt erwiderte der König:

„Ganz so hätte sie auch sprechen können. Ich kann mir denken, daß Sie Beide sehr sympathisirten. Wenn ich Sie recht verstehe, halten Sie demnach den Selbstmord für das höchste Verbrechen?"

„Wenn man die höchste Widernatur höchstes Verbrechen nennen will — allerdings. Jedes Wesen sucht naturgemäß sein Dasein zu bewahren. Ich hatte darüber im vergangenen Winter ein unvergeßliches Gespräch mit dem alten Grafen Eberhard."

„Ach ja, Sie kannten ihn ja. War er in der That ein so bedeutender Mann?"

„Er war ein Mann von der großartigsten Einseitigkeit. Vielleicht muß die Größe immer einseitig sein."

„Wann sprachen Sie Gräfin Irma zum letztenmal?"

„Nach dem Tode ihres Vaters, als sie sich in undurchdringliche Nacht begeben hatte. Ich sprach sie, aber sah sie nicht und sie gab mir die Hand. Ich glaube, ich bin der letzte Mensch, dem sie die Hand gereicht."

„So lassen Sie mich diese Hand fassen," rief der König.

Er hielt lange die Hand Bronnens, der nun wieder aufnahm:

„Majestät, Bekenntniß gegen Bekenntniß: Ich liebte Irma."

Nach diesen kurz und straff ausgesprochenen Worten hielt er ein. Der König zog die Hand rasch zurück.

„Ich sehe," fuhr Bronnen sich mit Macht sammelnd, fort, „ich erkenne dankbar das hohe Herz der Gräfin — sie hat nichts von meiner Werbung erzählt. Sie hat ehrlich meine Liebe abgelehnt, weil sie dieselbe nicht erwidern konnte."

„Sie? Mein lieber Bronnen . . ." rief der König in schmerzlich

bewegtem Tone, und schnell zog durch seine Seele das Bild des beglückten Lebens, das Irma an der Seite dieses Mannes hätte finden können. „Armer Freund," wiederholte er mit innigem Ausdrucke.

„Ja Majestät, ich habe ein Recht, mit Ihnen zu trauern, und es ist, als hätte ihr gewaltiger, weithin wirkender Geist noch das gethan, daß Sie, Majestät, mich jetzt an Ihre Seite riefen."

„Ich ahnte das nicht. Hätte ich es, ich würde Ihnen nimmermehr diesen Schmerz auferlegt haben."

„Und ich danke Ihnen, Majestät, daß ich der Genosse Ihres Schmerzes sein darf; und weil ich Genosse bin, kann ich vielleicht Ihnen Trost geben, so weit ein Anderer das thun kann. Da Majestät in unverhüllter Wahrhaftigkeit vor mir stehen, mußte ich auch in Allem wahr sein."

Der König sprach lange nicht. So klar und rein auch Bronnen sein innerstes Herz vor ihm aufgeschlossen — die schnell folgende nächste Empfindung, die dessen Mittheilungen im König weckten, war eine tiefe Eifersucht, daß noch ein anderer gewagt hatte sein Auge zu Irma zu erheben, ja völlig um sie zu werben; sie schien ihm dadurch nicht mehr sein Eigen allein, da ein Anderer die Hand nach ihr ausgestreckt hatte.

Bronnen wartete auf eine Erwiderung des Königs. Er konnte sich nicht erklären, was dieses Schweigen bedeute. Reute es den König, daß er so offen war, und beleidigt es ihn gar, daß ein Anderer sich ihm gleichstellt und ihm mit Offenheit erwidert? Das fürstliche Bewußtsein schädigt doch das rein menschliche, und es kommt vielleicht nie dahin, daß ein Fürst sich nur als Mensch fühlt. Auch in der Seele Bronnens regte sich ein Mißgefühl, das umsomehr anwuchs, je länger der König schwieg und zur Seite blickte. Er ertrug dies Schweigen nicht länger und durchbrach die Schranke der Etikette; die darf es jetzt und hier nicht mehr geben. — Er sagte:

„Ich glaube, daß wenig Männer so groß gesinnt wären, einen Triumph, der ihnen geworden, in sich zu verbergen."

Er war darauf gefaßt, als er diese Worte sprach, daß der König, der wol merken mußte, wie dies auch nach anderer Seite hin zielte, sich plötzlich umwenden, ein vernichtendes Wort auf ihn schleudern

wird. Er faßte sich in Trotz. Derjenige, dem er sein ganzes Innerstes in die Hand gegeben, darf nicht thun, als ob nichts geschehen; er muß Rede stehen.

Der König schwieg noch immer.

Bronnen setzte mit zitternder Lippe hinzu: „Sind Sie nicht auch der Meinung, Majestät?"

Der König wendete sich um.

„Sie sind mein Freund. Ich danke Ihnen und danke ihr. Sie sollen, wenn wir in Wolfswinkel ankommen, das höchste Zeugniß meines Vertrauens empfangen."

„Ich glaube Eurer Majestät noch eine Mittheilung machen zu müssen."

„Sprechen Sie."

„Ich meine dem Zusammenhang der letzten Ereignisse auf der Spur zu sein. Bei den Abgeordnetenwahlen, die in den letzten Tagen vollzogen wurden, hatten Freunde im Gebirge auch an mich gedacht. Sie wußten, daß ich meinem constitutionellen König mit aufrichtiger Seele ergeben bin."

Ein flüchtiges Zucken ging über das Antlitz des Königs, und Bronnen fuhr in gelassener Rede fort:

„Ich habe indeß den Wählern erklärt, daß ich nie eine Wahl annehme, die mich auf die Seite der Opposition drängen würde, und da müßte ich nun doch gegenwärtig stehen. Noch am letzten Tage wurde daher Graf Eberhard in den Wurf gebracht, und er nahm die Candidatur wider alles Erwarten an. Nun haben die Freunde des jetzigen Ministeriums es nicht verschmäht, den Vater der Gräfin Irma dadurch verdrängen zu wollen, daß sie — ich spreche von Thatsachen, Majestät, es sind nicht blos Meinungen — das Verhältniß der Tochter zu Eurer Majestät zur Ehrenentkleidung für den Vater machten."

Der König warf die Cigarre weg, die er im Munde hatte, und sagte hastig:

„Fahren Sie fort, erzählen Sie weiter!"

„Graf Eberhard wurde dennoch gewählt. Als ich zum Leichenbegängniß auf Wildenort war, wurde mir mitgetheilt, daß er bei der Wahlversammlung zum Erstenmal von der Stellung seiner Tochter

erfahren habe, und auf dem Heimweg — ich habe der Sache nachgeforscht — hat er Briefe bekommen, die ihn erschütterten. Ja noch mehr. Hier, Majestät, dieses Stück von einem zerrissenen Brief habe ich am Wege gefunden, und der Wegknecht erzählte mir, daß der Graf damals Briefe zerrissen habe."

Bronnen reichte das Papier hin, worauf die Worte standen — „Deine Tochter in Unehre genießt der höchsten Ehren —"

„Das kann die Schrift des heiligen Hippokrates sein" — murmelte der König vor sich hin.

„Ich bitte, Majestät, wenn Sie den geringsten Verdacht gegen den Leibarzt hegen, so setze ich für ihn meine ganze Ehre ein, und der Verlauf wird zeigen, daß ich das mit Recht thue."

„Erzählen Sie weiter," sagte der König ungeduldig; es war ihm unlieb, daß Bronnen so in ihn hineinforschte, das halb Gemurmelte verstanden hatte, und wenn er es verstanden, nicht — wie seine Pflicht war — überhörte; er darf nur hören, was man ihm ausdrücklich sagte.

„Auf jener Heimkehr aus der Wahlversammlung," fuhr Bronnen ruhiger fort, „war es nun, wo Graf Eberhard vom Schlag getroffen, der Sprache beraubt wurde. In der letzten Minute seines Lebens war Niemand bei ihm, als Gräfin Irma; man hörte von ihr einen gräßlichen Schrei, und als man hineinkam, lag sie am Boden und Graf Eberhard war todt. Wer weiß, was da geschehen ist. Daß aber in dieser letzten Minute etwas vorgegangen, das sie zu dem gräßlichen Entschlusse gebracht, ist mir unzweifelhaft."

„Und was soll diese Combination?" fragte der König.

Bronnen sah ihn staunend an.

„Majestät, sie soll weiter nichts, als uns diese Wirrniß klären."

Nach diesen Worten trat wieder Stille ein und diese Stille gab den letzten Worten Bronnens eine besondere Bedeutung.

„Ja," begann der König wieder, „Alles klären, das hilft. Das war auch ihre Art, so naiv und klar zugleich, bewußt und naturmächtig. Gut. Es soll sein. Bronnen, was soll ich es zurückhalten? Ihnen darf ich Alles sagen. Ich liebte die Gräfin, und jetzt, es quält mich, daß ich's denke, und darum lassen Sie mich's sagen: ich bin ihr jetzt fast gram. Sie hat mir durch diesen Selbstmord ein Schweres

auferlegt für mein ganzes Leben. Ich werde all meine Tage diese Beschwerniß nicht ablegen können. Sie mußte wissen, wie mich das belastet. Sagen Sie mir, unumwunden, ich bitte Sie darum, sagen Sie mir: ist dies Gefühl nicht gerechtfertigt?"

„Ich spreche nicht zum König, ich spreche zum Manne klaren Geistes und warmen Herzens —"

Bronnen machte eine Pause; es durchzuckte den König, so sich der angebornen Würde entkleidet zu sehen. Was wird der strenge Mann sagen, dem er befohlen hat, die Würde außer Acht zu lassen.

„Sprechen Sie!" ermuthigte der König dennoch.

„So will ich offen sagen," begann Bronnen, „Mann zu Mann, Mensch zu Mensch. Es ist eine tiefe Regung der Wahrhaftigkeit in Ihnen, daß Sie sich vorwerfen, der Freundin gram zu sein, weil sie Ihnen solch ein trauriges ewiges Erbe hinterlassen. Das aber, was Sie quält, ist das Gespenst Ihrer eigenen That. Sie haben die Rechtssphäre dieses zu allem Besten berechtigten Wesens durchbrochen und verletzt, sei es auch, daß das eigene im schönen Wahnsinn aufflammende Wesen, wie ich glaube, mit Freuden sich opferte. — Damals begann das, was jetzt nur nothwendige, naturgemäße Folge ist. Es ist das Gespenst Ihrer eigenen That, das Sie ruhelos macht und machen wird, bis Sie die Wahrheit erkennen. Jedem Menschen, so hoch er auch gestellt sei, stehen andere in ihrer Sphäre Vollberechtigte gegenüber und bilden eine Rechtsschranke. Haben Sie das erkannt und in klarer Erkenntniß der Sünde die Sünde überwunden, dann werden Sie frei — was auch geschehen sei. Der Aberglaube hat die Formel: „Alle guten Geister loben den Herrn," mit der man jegliches Gespenst bannt! für uns ist der gute Geist die klare Erkenntniß, die wir in uns anrufen, oder vielmehr deren Anruf in uns wir zu Worte kommen lassen."

Lange fuhr man still dahin. Das Angesicht Bronnens glühte, der König hüllte sich tiefer in seinen Mantel, ihn fröstelte, er hielt die Augen geschlossen. Endlich richtete er sich auf und sagte:

„Ich danke ihr. Sie hat mir einen Freund, einen wahren Menschen gegeben. Sie bleiben mir."

Die Stimme des Königs war heiser. Er hüllte sich wieder tief in den Mantel, legte sich in die Ecke und schloß die Augen. Kein Wort

wurde mehr gesprochen, bis man auf dem Jagdschlosse ankam. Der König sagte dem Gefolge, daß er sich nicht wohl fühle und auf dem Jagdschlosse bleiben werde. Alle zogen in den Wald, der König blieb mit Bronnen allein.

Viertes Capitel.

Die Königin saß nach dem Frühstück mit ihren Hofdamen im Musiksaal.

Es hatte sich heute der erste Herbstnebel über die Landschaft gelegt. Es wird ein schöner, frischer Tag.

Die Königin hatte mehrere Zeitungen vor sich. Sie schob sie mit den Worten weg:

„Entsetzlich, was sich die Presse erlaubt! Da steht in dem sonst anständigen Blatt, der Graf von Wildenort sei an einer tiefen Herzkränkung unter dem Beistand seiner unverheiratheten Tochter gestorben. Ist das erlaubt? Ist das erhört? — Ach, lieber Hofrath," rief sie ihrem Kabinetssekretär zu, „auf meinem Pulte oben liegt ein gesiegelter Brief an die Gräfin Irma. Schicken Sie doch sofort einen Boten damit an sie ab. Wenn sie nur nichts von diesem schamlosen Zeitungswesen erfährt. Ich hoffe."

Die Hofdamen stickten emsiger und schauten nicht auf.

Die Oberhofmeisterin wurde abgerufen; nach geraumer Zeit kam sie mit dem Leibarzt zurück.

„Ach, willkommen!" rief die Königin.

Die Oberhofmeisterin gab den Damen einen Wink; sie entfernten sich.

„Schön, daß Sie noch zu rechter Zeit kommen," fuhr die Königin fort, „es geht so eben ein Brief von mir an Gräfin Irma; Sie sollten ihr auch noch ein paar gute Worte schreiben."

Der Leibarzt richtete sich gewaltsam auf und erwiderte:

„Majestät, Gräfin Irma wird Ihren Trostbrief nicht lesen können."

„Warum nicht?"

„Die Gräfin ist . . schwer krank."

„Schwer krank? Sie sagen das so — Doch nicht gefährlich?"

„Leider."

„Doctor! Ihre Stimme... Was ist denn? Die Gräfin ist doch nicht..."

„Todt" — sagte der Leibarzt und bedeckte sich das Antlitz.

Eine Weile war's in dem großen Saal so still, als ob kein Mensch darin athme, bis die Königin ausrief:

„Todt? Durch den Schmerz über den Tod des Vaters?"

Der Leibarzt nickte.

Zur Seite der Königin stand der Blumentisch, den Irma gemalt. Die Königin schaute lange darauf und Alles um sich her vergessend, rief sie in herzerschütterndem Ton, immer den Blick auf den Tisch gewendet, darauf ihre Thränen niederströmten:

„O, wie schön war sie, wie süß ihr Athem, wie strahlend ihr Auge, ihr Blick so gedankenerlösend, so klangvoll ihr Wort, voll Lerchenjubel ihr Gesang und ihre Hand so weich — und all' diese Schöne, all' diese Güte und Liebe nun dahin? Ich möchte sie sehen, wie sie todt ist! Ja, schön muß sie sein, ein Abbild des Friedens. Und gestorben in Kummer um den Vater, sagt Ihr? Am Herzschlag — sagt Ihr? Ein einzig mächtig' Gefühl, ein großes, gewaltiges, zerbrach das glühend schöne Herz. O, meine Schwester — ich liebte dich wie eine Schwester — verzeih' mir, daß je ein Schatten... Nein, du weißt... O, meine Schwester! Hier die Blumen auf dem Tisch, von deiner Hand gebannt — und du bist verwelkt, verblüht und verwesest... Und du warst schön, schöner als alle Blumen. Ich sehe den Blick deines Auges auf jeden Pinselstrich gerichtet. Ewige Blumen wolltest du mir geben und dein Andenken ist eine ewige Blume in meiner Seele."

Ihre Thränen fielen auf den marmornen Blumentisch. Ihr Hündchen kam zu ihr heran und sie sagte:

„Auch dich hat sie mit Blumen umkränzt, damals, an meinem Geburtstage. Alles wollte sie schmücken, Alles verschönte sie, darauf ihr Auge ruhte. Und du hattest sie auch lieb, armer Zephyr. Mensch und Thier hatten sie lieb! Und nun todt —"

Sie weinte lange still. Die Thränen flossen unaufhaltsam von ihrem Antlitz.

„Darf ich Trauer tragen um meine Freundin?“ fragte sie aufschauend die Oberhofmeisterin.

„Majestät, es ist nicht thunlich, daß die Königin allein in Trauer geht.“

„Gewiß, wir sind nicht allein, nie, nirgends. Alles trauert mit uns — Trauerlivree.“

Ihr Ton war bitter. Sie reichte der Oberhofmeisterin die Hand, wie um Entschuldigung bittend, dann fragte sie:

„Wann wird sie begraben? Wo? Ich möchte den schönsten Kranz auf ihr Grab legen. Ich will selbst zu ihr und auf ihr blasses Antlitz weinen. Ein so schönes Leben und so plötzlich dahin! Ist's denn möglich? Ich muß zu ihr!“

Sie starrte vor sich hin und fragte:

„Ist der König zur Jagd?“

„Ja, Majestät.“

„Auch er wird weinen, auch er war ihr hold, wie einer Schwester, ich weiß es.“

Die Königin hat viel Haltung, viel Reserve — sprach aus dem Blicke, den die Oberhofmeisterin dem Leibarzt zuwarf — ich hätte ihr nicht zugetraut, daß sie mit so viel Naturwahrheit uns wollte glauben machen, sie wisse und ahne nichts ...

„Ich reise zu ihr!“ fuhr plötzlich die Königin auf. „Ich lasse mir's nicht nehmen, ich will sehen, ob ich das nicht darf! Ich reise zu ihr, ich stehe an ihrem Sarge, an ihrem Grabe!“

Die Oberhofmeisterin sah starr auf die Königin.

Der Leibarzt trat näher und sagte:

„Majestät, Sie können die Gräfin nicht sehen. Der Schmerz um den Tod ihres Vaters hat sinnverwirrend auf sie gewirkt —“

„Also nicht todt?“

„Es ist kein Zweifel, daß die Gräfin sich im See ertränkt.“

Die Königin schaute entsetzt auf den Leibarzt, sie wollte sprechen und konnte nicht. Der Leibarzt fuhr fort:

„Sie ist nicht ohne Abschied von uns gegangen. Sie hat einen

Brief an Eure Majestät hinterlassen, den ich übergeben soll. Gewiß bringt der Brief eine Versöhnung für die schreckenvolle Kunde. Noch in letzter Stunde bewährte sie ihren liebevollen Sinn —"

Die Königin sah starrend auf Gunther, sie wollte aufstehen und konnte nicht, sie winkte sprachlos mehrmals mit der Hand heftig nach dem Brief. Gunther überreichte ihn.

Die Königin las und wurde leichenfahl, eine Erstarrung breitete sich über ihr Antlitz, wie gelähmt ließ sie die Hände sinken, die Augen schlossen sich und ein Zug des bittern Sterbens zog um ihren Mund. Aus der Erstarrung fing sie an wie im Frost zu zittern und endlich stieg glühende Röthe in ihr Gesicht. Sie fuhr auf und rief:

„Nein! Nein! Und das hättest du gethan? Das hättest du gethan, Irma? Du ..."

Sie sank in den Stuhl zurück, bedeckte mit beiden Händen das Gesicht und rief:

„Und sie hat mein Kind geküßt und er hat sein Kind geküßt! O, sie küssen das Reinste und wissen doch, wie unrein ihre Lippen. Sie sprechen das Erhabenste, und die Worte zerschneiden ihnen nicht die Zunge wie scharfe Messer! O, wie ekelhaft! Wie ekelhaft! Wie beschmutzt ist Alles! Wie bin ich mir selbst so ekelhaft! Und er wagte es damals, mir zu sagen: ein Fürst thut keine Privathandlung, sein Thun und Lassen ist beispielgebend? Pfui! Alles ist beschmutzt, Alles ist ekelhaft! Alles!"

Sie schaute verwirrt um. So schön sie war im Schmerz um die Schwester, die gestorben, so grauenhaft war sie jetzt in der Raserei um die Selbstmörderin.

Sie betrachtete starren Auges Alles, was einst auch Irma gesehen, und als ihr Blick wieder auf den Blumentisch fiel, wendete sie sich zuckend ab, wie wenn Schlangen aus den Blumen hervorgesprungen wären und wieder schrie sie auf:

„O, wie ekelhaft! O, wie beschmutzt! Alles ist ekelhaft! Ich bitte, laßt mich allein! Darf ich nicht allein sein?"

„Lassen Sie mich bei Ihnen bleiben, Majestät," sagte der Leibarzt, und faßte ihre Hand, die schlaff herabhing, wie die einer Todten.

Die Oberhofmeisterin zog sich zurück.

Lange sprach die Königin kein Wort. Sie sah starr vor sich hin, athmete nur schwer und zuckte zusammen. Plötzlich ward sie von Fieberfrost geschüttelt, bewußtlos sank sie zurück.

Der Leibarzt träufelte ihr eine Essenz auf Stirn und Pulse, dann rief er die Kammerfrau, geleitete gemeinschaftlich mit ihr die Königin in ihre Gemächer und befahl, sie zu Bett zu bringen.

„Ich werde den Tag nicht mehr schauen und keines Menschen Antlitz! Und er — und er," rief sie. Dann steckte sie ihr Spitzentuch in den Mund und zerbiß es.

So lag sie geraume Weile, und der Arzt saß still an ihrem Bett. Endlich athmete sie tief, schlug die Augen auf und sagte:

„Ich danke Ihnen, aber ich will schlafen!"

„Ja, schlafen Sie," sagte der Leibarzt. Er wollte gehen. Die Königin rief:

„Nur noch ein Wort! Weiß der König . . .?"

„Ja, Majestät?"

„Und er fuhr zur Jagd?"

„Er ist König, Majestät."

„Ich weiß, ich weiß — nur kein Aufsehen! Ja, ja!"

„Ich bitte, Majestät, denken Sie jetzt nicht, grübeln Sie jetzt über Nichts, suchen Sie zu schlafen."

„Man kann sich den ewigen Schlaf geben, aber nicht den zeitlichen," fuhr die Königin auf.

„Bitte, Majestät, bitte dringend, nicht diese gewaltsame Aufregung! Schlafen Sie!"

„Ich will, ich will! Gute Nacht. Geben Sie mir einen Schlaftrunk, einen Tropfen Vergessenheit. Gift wäre besser. Gute Nacht."

Der Leibarzt zog sich zurück, gab aber der Kammerfrau Leoni einen Wink, daß er im Nebenzimmer verharre.

Fünftes Capitel.

Im Jagdschloß des Hochgebirges war es still und einsam. Im großen Gemach, wo ringsum an den Wänden Hirschgeweihe ragten

und über der Eingangsthüre ein ausgestopfter Bärenkopf hereinstarrte, brannte im großen Kamine ein helles Feuer. Es war schon kalt hier in den Bergen. Vor dem Kamin saß der König und starrte in das lodernde Feuer. Wie das züngelt, wie das sich in einander schlingt! Er stand mehrmals auf und setzte sich wieder.

Unter den Hirschgeweihen waren Tafeln angebracht, die den Tag und den glücklichen Jäger bezeichneten. Eine lange Ahnenreihe hatte diese Siegeszeichen gemehrt. Wenn plötzlich das Knallen der Büchsen, das Blasen der Hörner, das Bellen der Hunde durcheinander laut geworden wäre, alle die Stimmen, die bei Erlegung der Thiere erschollen waren, der Lärm hätte nicht sinnverwirrender sein können, als jetzt ein Wirrwarr von Gedanken um das Haupt schwirrte, das der König auf die Hand stützte.

Er stand auf, las bald da bald dort eine Inschrift. Er konnte sich gewaltiger Ahnen rühmen: sie waren voll gedrungener Kraft und hätten beim Waidwerk und beim Becher solch ein Abenteuer vergessen und verwunden, das dich jetzt ganz darniederwirft und dir deine Mannheit und Königswürde raubt.

Sind wir schwächlicher, kleinlicher und zaghafter geworden?

Der König setzte sich wieder und starrte in das Feuer. Er war voll Zorn gegen sich, und doch konnte er seiner nicht Herr werden.

Wir sind die alten, einfach derben, kühn über das Geschehene sich hinwegsetzenden Männer nicht mehr. Warum geben uns die Ahnen nur den Stolz auf ihre Kraft und nicht auch diese einfache Kraft dazu?

Was ist geschehen?

Die Untreue ist nicht mehr zu tilgen, so wenig die Todte ins Leben zurückzurufen ist.

Die Erinnerung an das ganze glückselig berauschte Leben erhob sich, wie wenn es sagen wollte: es darf nicht sein, es kann nicht sein.

Darf sie mit ihrem Leben so das meinige zerstören? Und sie hat es zerstört. Es weicht ein Tod nicht aus meinem Leben. Ich trage eine Leiche, einen Mord im Gemüth.

Er streckte die Hände plötzlich nach dem Feuer, sie waren kalt.

Das Feuer brannte heiß und erwärmte ihm die Hände nicht, und das Herz fror ihm.

Hat Bronnen Recht, da er in dem Gräßlichen nur eine Folgethat, meine That sehen will?

Er lachte plötzlich auf, denn durch die Gedanken zuckte ihm die Vorstellung, welch ein Chaos von Blut und Mord die ganze Welt wäre, wenn jeder derartige Fehltritt solche Folgethat herbeiführte. Wie viel Tausende . . .

Aus einem schönen Morgen, aus einer heiter beglückten Zeit zog ihm ein Wort durch den Sinn, wie eine Melodie, die sich plötzlich in der Erinnerung singt; damals — es ist kaum mehr als ein Jahr — hatte die Königin unter der Hänge-Esche gesagt: „Wer ein Unrecht begeht, thut es allein für sich und thut es zum Erstenmal auf der Welt."

Ach, warum empfinden wir das Höchste so tief und ganz und unsere Handlungen sind doch so halb und schlimmer noch?

Vor dem in das Feuer starrenden Blick versank das Bild der Gattin, und die Freundin stieg auf, und mit ihr wühlte sich die Phantasie des Einsamen hinab und tauchte in den tiefen Grund des Sees.

Der König stand rasch auf, öffnete das Fenster, athmete voll die frische Bergluft und schaute hinaus in die dunkle Nacht.

Da draußen lebt die Welt in sich verhüllt, dort ist das Schloß mit dem reichen Leben, dort die Gattin, das Kind, und weit umher ein reiches Land, darüber du herrschest. Da sind Millionen Leben und Alle rufen dich an in ihrer Noth, und nun soll ein einziges dich hinabziehen?

Der König wendete sich um. Er wollte Bronnen rufen lassen.

Es ist nicht wohlgethan, sich der Einsamkeit und der bösen Gesellschaft von Dämonen hinzugeben.

Dennoch blieb er wieder stehen. Aus der Nacht herauf stieg ein Dämon mit tausend glänzenden klugen Augen; er hat ihn von Kindheit an gesehen, überall, und sein Name ist: Mißtrauen. — Wer weiß, ob dieser Ehrenmann mit den großen Worten, den Kleinmuth und die weiche Stimmung, in der du unter dich selbst herabgesunken,

nicht klug ausnützt, um seine Selbstsucht zu sättigen? Denn selbstsüchtig sind alle Menschen, zumal vor einem König. Er will dich beherrschen und durch dich das ganze Land. Wer weiß, ob es Wahrheit, daß er sie geliebt, ihr seine Liebe bekannt? Sie hätte dir das nicht verhehlt, hätte dir's nicht verhehlen dürfen! Er hat sich das Märchen schnell erfunden um als Genosse zu erscheinen. Aber ich kenne keinen Genossen, ich will keinen. Wenn ich nicht allein für mich Alles vollbringe, bin ich nicht König. Und bin ich nicht König, was bin ich dann? Nein, sehr edelmüthiger und sehr weiser Ehrenmann —

Es widersprach etwas in seinem Herzen, während er die von je her gewohnte niedere Schätzung der Menschen auch auf Bronnen ausdehnen wollte; aber er mochte nicht darauf hören. Er richtete sich straff auf in Kraft und Würde. Da traf ein Ton aus dem Bergwald sein Ohr. Das ist der Hirsch. Das ist sein erster Ruf, klagend und wild. Der Jäger im König erwachte; er griff nach der Seite als müsse er die Waffe fassen. Aber schneller als der Hirsch durch den Wald rennt, zog der Gedanke dahin und ein anderer kam herbei und machte das Antlitz des verstörten Mannes lächeln. Der Hirsch da draußen ruft: die Natur kennt solche Untreue nicht, um derentwillen du dich jetzt abmarterst. Das Naturgesetz kennt die Untreue nicht, sie ist gewaltsame, willkürliche Menschensatzung. Das Naturgesetz kennt aber auch keinen König, kein Geschöpf, das über Geschöpfe gleicher Gattung herrscht. Nicht die Natur allein leitet das Menschenleben, in ihm waltet noch ein anderes Gesetz. Mit jedem Thier wird alle Norm seines Lebens neu geboren, der Mensch aber ist ein Erbe, hat eine Geschichte. Und nun gar ein König . . .

Lange stand der König still. Er spürte aufs Neue ein Frösteln; er schloß das Fenster und setzte sich wieder vor den Kamin, darin nur noch glühende Kohlen lagen. Es war ihm peinvoll, allein zu sein, aber er zwang sich dazu.

Das Feuer im Kamin kämpfte unsicher mit sich selbst und manchmal zuckte ein scharfgezüngeltes Flämmchen auf. Der König hielt den silbernen Griff der Feuerzange noch in der Hand, als die Kohlen längst verglüht waren. Zum Erstenmal in seinem Leben erkannte

der König klar eine unausfüllbare leere Stelle in seinem Wesen. Da ist etwas, das immer hohl, immer ungesättigt und unbefriedigt bleibt. Was ist das? Jagen und Exerciren, Scherzen und Befehlen, Lieben und Herrschen — immer ist etwas in ihm so leer, so nichtig. Was ist das? Diese ewige Unruhe, dieses Sehnen nach etwas Anderem, das erst kommen, erst werden und voll befriedigen soll?

Er hatte eine glückliche Jugend verlebt; der freie Ton am Hofe des Vaters hatte ihn nicht berührt, er lebte in Idealen; er war auf Reisen gegangen und plötzlich in der Ferne rief ihn die Nachricht vom Tod des Vaters heim und auf den Thron, als er kaum in die ersten Mannesjahre getreten war. Er hatte die Gattin gefunden; es war kein Werben, Alles ist ihm gegeben, ein Thron, ein Land, eine Gattin. Andere dürfen ihr Herz prüfen, dürfen wählen. — Hold und schön ist die Gattin; er liebte sie und sie liebte ihn unsäglich. Da trat Irma in seinen Kreis, und der Gatte, der Vater, der König wurde von brennender Liebe erfaßt. Und nun todt, ein jäher Selbstmord.

Wird es nun noch möglich sein, daß du dich einlebst in das Gegebene, in das Gesetz?

In das Gesetz! Du hast es widerwillig getragen, wie eine Fessel empfunden, aber ist nicht Hingebung an das Gesetz die einzig unzerstörbare, die höchste Kraft? Ja, es giebt ein ewiges Gesetz. Es ist das Gesetz, das dich der Gattin eint und deinem Volke. Hier allein ist ewiges Leben . . .

Wie eine Erlösung, wie ein erstes freies Aufathmen des Genesenden erfaßte es den Einsamen; er konnte es noch nicht fassen, und doch war's ihm, als müßte er laut ausrufen: Ich bin frei! Frei und Eins mit dem Gesetz!

Er stand rasch auf. Er wollte Bronnen rufen lassen. Aber er hielt an sich. Du hast allein gerungen, du mußt es selbst in dir tragen.

Er spürte es, als ob plötzlich jener leere Punkt, jene unausfüllbare Oede, jene drängende Ruhelosigkeit nach etwas Anderem, hinüber über jeden gegenwärtigen Moment, sich in ihm voll erfüllte. Er legte die Hand auf das laut pochende Herz.

Er klingelte und ließ Bronnen sagen, er möge sich zur Ruhe be-

geben, schickte den Kammerlakaien fort, der ihn sonst immer entkleidete und begab sich allein zur Ruhe. —

Bronnen hatte von Minute zu Minute, von Stunde zu Stunde gewartet, daß der König ihn zu sich rufen ließe. Er sann hin und her.

Wäre es möglich, daß der Tod Irmas mehr als eine bloß vorübergehende Wirkung übte, und der König endlich sich und das Gesetz des Lebens in Frieden fassen lernte? Welch ein Zeugniß seines Vertrauens will der König ihm noch geben? Was mag das sein?

Als nun Stunde auf Stunde verging und keine Botschaft vom König kam, konnte Bronnen einer Bitterkeit sich nicht erwehren. Wer weiß, ob der König gar noch seiner gedenkt? Er hatte eine Weile ein Klage-Duett mit ihm gesprochen, nun ist's vorbei, die Nummer ist abgespielt, wie auf einem Concert-Programm, es kommt eine neue.

Ein Wort, das der alte Eberhard zu ihm gesprochen, stieg in der Seele Bronnens auf: Wenn ihr nicht da seid, nicht vor Augen steht — hatte der Alte gesagt — seid ihr für die höchsten Herrschaften doch weiter nichts als Bediente, die draußen im Vorsaal und auf der Treppe mit warmen Mänteln warten. Man spielt, man tanzt, man lacht und scherzt; wer wird daran denken, daß denen draußen die Kniee brechen und der Schlaf sie übermannt? Aber da sein müßt ihr, und ja nicht murren . . .

Etwas von dem tiefen Ingrimm Eberhards kam über Bronnen. Er ist ein vergessener Diener im Vorsaal.

Als nun spät in der Nacht der König durch den Kammerdiener ihm sagen ließ, er möge sich zur Ruhe begeben, nickte er; in ihm aber sprach's: So hat er doch noch deiner gedacht. Ich danke. Freilich, eines Lastergenossen schämen sie sich weit weniger . . .

Sechstes Capitel.

Die Berge waren noch in Morgennebel gehüllt, als der König den Oberst Bronnen zu sich entbieten ließ.

Dieser trat ein und stand in ehrerbietiger Haltung. Der König ging ihm entgegen und sagte:

„Guten Morgen, lieber Bronnen!“ seine Stimme war heiser, er sah bleich und übernächtig aus. Er nahm ein Blatt vom Tisch und sagte:

„Hier das Zeugniß, das ich Ihnen versprochen. Lesen Sie.“

Bronnen las und blickte dann verwundert auf den König.

„Sie kennen die Handschrift?“ fragte der König.

„Die Handschrift nicht, aber die großen Geisteszüge, glaube ich —“

„Allerdings — es sind die letzten Worte, die die verlorne Freundin für mich zurückgelassen.“

Bronnen legte mit einer gewissen Feierlichkeit das Blatt wieder auf den Tisch vor den König. Er wagte nicht, ein Wort zu sagen.

„Setzen Sie sich, ich sehe Ihnen die Erschütterung an.“

„Gewiß, Majestät — und über Alles hinüber spricht mir aus diesen Worten eine Bestätigung meiner Ahnung.“

„Ihrer Ahnung?“

„In mir ist eine Ahnung, die mir sagt: Gräfin Irma ist nicht todt.“

„Nicht todt? Und warum?“

„Ich weiß das nicht zu sagen, aber die Zeichen, die man im See und am Ufer gefunden, bestätigen eher meine Ahnung — diese Zeichen sind zu combinirt.“

„Sie haben die Freundin geliebt, ich glaube es —“ sagte der König. „Aber Sie haben sie doch nicht voll erkannt. Einer Täuschung war Gräfin Irma nicht fähig. Und habe ich Ihnen nicht erzählt, daß Schiffer eine Frauenleiche im See schwimmen sahen!“

„Wer weiß, was die Schiffer gesehen! Noch ist nichts gefunden.“

„Worauf stützen Sie aber Ihre Ahnung?“

„Ich kann mir's als eine dieses großen Weibes würdige That denken, daß sie sich in ein Kloster, in die Verborgenheit zurückgezogen, um Eure Majestät frei und in der Freiheit treu zu machen.“

„Frei und treu,“ wiederholte der König halblaut. „Sie sprechen da Worte aus, die sich nicht vereinbaren wollen und sich doch einen müssen. Bronnen, Sie wollen mir einen neuen Lebensweg zeigen und mir die Leiche aus dem Weg räumen; ich soll unbeschwert dahingehen. Aber ich bin stark genug, die volle Wahrheit zu erkennen und jede beschwichtigende Täuschung abzulehnen.“

„Majestät, was ich sprach, sprach ich in voller, rücksichtsloser Wahrhaftigkeit.“

Der König nickte und Bronnen fuhr fort:

„Wie es aber auch sei, diese Zeilen sind der Aushauch einer großen Seele und um diese Gedanken verwirklicht zu wissen, ist es wohl werth, zu sterben. Jetzt, Majestät, muß sich die Schwere von Ihrer Seele heben. Die Freundin hat Ihnen nicht eine Last auferlegt mit ihrem Tode oder mit ihrem Verschwinden, sie hat Sie befreit und ist dahingegangen für das Vaterland und die Verwirklichung der höchsten Gesetze.“

„Frei und treu,“ wiederholte der König nochmals leise. „Ich möchte von heute an meinen Wappenspruch ändern und diese Worte darauf setzen. Aber ich will zeigen — Ihnen allein bekenne ich's — ich will zeigen, daß sie in mir sind. Ja, mein Freund, ich habe in dieser Nacht wie oft diese Worte gelesen. Gestern im ersten Anruf faßte ich sie nicht; jetzt verstehe ich sie. So lange wir Beide noch leben, wollen wir diesen Tag feiern, still für uns. Sie haben gestern ein Wort gesagt, das mich erschreckte, ja verletzte.“

„Majestät!“

„Beruhigen Sie sich. Sie sehen, wir sind Freunde. Ich verspreche Ihnen, keine Verstimmung mehr über Nacht dauern zu lassen.“

„Welches Wort?“

„Constitutioneller König hieß es. Und als ich heute Nacht diese Zeilen wieder und wieder las, sprang mir das Wort immer zwischen den Zeilen umher. Kann man souverain sein und von einem Gesetz gebunden? Sehen Sie, Bronnen, wenn ich jetzt vor den ewigen Geist treten müßte, ich könnte nicht mehr meine Seele öffnen. Dies Ihr Wort und die Anrufung der Freundin haben mich geweckt. Kann ich ein Souverain sein, ein voller ganzer Mensch und König, und dabei doch gebunden? Und jetzt verstand ich's. Sie sagt: „Sei Eins mit dem Gesetz, Eins mit Deiner Gattin und Deinem Volke.“ Ist in der Ehe noch freie Liebe? Im Verfassungsstaat noch ein freier König? Hier liegt's. Ich habe überwunden. Die Treue ist die selbsterweckte Liebe. Was eine Thatsache des unbewußten Gefühls und Naturdranges war, das über alle Verstimmung festzuhalten, neu zu beleben,

sich Eins damit fühlen — ich habe das Leben, die Krone, die Gattin, Alles bekommen, geerbt — heute in der Nacht habe ich's errungen. Sie können nicht ahnen, mit welchen Geistern ich gekämpft habe. Ich habe gesiegt. „Frei und treu“ ist mein innerer Wahlspruch.“

Bronnen eilte erschüttert auf den König zu.

„Ich habe nie in meinem Leben vor einem Menschen gekniet,“ rief er, „jetzt möchte ich —“

„Nein, nicht so, mein Freund!“ rief der König. „An mein Herz! Wir wollen, uns aneinander haltend, schaffen und wirken. Es soll nicht sein, daß es bloß ein Märchenideal ist, wie ein König frei wirkt und Freundschaft hegt — ich will es bewähren. Ich stand gestern vor Ihnen wie ein Beichtender. Es thut mir wohl, das letzte zu sagen. Kein Mensch — das habe ich erkennen gelernt — ist würdig zu wirken für das Höchste und Reinste, dessen Hand und Herz nicht rein ist. Es giebt keine Größe, die nicht auf wahrer Sittlichkeit steht. Ich spreche damit das Urtheil über meine Vergangenheit. Ich schäme mich nicht, was ich mir sagte, hier laut zu bekennen. Und jetzt wollen wir als Männer überlegen, was zu thun.“

Ein Strahl des reinsten Glückes verklärte das Angesicht Bronnens und endlich sagte er:

„Es steht ein Geist zwischen uns, ein verklärter —“

„Ihr Andenken soll in Ehren stehen.“

„Ich meine nicht sie,“ sagte Bronnen. „Als ich den Grafen Eberhard sprach, sagte er: Die Ehre verpflichtet zur Sittlichkeit, der Ruhm noch mehr, die Macht am höchsten.“

Der König und Bronnen besprachen noch vielerlei mit einander. Vor dem Freunde konnte der König seine Umkehr fest und einfach bezeigen, vor der Welt, vor dem Hof und dem Land mußte diese allmälig und still übergeleitet werden. Ein König darf nicht öffentlich bereuen.

Bronnen war im Stillen ernannter Ministerpräsident.

Man blieb noch auf dem Jagdschloß. Man ging zur Jagd. Es sollte sich erst Vieles am Hofe beruhigen, ehe man dahin zurückkehrte.

Siebentes Capitel.

„Und Seine Majestät der König läßt Ihnen mit innigem Beileid sagen, wenn Sie zur Ordnung der Familienangelegenheiten, zu Nachforschungen und Ermittlungen am See oder zu einer weiteren Reise für Ihre Zerstreuung Urlaub wünschen, soll dieser Ihnen nachgeschickt werden auf unbestimmte Zeit.“

Das waren die letzten Worte, mit denen der Oberhofmarschall in der Residenz dem Flügeladjutanten Bruno Graf von Wildenort die Nachricht vom Tod seiner Schwester mitgetheilt hatte. Er drückte ihm die Hand, küßte ihn rechts und links auf die Wangen und verließ ihn.

Draußen fächelte sich der Oberhofmarschall mit dem Taschentuche Kühlung zu. Er hatte sich bei der schweren Aufgabe, die ihm geworden, doch echauffirt, aber das muß er sagen: Bruno hat die entsetzliche Kunde mit sehr viel Haltung aufgenommen.

Bruno hatte, so lange der Oberhofmarschall da war, in der Ecke des Sophas gesessen und das Angesicht mit dem Taschentuch verhüllend, Alles geduldig und ruhig angehört, als wäre es eine Kunde von einem fernen, fremden, ihn gar nicht berührenden Ereigniß.

Jetzt war Bruno allein. Er saß lange stumm und spielte, ohne es zu wissen, mit einem duftigen Briefchen, das er vorher erhalten.

Plötzlich raſ'te er auf, faßte einen Stuhl und zerknickte ihn — das Krachen that ihm wohl; dann, wie von einem Dämon gefaßt, warf er sich auf den Boden und raſ'te und zuckte und schlug mit Händen und Füßen um sich und schrie entsetzlich.

Der Diener kam herein und fand seinen Herrn am Boden; er richtete ihn auf.

„Ich bin krank,“ rief er, „ich bin krank! Nein, ich bin nicht krank, ich will nicht! Geh sofort zum Kammerherrn v. Roß oder zum Intendanten v. Schöning, es soll einer der Herren sogleich zu mir kommen. Wenn meine Frau nach mir fragt, so sage, ich sei ausgegangen mit dem Hofmarschall.“

Der Diener ging und Bruno stand am Fenster und schaute hinaus ins Tageslicht; der Nebel verzog sich und hell glänzte der Park. Der Gärtner stellte welke Blumentöpfe weg und ersetzte sie durch

blühende; das mausfarbene Windspiel, der Liebling Arabellas, saß auf dem Kiesweg, kratzte sich mit der Hinterpfote den schlanken Kopf, schaute nach seinem Herrn auf und zum Zeichen seiner Freude sprang es lustig um das Rondell.

Bruno sah das Alles und dachte doch ganz Anderes.

„Ha ha," lachte er, „ich habe nie geglaubt, daß diese Welt etwas anderes sei, als ein Possenspiel, eitel Possenspiel. Ein Narr ist, wer sich eine Stunde vergrämt. Ich will nicht. Nun bin ich ganz frei," rief er, sich erhebend, „ganz frei! Jetzt ist Niemand mehr auf der Welt, auf den ich Rücksicht zu nehmen habe. Welt, ich bin frei, allein! Nun gieb her, was du noch hast von Genüssen, siebzig Jahre lang — du kannst mir kein Leid anthun! Ich trete Alles unter die Füße!"

Er horchte hinaus — es kam Niemand.

Bruno hatte immer in Gesellschaft gelebt, aber nie in Gesellschaft seiner Gedanken. Jetzt, in der Einsamkeit und Trauer, kamen sie zu ihm — verwahrloste Gesellen mit gierigem Blick und lustigem Augenzwinkern — und riefen: Laß Alles! Komm mit! Lustig sein! Was hilft Dein Grämen? Du wirst vor der Zeit alt!

Er stand vor dem Spiegel und sie riefen: Sieh' in den Spiegel, welch entsetzliche Mienen du hast!

Er konnte die Gesellen nicht abhalten, sie spielten lustige Tänze auf, sie klimperten mit dem Gold und riefen va banque! Sie klirrten mit den Gläsern und zeigten ihm verführerische Gestalten, er hörte unzüchtiges Lachen; sie waren überall in der ganzen Stube, und faßten ihn und wollten mit ihm herumtanzen — er aber stand und ballte die Fäuste und konnte nicht mit und sie riefen wieder: Wir kennen dich, du schämst dich nur, bist ein blöder Knabe, fragst, was die Welt denkt. Du hast keinen Muth! Frisch auf! Laß sie spötteln und sei lustig! Hast du dir einen Tag vergrämt, es giebt dir ihn Niemand zurück. Pfui über den Mitleidsbettel! Geh' umher, sag': Ich bin ein armer Mensch, mein Vater ist todt, meine Schwester hat sich ertränkt; laß dir ein Lied machen und eine Tafel dazu malen und zieh' umher auf den Märkten und laß dir Pfennige schenken! Pfui, pfui! Du hast nur eine Wahl: die Welt verachten oder dich bemitleiden lassen — was ist dir lieber? Wie viel tausendmal hast du

gesagt: ich verachte die Welt — und jetzt bist du feig? Du sitzest da und möchtest doch gern hinaus — wer hält dir die Thür zu? Wer hat deinen Pferden die Füße zusammengebunden? Du, du allein. Ach, die lieben Freunde, die herzigen Menschen, die mitfühlenden Seelen — schau', sie werden kommen, Einer nach dem Andern, und sagen: Sei stark, sei ein Mann, überwinde es! Und was thun sie, die guten Seelen? Sie haben dir ein Wort-Almosen gegeben und dann gehen sie ihren Lustbarkeiten nach und lassen dich einsam. Mit dir spielen, tanzen, zechen — da halten sie aus, da sind sie treue Genossen, aber jetzt? Keine Festlichkeit wird abbestellt um deinetwillen, nichts, gar nichts. Willst du die Welt genießen, mußt du die Menschen verachten. Sie sagen dir nur: Sei Mann — du aber sei es!

Bis zum Wahnsinn verfolgten diese Gedanken Bruno und die nächsten Tage standen vor ihm wie ein gähnender unermeßlicher Abgrund . . . Alles leer, nichtig, hohl, freudlos, verzehrende Einsamkeit.

Endlich erlöste ihn die Meldung, daß der Intendant da sei.

Die Beiden waren sonst nicht die besten Freunde, aber jetzt umarmte Bruno den Intendanten, als wäre er sein einziger Freund auf der Welt, und er lag an seinem Halse und schluchzte und bat, er solle ihn ja nicht verlassen und nicht dem Alleinsein preisgeben. Er raf'te und wüthete, lästerte und spottete durcheinander, daß ihm, gerade ihm, das Jammervolle widerfahren müsse. „O, diese Wochen, diese Monate, diese entsetzlichen Zeiten, die mir nun bevorstehen!" rief er heftig.

„Die Zeit heilt Alles!" tröstete ihn der Intendant.

„Diese Zeit, Wochen, Monate Trauer!" rief Bruno wieder.

Der Intendant stutzte. Er hatte einen Blick in diesen Menschen gethan: Daß eine lange Zeit kommen soll, wo er stets Trauermiene haben muß — das war das Harte.

In eine ungünstigere Zeit hätte diese Trauer aber auch nicht fallen können.

Bruno war bei dem Wettrennen, das in den nächsten Tagen beginnt, mit zweien seiner besten Renner engagirt; die Zuleika hatte er im Trabrennen selbst reiten wollen, und für das große Hurdlerennen hatte er seinen Jockey Fitz, er hieß eigentlich Fritz, aber Fitz ist besser,

vortrefflich eingeübt und seit Wochen leicht gemacht. Fitz war der Sohn des Lakaien Baum, ein durchtriebener Schelm, auf den der Vater stolz war; denn seine Zukunft war gesichert, es war keine Frage, wenn Fitz seine gesunden Glieder behält, wird er erster Bereiter im Marstall, er sitzt auf dem Pferd wie eine Katze und ist gar nicht abzuwerfen.

Das Wetter läßt sich prächtig an, angenehm bedeckter Himmel, heut Nacht hat es ein wenig geregnet, das macht die Bahn bequem, Fitz in seiner grün-weißen Livree wird gewiß den ersten Preis gewinnen. Auf diese Livree bildete sich Bruno nicht wenig ein: er hatte Fitz halbirt, wie durchgeschnitten von der Mütze bis zum Stiefel, rechts grasgrün und links schneeweiß kleiden lassen. Nur schade, daß die Natur bloß sieben Farben hat, die Variation, die man anbringen kann, ist gar zu beschränkt; aber mit Consequenz kann man viel machen, und Bruno lächelte unter dem vorgehaltenen Tuch, als er an den einen grünen Stiefel und an den anderen weißen dachte.

„Ich werde natürlich nicht selbst mitreiten," sagte er zum Intendanten. „Halten Sie es für schicklich, daß ich meinen Jockey reiten lasse? Nicht wahr, das darf ich?" setzte er schnell hinzu, als fürchte er eine verneinende Antwort. „Man würde es mir als Geiz auslegen — ich habe hohe Wetten eingegangen. Ich werde meinen Fitz reiten lassen; ja, das muß ich, das darf ich!"

Kaum hatte er dies gesprochen, als Fitz in die Stube trat. Bruno hieß ihn barsch fortgehen. Er war entschlossen, zu thun, als ob er das Wettrennen ganz vergessen habe. Das zeigt weit mehr seinen Schmerz, als wenn er sein Engagement zurückzieht. Er wird sich strafen lassen wegen Nichterscheinens. Daran wird die Welt erkennen, wie tief und Alles vergessend seine Trauer.

Achtes Capitel.

Der Intendant saß auf dem Sopha neben Bruno und hielt dessen Hand; sie fieberte.

Nun, da er den Schlüssel für Charakter und Stimmung Brunos gefunden, verstand er, was es hieß, als der Trauernde ausrief:

„Ich weiß, wie's in der Welt ist. Heute und morgen Jagd in Wolfswinkel, übermorgen Wettrennen. Ich wundere mich nur, daß ich nicht Alles in einer Stunde vergessen habe. Die Excellenz v. Schnabelsdorf geistreichisirt jetzt mit der schönen Gesandtin von N., dann zieht die Wachtparade auf, heute Abend wird Bank gelegt beim Prinzen Arnold — o, die ganze Welt lebt fort im alten Geleise. Wenn ich nur die Welt vergessen könnte! Die Welt vergißt mich — wer denkt des einsamen Trauernden? O, verzeihen Sie, inniggeliebter, einziger Freund auf der Welt! Sie bleiben bei mir, verlassen mich nicht, nie. Ich bin die Beute des Wahnsinns, lassen Sie mich nicht allein."

Der Intendant hatte aufrichtiges Mitleid mit dem armen Menschen. Er war zu Tisch geladen beim Oberstallmeister und wollte sich nur einen Augenblick entfernen, um sich persönlich zu entschuldigen; aber Bruno ließ ihn nicht fort, er mußte seine Entschuldigung schreiben.

„Ja wol, ich will bei Ihnen bleiben," tröstete der Intendant. „Ein Freund, der in der Trauer bei uns, ist wie ein Licht in der Nacht, es zwingt uns doch oder giebt uns wenigstens Gelegenheit, die Gegenstände um uns her zu sehen, zu wissen, daß noch eine Welt da ist und wir uns nicht ganz in die Nacht der Einsamkeit vergraben."

„O, Sie verstehen. Sagen Sie, was ich thun, was ich beginnen soll; ich weiß gar nichts mehr, ich bin wie ein verirrtes Kind Nachts im Walde."

„Ja, das sind Sie."

Bruno schaute hastig auf; daß der Intendant so ganz das anerkannte, schien ihm doch nicht recht.

„Ich bin nur jetzt so schwach," sagte er. „Bedenken Sie, was die letzten Tage mir brachten!"

Es lag eine seltsame Mischung von Milde und Herbheit in seinem Ton.

„Darf ich rauchen?" fragte er wieder.

„Gewiß, thun Sie das; thun Sie Alles, was Ihnen gut ist."

„Ach nein, es ist mir nichts gut. Aber ich möchte doch rauchen."

Er zündete sich eine Cigarre an . . .

Die Welt hat ihn doch nicht ganz vergessen, wie er gezürnt. Es wurde ein Besuch gemeldet. Er that schnell die Cigarre weg — die fremde Welt darf nicht sehen, daß er raucht, sie soll nicht glauben, daß er gefühllos sei, nicht trauert um Vater und Schwester.

Es kamen viele Besuche, und Bruno mußte immer wieder seinen Schmerz kundgeben und sich bemitleiden lassen. Er sah jetzt, wie die Welle des Gerüchtes vom Tod Irmas hinausgefluthet war in die Stadt, von der Höhe des Schlosses in die Niederung. Menschen, denen er sonst gar nicht freundschaftlich nahe stand, besuchten ihn jetzt; sogar entschieden Mißwollende kamen und er mußte Alle freundlich empfangen, Allen danken und ihre innige Theilnahme erkennen, während er doch in manchem Auge Schadenfreude zu lesen glaubte; aber er durfte sie nicht gesehen haben; seine Mienen blieben wehmüthig, nur manchmal zuckte es fremd darin.

Auch seine Lustgesellen besuchten ihn, und es war höchst seltsam, wie die jungen Cavaliere so ernste Mienen machten; mancher Blick streifte dabei den großen Spiegel — die ernste Miene stand ihnen recht gut. Fast komisch erschien es ihnen, daß derjenige, der immer so lustig war und die besten und unzweideutigsten Witze machen konnte, jetzt so ernst dreinschaute. Sie setzten sich, sie saßen rittlings auf den Stühlen und hatten die Arme auf die Lehne gelegt, sie steckten sich Cigarren an, und es wurde viel vom „Papa" gesprochen.

„Mein Papa ist schon seit zwei Jahren todt."

„Mein Papa ist krank."

„Mein Papa will sich pensioniren lassen."

„Wie alt ist Dein seliger Papa geworden?" wurde Bruno gefragt. Er wußte es nicht, er sagte auf gut Glück:

„Dreiundsechzig Jahr."

Auch vom Wettrennen wurde gesprochen, zuerst nur behutsam und leise, dann aber lärmend. Man sprach von dem großen Verlust des Baron Wolfsbuchen.

„Was ist ihm geschehen?"

„Er hat der Fatime, der prachtvollen schwarzen Stute, als sie nicht pariren wollte, mit dem Säbel aufs Maul geschlagen; er hatte vergessen, daß der Säbel geschliffen war."

Man sprach von dem Verlust seiner Einsätze und an dem Pferde, von einem Tadel über Rohheit war keine Rede.

Endlich gingen die Kameraden davon; draußen vor der Thür reckten sie sich — Puh! So ist auch dies abgemacht! Solch eine Condolenz-Visite ist ein Stück Leichenparade, und die Worte sind wie gedämpfte Trommeln. Noch auf der teppichbelegten Treppe begann man leise zu medisiren: Bruno hatte seiner Schwiegermutter verboten, nach der Stadt zu kommen, da die Majestäten die Gnade haben wollten, bei dem jungen Sprößling Gevatter zu stehen. Da man einmal beisammen war, so war es natürlich, gemeinsam ein gutes Frühstück einzunehmen und etwas Sekt zu trinken. Es ging bald laut her beim französischen Restaurant und dabei wurde auch von Bruno gesprochen.

„Der wird jetzt fabelhaft reich, er hat nun ein doppeltes Erbtheil.“

„Wenn er das vor einem Jahr gewußt, wer weiß, ob er die Steigeneck geheirathet hätte; seine Schulden waren wol noch hinzuhalten.“

„Er erbt auch die Schmucksachen seiner Schwester, die sind enorm werthvoll.“

Wie wenn er zwei Menschen wäre, einer hier und einer dort, so konnte Bruno den Kameraden folgen, als sie ihn verlassen hatten; er ahnte, was sie sprechen, und einmal schaute er sich plötzlich um, als hätte er lachen gehört; es war aber nichts, der Papagei seiner Schwester, den er in sein Vorzimmer bringen lassen, hatte einen seltsamen Ton ausgestoßen; er ließ ihn wieder in die Zimmer Irmas zurückbringen, da er nicht wisse, ob er ihr zu eigen gehöre, und das ewige „Pfüt di Gott“ war ihm auch zuwider.

Er ging lange in der Stube umher, den Daumen in den zugeknöpften Rock gesteckt, und spielte mit den vier Fingern eine unhörbare lustige Melodie auf der Brust. Tief innerlich ärgerte er sich über jeden Beileidsbesuch; das ist so peinlich, man muß eine traurige Miene machen, muß Trost annehmen, Dank für Theilnahme aussprechen, und Alles ist nur Lüge, höchstens Convenienz — man ist ja schuldig, einem Betroffenen Theilnahme zu bezeigen. Vielleicht bedauern es die Menschen, daß man nicht auch da, wie beim Leichen-

begängniß, seinen leeren Wagen schicken kann — es ist ja genug, um anzuzeigen, daß die Trauer eine große, allgemeine, der Leichenzug ein stattlicher war. — Das Alles empfand Bruno jetzt im grimmigen Mißmuth. Da gehen sie dann hin, die schönen Männer die alten und die jungen, in Uniform und im Bürgerkleid, und zwirbeln unterwegs den Schnurrbart und streicheln sich das Kinn im Wohlgefühl: Du hast etwas Gutes gethan, bist ein exacter, gefühlvoller Mensch — und daheim erzählen sie der Frau und den Töchtern: der Flügel-Adjutant ist so und so — und dann essen sie und trinken und fahren spazieren, und auf der Anhöhe sagen sie: Gottlob, man muß zufrieden sein, wenn Alles in Ordnung und man kein Unglück in seiner Familie erlebt. Aus fremdem Unglück bauen sie sich eine Stufe, von der sie ihr eigenes Wohlbehagen überschauen können. — Brunos spielende Finger gingen immer rascher auf der Brust. — Sterben, Trauer haben, krank sein — das ist etwas für gemeine Menschen, nicht für vornehme! Die Welt ist erbärmlich eingerichtet, daß es dafür kein Präservativ giebt, daß man es nicht abkaufen kann.

Auch die Excellenz v. Schnabelsdorf kam. Bruno war ihm im tiefsten Herzen feind, denn von diesem Allwisser stammte das Witzwort, mit dem man die alte Tänzerin, Baronin Steigeneck, als „Fräulein Schwiegermutter“ bezeichnete. Bruno mußte aber doch thun, als ob er es nicht wisse; er mußte jetzt freundlich und dankbar die Hand der Excellenz fassen, er mußte den Kuß dulden von dem Munde, der seiner Familie einen Schmachtitel angehängt; denn Schnabelsdorf steht jetzt am höchsten in der Hofgunst, Bruno kann seine Freundschaft nicht missen, jetzt doppelt nicht, weil ihm seine Hauptstütze, die Schwester, genommen.

So ärgerte sich Bruno über jeden Beileidsbesuch, der kam, und doch auch über jeden, der nicht kam. Die Welt war so rücksichtsvoll, immer nur von dem Unglück, von dem plötzlichen unversehenen Tod Irmas zu sprechen, wie sie vom Pferde geschleudert worden und in den See gestürzt sei. Ja der Vice-Oberstallmeister behauptet steif und fest, daß der Pluto nie correct zugeritten gewesen sei. Bruno selbst that, als ob er wirklich glaube, daß Irma nur verunglückt.

Für sich allein aber fühlte er eine eigene Wollust darin, sich die

Scene des Selbstmordes ganz genau auszudenken, und wie drunten tief im See Irma an ihren langen Haaren von den Felsenklippen festgehalten wird — er konnte seine Phantasie gar nicht zurückwenden von den Schauerbildern und mußte zuletzt das Fenster aufreißen, um Gegenstände draußen zu sehen.

Bruno wollte nichts genießen; der Intendant brachte es nur dadurch zu wege, daß Bruno Speise annahm, indem er für sich selbst Essen kommen ließ. Bruno mußte sich zu ihm setzen. Bei jedem Bissen und jedem Trunk aber sagte er: „Ich kann nicht." Zuletzt befahl er doch Champagner.

„Ich muß meine Locomotive heizen," knirschte er, die Flasche in den Eiskübel stampfend — „ich habe so wenig Genuß davon, wie die Locomotive von den Kohlen."

Er stürzte hastig den Wein hinab und aß mit der traurigsten Miene, als ob er jede Minute weinen müsse.

Er ließ mehr Champagner bringen.

„Sehen Sie," rief er, zum Fenster hinausschauend, seine Augen waren roth, „da reitet der Kaufmann Kreuter den Fuchswallach des Grafen Klettenheim. Es muß in der vergangenen Nacht scharf gespielt worden sein, da der Graf seinen Fuchswallach hergab, er ist ja sein Stolz, seine Manneswürde, was ist Klettenheim ohne seinen Fuchswallach? Eine Null, Doppel-Zero! Ach, lieber Freund, entschuldigen Sie — ich rede im Fieber, ich bin krank. Aber ich will nicht krank sein! Ich will nichts mehr reden! Reden Sie nur, was Sie wollen."

Der Intendant wußte nichts vorzubringen; ihm war so bang, als wäre er mit einem Wahnsinnigen in einem Kerker eingesperrt.

„Ich will den Lakaien Baum sprechen!" rief Bruno plötzlich. Der Intendant mußte ein Telegramm nach dem Sommerschloß absenden, daß man den Lakaien Baum zum Flügeladjutanten hereinschicke.

Bruno ließ die Vorhänge herab, ließ Licht bringen, frische Flaschen aufsetzen und gab Befehl, daß Niemand vorgelassen werde.

Der Intendant war in Verzweiflung, aber Bruno rief:

„Freund! Alles auf der Welt ist Selbstmord, nur mit dem Unterschied, daß man nachher noch einmal leben kann. Die Stunde, die man tödtet, die ist richtig gelebt!"

Der Intendant fürchtete einen Ausbruch des Wahnwitzes, aber Bruno war kein Cavalier, der nur so viel Geist hat, als der eben genossene Champagner hergiebt und höchstens noch, um ein galantes Billet zu schreiben und eine witzige Unanständigkeit zu formuliren. Bruno hätte den ausgelacht, der ihm ein System zumuthen wollte und doch behauptete er jetzt, ein solches zu haben, und rief, indem er sich neu einschänkte: „Ja, Freund, es giebt nur zwei Gattungen Menschen auf der Welt."

„Männer und Frauen?" sagte der Intendant — er glaubte in den Ton eingehen zu müssen, um ihn überzuleiten.

„Pah!" fiel Bruno ein. „Wer spricht davon? Höre, Freund, höre, die zwei Gattungen heißen: Genießende und Märtyrer. Wer für die sogenannten Ideen lebt — gut, schön, erhaben! Der ideale Mensch möge sich aber auch hinschlachten, verbrennen lassen, ist seine Schuldigkeit — er lebt für sich kurz und wenig, aber dafür viel und ewig im Andenken der Menschen. Die Rechnung stimmt. Nicht so?"

Der Intendant mußte beistimmen, was sollte er machen?

„Und die zweite Gattung," fuhr Bruno fort, „das sind wir, die Genießenden. Das Beste auf der Welt ist der folgenlose Genuß. Wenn ich geraucht, Musik gemacht oder gehört habe, kann ich Alles thun, es stört mich nichts. Alle andern Genüsse haben leider Folgen — Folgen. — Man sollte keine Familie haben! Keine Familie — nur keine Familie — —"

Plötzlich fing Bruno an, laut zu weinen. Der Intendant wußte sich nicht zu helfen. Er schalt sich, daß er Bruno nicht mehr vom Trinken und vom Sprechen zurückgehalten habe. Bruno legte den Kopf zurück, und der Intendant hüllte schnell ein Stück Eis vom Tische in ein Tuch und legte es ihm auf.

„Ich danke!" sagte Bruno und schloß die Augen. „Ich danke!"

Bald schlief er.

Der Diener trat ein. Bruno erwachte. Der Intendant öffnete die Vorhänge und die Fenster; es war noch hoher Mittag.

Es kam die Nachricht, daß der Lakai Baum bereits mit dem Hofarzt Sixtus verreist sei.

„So reisen wir allein!“ rief Bruno, der wieder alle Fassung gewonnen hatte.

„Wohin?“

„Sehen Sie, das macht der Gram, ich meine, ich habe Ihnen Alles schon gesagt: wir müssen nach dem See, um die Spuren der Unglücklichen aufzusuchen. Habe ich Ihnen das in der That noch nicht gesagt?“

„Nein — aber ich stehe zu Ihrer Disposition. Ich werde mir Urlaub erbitten und auch für Sie.“

„Ist nicht nöthig. Seine Majestät haben mir ihn bereits anbieten lassen, Seine Majestät sind sehr gnädig, sehr. Du glaubst, daß wir dienen, weil wir dich lieben und dir unterthänig sind? Haha! Wir dienen dir nur, weil wir in Gemeinschaft an deinem Hofe besser genießen können, mannigfaltiger. Du bist unser Gastwirth und du naschest selbst gern hinterm Schänktisch. — Bitte, lieber Freund, was habe ich gesagt? Sie haben nichts gehört — nicht wahr? Es war Wahnwitz, ich werde wahnsinnig! Ich muß hinaus! Reisen wir noch heute ab!“

Der Intendant willfahrte. Nur mußte er noch einige nothwendige Anordnungen für seine Abwesenheit treffen; er entfernte sich auf eine Stunde.

Bruno ließ packen und befahl, daß sofort zwei Reitpferde nach dem See vorausgehen.

Neuntes Capitel.

Bruno stand, von allerlei Gepäck umgeben, im Zimmer, da meldete ein Diener die gnädige Frau Schwiegermutter.

„Die jetzt? und trotz des Verbots?“ fuhr es ihm durch den Sinn. „Ist willkommen!“ erwiderte er dem Diener, der schnell die Flügelthüren öffnete und hinter der Eintretenden wieder schloß.

„O meine gute Mutter!“ wollte Bruno auf sie zueilen und sie umarmen; sie aber reichte ihm nur die Hand und sagte:

„Bitte, bitte!“ Dann setzte sie sich auf das Sopha und fuhr fort: „Kommen Sie näher, setzen Sie sich!“

„Wissen Sie —" fragte Bruno.

„Alles. Sie haben mir nichts zu erzählen."

„Ich danke, daß Sie kommen, mich zu trösten."

„Ich freue mich — will sagen, es ist mir eine Beruhigung, Sie so gefaßt zu finden. Arabella weiß noch nichts?"

„Nein."

„Sie darf auch nichts erfahren ... Was bedeuten diese Koffer?"

Bruno sah die Fragende staunend an. Wer hat hier zu fragen? Und in solchem Tone?

„Ich verreise," erwiderte er schroff; um es aber zu keiner Scene kommen zu lassen, setzte er in mildem Tone hinzu: „Ich muß als Bruder Nachforschungen nach der Verunglückten anstellen."

„Ich billige das. Ist schicklich," sagte die Baronin. „Haben Sie mit ihm bereits eine Auseinandersetzung gehabt? ... Sie verstehen mich wol nicht, da Sie nicht antworten? Ich meine diesen König."

„Ja," erwiderte Bruno keck, „aber ich bin auf mein Wort verpflichtet, keine weitere Mittheilung zu machen."

„Gut. Ich achte die Discretion. Nun aber ein offenes Wort an Sie. Bitte, schließen Sie die Portièren."

Bruno that, wie ihm befohlen. Er knirschte die Zähne, während er nach der Thür ging, aber als er sich umwendete, waren seine Mienen wieder freundlich, aufmerksam.

„Sprechen Sie. Es hört uns Niemand. Ein Trauernder hört geduldig," sagte er.

„Trauernder? Wir haben noch andern Grund zu trauern, als Sie. Wir glaubten uns mit einer der angesehensten Familien des Landes zu verbinden —"

Bruno wollte auffahren.

„Bitte, spielen Sie nicht mit mir —" fuhr die Baronin fort, und sie hatte eine andere Stimme, eine andere Gestalt, „wir sind allein, demaskirt. Sie, Herr Schwiegersohn, haben mich immer, wenn auch mit äußerem Anstand, doch nicht ganz mit dem Respect angesehen, den ich verlangen muß — bitte gehorsamst, widersprechen Sie mir nicht; lassen Sie mich ausreden! — Ich war Ihnen, wenn ich's

kaltblütig überlegte, darüber nicht gram. Ich kenne meine Stellung. Nun aber, Herr Schwiegersohn, ist das anders. Ich war, was Ihre Schwester ... und habe nie Tugend geheuchelt. Ich galt vor der Welt, was ich in Wahrheit war ..."

Bruno seufzte tief auf; die Baronin fuhr in knirschendem Tone fort:

„Ich hätte in Demuth vor Ihrer Schwester niederknien mögen, damals, als sie so innig zu uns war. Sie muß mir aus der Hölle meine Demuth wieder herausgeben. Nicht sie war die Bessere, ich war's — Doch, lassen wir die Todten ruhen! Nun aber, mein Herr Schwiegersohn, mit Ihrem Stolz gegen mich hat es ein Ende. Das sage ich Ihnen: Sie müssen glücklich sein, daß wir uns mit Ihnen verbunden. Wir werden Sie das nie fühlen lassen, wenn Sie sich anständig benehmen."

„Thue ich das nicht?" fragte Bruno, der diesem Schlage gegenüber alle Haltung verloren hatte.

„Wir wollen sehen. Vorerst Eines: ich wohne künftig bei Arabella, so oft ich will und so lange ich will. Diese langweilige Moralkönigin hat nun auch ihre Lection. Ich verlange indeß nicht nach Hofe, aber die Gesellschaftskreise sind mir offen — ich trete an Ihrem Arme ein, mein galanter und liebenswürdiger Herr Sohn."

Die Alte stand auf und verbeugte sich sehr zierlich, Bruno ihren Arm bietend. Dieser faßte die Hand seiner Schwiegermutter und führte sie an die Lippen.

„Pfui! Sie haben Wein getrunken in Ihrem Schmerz?" rief plötzlich die alte Tänzerin und hielt sich das feine, stark parfümirte Tuch vor den Mund.

„Fräulein Schwiegermutter" — hatte Bruno auf den Lippen, er wollte ihr das ins Gesicht schleudern. Da näherten sich draußen Schritte. Der Intendant trat wie ein Erlöser in die Stube.

„Bitte, ich will nicht stören," rief er, da er die Schwiegermutter bei Bruno sah.

„Sie stören nicht!" erwiderte Bruno rasch. „Meine gute Frau Schwiegermutter" — er sagte „Frau" mit etwas scharfer Betonung — „unsere gute Mutter, jetzt Großmutter, ist trotz eines heftigen Fiebers zu uns geeilt, um uns zu trösten. Ich bin glücklich, noch

treu Zugehörige auf der Welt zu haben und einen Freund wie Sie. Ich will ganz der Familie leben, die mir noch geblieben."

Die Baronin Tänzerin nickte. Bruno besteht die erste Probe in seiner neuen Rolle zu ihrer Zufriedenheit.

„Wir reisen nun wol heute nicht mehr?" fragte der Intendant.

„Doch, doch, wir wollen keine Minute mehr zögern."

Die Frau Schwiegermutter übernahm es, Arabella von einer nothwendigen Reise Brunos, die als Dienstreise bezeichnet wurde, zu unterrichten.

Bruno dankte ihr, während er mit einer Art beflissener Langsamkeit seine schwarzen Handschuhe anzog, und er dankte ihr aufrichtig, denn mitten in den Gedanken, daß er nun in eine Abhängigkeit gerathen wird, die schwer auf ihm lastet, schimmerte die Hoffnung auf ein Stück Erlösung: Es ist doch gar zu mißlich, daß man sich als Ehemann so viel der Frau widmen muß; sie will immer unterhalten, immer mit Huldigungen umgeben sein. Wenn die Schwiegermutter im Haus ist — es wird zwar mit vielen Unzuträglichkeiten verbunden sein — aber Arabella hat doch für viele Stunden eine natürliche Gesellschaft, in denen er dann frei wird.

Der Abschied war kurz, aber innig; Bruno durfte seiner Schwiegermutter die Wange küssen. Noch als er im Wagen saß, wischte er sich die Schminke von den Lippen; er rieb sich die Lippen fast wund.

Es war schon Abend, als die Beiden abfuhren, und sie übernachteten auf der ersten Station. Bruno legte sich aufs Bett, nur um ein wenig auszuruhen, er erwachte aber erst spät am andern Morgen.

Zehntes Capitel.

Die Königin schlief vom Schmerz überwältigt in ihrem Gemach.

Die Hofdamen saßen bei einander auf der Terrasse unter der Hänge-Esche; sie wollten sich heute gar nicht von einander trennen, etwas wie Gespensterfurcht war in allen; hier mitten unter ihnen war vor wenig Tagen noch Irma, dort saß sie auf dem Stuhl ohne Rückenlehne — sie lehnte sich nie an — der Platz, wo sie sonst

gesessen, blieb leer; würden nicht die Wege jeden Morgen frisch geharkt, die Spuren ihres Fußes wären noch da. Und jetzt verschwunden aus der Welt, ausgelöscht, und in so entsetzlicher Weise! Und wer kann sagen, wie lange dies Gespenst noch im Schlosse umgehen, welche Verheerungen es noch anrichten wird? Die Welt weiß jetzt, was vorgegangen.

Die Damen stickten emsig. Sonst las man abwechselnd vor, natürlich einen französischen Roman, heute lag das Buch ruhig auf dem Tisch; man war sehr gespannt auf den weitern Fortgang der Erzählung, aber Niemand wagte auch nur den Gedanken, daß man heute weiter lesen könnte. Auch ein zusammenhängendes Gespräch wollte sich nicht fügen, nur manchmal hörte man: „Liebe Clotilde, liebste Anna, wollen Sie mir etwas Pensée, etwas Blaßgrün borgen?“ „Ach, ich kann keine Nadel einfädeln, ich zittere. Haben Sie eine Einfädelmaschine?“ Sie war glücklicherweise da, Niemand wollte so unerschüttert sein, um eine Nadel einfädeln zu können.

Man beklagte Irma und es that Allen wohl, jetzt so gut und barmherzig sein zu können; sie sind glücklich, der Unglücklichen fromm zu vergeben, und weil man so mild und verzeihend ist, kann man das Vergehen um so schärfer bezeichnen. Sie nahmen damit Rache für die eigene Selbsterniedrigung, denn sie hatten, als Irma in höchster Gunst stand, ihr gehuldigt, mehr als der Königin.

Sie sprachen gegen einander nur mit Verehrung von den Fürstlichkeiten — man traut einander bei aller Vertraulichkeit doch nicht — man fühlt und weiß, daß ein Zerfall im Anzug, man darf aber nicht thun, als ob man davon wisse.

Die Oberhofmeisterin allein hielt Irma eine gute Nachrede.

„Ihr Vater ist viel schuld,“ sagte sie, „er hat ihr diesen Unglauben eingepflanzt.“

„Er hat sie doch im Kloster erziehen lassen.“

„Sie hat aber von ihm eine fast gehässige Verachtung aller Formen und Traditionen geerbt. Darin lag ihr Unglück. Sie war eine schöne reichbegabte Natur und nicht eine Spur von Neid und Mißgunst war in ihrer Seele.“

Man widersprach der Oberhofmeisterin nicht. Es gehört vielleicht

jetzt zum Gesetz, nur gut von Irma zu sprechen und ihre grauenvolle That ganz zu vergessen.

„Wenn ihr Bruder gewußt hätte, daß er Alleinerbe wird, wer weiß, ob er die Steigeneck geheirathet hätte,“ sagte leise eine kleine schmächtige Dame ihrer Nachbarin in den Korb, während sie nach Wolle darin suchte.

Die Angeredete sah sie traurig dankbar an, sie hatte vordem den Grafen Bruno geliebt, sie liebte ihn noch.

„Ich habe noch ein Buch von ihr.“

„Ich noch eine Zeichnung.“

„Ich noch Noten,“ hieß es von da und dort her. Man hatte ein gewisses Grauen vor Allem, was Irma besessen; man kam überein, Alles dem Bruder zu schicken.

„Ich ging heute früh an ihren Zimmern vorüber,“ sagte die immer frierende Hofdame der Prinzessin Angelique, die sich oft die Hände rieb und die Fingerspitzen anhauchte; „die Fenster standen offen, ich sah den einsamen Papagei in seinem Gitter, und er rief immer: Pfüt di Gott, Irma!... Es war schauerlich.“

Alles schauerte, und doch hatte man eine geheime Lust an diesem Gruseln. Die fromme Palastdame kam zu dem Kreise und erzählte, daß sich so eben Hofrath Sixtus bei ihr verabschiedet habe; er reise mit dem Justizrath Fein nach dem Gebirge, er nehme auch den Lakaien Baum mit, um die Leiche der Gräfin Irma aufzusuchen.

„Wird er sie hieher bringen, oder auf ihr väterliches Schloß?“

„Schrecklich, im Tode von gemeinen Menschen begafft zu werden!“

„Entsetzlich! Mich schaudert!“

„Bitte, geben Sie mir auch Ihren Flacon!“

Ein Flacon mit englischem Riechsalz ging von Nase zu Nase im Kreise herum.

„Und von Jedermann und jeder Frau eine freiwillige Leichenrede zu bekommen.“

„Dieser öffentliche Selbstmord ist doch sehr indiscret.“

„Wenn nur die entsetzlichen Zeitungen nicht wären,“ klagte die frierende Hofdame.

Bald ging indessen das Gespräch wieder in einen mäßig heiteren Ton über.

„Ach Gott," klagte eine Hofdame, sie war hübsch und schnippisch, „ach Gott, was hat man zu Leb- und Herrschzeiten der Gräfin Irma für die schöne Natur und das gemüthliche Volk schwärmen müssen. Jetzt darf man doch hoffentlich wieder sagen, ohne eine Ketzerin zu sein: die Natur ist langweilig und das Volk ist abscheulich."

Alle fanden die Bemerkung der schönen und schnippischen Hofdame zwar boshaft, aber doch äußerst treffend. Es gab helles Durcheinander-Sprechen und Lachen, wie in den fröhlichsten Tagen.

Ein muthwilliger Knabe hat einen Sperling vom Dach geschossen. Die Sperlingschaar piepst und beschwatzt das eine Weile und ist auch traurig, dann aber hüpft und zwitschert es wieder durcheinander wie vorher.

Zur Steuer der Wahrheit muß indeß gesagt werden, daß manche der versammelten Damen auch gern Gutes und Rühmliches von Irma gesprochen hätten; das blieb aber im Hintergrund der Seele — man wollte um Alles in der Welt nicht sentimental sein.

Erst als die Oberhofmeisterin wieder das Wort nahm, wurde man auch gemessener.

Die Oberhofmeisterin sprach durch Haltung und Miene aus: ich bin leider diejenige, die das prophezeit hat; nun ist's eingetroffen; aber ich bin nicht stolz darauf. Sie hatte das Recht und die Pflicht, versöhnend und mild abschließend über Irma zu sprechen.

„Die Excentrischen, ja die Excentrischen," sagte sie. „Die arme Gräfin Wildenort! Das Demonstrative ihrer That ist ein schweres Vergehen. Vergessen wir aber bei dem Entsetzlichen nicht, daß sie auch unbestreitbar Gutes hatte. Sie war schön, gefiel gern, und hatte doch keine Spur von Koketterie; sie hatte Geist und Witz, mißbrauchte ihn aber nie zur Medisance. Die arme Excentrische!"

Mit dieser Bezeichnung als Excentrische war Irma bestattet und die andern Hofdamen hatten dabei ihre Lehre.

Der Blick der Versammelten wurde nach dem Thale gelenkt.

„Dort fährt der Wagen," hieß es. Der Hofarzt Sixtus grüßte von der Straße herauf; neben ihm saß der Justizrath und ihnen

gegenüber — er war heute zu müde, um auf dem Bock zu sitzen — der Lakai Baum.

„Es ist kaum ein Jahr, daß wir denselben Weg miteinander gemacht," sagte dort Sixtus zu Baum.

Baum war gar nicht gesprächsam, er war müde; er hatte nach schweren Vorbereitungen heute das große Examen gemacht und durfte sich bekennen, daß er es nicht schlecht bestanden; außerdem wußte er sich noch nicht recht darein zu finden, daß er im Wagen saß, und doch durfte er annehmen, daß da nunmehr sein Platz; er stand auf dem Punkt, ein Anderer zu werden, ein Höherer, er war es schon geworden, nur fehlte noch das äußere Kennzeichen; er ließ sich's auch gefallen, einfach Lakai zu bleiben, vielleicht wünschte der König das, um sich nicht zu verrathen, und er war bereit auch dies gewähren zu lassen; er und der König wissen doch, wie sie zu einander stehen. Er lächelte in sich hinein, ihm war zu Muthe wie einem Mädchen, das das Liebesbekenntniß des Geliebten hat, seine feurigsten Schwüre; das förmliche Freiwerben kann jede Stunde vor sich gehen.

Als der Hofarzt eine Cigarre herausthat, war Baum schnell bei der Hand, ihm Feuer zu geben. Dies war aber für jetzt seine letzte dienende Handlung. Baum war so unhöflich — die Natur läßt sich nicht zwingen — im Angesicht der Herren einzuschlafen; aber noch im Schlaf war er gut geschult, er saß stramm aufrecht und jede Minute bereit, einer Anrufung zu folgen.

Baum wachte erst auf, als man Halt machte. Die scharfen Fragen des Justiziars zerstörten zuerst wieder sein Wohlgefühl. Was liegt am Tod einer Gräfin, wenn man dadurch steigt? Tief ärgerlich war er, daß sich seine Familie, Mutter und Bruder und Schwester, in diese Sache eingemischt, und hat nicht Thomas etwas vom Tod der Esther gesagt? Oder hat er das nur geträumt? Man wird ganz wirr von so vielen Erlebnissen.

Der Hofarzt entschuldigte vor dem Juristen die unordentliche Auskunft Baums.

Baum sah ihn groß an. Merkt der schon deine Erhebung und will sich bei dir in Gunst setzen? Klug genug ist er dazu.

Baum nahm sich vor, einstweilen nur die Spuren zu zeigen, wo

er Hut und Schuhe gefunden, und Mutter und Bruder ganz aus dem Spiele zu lassen, wenigstens wollte er nicht selbst sie hereinziehen und berief sich auf den Landjäger, den man mitnehmen müsse. Der Landjäger mußte im Städtchen aufgesucht und mitgenommen werden, dann ging der Weg nach der Gerichtsstadt, wo der Physikus Doctor Kumpan wohnte.

Sixtus ließ diesen in den Gasthof rufen und der allezeit Muntere war voll Lob über die Gräfin Irma. Er fand es sehr schön, daß sie den Muth hatte, zu leben wie sie wollte und zu sterben wie sie wollte. Daneben hatte Kumpan seinen Spaß, daß Freund Schniepel zu so großen Missionen ersehen war, Ammensuchen und Leichenfinden. Er bat sich's aus, einmal eine Gräfin seciren zu dürfen.

Hofarzt Sixtus waren die derben Späße seines ehemaligen Studiengenossen gar nicht genehm. Doctor Kumpan erzählte von den großen Veränderungen, die mit Walpurga vorgegangen waren. Sie sei mit ihrer ganzen Familie weit in das Gebirge hinein bis an die Landesgrenze ausgewandert. Er wußte viel Spaßiges von Hansei zu erzählen und besonders von einer Wette um sechs Maß Wein.

Sixtus berichtete dem Kameraden leise — aber Baum hörte es doch — daß Walpurga fortan nicht mehr in Gunst bei Hofe stehe, es werde sich offenbaren, daß sie die Vermittlerin war. Sixtus bereute sofort, daß er dem Kumpan derartiges mitgetheilt, aber eben weil er nichts Rechtes mit ihm zu reden wußte, sagte er gerade Das, was er eigentlich vor ihm verbergen wollte; es war indeß geschehen und er nahm dem Freund das Wort ab, nicht weiter von dieser Sache zu reden, und Kumpan war stets ein Mann von Wort.

Als Kumpan fort war, kam Baum nochmals zu Sixtus und sagte ihm, daß es gut wäre, wenn man zu Walpurga reise, die wisse vielleicht doch etwas; er erbot sich zugleich, selbst hinzureisen. Es ward ihm immer peinlicher, mit Mutter und Geschwistern in dieser Sache zusammenzukommen. Aber Sixtus sagte, daß diese Reise ganz überflüssig wäre, Baum müsse bei ihm bleiben.

Elftes Capitel.

Am Morgen wäre Bruno gern umgekehrt Was sollte das? Das Märchen vom Brüderlein und Schwesterlein spielen, wie das Brüderlein das verlorne Schwesterlein suchen will? Was wird das Ergebniß sein? Ein erschütternder Anblick, den man nicht mehr vergessen kann, der in die Träume hineintanzt, eine schauderhaft verschwommene Leiche mit offenem Munde ...

Bruno sah verdrossen zu dem Freund auf, der ihm Glück wünschte, daß er so gut geschlafen und frische Kraft gesammelt habe, um alle Erschütterungen, die der Tag bringen könne, mit Festigkeit zu ertragen. Bruno sah den Intendanten bitter, ja eigentlich mißtrauisch an; es schien ihm, ja es war fast gewiß, dieser Mann betrachtet den ganzen Vorfall als eine tragische Theatergeschichte, die gehörig in Scene gesetzt werden muß; er wird Alles als Studie benützen für eine ähnliche Darstellung auf der Bühne; er wird dich in deinen Mienen und Geberden beobachten und dann dem Schauspieler sagen: so wirft man sich, so stellt man sich, so stöhnt man beim Auffinden der todten Schwester! — Bin ich die Puppe dieser Puppe? Ich will nicht!

Bruno wäre am liebsten gleich zurück und zu seiner Schwiegermutter gereist. Wenn er dort sich auch beugen mußte — er konnte ja die Demuth in Galanterie verwandeln und hatte nicht nöthig, sich solchen Schauerscenen auszusetzen. Da war aber der Freund und sprach ihm Muth zu, daß er nichts unterlasse, was die Pflicht des Bruders fordert. O, die Gemüthlichen! Das ist doch die entsetzlichste Menschenrace, sie nehmen Alles so ernst. Ist es ihnen wirklich ernst? Wer weiß! Jeder in der Welt spielt doch nur seine Rolle...

Er mußte fort und sah es vor sich: dieser entsetzliche pflichtmäßige Freund — und er ist doch sein Freund nicht — dieser Mensch, den er sich aufgehalst, wird ihn zwingen, tagelang das Schauerliche zu suchen, das er nicht finden will.

Mißmuthig fuhr man weiter. Der Intendant erklärte Bruno, der ihm beharrlich für jede Handreichung formell dankte:

„Ich bitte, danken Sie mir nicht. Ich thue nur meine Pflicht,

für Sie als Freund und auch für mich selbst. Ich habe, Sie wissen es, Ihre Schwester einst geliebt, sie hat mich verschmäht."

Er war discret genug, nicht hinzuzusetzen, daß er dann ihr Anerbieten abgelehnt; Bruno knirschte innerlich über diese schonungslose Discretion.

Der Intendant fand Bruno sehr still und verschlossen. Das ist der natürliche Umschlag gegen die gestrige Raserei, dachte er, und hielt sich ebenfalls still. Bruno schaute den Intendanten oft an, als wäre er sein Gefangenwärter, der ihn zur Strafvollstreckung über Land führt.

Die Fahrt ging rasch; auf den Stationen, wo Pferde gewechselt wurden, sprach der Intendant viel und sehr geläufig in der hieländischen Mundart mit Postillonen und Wirthen; manche kannten ihn auch.

Zu seinem Schrecken erinnerte sich Bruno, daß er ja den Salontiroler bei sich habe; der kommt jetzt in seine Sprachgarderobe, hier ist er daheim, da wird er Studien machen und sich in dem Wohlbehagen wälzen, mit den Leuten in ihrem albernen Deutsch zu reden.

In der That konnte der Freund, denn so mußte er doch heißen, nur schwer einen gewissen Ausdruck des Behagens zurückhalten, daß er hier in seinem Elemente sei.

Endlich sah man vom letzten Berge die weite sonnenbeschienene Spiegelfläche des Sees, umstanden von den riesigen Bergen.

„Sehen Sie," konnte sich der Freund nicht enthalten zu bemerken, „sehen Sie dort den Ahorn? Da links bei dem kleinen Felsen — das ist der Standpunkt des Bildes, das ich gemalt, und das im Musiksaal Ihrer Majestät der Königin hängt."

Der Freund glaubte mit dieser Bemerkung auch den schweren Sinn Brunos in eine ruhige Betrachtung zu lenken, damit nicht gleich das Schauerliche sich aufdränge, wie dort unten seine Schwester den Tod gesucht.

Bruno sah ihn unwillig an. Ein Jeder denkt doch nur an sich — sprach es in ihm — dieser Geck denkt jetzt an seine Pfuscherei! Er schwieg indeß; sein Schweigen spricht mehr Trauer aus, als alle Worte. Er rieb sich die Augen, denn das blitzende Rückstrahlen der

Sonne von dem weiten See stach ihm in die Augen. Der Freund faßte seine Hand und drückte sie still — er versteht dieses Bruderherz und sein Blick sagt: Da glauben die Menschen, du seiest eine oberflächliche frivole Natur; ich kenne dich jetzt besser.

Die Pferde Brunos, die an der Anlände beim See standen, wieherten den Ankommenden entgegen, und die Diener warteten hier. Jetzt zum Erstenmal schämte sich Bruno vor den Bedienten: sie wissen Alles, was werden sie geplaudert haben in der Trinkstube? Er war tief zornig auf seine Schwester, die ihm alles das gethan.

Sogleich im Wirthshaus erfuhr man, daß die alte Zenza dagewesen sei; sie hatte einen Ring verkaufen oder verpfänden wollen, den ihr das Hoffräulein, die sich ertränkt hatte, in der Nacht vorher, als sie sich zu ihrer Hütte verirrt, geschenkt habe. Man hatte ihr natürlich, da man den Ring für gestohlen hielt, nichts darauf gegeben. Nun hieß es: die Zenza muß Näheres wissen. Man nahm einen Führer und wanderte nach ihrer Hütte den Berg hinan.

Bruno war sonst als Jäger ein guter Bergsteiger, heute aber glaubte er bei jedem Schritt zusammen zu brechen; er mußte oft ausruhen.

Der Freund sprach ihm Muth zu, und man wanderte durch den sonnigen Wald, wo das Licht hell auf dem weichen Moose spielte und darüber hin nur manchmal ein Habicht sein grausam fröhliches Jauchzen ausstieß.

An einem Kreuzweg trafen sie auf eine Gruppe städtisch gekleideter Männer und Frauen, deren Hüte mit grünen Zweigen und Kränzen geschmückt waren. Bruno flüchtete schnell, ehe die fröhlichen Wanderer nahe kamen, vom Wege ab in den Wald; der Intendant ward von einem ehemaligen Berufsgenossen erkannt, und Bruno hörte, wie berichtet wurde, daß die Gäste von einem kleinen Badeaufenthalt in der Nähe einen Ausflug machten, um Ort und Stelle zu sehen, wo sich die Gräfin Wildenort ertränkt.

Die Gruppe zog vorüber und man hörte noch tief aus dem Wald lautes und heiteres Gespräch.

Endlich war man oben an der Wurzhütte. Sie war verschlossen.

Man klopfte, ein Brummen antwortete, der Riegel wurde innen zurückgeschoben.

Eine verwahrloste, mächtige Gestalt, wild anzuschauen, stand vor den Beiden.

Thomas erkannte sofort Bruno und rief:

„Ah, Wildenort? Das ist recht, daß Du kommst. Ich zieh' den Hut ab vor Dir, Du bist ein ganzer Kerl! Was da, Vater! Wenn er stirbt, reitet man davon; man kann ihm doch nicht helfen sterben. Hoho! Ein ganzer Kerl bist Du! Nach dem alten Zeug fragt man Alles nichts mehr."

„Was willst Du?" fragte Bruno mit zitternder Stimme.

„Ich thu' Dir nichts, da hast Du meine Hand darauf, ich thu' Dir nichts — Du thust dem König nichts wegen so einer Sach', und ich thu' Dir auch nichts wegen so einer Sach'. Du bist mein König. Noch in der letzten Stunde hab' ich's herausgebracht, daß Du es gewesen bist, und weil Du's gewesen bist, hat sie Deiner Schwester durchgeholfen. Verstehst mich schon. Ich schweige. Die dumme Welt braucht nicht zu wissen, was wir miteinander haben. Schwester, König, Wilderer, Graf — es ist Alles in Ordnung."

„Der Mensch scheint mir verrückt!" sagte der Intendant zum Führer. „Was willst Du? Laß den Herrn los!" rief er zu Thomas.

„Ist das Dein Lakai? Wo ist denn der mit den pechschwarzen Haaren? — Laß Du uns gehen!" wendete sich Thomas dem Intendanten zu. „Wir Zwei verstehen einander ganz gut. Gelt, Bruder? Du bist ein Bruder und ich bin auch ein Bruder. Ha, gescheidt ist die Welt eingerichtet! Mußt nicht glauben, daß ich getrunken habe. Ich hab' freilich getrunken, aber das thut nichts — ich bin katzennüchtern. Jetzt hör' meinen Plan. Alles was recht und billig ist. Ich laß mit mir reden. Ich seh' schon, Du bist ein ordentlicher Mensch, Du kommst zu mir —"

„Wir wollen Dich fragen, ob Du etwas weißt von der Dame im blauen Reitkleid, die hier war," sagte der Intendant in regelrechtem Dialekt.

„Hui!" rief Thomas, „der kann schön reden! Ich versteh' aber auch Pfarrerdeutsch und Gerichtsdeutsch, ich hab' mit den Leuten

mein Theil zu thun gehabt. Red' Du aber nicht mehr drein," und zu Bruno gewendet, fuhr er fort: „Wir Zwei reden jetzt allein mit einander. Jetzt horch, Bruder. So halten wir's. Du brauchst mich nicht zum Grafen zu machen, Du giebst mir nur auch Knechte und Pferde, und Geld genug, und Gemsen im Walde und Hirsche; wirst seh'n, ich bin gescheidt, und gesund und stark bin ich auch; willst einmal mit mir raufen! Komm' hinaus, wirst seh'n, ich schieße besser als Du! Jetzt giebst Du mir das Erbtheil Deiner Schwester oder meiner Schwester, es ist eins — wirst sehen, wir sind ein paar lustige Brüder."

Bruno stand und wußte nicht, träumte oder wachte er; Einzelnes aus den Worten des verwegenen Gesellen war ihm klar, Anderes nicht. Er winkte dem Intendanten, ihn zu lassen, und sagte in mildem Tone:

„Thomas, ich kenne Dich jetzt. Setz' Dich!"

Thomas setzte sich auf die Bank, hob den Branntweinkrug auf, den er sich aus dem Geld für den Hut erkauft hatte, und sagte: „Willst einmal trinken?"

Da Bruno ablehnte, trank er selbst in gierigen Zügen.

Der Intendant sagte in französischer Sprache zu Bruno, daß hier nichts zu erforschen sei; er habe dem Führer heimlich den Auftrag gegeben, sobald sie sich umwendeten, den wilden Gesellen festzuhalten, damit sie unbehindert nach dem Thal zurückkehren könnten.

„Was wälscht da der Staarmatz?" rief Thomas und wollte auf den Intendanten los. Im selben Augenblick warf sich der Führer auf Thomas und hielt ihn fest; die Beiden verließen die Hütte und rannten eilig den Berg hinab.

Erst als der Führer kam, hielten sie still und Bruno wagte aufzuathmen. Der Führer erzählte, daß Thomas gerast habe, er habe immer nach seiner Flinte geschrieen, die er im Walde vergraben habe, er müsse seinen Schwager erschießen.

„Am besten ist's," schloß der Führer, der „Bursch sauft sich den Hals ab, sonst muß man ihm doch noch den Hals abschneiden."

Bruno wagte nach geraumer Weile dem Intendanten in halb

fragendem Ton zuzuflüstern ob es nun nicht genug der Nachforschung, und Umkehr das Angemessenste sei.

Der Intendant schwieg. Bruno sah ihn wieder mit jener bitteren Miene an, die auch für Trauer gelten konnte.

Der Intendant sah das fast zerbrochene Wesen Brunos und willigte in die Umkehr.

Zwölftes Capitel.

Die beiden Freunde kehrten nach dem Wirthshause zurück, wo die Reitknechte mit den Pferden warteten. Der Eine kam den Suchenden eine große Strecke entgegen und brachte die Nachricht: da unten sei ein Schiffer, der habe ausgesagt, daß man dort drüben bei dem Dorfe — man sieht einzelne Häuser und den Kirchthurm von hier aus — eine weibliche Leiche aus dem See gefischt habe.

Der Intendant umfaßte Bruno, der bei dieser Nachricht schwankte, als müsse er niederstürzen; man setzte sich eine Weile auf der Stelle nieder, wo die Nachricht angekommen. Der Reitknecht sagte, daß man in einer Stunde mit dem Kahn an dem bezeichneten Dorfe sei, zu Lande aber seien es mehrere Stunden Wegs.

„Ich kann nicht übers Wasser fahren," sagte Bruno, „ich kann nicht, heut' nicht. Schöning, verlangen Sie das nicht von mir, zwingen Sie mich doch nicht. Warum quälen Sie mich so?" rief er unwillig.

Der Intendant wußte, wie tiefer Schmerz leicht unbillig macht; im dunkelsten Hintergrund der Seele lauert ein Zorn, auch gegen die Theilnehmendsten, die doch nicht die Betroffenen sind.

„Ich nehme Ihnen nichts übel," sagte er, „und wenn Sie mir auch hart begegnen, ich ertrage es. Ich verstehe Sie und bin weit entfernt, Sie zur Fahrt über den See bereden zu wollen. Wir reiten."

Die Pferde wurden herbeigebracht, man ritt dem bezeichneten Dorfe zu. Sie kamen an einem Wirthshaus vorbei, wo vor der Thüre unter der Linde Fuhrleute, Schiffer und Holzknechte Bier und Branntwein tranken, lachten und scherzten. Bruno war's, als würde er wie ein Fieberkranker, der die Welt nur verschleiert und wüst sieht,

über Berge und durch Thäler geschleppt, und hier am Wirthshaus lechzte seine Zunge, er wollte auch gern trinken, vielleicht gäbe ihm das neue Kraft, ja vielleicht, was das Beste wäre, ein Vergessen von Allem; aber er wagte nicht, dem Freunde sein Verlangen auszusprechen. Darf ein Mensch in seiner Lage Branntwein trinken? Das darf ein Wilderer, wie der da oben, aber ein Cavalier nicht. Innerlich fluchte Bruno auf den Freund, der ihn nicht einmal trinken ließ, während ihm doch die Zunge am Gaumen klebte, äußerlich aber dankte er ihm, daß er sich so viele Mühe machte, sich so Schwerem für ihn aussetzte, er werde ihm das nie vergessen. — Ach, wie gut ist's doch, daß die Worte so fertig sind; fast so gut als das, daß die Pferde so correct eingeritten sind und tapfer im Trabe die Füße heben, so daß man sich nicht selber zu bewegen braucht.

Die Freunde ritten scharf. Es war hoher Mittag, als man in dem Dorf ankam, von wo Hansei mit den Seinen vor zwei Tagen ausgewandert war. Der Gemswirth stand unter seiner Thür und grüßte ehrerbietig die beiden Reiter mit dem Reitknecht hinterdrein.

Man stieg ab. Bruno warf dem Reitknecht den Zügel seines schweißtriefenden Pferdes zu, der Intendant führte den Freund in den Vorgarten, wo sie sich setzten, und er that es nicht anders, Bruno mußte ein Glas Wein trinken; der Gemswirth brachte schnell eine Flasche Gesiegelten und lobte ihn als seinen besten; auch einen großen Braten brachte er und stellte ihn auf den Tisch; das stand nun da und mußte bezahlt werden, wenn es auch nicht berührt wurde.

Der Intendant nahm den Gemswirth beiseite und fragte ihn leise, ob es wahr sei, daß hier eine Frauenleiche aus dem See angelandet.

Der Gemswirth bejahte schmunzelnd. Das ist etwas Besonderes, was im Dorfe vorgeht, davon gehört ihm das Vortheil zuerst. Der Intendant fragte weiter, wo das Haus sei, in dem die Leiche liege.

„Ich werde Sie führen,“ lächelte der Gemswirth.

„Lassen Sie auch den Bürgermeister rufen.“

„Ist nicht nöthig, ich bin Gemeinderath,“ entgegnete er, ging schnell in das Haus und kam zurück in seinem langen Rock mit der Denkmünze. Die Herren sollen sehen, mit wem sie's zu thun haben, und vornehme Leute sind das, sonst hätten sie keinen Reitknecht und

hätten gesagt: „Trag' Deinen Braten weg, wir bezahlen ihn nicht.“ Den Einen glaubte er sogar zu kennen.

„Verzeihen Sie,“ sagte er zum Intendanten, „vor Jahren ist einmal ein Maler hier gewesen, der war Ihnen so ähnlich, wie ein Bruder dem andern.“

Der Intendant wußte, daß er selbst gemeint sei, aber er war jetzt nicht geneigt, auf eine Erneuerung der Bekanntschaft einzugehen.

Der Gemswirth geleitete die Fremden nach dem Hause Hanseis.

Unterwegs sagte er: „Eine schöne Person ist's gewesen, mächtig schön, aber gar arg nichtsnutz. Und ihre Angehörigen sind auch nichtsnutz, besonders der eine Bruder.“

Der Intendant winkte dem Redseligen, daß er schweige. Bruno biß sich die Lippen wund.

Beim Hause Hanseis, im Garten und am Weg stand eine große Menschenmenge, man konnte kaum durchdringen; die Weiber klagten, die Kinder schrieen, die Männer schalten.

„Platz da!“ rief der Gemswirth. Er schritt den beiden Männern voran durch die Menge, und Bruno hörte hinter sich sagen: „Der schöne Mann mit dem großen Schnurrbart das ist der König.“

„Nein, das ist er nicht, aber sein Vetter,“ sagte ein Anderer.

Die drei kamen in den Garten. Bruno lehnte sich an den Kirschbaum und der Intendant bedeutete den Gemswirth, den Gefährten nur ein wenig ausruhen zu lassen. Bruno stand da und die ganze Welt ging im Kreise mit ihm herum. Vom Kirschbaum fielen welke Blätter auf ihn nieder — er erschrak bis ins Herz hinein von der leisen Berührung. Endlich sagte er auf Französisch zu dem Freunde:

„Was nützt es der Todten, wenn ich sie sehe? Und mir schadet es ewig — es bleibt mir im Gehirn stecken.“

„Mein Freund, Sie müssen hinein! Bedenken Sie, diese Leute haben an der Fremden aus reiner Menschenliebe alle Wiederbelebungsversuche gemacht.“

„Dafür kann man ihnen Geld geben, aber was sollen wir uns noch mit den todten Resten abplagen?“

Bruno mußte doch hinein. Auf den Freund gestützt, trat er über die Schwelle.

Da lag im Hausflur die Leiche einer Frau. Auf demselben Fleck, wo Hansei vor zwei Tagen ihrer gedacht, lag jetzt die schwarze Esther; ihr glänzend schwarzes Haar hing in dicken Strähnen über das Gesicht, der Mund stand offen — der letzte Schrei den Irma gehört, lag noch darauf.

„Esther!" rief Bruno und bedeckte sich das Gesicht mit den schwarzbehandschuhten Händen.

„Das ist nicht Ihre Schwester," tröstete der Intendant, „kommen Sie fort, kommen Sie!"

Bruno konnte sich nicht von der Stelle bewegen.

„Ja, Schwester!" rief eine alte Frau, die jetzt sich an der Leiche emporrichtete. „Ja, Schwester. Habe ich dir nicht gesagt, thu' ihr nichts, weil sie dem schönen Fräulein durchgeholfen hat, sie thut sich sonst ein Leid an? Jetzt hast du's! Und gerade in dem Haus liegst du! O das Haus, das Haus! Der See wird's noch wegschwemmen; komm' herauf, See, hol' das ganze Haus! Wer seid Ihr? ¡Was wollt Ihr?" rief sie aufspringend und faßte Bruno am Arm. „Wer bist Du mit den schwarzen Händen? Laß Dich sehen! . . . Du bist's? Du? — Du hast Deinen Vater nicht sterben sehen wollen — was willst Du von meiner Esther? Herr im Himmel — jetzt weiß ich's, Du bist's gewesen, Du! Sag', Du bist's gewesen, sag's, mach' nicht die Augen zu, ich kratze sie Dir doch aus! Du bist's. — Ich will Dir einen Nagel in Dein Hirn schlagen, in das verfluchte Hirn, das ihrer vergessen. O, warum weiß ich's jetzt erst? Aber es hat Zeit genug, mein Thomas hat Dir schon einmal die Kugel aufs Genick gehabt — er wird Dir noch einmal . . ."

Bruno sank ohnmächtig um. Der Intendant fing ihn auf, aber er konnte ihn nicht halten und legte ihn nieder auf dem Boden, auf dem Esther lag.

Der Gemswirth eilte hinaus, um Wasser zu holen, und jetzt traten durch die offene Thür mehrere Männer ein, Doktor Sixtus, der Physikus, der Justiziar und Baum.

Sixtus brachte Bruno schnell wieder zum Aufathmen. Baum übersah mit raschem Blick, was hier vorging; er hielt sich an der Thürpfoste, er klammerte sich mit den Fingern wie mit einer Zange daran,

dann schlich er hinaus. Er ist hier nicht nöthig, und es kann noch Alles verloren gehen, wenn er jetzt sich verräth. Er brachte sich bis an den Kirschbaum im Garten, dort setzte er sich auf die Bank und knüpfte sich die Gamaschen auf und zu, dann nahm er seine Uhr heraus, zählte die Sekunden ab, zog die Uhr frisch auf, hielt sie ans Ohr und spielte nachlässig mit der Uhrkette. Er besann sich. Er sagte sich still, daß er das Große, das noch auszuführen ist, allein vollenden muß; er glaubt Irma auf der Spur zu sein. Sixtus will nichts davon wissen und spottet ihn aus — desto besser, dann fällt ihm das Verdienst allein zu; d'rum ist jetzt keine Zeit, jetzt am wenigsten, sich der Mutter anzunehmen. Die Schwester ist todt — das ist vielleicht das Beste für sie, und keinesfalls kann er sie wieder ins Leben zurückbringen. Später kann er ja unentdeckt für die Alte sorgen.

Baum war stolz auf seine Fassung und streichelte sich das Kinn.

Drin im Hause ging von Sekunde zu Sekunde Erschütterndes vor. Die Alte schrie und heulte, sie rannte in die Stube, riß das Fenster auf und schrie: „Schlagt ihn todt! Ersäuft ihn! Er hat sie ersäuft!"

Baum auf der Bank im Garten ließ die Uhr fallen, als er diese Worte hörte. Jetzt wurde die Alte vom Fenster weggerissen, Doctor Kumpan hielt sie.

Sie kam wieder an die Leiche ihrer Tochter.

„Schlaget uns Alle todt!" rief sie. „Es giebt keinen König auf der Welt und keinen Gott im Himmel!"

Die Alte raf'te, dann weinte sie, dann rief sie wieder ihrem Kind:

„Du hast den Mund offen, sag' nur ein einziges Wort, nur ein einziges Ja vor den Zeugen! Sag' seinen Namen, er hat Dich ins Unglück gestürzt und Dich im Elend verkommen lassen! Sie glauben mir's ja nicht. Sag' Du," rief sie dem Intendanten zu, ihn packend — „sag' Du: Hat er nicht ihren Namen gerufen und hat es bekannt? Geschieht dem nichts, der ein armes Wesen ins Elend und in den Tod gestürzt? Sag Du's" — wendete sie sich zu Bruno — „da hast Du den Ring, den mir Deine Schwester geschenkt, ich will nichts von euch!"

Sie stürzte sich wieder heulend und wehklagend auf die Leiche.

Bruno wurde endlich hinausgeführt. Er sah leichenblaß aus. Von den schwarzen Handschuhen waren Striemen in seinem Gesicht. Man setzte ihn unter den Kirschbaum auf die Bank; Baum stand auf, brachte Wasser herbei und Bruno wusch sich das Gesicht; er sah verwundert auf das weiße Tuch, das schwarze Flecke von seinem Gesicht abnahm.

Man kehrte nach dem Wirthshaus zurück. Bruno ließ die Hand des Intendanten nicht mehr los; er war wie ein furchtsames Kind, bei jedem Geräusch glaubte er, die Alte komme und kratze ihm die Augen aus und reiße ihm das Herz aus dem Leibe. Endlich faßte er sich und fragte den Intendanten, was er denn an der Leiche gerufen habe. Der Intendant erwiderte, er habe „Schwester!“ gerufen und die Alte habe „Esther“ verstanden und sei darauf ganz rasend geworden.

Bruno hörte zu seiner Beruhigung, daß er sich nicht verrathen. Er bestimmte indeß eine namhafte Summe zur lebenslänglichen Unterstützung der Alten, bei der Irma ihre letzte Herberge gefunden.

„O Freund,“ klagte er dem Intendanten, „ich werde das Bild der Ertrunkenen mein Lebenlang nicht vergessen.“

Bruno war so matt, daß er nicht mehr zurückreiten konnte. Der Wagen des Doktor Sixtus stand bereit, er setzte sich mit ihm ein, um nach der Residenz zurückzufahren. Der Hofarzt gab Bruno den traurigen Trost, daß man die Leiche Irmas nicht finden werde; die des verlorenen Wesens sei an die Oberfläche geschwemmt. Irma aber — das habe er vorausgesagt — sei von dem langen Reitkleid in die Tiefe gezogen und werde nie gefunden werden.

Beim Abschied sagte der Intendant zu Bruno:

„Ich habe Ihr tiefes Herz kennen gelernt!“

Bruno nickte still. Er ließ sich das gefallen, es mag gut sein, wenn der Intendant das so bei Hofe erzählt.

Als man zum Wagen ging, war die ganze Gegend in Regen gehüllt. Man sah nicht Berg, nicht See. Noch im letzten Augenblick der Abfahrt rief Bruno den Lakaien Baum und übergab ihm seinen rothkragigen Mantel, denn Baum sollte das Pferd Brunos besteigen und mit demselben heimkehren.

Der Intendant ritt von Baum geleitet zurück. Er rief Baum, der hinter ihm dreinreiten wollte, an seine Seite.

„Herr Intendant," sagte Baum, „das ist ein arges Theater."

„Ja, schauervoll. Ich glaube, die Mutter der Ertrunkenen ist verrückt."

„Herr Intendant," begann Baum wieder, „ich möchte Ihnen etwas sagen. Ich meine, es könnte doch sein, daß die Gräfin gar nicht ertrunken ist. Der Herr Hofarzt hat mich ausgelacht, aber ich hab' eine Spur und —"

Ein Schuß knallte. Baum stürzte vom Pferde.

„Diesmal hab' ich Dich getroffen!" schrie eine Stimme.

Thomas sprang aus dem Gebüsch hervor.

„Packt mich!" rief er. „Ich hab' ihn doch —"

Er sah die Leiche Baums am Boden — da schrie er rasend auf:

„Den Bruno hab' ich erschießen wollen, und nun Du? Du?"

„Bruder! mein Bruder!" brachte Baum noch mit röchelnder Stimme hervor — „Ich bin Wolfgang — Dein Bruder Jangerl! — Wolfgang — Zenza, meine Mutter ..."

Thomas eilte in das Dickicht zurück und drin hörte man noch einen Schuß.

Der Intendant stand verzweifelt. Der Regen rauschte nieder. Baum zuckte noch einmal. Da kam etwas mit Scherzen und Lachen herbei, wunderliche Gestalten mit aufgeschürzten Kleidern und seltsam verhüllt; es war die Badegesellschaft, der man heute früh im Wald begegnet war. Die Damen eilten entsetzt davon. Die Männer halfen dem Intendanten. Es wurden Bauern vom Feld gerufen, um Baum in's Dorf zurückzuschaffen: Andere durchsuchten das Dickicht und brachten bald die Leiche des Thomas mit zerschmettertem Kopf heraus.

Der Intendant traf den Justiziar im Dorfe. Er legte bei ihm alle Aussagen nieder und bald war das ganze Dorf im Wirthshaus versammelt. Es war aber auch kein kleines Ereigniß, drei Geschwister auf Einmal todt; und daß Baum sich zuletzt noch als Wolfgang Rauhensteiner zu erkennen gegeben, darüber wollte sich fast

Niemand wundern, Jeder wollte ihn schon längst erkannt haben, schon damals, als er in Begleitung des Hofarztes Walpurga abholte.

Am Abend saß der Intendant noch lange beim Gemswirth, dem er sich nun als der Maler von ehedem zu erkennen gegeben. Der Gemswirth erzählte viel von Hansei und Walpurga, es läßt sich denken, in welcher Art.

Die alte Zenza nahm die Nachrichten, die ihr wurden, dumpf dreinstarrend auf; sie schien Alles nicht recht zu fassen. Als man ihr sagte, daß der Graf Geld dagelassen und versprochen habe, immer für sie zu sorgen, lachte sie hell auf, und als man ihr zu essen brachte, aß sie Alles, was man ihr vorsetzte, mit Gier.

Baum, Thomas und die schwarze Esther wurden miteinander begraben.

Dreizehntes Capitel.

Der König war zur Jagd, die Königin war krank. Das Hofgefüge hielt fest, die Herren und Damen speisten an der gemeinsamen Marschalltafel und unterhielten sich über fernliegende Gegenstände; man war heiter, denn es ist Pflicht, den gegebenen Ton aufrecht zu erhalten.

Es war am vierten Tage nach der Schreckensnachricht. Die Hofdamen saßen nach der Mittagstafel unter dem sogenannten Pilz. Der Pilz war ein rebenüberwachsenes rundes Dach an der Bergecke des Weingeländes; das Dach ruhte auf einer Säule in der Mitte und sah von fern aus wie ein aufgespannter Schirm oder auch wie ein riesiger Pilz. Man war so glücklich von den Vorbereitungen zur Verlobung der Prinzessin Angelique sprechen zu können; man pries ihre erhabenen Eigenschaften, obgleich sie nur ein einfaches, bescheidenes und gutherziges Mädchen war. Man hatte den Katechismus des Hofes vor sich, den genealogischen Kalender; denn es hatte sich ein Streit darüber erhoben, in welchem Grade der mediatisirte Fürst Arnold von großmütterlicher Seite mit dem regierenden Hause verwandt sei. Die ganze Unterhaltung war indeß nur Nothbehelf.

Man sprach davon, daß der Intendant von der Reise zurückge-

kehrt sei, und man war noch nicht recht klar, welche Abenteuer er erlebt; daß es dabei Todte gegeben, Erschossene, Ertrunkene, wußte man, aber das Wer? und Wie? war noch räthselhaft.

Glücklicherweise sah man den Intendanten jetzt selbst des Weges daher kommen. Man begrüßte ihn mit halb neckischem, halb mitleidigem Zuruf. Er sah entschieden angegriffen aus. Man bot ihm den besten Stuhl in der Mitte — er sollte erzählen. Der Intendant sah sich geschmeichelt von dieser allgemeinen, wenn auch etwas neckisch vorgebrachten Huldigung, und war schnell wieder der Gefällige; er war bereit, um den Preis der Beliebtheit Alles zum Besten zu geben, und wenn's nöthig ist, auch sich selbst.

Er wollte zuerst von Brunos tiefer Trauer erzählen, aber dies war es nicht, was man wissen wollte. Gut — man will von Bruno nichts hören, übergehen wir ihn. Nun erzählte er nicht ohne geschickte Anordnung den grausigen Tod Baums, der als echter Bedienter für einen andern in den Tod gehen mußte, aber doch auch nicht unverdient; denn er hatte Mutter und Geschwister verleugnet, und fiel nun durch die Hand des Bruders, der sich dann selbst den Tod gab.

Alles war von Schauer ergriffen und man fand es höchst seltsam, daß hinter einem alltäglichen Lakaien, wie Baum war, so viel Abenteuerliches stecken sollte.

„Sie haben nun eine Tragödie erlebt, die sich selbst in Scene setzte," sagte eine der Hofdamen.

Der Intendant wußte, daß Tragödien nicht mehr beliebt sind, und gefällig wie immer, erzählte er nach den wahrheitsgetreuen Mittheilungen eines decorirten Biedermannes, des höchst ehrenwerthen Gemswirthes, einiges sehr Anziehende über Walpurga, die ehemalige Amme des Kronprinzen. Man stellte sich zwar — oder war es wirklich so? — als ob man diese Person völlig vergessen, ja kaum je gekannt habe — mein Gott, wer kann sich alle diese untergeordneten Personen merken? aber in Ermanglung eines andern unverfänglichen Unterhaltungsstoffes ließ man sich auch wieder von Walpurga erzählen, und Schöning berichtete nach den streng glaubwürdigen Mittheilungen des sehr ehrenwerthen Gemswirthes — so lautete immer seine Einleitung — überaus Lustiges von Walpurga und

ihrem tölpelhaften Gemahl. Der gute Hansei wurde in den Geschichten so bocksteif gemacht, daß er weder Hände noch Füße selbst gebrauchen konnte, und wenn er einen Gulden zählen sollte, so mußte der Schulmeister geholt werden. Besonders schmackhaft, und zwar mit etwas Wildgeschmack hergerichtet, war die Geschichte von einer Wette und einem Kammerfensterchen. Die Damen kicherten in sich hinein und schalten auf den Intendanten, daß er solch eine Geschichte erzähle; aber der Intendant wußte recht gut, daß sie solche Geschichten um so lieber hörten; je mehr sie schalten. Dabei hatte der Intendant mehrfach Gelegenheit, im Dialekt zu sprechen; er kam ja eben frisch aus der Heimath des Gebirgs-Dialektes, und er hatte das Talent, verschiedene Stimmen von Bauern und Bäuerinnen, die damals am Kammerfensterchen gestanden, nachzuahmen und dabei allerlei saftige Kraftworte anzubringen; es vergnügte ihn selbst, solche losplatzende Frösche und Sprühteufel unter die Damen zu werfen, daß sie da und dort laut aufschrieen: „O Sie entsetzlicher Mensch! Sie abscheulicher Mensch!“ Eine Dame stach ihn sogar mit ihrer Sticknadel; aber er erzählte immer ruhig weiter; er wußte wie dankbar man ihm war.

Und so wenig es Hansei etwas schadete, daß von ihm als einem Tölpel gesprochen wurde, so wenig schadet es ja Walpurga, wenn man sie etwas bunter ausstaffirt — auf dem Theater sind ja die Röcke der Bäuerinnen auch kürzer als in der Wirklichkeit. Und so dichtete der Intendant — gewiß mit dem besten Willen, er that es ja nur, um den Damen gefällig zu sein — Walpurga allerlei wunderbare Eigenschaften an, ja man wollte sogar wissen, daß sie der Pfarrer am ersten Sonntag nicht ohne Grund in die Sacristei hatte rufen lassen.

Zuletzt, allerdings mit Vorbehalt und Verwahrung, berichtete der Intendant, daß Walpurga von einer gewissen Dame, die ihre Freundin war, Tausende und Tausende erhalten habe, es ließe sich allerdings nicht sagen, wofür, aber ein großes Bauerngut hätten sich die Leute gekauft; freilich hätten sie auswandern müssen, denn derart erworbenes Gut bringe keine Ehre, selbst auf dem Lande nicht. In der ganzen Gegend spreche man davon, und auch der Amtmann habe es bestätigt, daß sie das ganze Gut baar in blankem Golde aus-

bezahlt habe und das betrage mehr als das Sechsfache dessen, was Walpurga nachweisbar erhalten habe.

Der Intendant wiederholte, daß er nicht entfernt die Absicht habe, eine Verleumdung weiterzutragen; aber er wollte interessant sein, und dafür gab er sich und Andere preis.

Man war glücklich, diese ewig aufgeputzte Landunschuld einmal in ihrer Wirklichkeit zu sehen, und man wünschte nur, daß die Königin auch vernommen hätte, wie ihre geliebte Gestalt aus dem Volke in Wahrheit aussieht.

Es schien aber dafür gesorgt, daß sie es erfahre.

Vierzehntes Capitel.

Der König jagte im Hochgebirge; er war in Wahrheit ein Jäger; er ließ sich das Wild nicht vor den Lauf treiben, er stieg der Gemse nach auf den steilsten Berggrat, sein abgehärteter elastischer Körper überstand mit Leichtigkeit jede Strapaze und sein ganzes Wesen gewann sehnige Spannkraft und frischen Muth im Waidwerk.

Die Hofcavaliere hatten eine Witterung davon, daß im Geiste des Königs etwas vorging; die beständige und fast ausschließliche nächste Begleitung Bronnens war räthselhaft.

Es war bekannt, daß Bronnen es verweigert hatte, als Kriegsminister in das Ministerium Schnabelsdorf einzutreten; jetzt, hieß es, hat Schnabelsdorf den Nachtheil davon, daß er nur am grünen Tisch Meister ist und nicht mit zur Jagd gehen kann. — Bronnen hat auf mehrere Tage das Ohr des Königs.

Die Büchsen knallten auf den Höhen und manches Thier erlag; die Büchsen knallten im Thal und ein Bruderpaar sank in den Tod, und in der Hauptstadt war ein Gerede, das wie Meeresbrausen tönte. — Die Königin vernahm von alledem keine Kunde; in ihren Gemächern war es still, nicht einen Fußtritt, nur manchmal leises Flüstern hörte man.

Die Königin hatte die Worte über den Tod Eberhards in der Zeitung mit Bitterkeit gelesen, und doch hatte die Zeitung dem, was die öffentliche Stimme sprach, noch mit Zurückhaltung Ausdruck gegeben.

Man erzählte sich Grausenhaftes vom Hofe. Die Königin sei bei der Nachricht vom Tode der Gräfin Wildenort in Wahnsinn verfallen.

Die Menschen ahnten nicht, was in diesem Gerücht lag. So schauervoll war nicht der Weg Irmas in jener Nacht über Berg und Thal, als der Gedankengang der Königin.

Sie dachte an Irma, sie haßte und verabscheute sie und doch beneidete sie ihr den Selbstmord — eine Königin darf sich nicht selbst morden; es ist unerhört in der Geschichte. Eine Königin muß warten, bis man sie langsam, etikettengemäß tödtet, lebendig einbalsamirt, bis sie endlich todt ist, und dann noch wird sie nicht begraben, nein — beigesetzt in der Gruft ... Nur immer erhaben, nur immer droben. Nur um Alles in der Welt keine Königin, die sich selbst mordet ...

Man wollte der Königin ihr Kind bringen; sie wollte es nicht sehen — Irma hat es geküßt. Sie rieb sich oft und oft die Hand und die Wangen; sie waren unrein, sie brannten — Irma hat sie geküßt.

Alles war ihr vernichtet: Liebe, Freundschaft, Glaube, Treue, die weite Natur, wie sie dem Auge sichtbar und dem Ohr hörbar, die Kunst des Bildes, des Klanges, des Wortes — Alles war ihr verwüstet, denn Alles hatte Irma besessen, erhöht, besprochen, und es war nun Lüge, Fratze geworden.

Schaudernd sprang die Königin einmal auf! die strenge Folge der Gedanken muß den König zum Selbstmord zwingen. Er kann es nicht ertragen, daß die, die er zu Grunde gerichtet, noch so viel Muth und Geradheit hatte, nicht weiterleben zu wollen ... Er kann nicht weiterleben. Wie will er die Flinte auf ein unschuldiges Thier richten und nicht auf sich selbst?

Wer von Tausenden genannt und Tausenden verpflichtet ist, darf nicht selbst Hand an sich legen ... Wie durfte er aber sich ein Thun gestatten, das seine Erhabenheit tödtet! Wo konnte er noch irgend Wahrheit verlangen, wenn er selbst ...

Die Königin fuhr wie wahnsinnig auf bei diesen Gedanken.

Die Menschen fabelten, die Königin sei wahnsinnig — ein dunkles Gefühl sagte ihnen, an welchem Abgrund sie wandelte.

Sie gab Befehl, daß Niemand zu ihr eingelassen werde; sie

schaute dabei lächelnd auf — sie kann noch befehlen, es gehorcht ihr noch etwas . . .

Nach geraumer Zeit erhob sie sich und befahl, daß man den Leibarzt rufe; er erschien sogleich, er hatte im Vorgemach verweilt.

Die Königin berichtete ihm die ganze Wirrniß ihres Denkens, es erleichterte ihr das Herz; nur das Eine konnte sie nicht sagen: daß sie doch fühle, wie der König sie liebte — so weit sein unsteter rastloser Sinn das aufkommen ließ, was Liebe zu nennen ist. Sie gestand dem Leibarzt Alles, nur dies Eine nicht — sie schämte sich, daß sie noch jetzt einen Gedanken der Liebe mit dem König verband.

„Ach Freund," — klagte sie zuletzt — „giebt es denn nicht auch ein Chloroform für die Seele, für eine Provinz in der Seele, ein Tropfen Lethe? Lehren Sie mich vergessen, stumpf sein. Ich vergehe im Denken."

Der Leibarzt wollte nach seiner Weise und wie es seine Wissenschaft erheischte nicht von Fall zu Fall heilen und flicken, er wollte den Organismus umstimmen. Hat die Königin gelernt, anders zu denken, so ist auch der nächste gegebene Fall in die entsprechende Perspective gesetzt. Er tröstete daher nicht, er leitete ihre Gedanken nur weiter; deckte ihr die Gründe auf im Thun und Lassen der Menschen. Er behandelte sie nach dem großen Grundsatz jenes einsamen Philosophen, daß in allem Treiben der Menschen die Naturgesetze walten; hat man diese begreifen und verstehen gelernt, dann ist keine Rede mehr von Verzeihen, wenngleich das Verzeihen mit eingeschlossen liegt in dem Erkennen der Naturnothwendigkeit.

In dieser Betrachtungsweise suchte Gunther wie nach einem Brande Schutt und rauchende Trümmer wegzuräumen; noch schlug da und dort bei der Hebung eine Flamme auf, aber sie war doch nur vereinzelt.

Die Königin klagte, wie sie nichts als das Chaos vor sich sehe; sie ging so weit, es einen Wahnwitz zu nennen, gut sein zu wollen. Gunther gab ihr keinen andern Trost als den, daß auch er den ganzen Jammer der Verzweiflung kenne; er gab sich nicht wie ein draußen in Geborgenheit Stehender, der dem in Todesangst Ringenden zuruft: Komm zu mir, hier ist gut wohnen. — Er war ein Genosse

des Elends. Er erzählte von den Zeiten, da er nicht nur an seiner Kunst verzweifelte, an keine Heilung und keine Gesundheit mehr glaubte, sondern ihm auch aller Glaube an eine vernünftige Weltordnung geschwunden war. Er verfuhr nach dem Grundsatz, daß man dem Verzweifelnden nur zeigen kann: Siehe, es haben Andere gelitten wie du, und sie haben gelernt, weiterzuleben.

Ist dieses Bewußtsein in dem Bedrängten aufgegangen, so athmet er zum Erstenmale wieder im Licht und betritt die erste Stufe der Erlösung.

„Ich will Ihnen das schwerste Bekenntniß meines Lebens machen," sagte der Leibarzt.

„Sie?"

„Es gab eine Zeit, wo ich die Leichtfertigen, ja die Lasterhaften beneidete; ich neidete ihnen ihren Leichtmuth. Ich wollte auch so sein. Wozu sich die Seele belasten mit sittlichen Erwägungen, wenn sich's so gut leben läßt im Zusammenraffen alles dessen, was reizt und lockt?"

Der Leibarzt hielt inne, die Königin sah ihn groß an. Er fuhr mit Ruhe fort:

„Ich habe mich gerettet und in meiner reichen Erfahrung habe ich gefunden: Jeder Mensch, auch der zum Besten strebende, hat — wenn man so sagen kann — eine Gespensterkammer in seiner Seele; es gab eine Zeit, einen Moment, wo er in Unreinheit verfiel oder doch nahe daran streifte, eine Unthat zu begehen."

Aus langem stillem Brüten fragte die Königin:

„Sagen Sie, giebt es glückliche Menschen auf der Welt?"

„Wie meinen Sie das, Majestät?"

„Ich meine: Giebt es Menschen, in deren Leben Neigung und Bestimmung vollkommen harmonieren, und die sich dieser Harmonie bewußt sind?"

„Ich danke. Ich sehe, Sie befleißigen sich geschlossener Fassung im Ausdruck. Sie wissen, Majestät, ich beurtheile einen Menschen wesentlich nach seiner Satzbildung. Es kommt nicht darauf an, sogenanntes Geistreiches vorzubringen, sondern das, was man sagt, klar und bündig."

Die Königin merkte wohl, daß der Freund sie zur Kraft allgemeiner Betrachtung und fester Geschlossenheit führen wollte; schmerzlich lächelnd sagte sie:

„Und wissen Sie eine Antwort auf meine Frage?"

„Ich glaube. Majestät kennen die Geschichte vom Hemd des Glücklichen?"

„Nicht mehr ganz."

„Also kurz gefaßt: Ein König war krank, er konnte nur gesund werden, wenn ihm das Hemd eines Glücklichen verschafft wurde. Man sucht und sucht, und findet endlich einen unsäglich armen und dabei unsäglich glücklichen Menschen und — er hat kein Hemd auf dem Leibe. — Ich, nach meiner Ueberzeugung, drehe die Geschichte um. Wäre ich ein Dichter, ich würde in einer großen Reihe von Bildern von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land das Leben der Menschen aufrollen und zeigen: Seht her! da klagt dieser und jener, diese und jene, und sie sind glücklich, oder vielmehr sie sind eben das, was sie sein können. Jedem Menschen ist das Maß seines Glückes in seiner Eigenthümlichkeit zugetheilt, er empfindet Glück oder Unglück gleich hoch oder tief, dumpf oder klar. Die Dichter sind die Glücklichsten oder Unglücklichsten, weil sie Glück und Unglück am höchsten empfinden. Jedem ist das Glück gegeben, das seiner Naturnothwendigkeit entspricht, und Unglück ist nothwendig, um das Glück zu fühlen, wie wir nur aus dem Schatten das Licht erkennen."

„Sie glauben also, alle Menschen seien glücklich?"

„In Wahrheit sind sie es, aber in der Wirklichkeit nicht, weil sie sich nicht mit ihrer Naturnothwendigkeit einigen und immer und überall ihr Glück in dem suchen, was sie nicht haben, oder besser, nicht sind."

„Ich fasse das noch nicht ganz, aber ich werde es zu fassen suchen," erwiderte die Königin. „Aber sagen Sie mir: Kann auch der Schuldbewußte noch glücklich sein?"

„Ja, wenn er frei wirkt und schafft und das Bewußtsein seiner Schuld ihn nur verzeihender und thätiger macht. Majestät! Der Irrthum, die Unebenheit, oder das, was man Fehler eines Menschen nennt, ist entweder ein Ueberstrotzendes oder ein Mangel, was sich

gewissermaßen als Hautrelief oder Basrelief seiner Natur darstellt. Die Fehler des Ueberquellenden lassen sich durch Erziehung und Erkenntniß ausgleichen, die des Mangels nicht. Die meisten Menschen verlangen aber von ihren Zugehörigen und Allen, die sie schön und groß wünschen, daß sie die Mängel ihrer Natur ausfüllen. Das geht nun und nimmer."

Die Königin war lange still. Sie nahm offenbar die Gedanken des Freundes in die Seele.

„Auch ich habe einen solchen Basrelief=Fehler," sagte sie endlich, „ich weiß es. Ich sehe es als eine Strafe Gottes oder der Natur an, daß mir mit Untreue und Abfall gelohnt werden mußte, weil ich den Glauben meiner Väter hatte aufgeben und einen fremden annehmen wollen. Ich war dem König dadurch schwach und haltlos erschienen, er mußte mich verlassen. Ich wollte abtrünnig werden und werde mit Abtrünnigkeit gestraft."

So rief die Königin und weinte; sie weinte über sich selbst.

Gunther blieb still und ruhig.

Die Königin betrat die zweite Stufe der Erkenntniß.

„Jener Abfall in Gedanken" — begann Gunther nach geraumer Pause, „Majestät, wissen, ich habe ihn nie gebilligt — jene Lockerung des Gewohnten war doch auch ein Symptom, daß Majestät sich Ueberzeugungen neu aufbauen müssen, die nicht nur mit Ihrer Natur stimmen, sondern auch aus Ihrer Natur heraustönen. Majestät! Jede klare Erkenntniß, jede Ueberwindung des Schmerzes ist eine Wandlung und Neubildung des Daseins, eine Läuterung, wie man es sonst nennt."

„Ich verstehe," erwiderte die Königin. „Ja, ich möchte die Weltordnung kennen, ich möchte die Vernunft im menschlichen Geschick verstehen. Warum muß ich das erleben? Macht es mich besser? Bringt es mich zu edlerem Thun? Wäre ich nicht viel besser, wenn mein Leben ungetrübt geblieben? Ich habe die Menschen alle so sehr geliebt. Ach, es war so schön, Niemanden auf der Welt zu wissen, der mir feind, und noch schöner, Niemanden zu wissen den ich hassen, verabscheuen muß. Und nun? Was soll ich noch thun? Mir ist, als wenn ich zu jedem Schritt über eine Schwelle müßte, darauf eine

Leiche liegt. Ich habe keinen freien Schritt mehr in der Welt. Sie sind ein weiser Mann. Helfen Sie mir! Führen Sie mich hinweg über diese entsetzlichen Gedanken!"

„Ich bin nicht weise, und wäre ich's, ich könnte es Ihnen nicht geben. Die Alten haben die Sage, daß man die Hesperidenäpfel nur zeigen, aber nicht für Andere pflücken kann."

„Wol! Wol! Es sei. So antworten Sie mir: Wäre es nicht besser, in Tugend, im Glauben an die Menschen größer, schöner, stärker zu werden?"

„Die Kindschaft der Seele ist ein Glück, die klare Erkenntniß ein Verdienst und, wie ich glaube, ein nothwendiges und haltvolles Glück —"

„Sie lenken mich ab. Sie haben den Schlüssel auch nicht."

„Ich habe ihn nicht. Unser Leben ist nichts als harte Nothwendigkeit. Duck' unter! heißt es — laß es auf dich hereinhageln und stehe fest! Die Sonne kommt wieder. Wir stehen im Bannkreis unseres eigenen kleinen und des allumfassenden Naturgesetzes. Es kreist kein Stern am Firmament für sich und vollzieht selbständig seine Bahn ohne Abirrung, die Gestirne rings um ihn her ziehen an, stoßen ab; aber es gilt, in sich zu verharren. So auch die Menschen."

„Sie geben eine Medicin und hoffen doch allein auf die Heilkraft der Natur."

„Allerdings, Majestät. Das in unserer Natur gegründete Gesetz allein hilft."

Nach einer Weile fügte er hinzu:

„Man kann zu dem momentan Gebeugten nicht von erfrischenden Wanderungen auf den Höhen sprechen, ihn nicht dazu aufrufen. Wenn Du können wirst, wirst du wollen; denn der Wille ist das nach außen gewendete Können. Jetzt in der Betroffenheit des ersten Schlages sind Sie, Majestät, noch eingehüllt in die allgemeine Naturmacht, die Sie trägt. Die allgemeine Naturmacht setzt das Dasein fort, bis es wieder zum Leben, zur freien That wird. Meine gute Mutter faßte das in ihrer religiösen Weise in die Worte: Wenn Gott nur so lange hilft, bis man sich selber helfen kann."

„Ich danke," sagte die Königin. „Ich danke," wiederholte sie und schloß die Augen.

Fünfzehntes Capitel.

Am selben Morgen, an welchem der König auf dem Jagdschloß mit Bronnen saß, trat der Leibarzt, zur Königin gerufen, ein. Sie lag aufgerichtet auf dem Ruhebett, weiß gekleidet, und sah erschöpft und bleich aus; sie sprach es aus, wie sie voll Zorn sei über sich selbst, über die Eitelkeit und Einbildung, daß sie, eine junge Königin, sich für gut und klug, ja für eine höher bevorzugte Natur gehalten; sie spottete über ihre Albernheit und Eitelkeit.

„Wußten Sie von dem, was hier vorging,“ fragte sie den Leibarzt.

„Nein. Ich konnte es nicht glauben, und jetzt erst verstehe ich den gräßlichen Tod meines guten Eberhard. Ein Vater in solchem Schmerze! —“

Die Königin ging nicht auf dieses ein; sie sprach fast zu sich:

„Wenn ich mir die Tage zurückrufe, die Stunden, in denen sie sang — ist es möglich, solche Lieder, solche Worte zu singen, von Liebe, Güte, Hoheit, Reinheit und dabei nichts in der Seele, ja schrecklicher als nichts, Falschheit, Heuchelei? Jedes Wort schielt! Dürfen wir Fürsten sein, uns über Andere stellen, über Andere herrschen, wenn wir uns nicht durch Reinheit und Seelengröße über sie emporheben? Ich bin eine Andere geworden seit gestern. Meine Seele lag tief unten auf dem Seegrund und über mir die Wellen des Todes, der Verzweiflung. Nun aber will ich leben. Sagen Sie mir nur, wie man es aushält. Sie sind nun schon so lange hier am Hof und verachten Alles; schütteln Sie nicht den Kopf, ich weiß, Sie verachten Alles! — Sagen Sie mir, wie hält man das aus? Wie macht man es, daß man doch bleiben, doch leben kann? Sie müssen das Geheimmittel haben. Geben Sie mir's! Das allein wird mich retten.“

„Majestät!“ versetzte der Arzt, „Sie sind noch in fieberischer, überreizter Stimmung.“

„Wirklich? Das also ist Ihre Wissenschaft? Die Fürsten haben Recht, wenn sie die Menschen mißbrauchen, denn die Menschen, auch die besten, sind Höflichkeitsschatten! Auf Sie hatte ich Alles gesetzt, Sie hatte ich hochgehalten. Und was geben Sie mir? Einen Handschuh, wo ich eine Hand fassen will. Sie lächeln? Ich bin nicht

wahnwitzig, ich bin nur aufgewacht. Ich habe die Stunde gelebt, wo mir auf Einmal die ganze schöne Welt — ach, sie war so schön! — lauter kriechendes Gewürm, fauler entsetzlicher Grabesmoder ward. O, es ist schrecklich! Ich glaubte, daß es Einen freien Menschen gäbe, Einen, dem man Alles sagen, von dem man Alles fordern könnte — Sie sind es nicht. Ach es gibt nur titeltragende Geschöpfe auf dieser Erde, es giebt keine Menschen!"

„Du sollst nicht vergebens an mir gerissen haben," murmelte Gunther halblaut und erhob sich.

„Ich wollte Sie nicht kränken!" rief die Königin. „Ach, so ist's ja, in Kummer und Schmerz verletzen wir gerade unsere Nächsten."

„Beruhigen Sie sich, Majestät!" erwiderte Gunther sich niederlassend. „Wenn etwas gut an mir ist, so darf ich sagen, ich verweichliche mich nicht. Ich bin hart gegen mich, und darum bin ich es auch gegen Andere."

Die Königin schloß die Augen, dann aber schaute sie wieder groß auf und sagte:

„Ich fürchte nichts mehr."

Gunther fuhr fort.

„Nun denn, so wissen Sie. Keine Phantasie eines Menschen kann ausdenken, wie niederträchtig und jammervoll das Gewirre des Menschenlebens ist, aber auch Keiner kann ergründen, wie schön, wie groß, heilig und erhaben trotz alledem. Majestät! Ich bin hier im Schlosse, das eine Welt im Kleinen ist, eine Welt für sich. Da ist hingezogen Alles, was gräßlich, und Alles, was erhaben ist, und — die Blumen blühen und die Bäume grünen und die Sterne schimmern darüber. Auch im Verächtlichsten blüht noch eine Blume, glänzt noch ein Stern. Es fällt ein Tropfen aus der Himmelswolke, er fällt auf die staubige Straße und Staub und Tropfen werden zu Straßenschmutz. Aber für das Auge, das tiefer sieht, ist der Tropfen noch rein, wenn auch fast bis zur Unkenntlichkeit zersplittert und bis zur Untrennbarkeit vereint mit dem trübenden Staub. Doch auch dieses Bild genügt nicht ganz. Kein sinnliches Bild, das uns das Ewige, das uns Gott veranschaulichen soll, trifft ganz zu. Auch im Stäubchen ist Gott. Nur vor unserm Auge ist es Staub, vor dem Auge

Gottes ist es so rein wie das Wasser und gleicherweise eine Stätte der Unendlichkeit. Die Menschen alle, die Ihnen so verlogen erscheinen — diese Menschen alle möchten gern gut sein, wenn es nur nicht so viel Mühe kostete und so manche Entbehrung auferlegte. Die meisten Menschen wollen Tugend gewinnen, aber nicht erwerben; sie möchten gern das große Loos in der Morallotterie gewinnen. „Ach, wenn ich nur ganz gut wäre," klagte mir einmal eine verdorbene Unschuld. Majestät! Der reine Gedanke spricht: Haß und Verachtung sind nicht gut, denn sie schädigen die Seele. Die Kunst des Lebens ist: das Niedrige als niedrig zu erkennen, aber durch Leidenschaft gegen das Gemeine sich nicht selbst zu erniedern. Sie müssen den Haß aus dem Herzen ziehen und Frieden schließen mit dem Geiste. Der Haß zertrümmert die Seele. Sie müssen wissen: Laster und Missethaten sind bei Licht betrachtet gar nicht wirklich, sie sind nichts als Mängel! sie können tausendfache traurige Folgen haben, aber sie bestehen nicht; die Tugend allein ist eine Wirklichkeit. Stellen Sie sich hier herauf, und es sind nur noch Schatten, die Sie quälen."

„Ich sehe die Stufe," sagte die Königin, „helfen Sie mir hinauf!"

„Es giebt nur Selbsthülfe. Jeder muß lernen, souverän zu werden; selbst die Königskrone verleiht das nicht. Das Gesetz lehrt: Du bist souverän, wenn du deine Seele nicht von Haß und Verachtung erfüllen und dir damit die Welt rauben lässest, die dir gegeben, sei diese Welt groß oder klein."

„Ich glaubte zu sehr an Tugend und Güte —"

„Wol. So lange man an die Menschen glaubt, kann man getäuscht werden und wird verzweifeln; man will und wird immer nur sehen, was die Menschen für uns sind, nicht, was sie für sich sind. So lange man an die Güte der Menschen glaubt, kann uns das Verkehrte, wo man Gutes erwartete, irre machen. Sobald man aber weiß und erkennt das Göttliche in Jedem, das der Träger selbst nicht kennt, ist man geborgen im Höchsten, und die Welt ist dir geborgen im Höchsten."

Die Königin richtete sich rasch auf, sie reichte dem Leibarzt beide Hände und rief:

„Sie sind ein Wunderthäter!"

„Ein Wunderthäter? Nicht doch, nur ein Arzt, der schon viele fiebernde und viele todesstarre Hände in seiner Hand gehalten. Ja, meine ärztliche Kunst mag Ihnen ein Sinnbild sein. Wir helfen dem Menschen, und fragen nicht, wer er sei, wir helfen ihm zu jeder Tages-, zu jeder Nachtzeit, weil ihm geholfen werden muß — und sei es, daß er dann, wieder gesund geworden, seinen schlimmen Weg weiter wandle. Das Einzelne ist unsere That, das Ganze unser Denken. Wir selber sind Stückwerk, unser Thun ist Stückwerk, das Ganze ist Gott."

„Ich verstehe das, ich glaube es zu fassen. Wir leben aber doch nur im Einzelnen, und wie erträgt man das einzelne schwere Schicksal? Kann man denn im Guten genommen — ich meine es im Guten — immer außer sich sein?"

„Ich weiß, Leidenschaften, Affekte, lassen sich nicht durch Ideen berichtigen; denn sie erwachsen auf verschiedenem Grunde oder vielmehr sie bewegen sich in ganz andern Sphären. Majestät! Es sind wenige Tage her, da habe ich meinem alten Freunde Eberhard die Augen zugedrückt. Er war ein Mann, der zum Höchsten strebte und im Besten lebte, einsam, von der Welt abgewendet; aber nur selten und nie voll gelang es ihm, sein Naturell durch die Idee zu berichtigen. In seiner Sterbestunde schwang er sich hinaus über das Leid, das entsetzliche, das ihm im Herzen brannte um sein Kind: er rief sich Gedanken zu, die er aus der klaren Erkenntniß seiner besten Stunden geschöpft, und starb in ihnen frei und erhoben. Majestät, Sie sollen noch leben und wirken, sich selbst erhöhen und Andere. Ich rufe Ihnen eine Stunde in Erinnerung. Dort unter jener Hänge-Esche, wo Sie, aufgenommen vom reinen Menschenthum, sich des armen Kindes erbarmten, das zwiefach hülflos in die Welt gesetzt ist, und ihm die Mutter nicht rauben wollten — den reinen und echten Geist jener Stunde rufe ich in Ihnen an. Damals waren Sie groß und verzeihend, weil Sie noch nichts gelitten; Sie warfen keinen Stein auf Gefallene, Sie liebten und Sie verziehen."

„O Gott!" rief die Königin, „und was ist mir geworden? Das Weib, an dessen Brust mein Kind ruhte, ist der Verworfensten eine. Ich hatte sie geliebt wie die Bewohner einer andern unschuldsvollen

Welt, und nun ist mir's klar geworden, sie war die Vermittlerin, eine Heuchlerin ohnegleichen unter der Maske der Naivetät. Ich hatte geglaubt, in der einfachen ländlichen Welt lebt noch die Reinheit und Wahrhaftigkeit — es ist Alles verdorben und verkehrt. Die Welt der Naivetät ist schlecht, ja noch schlechter als die der Corruption."

„Ich streite jetzt nicht um die einzelne Person; ich glaube, daß Sie sich in Walpurga irren; aber sei es auch, daß Sie Recht haben, so viel ist doch klar: das was man Bildung und was man Unbildung, Glauben oder Unglauben nennt, kann sittlich und unsittlich lassen; die wahre Erkenntniß allein ist die Reinheit, die wiedergewonnene, feste. Erweitern, erheben Sie den Blick und sehen Sie über das Einzelne hinweg und sehen Sie das Ganze; nur im Ganzen ist Versöhnung."

„Ich sehe wol, wo Sie stehen, aber ich kann nicht hinan; ich kann nicht mit Ihrem Teleskop hinausschauen — immer nur in Ihren blauen Himmel. Ich bin zu schwach. Ich weiß wol, wie Sie es meinen. Sie sagen: siehe hinweg über diese paar Menschen, über diese Spanne Raum, die man ein Königreich nennt, sie sind nicht mehr als einige Halme im Feld, eine Scholle im All."

Der Arzt nickte zufrieden, aber die Königin fuhr traurig fort:

„Ja, aber dieser Raum und diese Menschen — das ist meine Welt. Wenn nicht um uns her — ist die Reinheit dann bloße Phantasie? Wo ist sie?"

„In uns," erwiderte Gunther, „und wenn in uns, überall, und wenn nicht in uns, nirgends. Der steht auf der Vorstufe, der noch etwas verlangt. Das ist die rechte Liebe noch nicht; die rechte Liebe zu den Dingen der Welt und zu ihrem Urgrunde, Gott, hat man erst, wenn man keine Gegenliebe, wenn man nichts dafür verlangt. Du liebst das Göttliche in den Dingen, die sich nicht selbst in ihrer Göttlichkeit erkennen, die versunken und verschüttet sind, unerlöst, wie es die Kirche nennt; diese Liebe zur Gottheit oder zur ewigen reinen Natur ist die höchste Freude, hat mich mein Meister gelehrt und ich habe es in mir gelernt, und Sie, Majestät, sollen es auch und können es. Dieser Park gehört Ihnen; die Vögel, die in ihm wohnen,

Luft und Licht, die darin strömen und schaffen, und seine Schönheit gehören nicht Ihnen, sondern mir und Jedem, so gut wie Ihnen. So lange man noch im gemeinen Besitz der Welt ist, kann man sie verlieren, sobald man aber in den reinen Besitz der Welt gekommen, kann Niemand mehr sie uns rauben. Es gilt, stark zu sein und zu wissen: Haß ist Tod, Liebe allein ist Leben, und so viel Liebe in dir, so viel Leben und Göttlichkeit ist in dir."

Gunther erhob sich und wollte sich entfernen. Es ist genug. Das innere Denken der hohen Frau darf nicht überschüttet werden. Die Königin bat ihn indeß mit einem Wink der Hand, noch zu bleiben. Er setzte sich wieder. Lange war es lautlos im Gemach.

„Sie können nicht denken," begann die Königin wieder, „doch, das ist eine der Redensarten, die wir auswendig gelernt haben, ich meine das Gegentheil: Sie können sich denken, welch eine Umwälzung alles das, was Sie mir sagen, in mir machen muß."

„Ich begreife es."

„Lassen Sie mich nur noch Einiges fragen. Da, wo Sie stehen und wohin Sie mich führen wollen, ich glaube — nein, ich sehe, ich weiß, daß hier oben ewiger Friede, es ist aber auch so einsam und kalt; ich habe ein Gefühl der Bangigkeit, als würde ich in einem Luftballon in die dünne Atmosphäre hinaufgetragen und es würde immer mehr Ballast ausgeworfen. Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Ich verstehe nicht, wie man den Menschen liebreich nahe sein und ihnen doch nur so von fern zusehen kann, wie einem Spiel der Naturkräfte. Hier oben verschwindet doch eigentlich jeder Klang und jedes Bild."

„Gewiß, Majestät, es giebt ein Reich des Denkens, in dem Hören und Sehen vergehen muß; da ist nur Denken und nichts Anderes mehr."

„Ist das aber nicht ein Denken aus dem Tode heraus in das Leben hinein? Ist das etwas Anderes, als klösterliche Selbsttödtung?"

„Das gerade Gegentheil. Dort liebt man den Tod oder preist ihn wenigstens, weil nach ihm das Leben erst beginnen soll. Ich gehöre nicht zu denen, die ein anderes Leben verneinen; ich sage nur mit meinem Meister: unser Wissen ist ein Wissen vom Leben und

nicht vom Tode, und wo mein Wissen aufhört, hört mein Denken auf. Unsere Arbeit, unsere Liebe gehört dem gegenwärtigen Leben. Und weil Gott in dieser Welt ist, in Allem, was darin erscheint, und nur in den Dingen, darum haben wir dies Göttliche in Allem zu befreien. Das Gesetz der Liebe soll walten. Und was das Naturgesetz in den Dingen, das ist das Sittengesetz und das Recht im Menschen."

„Ich kann mich nicht darein finden, wie Sie die Gotteskraft so in Millionen Theile zersplittern. Wenn man einen Stein in Splitter zerbricht, bleibt jeder Theil noch ein Stein; aber eine Blume, die man zerreißt, da sind die Stücke keine Blume mehr."

„So nehmen Sie dies Bild, obgleich in Wahrheit kein Bild ausreicht. Die ganze Welt, das Firmament und die darauf lebenden Geschöpfe — sie alle sind nicht zertheilt, sie sind Eins, sie sind, vor dem Gedanken zusammen geschlossen, die Blume, daraus die Gottesidee duftet, und der Duft, der hinaussteigt, ist in der Blume und haftet an ihr; die Werke aller Dichter, aller Denker, aller Helden sind nur Duftströme, die durch Raum und Zeit dahinschweben. In der Blume selbst haften und sind sie ewig. Nicht im Einzelnen zertheilt ist der ewige Geist da, er ist nur als Einheit in der ganzen Welt, in jedem Wesen, jeder Zelle am Baum, an der Blume. Wer in der Unendlichkeit denkend steht, sieht als die Welt den großen Blumenkelch, daraus der Gedanke Gottes duftet."

Die Königin hielt längere Zeit das Gesicht mit beiden Händen verdeckt. Gunther verließ das Gemach.

Sechzehntes Capitel.

Der König kam von der Jagd zurück. Das muthige Wandern über die Berge hatte ihn erfrischt und dazu trug er ein neues Gedankenleben in der Seele.

Er hatte bereits Alles erfahren, was am See vorgegangen. Das ist nun abgethan, man kann sich nicht mit Vergangenheiten schleppen.

Er erfuhr, daß die Königin seit der Schreckensnachricht ihre Ge-

mächer nicht verlassen hatte. Er ließ den Leibarzt rufen. Dieser erstattete ihm Bericht über das Befinden der Königin, und empfahl noch große Schonung.

Der König glaubte in Wort und Ausdruck des Leibarztes eine noch strengere Zurückhaltung als sonst zu bemerken; er hätte ihn gern gefragt, was die Königin denke, wie sie sich das traurige Ereigniß zurecht gelegt und überwunden habe; aber es war ja die Pflicht des Arztes, ihm das von selbst zu berichten. Endlich entschloß sich der König, zu fragen:

„Ist die Königin auch im Gemüth ruhig?"

„Schön und edel wie immer," erwiderte der Leibarzt.

„Hat sie in diesen Tagen etwas gelesen? Hat sie den Oberhofprediger rufen lassen?"

„Ich wüßte nicht, Majestät."

Zum Erstenmal war dem König die sonst so bequeme Hofordnung zuwider.

Der Leibarzt sollte von selbst sprechen, viel erklären, und nun gab er nur Antwort auf das, was er gefragt wurde, und selbst diese Antworten waren so knapp.

„Sie haben auch Schweres erlebt — Sie haben in Graf Eberhard einen alten Freund verloren," sagte der König.

„Der Todte ist mir noch geblieben, wie mir der Lebende war," erwiderte Gunther.

Der König war im Innersten voll Zorn. Er hat sich dem Manne so freundlich nahe gestellt, hat sich nach einem Ereigniß aus seinem Privatleben erkundigt, und er bleibt noch immer bei aller angemessenen Form so verschlossen und ablehnend.

Ein alter Widerwille gegen diesen Mann, der inmitten des bewegten Lebens stets etwas Unbewegliches hatte, erwachte wieder im König. Er entließ den Leibarzt mit huldvoller Handbewegung, aber als er wegging, starrte er ihm finster nach.

Eine Erkenntniß, die ihm die Wange glühend machte, bestimmte ihn zu einem andern Verfahren. Es ward ihm klar, wie das Grundwesen seines Vergehens darin bestanden habe, daß ein Drittes zwischen ihn und seine Gattin gestellt war. Das sollte nicht

mehr sein, auch in der besten Weise nicht. Er wollte den Arzt nicht weiter ausforschen über Denken und Empfinden seiner Gattin, unmittelbar und allein soll sie ihm Alles sagen. Er fühlte die tiefe Neigung zu ihr und wußte, daß er ihrer aufs Neue würdig sei, denn er hatte so vieles in sich überwunden.

Der König ließ die Oberhofmeisterin zu sich entbieten. Seit dem traurigen Ereigniß hatte der König nur Männer vor sich gesehen, vor denen derartiges leichter zu nehmen, ja kaum zu berühren ist; jetzt stand ihm zum Erstenmal wieder eine Frau vor Augen, und zwar eine solche, die mit der Orthodoxie der Hofformen einen edlen Geist verband. Der König war haltungsvoll gegen die Oberhofmeisterin, während im Innersten sein Herz zitterte.

„Wir haben Schweres erlebt," sagte er ihr.

Die Oberhofmeisterin wußte mit geschickten Wendungen über alles Geschehene hinwegzugehen und jede Erörterung des Königs abzulenken, denn es ist durchaus ungehörig, daß die Majestät sich rechtfertige oder gar sich schwach und betroffen zeige, und es ist Pflicht der nächsten Umgebung, alles Unangenehme und Scharfe mit Anstand abzuglätten.

Der König verstand diese sorgfältige Wendung. Er fragte, ob die Oberhofmeisterin in diesen Tagen oft bei der Königin gewesen und wer jetzt den Dienst habe. Gräfin Brinkenstein erzählte, daß sie nur einmal bei der Königin gewesen, die ihr einen Wunsch in Bezug auf Se. königliche Hoheit den Kronprinzen ausgesprochen habe.

„Ja, wie geht's dem Prinzen?" fragte der König. In diesen ganzen Tagen hatte er kaum an seinen Sohn gedacht und es durchzuckte ihn wie ein neues Bewußtsein, daß er einen Sohn habe.

„Vortrefflich," erwiderte die Oberhofmeisterin, und nannte die Hofdamen und die Kammerherren, die jetzt Dienst bei ihrer Majestät der Königin hatten. Niemand hatte sie in diesen Tagen gesehen, nur die Kammerfrau Leoni war stets bei ihr und der Leibarzt hatte stundenlang mit ihr sich unterhalten.

Der König ließ sich den Prinzen in seine Gemächer bringen. Er küßte den Knaben, der mit seinen feinen vollen Händchen ihm im Gesichte spielte.

„Du sollst mit Ehrerbietung Deines Vaters gedenken — könnte ich nur auch das Eine fortwischen,“ sprach er in sich hinein.

Wie von der Berührung des Kindes neugestärkt, wollte er zu seiner Gattin sich begeben, aber Schnabelsdorf hatte sich zum Vortrag melden lassen. Der König mußte ihn empfangen.

Der Ministerpräsident berichtete, daß nunmehr das Ergebniß sämmtlicher Wahlen bekannt sei; er werde einen schweren Stand haben, da sich eine Mehrheit für die Opposition ergeben.

Der König zuckte die Achseln und sagte:

„Man muß die Ereignisse abwarten.“

Schnabelsdorf sah staunend diese Gleichgültigkeit. Was ist vorgegangen?

„Es ist nur eine einzige Nachwahl nöthig,“ sagte er. „Majestät wissen, daß der verstorbene Graf Eberhard Wildenort zum Abgeordneten gewählt war.“

„Ich weiß, ich weiß,“ sagte der König. „Wozu das?“

Schnabelsdorf sah zu Boden und fuhr fort:

„Wie ich höre, wird der Generaladjutant Eurer Majestät, Oberst v. Bronnen, der schon früher im Wurf war, nunmehr dort als Candidat aufgestellt.“

„Bronnen wird die Candidatur ablehnen,“ sagte der König.

Schnabelsdorf verbeugte sich wiederum, kaum merklich. Er ahnte, was vorgeht.

Der König ließ sich nun noch das Nöthigste berichten, bat aber Schnabelsdorf, recht kurz zu sein.

Schnabelsdorf war sehr kurz.

Der König entließ ihn.

Er wollte Schnabelsdorf die neugewählte Kammer eröffnen lassen. Wenn dann die Mehrheit, wie sicher zu erwarten, sich gegen ihn ausspricht, wird Bronnen ein neues Ministerium bilden.

Es war kein geringer Kampf, den der König mit sich auszukämpfen hatte, indem er das, was selbstherrlicher Beschluß sein sollte, nun als Nachgiebigkeit gegen den Volkswillen sich darstellen ließ. Aber er selbst erkannte es als das erste wirkliche Zeichen seiner Unter-

ordnung unter das Gesetz, er wollte seinen höchsten Ruhm darin finden, dem geprüften Willen des Volkes den Ausdruck zu geben.

Treu und frei — der neue Wahlspruch stand wieder vor seiner Seele.

Er sammelte sich in Ruhe, um zu seiner Gemahlin zu gehen.

Siebzehntes Capitel.

Die Königin hätte vernommen, daß der König zurückgekehrt war, und die Ruhe und Fassung, die sie gewonnen hatte, schien verschwunden. So lang der König räumlich fern war, glaubte sie sich fest in der Betrachtung von der Höhe des Gedankens, jetzt aber da er nahe war, zitterte sie in der Furcht, ihm vor Augen zu treten; die gekränkte Empfindung rüttelte an den so mühsam und kaum befestigten Grundsätzen.

Es war schon Nacht, als die Königin die Stimme ihres Gemahls im Vorzimmer hörte; er wolle sie sehen, sagte er, auch wenn sie schliefe. Er trat leise ein. Sie hielt gewaltsam die Augen geschlossen und zwang sich zu ruhigem Athmen. Es war die erste Heuchelei ihres Lebens; sie hatte nur Schlaf zu heucheln, und wie oft hatte der, der jetzt vor ihr stand, Innigkeit und Treue geheuchelt... Ihr Athem ging schwer. Sie bedurfte aller Kraft sich ruhig zu halten. Das Grausen des Scheintodes kam über sie.

Sie lag regungslos mit gefalteten Händen, und vor ihr stand ihr Gatte. Sie meinte, seinen sorgenvollen liebenden Blick zu spüren — aber was ist hier Liebe und Sorglichkeit? Sie spürte den Athem aus seinem Munde; sie fühlte, wie seine Finger sich an ihren Puls legten, und sie bewegte sich nicht; sie fühlte einen Kuß auf ihre Hand, und sie bewegte sich nicht; sie hörte, wie er zu Madame Leoni sagte: „Sie ist gottlob ganz ruhig. Sagen Sie nicht, daß ich hier war" — sie hörte seine Worte und seinen leisen Schritt, wie er nun hinausging, und sie bewegte sich nicht; und um auch vor der Kammerfrau nicht zu gestehen, daß sie geheuchelt, mußte sie sich noch schlafend stellen und durfte von allem Geschehenen nichts wissen.

Im Vorzimmer sagte der König zur Kammerfrau Leoni:

„Ich danke Ihnen, liebe Leoni.“

„Majestät!“ erwiderte Frau Leoni, sich tief verbeugend.

„Sie haben sich in diesen Tagen der Königin wieder neu bewährt, ich werde Ihnen das nicht vergessen. Es ist mir ein Trost, die Königin von solcher Sorgfalt umgeben zu wissen. Und, liebe Leoni, thun Sie nur Alles, um der Königin recht viel Ruhe zu schaffen, und wenn die Königin etwas besonderes wünscht, wovon Sie glauben, daß die Hofdamen und die Oberhofmeisterin nichts zu wissen brauchen, so wenden Sie sich an mich. Hat die Königin viel gesprochen in diesen Tagen?“

„O ja, leider zu viel, davon ist sie eben so matt — stundenlang, unaufhörlich.“

„Hat sie mit Ihnen so viel gesprochen?“

„O nein.“

„Also mit dem Leibarzt?“

„Ja wol. Verzeihen Majestät, aber ich meine, seine Apotheke besteht in Worten.“

Der König erinnerte sich, daß Madame Leoni der Königin, mehr aber noch dem Leibarzt gram geworden, weil nicht sie zur Aja des Kronprinzen ernannt wurde, sondern Frau v. Gerloff; er war nicht gesonnen, sich das zunutze zu machen; er sagte daher nur:

„Der Arzt, liebe Leoni, muß der Vertraute sein.“

„Gewiß, Majestät — aber unsere erhabene Königin ist so schwermüthig, und da thäte es wol besser, wenn man sie erheiterte, daß sie lachte, und nicht immer so schwere und entsetzliche Dinge mit ihr spräche. Majestät verkennen mich gewiß nicht, aber ich möchte unserer erhabenen Königin gern beistehen, und ihr einziger und bester Beistand sind Sie, Majestät, und wer da irgend sich dazwischendrängt, der thut nicht gut.“

Dem König ward es bang. Er hat sich nie mit Spioniren abgegeben, und jetzt, wo er sich gereinigt und erhoben fühlte, war es ihm doppelt zuwider. Dennoch sagte er:

„Bitte, erzählen Sie, was ist denn geschehen?“

„Ach, Majestät! Ich möchte lieber sterben, ehe ich ein Unrecht

an meiner erhabenen Herrin begehe; aber ich thue gewiß kein Unrecht, es soll ihr ja nur helfen."

„Vertrauen Sie mir nur Alles," sagte der König leise — er hörte selbst nicht gern, was er sagte — „ebenso unwürdig, als es Ihrer wäre, hin- und herzutragen, ebensowenig würde ich es je gestatten oder verlangen; aber es ist gut, wenn ich weiß, wie man der Königin aus ihrer jetzigen Verwirrung helfen kann, und dazu muß ich wissen, was ihr zugetragen wird und wie die Dinge besprochen werden."

„Das ist's ja, Majestät," erwiderte Madame Leoni, und nachdem sie nochmals um Entschuldigung gebeten, besonders wegen der unschönen Worte, gab sie einen Bericht, wie der Leibarzt von der Entstehung des Straßenschmutzes gesprochen, wie ein reiner Tropfen aus der Himmelswolke sich mit dem Staub auf der Straße vermengt, und dann sei von Bildhauerei die Rede gewesen, von Hautrelief und Basrelief.

Frau Leoni konnte nur unzusammenhängenden Bericht geben, aber der König wußte genug.

Achtzehntes Capitel.

Am Morgen ließ der König seiner Gemahlin melden, daß er sie sprechen müsse.

Er eilte zu ihr.

Sie waren Beide allein im Gemach.

Der König wollte seine Gemahlin umarmen.

Sie bat ihn, sich auf einen Stuhl zu setzen.

„Wie Du willst," sagte er in sanftem Tone; er war entschlossen, in Aufrichtigkeit und Liebe wieder ihre ganze Seele zu gewinnen.

„Willst Du zuerst sprechen, oder soll ich?" fragte er nach einer Weile.

Sie erschrak vor seiner hellen Stimme. Sie sah sein frisches Aussehen und wurde noch blasser. Sie legte die Hand aufs Herz. Sie konnte noch nicht sprechen.

„Gut, so laß mich reden. Mathilde! Wir haben uns gewonnen in aufrichtiger Liebe. Ich bekenne offen, ich habe schwer gefehlt, an Dir und an Andern. Nun bitte ich Dich: glaube an meine herzliche Umkehr und sei nicht klein.“

„Nicht klein? Ja wol, ich weiß es! Ihr großen Seelen, euch ist die Sittlichkeit nur Engherzigkeit; ihr seid weite große Herzen, weltumfassende und ich bin ein bornirtes Wesen, ach, gar so bornirt!“

„Mathilde, sprich nicht so, ich wollte Dich nicht verletzen.“

„O nein, Du wolltest mich nicht verletzen, gewiß nicht, nie.“

„Mathilde, das ist der Ton nicht, in dem wir wieder den reinen Accord finden. Verlange etwas von mir, als Zeichen meiner Umkehr. Du hast das Recht. Ich schwöre Dir —“

„Schwöre nicht! Ich beklage Dich. Du hast nichts, wobei Du schwören kannst. Schwöre beim Haupt Deines Kindes — an der Wiege dieses Kindes hast Du mit ihr Blicke und Worte der Untreue —“

„Die Zukunft soll alles Vergangene vergessen machen.“

„Gut. Erlaß eine königliche Botschaft: Die Welt und meine Gemahlin vor Allem sollen vergessen, daß je eine Gräfin Irma gelebt! So ist mein königlicher Wille.“

Der König sah staunend auf seine Gattin: Ist das das zarte empfindsame Wesen? Was ist aus ihr geworden?

„Laß die Todten ruhen,“ brachte er endlich hervor.

„Aber die Todten lassen uns nicht ruhen. Sie sieht mich an aus Deinem Auge, sie spricht mich an aus Deinem Mund, sie rührt mich an mit Deiner Hand, denn Deine Hand, Dein Mund, Dein Auge waren ihr.“

„So will ich mich wieder entfernen, bis Du Fassung gewonnen.“

„Nein, bleib', ich habe Fassung. Oder willst Du mich nicht hören?“

„Ich höre,“ sagte der König, sich wieder setzend. „Sprich.“

„So wisse denn: Du hast ein Heiligthum verwüstet, darin Du als Angebeteter standest, wie es schöner und herrlicher nie auf Erden war. Ich darf Dir das jetzt sagen, denn der Tempel ist nicht mehr

und Du bist nicht mehr darin. Ich wollte Eins mit Dir sein, in Allem, in jedem Athemzug, in jedem Wort, in jedem Blick, im Aufschauen zu dem Höchsten sollte unser Blick einig sein. Darum wollte ich Dir meinen Glauben opfern —."

„Du willst abrechnen? So bedenke: das Opfer, das Du mir bringen wolltest, verlangte ich nicht; es wäre eine Last für mich geworden. Von einem Opfer ist hier nicht die Rede."

„Gut, ich will nicht mehr daran denken. Ich wollte Dir nur sagen, daß das, was ich für ein Opfer hielt, zu einer Schwäche vor Deinen Augen wurde. Ich rede nicht mehr davon. Aber Du hast mit meiner Freundin, mit der, die ich dafür hielt, in Untreue gelebt. Ich weiß, wie es in der Welt ist. Die Steigeneck, die Dein Vater —"

„Beleidige meinen Vater nicht! Mir darfst Du sagen, was Du willst — nur beleidige meinen Vater nicht."

„Ich beleidige ihn nicht, ich ehre ihn. Er war sittlich und rein gegen Dich, fern von Schönthuerei, Lüge, Heuchelei und Verrath."

„Wer spricht hier?" unterbrach der König. „Ist das meine Gemahlin, ist das eine Königin, die solche Worte spricht?"

„Es sind nicht meine Worte, sie sollten's nicht sein, Du hast mir sie aufgezwungen. Doch — streiten wir nicht um Worte. Dein Vater hat einer Fremden, die draußen lebte, die seine Frau nicht kannte, seine Neigung zugewendet — das ist Sittlichkeit und Tugend gegen Dein Verfahren. . . .

Du brachst die Treue mit meiner Freundin, mit der, die mir stündlich zur Seite war. Wir sprachen, wir dachten gemeinsam, von Gott, von Liebe, von den Sternen, von Baum und Berg und Thal, wir schauten miteinander die Werke der Kunst, wir sangen und musicirten — und das konntet ihr beide neben mir, ins innerste Heiligthum alles höheren Lebens eintreten. . . . Ihr habt mir Alles verwüstet, den Himmel, die Erde, alle höchsten Gedanken im Herzen, alle reinsten Worte im Munde. Ich möchte den Tag kennen, an dem ihr es zu wagen begonnen, mit Blick und Wort falsches Spiel zu spielen. Bei jedem Kuß, den Du ihr gabst, mußtest Du immer sagen: Ach, meine Frau — wie unglücklich bin ich — sie ist so klein — gar so sehr —

nicht großartig ... Sprich nicht! So viel verstehe ich, nie kann ein Mann oder eine Frau die Hand eines Andern in Liebe berühren, ohne damit zu sagen: ich bin im Elend! — Was ich Dir jetzt sage, spricht nicht Haß und Rache, nur die Gerechtigkeit aus mir. So lange ich Dich noch liebte, konnte ich Dich hassen, jetzt richte ich Dich nur. Du sollst die Folgen Deines Thuns tragen. Das ist Gerechtigkeit. Ich bejammere und beklage Dein Loos. Wie willst Du Dich noch je am Wald erfreuen — und eine durch Dich Schuldbeladene jagte durch den Wald in den Tod! Wie willst Du Dein Auge noch am See erquicken — da drin hat sie die Sünde versenkt! Die ganze Welt ist Dir vernichtet. Du armer Mann! Die Feder muß zittern in Deiner Hand, wenn Du künftighin ein Todesurtheil unterschreiben sollst — Du hast selbst gemordet, Todte und Lebende. Schreibe Begnadigung! Wer begnadigt Dich, Du von Gottes Gnaden?"

„Mathilde, ich hatte geglaubt, daß alles Unziemliche selbst im Worte Dir unmöglich wäre."

„Das hast Du geglaubt? Und was nennst Du für Dich unziemlich?"

„Sprich weiter! Sprich weiter!" sagte der König, als jetzt die Königin tief aufathmend innehielt. Er sah das lodernde Feuer, das sein Liebstes verzehrte und sah doch die Schönheit der Flamme. So wunderbar sind die Doppelgriffe in der menschlichen Seele, daß den König plötzlich inmitten von Empörung und Zerknirschung der Gedanke anmuthete, welch eine Kraft seiner Gattin innewohne; das hatte er nie geahnt, sie ist größer und mächtiger, als er glaubte, und in seinem Zuruf lag etwas wie ein Ton der Anerkennung aus dem Bewußtsein überlegener Kraft. Das empörte die Königin doppelt. Mit gewaltsamer Ruhe fuhr sie daher fort:

„Man kann von Niemand, von keinem Fürsten, auch von Dir nicht verlangen, daß Du ein Genie seiest; aber daß Du ein rechtschaffener Mann, Gatte und Vater seiest — das kann jeder von Dir verlangen; Du kannst es sein, so gut wie jeder Bauer, jeder Taglöhner."

Schmerz und tiefer Unwille malten sich auf dem Gesicht des Königs.

„Mathilde," begann er endlich mit bewegter Stimme, „Mathilde, bedenke es wohl, — ich spreche nicht davon, was Du mir — bedenke nur, was Du Dir selbst anthust mit diesen Worten!"

„Mir? Ich hab's bedacht, ich weiß, alle die tausend kleinen Freuden des Lebens sind mir von nun an geraubt. Ich trage eine ewige Last, die mir nur der Tod abnimmt. Ich weiß das. Aber ich habe auch mit mir selbst kein Mitleid. Wo die Liebe todt ist, muß die Gerechtigkeit herrschen!“

„Die Liebe, die sterben konnte, war keine Liebe.“

„Streiten wir nicht, wir verstehen einander nicht mehr. So höre noch mein einziges und unverbrüchliches Wort! Was bleibt mir? Selbst verächtlich zu werden oder Dich zu verachten. Hier stehe ich,“ sie richtete sich auf, sie erschien größer, und dunkle Röthe ergoß sich über ihr Antlitz, „hier stehe ich und spreche das Wort aus: Ich verachte Dich! — — Ich werde mit Dir leben, neben Dir, so lange Leben in diesem Leib — aber ich verachte Dich. Das wisse! Und nun geh'! Ich werde heut' Abend beim Hoffest mit Dir erscheinen — Du sollst über keine Formlosigkeit zu klagen haben. Ich habe Dich einmal ganz geliebt — das bleibt mein, Du bedarfst dessen nicht.“

Der König erhob sich. Er wollte sprechen, aber er brachte lange kein Wort hervor.

„Weiß noch Jemand von Deiner Gesinnung gegen mich?“ fragte er endlich, seine Stimme war heiser.

„Nein. Wir sind es unserm Sohne schuldig, daß Niemand davon wisse.“

„Mathilde, ich hätte nie geglaubt, daß Du so mit mir reden könntest. Das kommt nicht aus Dir. Es hat sich ein Anderer zwischen uns gedrängt. Wer hat Dich gelehrt, so zu sein und so zu reden?“

„Du selbst bist mein großer Lehrmeister. Du hast mich statt Liebe Haß, statt Anbetung Verachtung gelehrt.“

„Weiß Dein Freund, der Leibarzt, nichts von dem, was Du mir hier anthust?“

„Ich kann Dir nicht schwören. Du kannst keinen Eid mehr glauben. Aber das sage ich: Wüßte Gunther davon, daß ich mich von der Leidenschaft meiner vergangenen Liebe zu Dir hinreißen ließ — wüßte er das, es würde ihn tief schmerzen; denn Zorn und Haß und Rache sind seinem großen Wesen fremd.“

„Dieses große Wesen kann klein gemacht werden!“

„Du wirst — Du willst mir doch nicht den einzigen Freund rauben? Ich beschwöre Dich, ich will Dich um nichts mehr bitten mein ganzes Leben lang, ich will Dir gehorchen und unterthan sein — Liebe kann ich Dir nicht mehr bieten — ich bitte Dich nur um dies eine: laß mir den einzigen Freund!“

„Den einzigen Freund? Ich kenne diesen Titel nicht. So viel ich weiß, ist das keine Hofcharge.“

„Auf den Knien will ich Dich bitten, kränke ihn nicht. Laß ihn mir. Er ist groß, rein und erhaben, er ist's, der mich noch mit dem Leben zusammenhält.“

Die Königin wollte sich vor dem König auf die Knie werfen. Der König berührte sie — sie zuckte zusammen und richtete sich auf.

„Sei stolz!“ rief jetzt der König. „Sei es! Trage die Folgen! Sei die Erhabene, der reine Tropfen aus der Himmelswolke, der sich mit mir, dem Straßenstaub, vereinigt und verunreinigt.“

Die Königin schaute verwirrt auf. Was ist das? So die Worte des edlen Mannes hinterbracht und so verdreht? Es wirbelte ihr vor den Augen.

„Sei, was Du willst!“ fuhr der König fort. „Sei allein und suche den Halt in Dir.“

Er zog an dem Trauring an seiner Hand. Der Ring löste sich schwer, das ganze Gesicht des Königs wurde roth, indem er gewaltsam zog. Endlich brachte er ihn über den Knöchel. Ohne weiter ein Wort zu sagen, legte er den Trauring auf den Tisch vor der Königin.

Er ging nach der Thür; eine Secunde noch stand er still, wie lauschend: sie ruft ihn, er ruft ihr zu, ein Wort aus tiefster Seele, ein erlösendes.

Die Königin schaut ihm nach. Wird er sich nicht umwenden? nicht noch einmal in seiner zum Herzen dringenden Stimme rufen: Verzeihe mir. Die Liebe, die noch in ihr waltete, wollte sie vorwärts drängen, ihm nach. Es war ein kurzer Augenblick, in dem der König anhielt und die Königin unwillkürlich die Arme nach ihm vorwärts streckte — der Augenblick entschwand, der König ging.

Die Königin ging und starrte auf den Thürvorhang. Dann sank sie zurück auf das Sopha und weinte. Sie weinte lange.

Neunzehntes Capitel.

Die Königin war nun doppelt unglücklich; sie hatte den unsäglichen Schmerz um die verlorne Liebe und sie hatte sich noch dazu in häßliche und gehässige Leidenschaft verleiten lassen. Die freie Erhobenheit, in der sie sich durch die Anrufungen Gunthers gefühlt hatte, war von ihr gewichen. Und nun, da die herzzerschneidende Trennung vollbracht war, nun war es wie der Eintritt eines Todes, den man vorausgesehen; alles Vorausdenken hilft nichts, die erfolgte Thatsache bringt neues, ungeahntes Wehe.

Die Königin ging nach den Gemächern des Kronprinzen. Sie kam am Kabinet des Königs vorüber. Sie stand eine Weile still. Wie, wenn sie nun hier einträte, die Arme um ihn schlänge und sagte: es soll Alles vergessen sein. Du bist ja auch unglücklich, ich will Dir tragen helfen?

Sie ging vorüber, sie fürchtete, wiederum nur als schwächlich und weichmüthig zu erscheinen, und sie wollte stark sein.

Als sie ihr Kind sah, strahlte ihr Auge wieder hell. Das Kind hatte die schmerzlich ringende, die weinende Mutter nicht gesehen; jetzt war sie wieder bei ihm. Eine Stimme, die sie kaum hören wollte, sagte ihr: auch er wird jetzt hieher kommen. Sie zitterte. Sie hörte, daß der König den Prinzen schon heute zu sich hatte bringen lassen.

Sie wartete lange, sie küßte das Händchen des Knaben und schaute oft um, ob sein Vater nicht komme.

Er kam nicht.

Der König saß in seinem Cabinet und hielt sich die brennende Stirn. Er hat einen entscheidenden Wendepunkt seines Lebens betreten, jetzt sollte er nicht noch von persönlichem Seelenjammer bedrückt werden. Er hat bereut, nun ist's genug. Er ist entschlossen, sich zu ändern, das ist mehr als genug. Wozu noch das Anklagen und Strafen? Tiefer Zorn über seine Gemahlin stieg in ihm auf.

Sie ist klein und rachgierig, — Nein — klein nicht! Es ist eine Macht in ihr, die er nie geahnt hätte. Er fühlt tief die schwere Sünde, solch eine Gattin hintergangen zu haben. Noch ist ein Etwas in ihm, das die Strafe als eine Beleidigung seiner hohen Stellung ansehen will. Und in dieser Zertrümmerung seines persönlichen Daseins soll er nun die Selbstverleugnung üben, das Leben im großen Ganzen neu zu gestalten? Nur ein in sich versöhntes und befriedigtes Herz kann versöhnend und befriedigend wirken. Trotz und Mißmuth wollen ihn bereden, nun abzulassen von der begonnenen Umkehr, sie wird doch nicht gerecht erkannt, von seiner Nächsten, von seiner Gattin nicht.

So sitzt er lange dumpf und schwer. Endlich richtet er sich empor und ein Ausdruck von Trotz und Festigkeit tritt in sein Antlitz. Er ist entschlossen, das Gute zu vollführen ohne Anerkennung, ja mitten in Verkennung; die beste Kraft seines Wesens tritt siegesmächtig hervor: aus sich und um der Selbstehre willen wird er vollbringen, was er als richtig erkannt, und dies Glück soll ihm Ersatz bieten für das verlorene Liebesglück . . .

Am Abend war große Cour.

Die Verlobung der Prinzessin Angelique mit dem Fürsten Arnold wurde officiell gefeiert.

Die Königin erschien am Arm ihres Gemahls, überallhin freundlich mild grüßend. Sie sah angegriffen aus, aber nicht minder schön.

Niemand sah etwas vom Zerfall des fürstlichen Paares, so wenig Jemand das Fehlen des Ringes an der Hand des Königs bemerkte. Der König sprach mit großer Selbstbeherrschung zutraulich mit der Königin und sie antwortete ihm in derselben Weise.

Oft aber war's ihr, als müsse sie ihn fragen: Ist denn nichts vorgefallen?

Dann schaute sie wieder scheu um in den großen Sälen, als müsse plötzlich die Todtengestalt Irmas erscheinen, schneeweiß, in nassen Gewändern.

Als der König mit seiner Gattin am Arme den Rundgang durch die Säle vollendet hatte, begrüßte er Bronnen überaus herzlich und verweilte lange mit ihm in lebhaftester Unterhaltung.

Die Königin sah es staunend. Sie wußte, daß Bronnen im

Stillen Irma verehrt, ja sogar um ihre Hand geworben hatte. Was ist geschehen, daß der König sich so nahe mit diesem Manne befreundet und ihn vor dem ganzen Hofe auszeichnet? Es gab keine Gelegenheit, darüber Erkundigungen einzuziehen.

Das ganze Sommerschloß war erleuchtet, auf der Terrasse brannten die bunten Lampen, im Park waren Pechpfannen aufgestellt, die hellen Schein in die Spätsommernacht hinauswarfen, das Musikcorps vom Regiment des Fürsten Arnold spielte muntere Weisen auf, Lichtglanz und Musikklänge drangen weit hinaus ins Thal und bis zu den Bergen, wo auf einsamen Höhen die Menschen leben.

Die Königin begegnete dem Leibarzt, sie sprach nur einige flüchtige Worte mit ihm. Der König grüßte ihn im Vorübergehen freundlich.

Er wird mir das nicht anthun — tröstete sich die Königin. Es lag etwas eigenthümlich Scheues in ihrem Auge, wenn ihr Blick auf den Leibarzt fiel; das bemerkte der König einmal und er nickte. Die Königin fühlte, daß Gunther mit ihr unzufrieden sein müsse, sie hatte nicht nach den Gesetzen gehandelt, die aus seiner Lehre flossen.

Am andern Tag ging das Gerücht durch die Residenz, der Leibarzt habe seine Entlassung genommen.

Die Regierungszeitung brachte am Abend neben den Hofnachrichten von den Verlobungsfestlichkeiten die Mittheilung: Se. Majestät der König haben in Gnaden geruht, Allerhöchst Ihrem Leibarzt, dem Geheimrath Gunther, auf dessen Gesuch die Entlassung aus dem Staatsdienst zu gewähren und ihm zum Zeichen Ihrer Zufriedenheit das Comthurkreuz des ** Ordens zu verleihen.

Unter den Privatanzeigen stand:

Meinen Freunden sage ich Lebewohl. Ich ziehe nach meiner Vaterstadt * im Gebirge.

Dr. Wilhelm Gunther,
Geheimrath und Sr. Majestät des Königs
Leibarzt a. D.

Vom einsamen Weltkind.

Siebentes Buch.

(Irmas Tagebuch.)

Ans Ufer geschleudert — was soll ich nun? Blos leben, weil ich nicht todt bin?

Tage lang, Nächte lang, hielt mich diese Räthselfrage wie in der Schwebe zwischen Himmel und Erde, wie in jener grauenhaften Minute, da ich vom Felsen niederglitt.

Jetzt bin ich das Räthsel los.

Ich arbeite.

Ich will festhalten, was aus mir wird. Es befreit mich, indem ich aufzeichne.

Ich war krank, im Fieber sagen sie. Und jetzt arbeite ich.

Ich hatte der Großmutter berichtet, was ich zu arbeiten verstehe. Ich kann hier nichts davon anwenden. Sie führte mich in den Garten; wir sammelten die Aepfel, die der Ohm Peter vom Baume schüttelte. Da kam der alte Auszügler, der über mir wohnt, und schrie scheltend, daß von den Aepfeln ihm ein bestimmtes Maß gehöre. Er suchte nach einem Apfel und wollte schmecken, welcher Baum jetzt geschüttelt wird. Ich reichte ihm einen Apfel und erklärte, daß ich unter ihm wohne.

Als wir noch so im Garten standen, kam ein Mann, der Hansei zwei am Feldwege stehende Ahornbäume abkaufen wollte, um daraus Holzschnitzereien zu machen. Wie eine rettende Hand erschien mir das. Ich sagte der Großmutter, daß ich aus Thon Figuren zu bilden verstünde, und wol leicht die Holzschnitzerei lernen könnte. Nun bin ich als Lehrling in der Werkstatt.

Jetzt, am ersten freien Sonntag, während Alles in der Kirche ist, schreibe ich das.

*

Ich kannte einen Mann, er hatte schon auf dem Sandhaufen gekniet, die Flintenläufe waren schon nach ihm gerichtet und — er wurde begnadigt. Ich habe ihn oft gesehen. Hätte ich ihn nur gefragt, wie er weiter lebte.

*

Ich habe keinen Spiegel in meinem Zimmer, ich habe mir vorgesetzt, mich selbst nicht mehr zu sehen.

Und weil ich keinen Spiegel habe und keinen will, so seien diese Blätter ein Spiegel für meine Seele.

*

O diese Ruhe! Dieses Allein! Wie aus dem See auftauchend, wieder athmen. Diese Ruhe, diese Stille jetzt.

Hier oben und auf tausend Punkten der Erde war diese Ruhe, während ich drunten das Entsetzliche thun wollte.

*

Ich komme aus der Werkstatt. Oft, wenn wir von der Sommerburg aus über Land durch die gewerblichen Dörfer fuhren, hielten wir an und besuchten die großen Werkstätten und ließen uns Alles zeigen. Ich schämte mich damals — ach, wie lange ist es her? — daß wir nur eine Weile der Arbeit zusehen, dann wieder in die harrenden Wagen steigen, und die Menschen da drin weiter arbeiten lassen. Mit welchen Gedanken mußten sie uns nachschauen, als wir in den Wagen stiegen?

Ich bin jetzt selbst an der Werkbank.

*

Warum hat keine Religion vor allem Andern das Gebot: Du sollst arbeiten! —?

*

Man sagt: wenn eine Wunde mit liebenden Lippen ausgesaugt wird, heilt sie schnell. Ich möchte Dir, die Du Königin genannt wirst, das tröpfelnde Blut Deiner Seele aufsaugen mit meinem Mund.

*

Habe ich den Brief an die Königin vernichtet, oder ist er ihr zugekommen?

*

Tief ins Herz erschreckte mich's, als die Großmutter mich fragte, warum ich der Königin das angethan und ihr mein Vorhaben berichtet habe.

Warum that ich das? Ich weiß kein Warum, ich weiß nur, daß ich es mußte als nothwendige und letzte, sich selbst vollziehende That der Wahrhaftigkeit.

Warum liegt uns nur daran, wie man nach dem Tode von uns denkt, da unser Sein doch nur leerer Schall geworden!

*

Schwere Tage, peinvolle.

Ich hielt es für Pflicht, an die Königin zu schreiben, aus der Verborgenheit heraus. Der Bruder der Großmutter, ein gar treuherziges und williges Männchen, das sich mir immer zu Gebote stellt und mir gern jede Minute etwas Gutes erweisen möchte, erklärte sich bereit, meinen Brief nach einer entfernten Stadt zu tragen. Die Königin soll nicht leiden um mich, wenigstens nicht um meinen Tod, und sie soll wissen, daß ich büße, lebend büße. Wenn ich nur wüßte, ob ich die Briefe in der That verbrannt habe oder ob sie an ihn und sie gelangt sind ... Ihm brauche ich nichts mehr zu sagen. Die gute Mutter sah mir an, daß etwas in mir vorgeht, das ich ihr nicht mittheile. Sie kam oft, fragte aber nicht. Endlich hielt ich's nicht mehr aus und erzählte meinen Entschluß. Sie faßte mich bei der Hand und sagte — wenn sie mir etwas ganz sagen will, faßt sie immer meine Hand, sie muß mich körperlich halten — „Kind, Du mußt Dir nur klar machen, was Du thun willst. Wär' Dir's eigentlich im Grund des Herzens nicht lieber, wenn Du entdeckt würdest? Frag' Dich im Gewissen."

Ich erschrak. Es ist wahr. Ich möchte nichts thun, aber wenn es geschehe ...

„Gieb mir keine Antwort," fuhr die Mutter fort, „gieb sie Dir und frag' Dich weiter, ob Du übermorgen, wenn Du dort wärest, wo Du gewesen, nicht wieder fortmöchtest. Das aber sag' ich Dir;

Was Du thun willst, thue ganz. Entweder schreib' der Königin gar nicht, laß sie trauern; um ein Todtes trauert sich's besser, als um Eines, das man verloren hat und das noch lebt. Oder aber thue das Andere, schreib' ihr ehrlich und gradaus: Da bin ich! Wie gesagt, was Du thun willst, thue ganz. O Kind," setzte sie hinzu, „ich fürchte, Dir geht's wie der armen Seele. Kennst Du die Geschichte von der armen Seele?"

„Nein."

„So will ich sie Dir erzählen. Da ist einmal ein junges Mädchen, weil es sich verfehlt hat und wie es früh gestorben ist, in die Hölle gekommen, und da hört der heilige Petrus immer, wie es aus den Flammen herausschreit: Paul, Paul! und das so herzrührend, daß die ärgsten Teufel nicht haben darüber spotten können. Da kommt der heilige Petrus einmal ans Höllenthor und fragt: Aber Kind, was schreist Du immer: Paul! Paul! und gar so erbärmlich? Und da sagt das Mädchen: Ach, lieber heiliger Petrus, was sind alle Höllenqualen! Gar nichts! Mein Paul hat's viel ärger. Wie wird er's aushalten ohne mich? Ich bitt' nur um ein Einziges: Laß mich nur noch ein einzigmal hinunter auf die Erde und laß mich einen Augenblick sehen, wie's ihm geht. Ich will ja dann gern noch hundert Jahre länger hier in der Hölle bleiben.

Hundert Jahre — hat da der heilige Petrus gesagt — bedenke Kind, ist gar eine lange Zeit.

Mir nicht, o ich bitt', ich bitt', laß mich nur noch ein einzigmal auf die Erde nach meinem Paul schauen, ich will dann gewiß still sein und Alles in Geduld hinnehmen.

Der heilige Petrus hat sich lang gewehrt, aber die arme Seele hat keine Ruh' gegeben, und da hat er endlich gesagt: Nun meinetwegen, geh', aber Du wirst's bereuen.

Und da ist die arme Seele hinab auf die Welt zu ihrem Paul. Und wie sie hinunterkommt, da sieht sie den Paul und er ist lustig mit Andern. Und da ist die arme Seele wieder still hinauf in die Ewigkeit und hat nur gewinkt, ganz still, und hat gesagt: Ich will jetzt wieder in die Hölle und will büßen. Und da hat der heilige Petrus gesagt: Die hundert Jahre, die Du versprochen hast, sind Dir

geschenkt; Du hast in der Einen Minute mehr durchgemacht als hundert Jahre Hölle.

Das ist die Geschichte von der armen Seele."

*

Ich dürste nach einer Quelle außer mir, die mich tränkt, erlöst; ich schmachte nach Musik, nach Glauben, nach einer befreienden Weihe. Ich finde sie nicht. Ich muß die Quelle in mir finden.

*

Oft in meinem tiefsten Schmerz ist mir's, als hätte ich das Alles nicht selbst erlebt; ich gehe dahin und es ist, als erzähle mir Jemand eine fremde Geschichte.

*

Ich habe zum Erstenmal im Leben das Gefühl des Geduldeten, Begnadigten. Ich sollte eigentlich nicht da sein; ich genieße das Gnadenbrod. Ich weiß jetzt, wie es den armen Heimathlosen zu Muthe. Hansei könnte, wenn er wollte, mich heute aus dem Hause schicken, und was würde dann aus mir?

*

Daß ich in Gemeinschaft mit meinen Gastfreunden essen muß, wird mir schwer. Am meisten dauert mich aber Hansei. Er hat ein fremdes Gespenst am Tisch sitzen, das er nicht kennt. Ich bin eine Störung seines Glücks.

*

Ich habe mir mit dem Bohrer in die Hand gestochen, weil ich bei der Arbeit zu viel an Anderes denke.

Mein Pechmännlein hat mir eine Heilsalbe aufgeschmiert.

*

Das Holz ist nur Nothmaterial; es folgt den Absichten der Kunst nur schwer, ist spröder, eigensinniger Stoff. Antike Formenschönheit ist nicht für das Holz.

*

„Ach, hier oben wohnen — das müßte herrlich sein!" — Wie oft ruft man das auf Landpartien aus. Aber man vergißt daß Landpartienstimmung und Wohnstimmung zwei ganz verschiedene Dinge sind.

Es ist anders, wenn der Wind über die Stoppeln saust und in

den Bäumen des kahlen Waldes rast, wenn träge Nebel über die Berge wegkriechen, wenn die Wolken tagelang an den Bergen hängen, und nur manchmal eine Spitze wie ein Traumgesicht erscheinen lassen und wieder verhüllen; wenn du Nachts vom Windsturm aufwachst und es gar nicht Tag werden will. Ja, ihr Landpartiengeister, mit frischen Kränzen auf dem Hut, seid nur wochenlang hier oben, ohne Sopha, ohne frisches Brod — ohne Sopha — denkt euch nur das aus!

*

Einsamkeit mit gutem erhellendem Zurückdenken, friedsam und selig müßte das sein; das ist Einsamkeit wie die des Baumes, der durch saftiges Erdreich seine Wurzeln bis zum frischen Bach im Thal hinabschickt; aber Einsamkeit mit schwerem nächtigem Zurückdenken, das ist Einsamkeit des Baumes, dessen Wurzeln immer auf Felsen stoßen, er muß mit seinen Wurzeln darüber hinweg, muß sie umklammern und ewig in sich tragen — einen schweren Stein im Herzen der Wurzel.

*

Das beste Alleinsein ist, wenn kein Menschenauge auf unserem Antlitz geruht, einen ganzen Tag. Zu wissen, kein Menschenauge hat dich gesehen, der Spiegel der Mienen ist rein, unangehaucht — das thut wohl.

*

Allein sein macht leicht abergläubisch. Man will sich auf etwas stützen, an etwas halten, was außer uns.

Morgens, wenn mir das Werkzeug gleich beim Anfassen aus der Hand fällt, erschreckt's mich; das wird ein schlimmer, schwerer Tag, der so anfängt. Ich kämpfe diesen Aberglauben nieder.

*

Mit einem festen Glauben allein sein, ist man nicht allein.

*

Mein Meister ist beständig verdrossen. Die Frau und drei Töchter helfen bei der Arbeit. Hansei hat mir das Lehrgeld vorgestreckt. Ich lerne schnell.

Ich merke es wol — und das Pechmännlein hat mir's verrathen, daß Hansei diese schützende Tarnkappe über mich ausgebreitet — ich

gelte hier bei den Leuten für nicht ganz geheuer. Das giebt mir Freiheit und schützt mich; aber mir ist doch manchmal bange dabei.

Auch mein Meister glaubt, daß ich irrsinnig sei. Er spricht behutsam mit mir und hat Freude, wenn ich etwas fasse.

*

Die Schwalben ziehen fort. Ach, ich kann's nicht leugnen, mir wird bange vor dem Winter. Wenn ich nur nicht krank werde. Das wäre entsetzlich! Dann müßte ich mich verrathen oder ... Ich darf nicht krank sein! Aber ich bin noch so erregbar. Es wird mir schwer, es zu sagen, aber auch schwer, es zu ertragen: eine Kuh in dem nahen Stall hat eine Schelle um, die sie stets bewegt, Tag und Nacht, so unrhythmisch. Ich muß mich daran gewöhnen.

*

Ich habe ein wahres Grauen vor dem Winter. Wäre nur jetzt nicht Herbst, wäre nur Frühling! Die Natur wäre meine Freundin. Die Natur ist überall sich gleich. Aber jetzt den Winter vor Augen! Du mußt Dich drein finden, wir Menschen machen uns die Jahreszeiten nicht. Ich will sehen, was stärker ist, mein Naturell oder meine Willenskraft. Ich will meiner Seele nichts Anderes zu denken geben, als was sie denken soll.

Ich will.

*

Der Schuhmacher will Aschenbrödel am Fuß erkennen — er findet meinen Fuß unerhört klein für ein Bauernmädchen.

Ich hoffe, das Märchen bleibt Märchen.

Mir geht heut' immer die rührende Melodie aus Isouards Aschenbrödel durch den Sinn mit dem Texte:

O gutes Kind, gieb dich zufrieden,
Ein bessres Loos ist dir beschieden.

Wie einfältig sind die Worte. Aber die Musik ist die Fee, die die einfältigen Worte Aschenbrödels mit königlichen Gewändern schmückt und es dazu bringt, daß sie auf den Lippen aller Menschen thronen.

*

O du glückliches Kindermärchen! Du fragst nicht: Wie lebte die

Prinzessin als Gänsemagd? Deine Phantasie spricht ihr schöpferisches „Werde" und siehe da, es ward.

Aber in der Wirklichkeit kostet solche Verwandlung schwere Mühe.

Walpurga hat meinen Zustand getroffen. Sie sagte heute:

„Dir geht es hier fast so, wie mir im Schloß. Du kannst Dich auch nicht in Das finden. Aber freilich, man gewöhnt sich leichter an ein seidenes Bett, als an einen Laubsack."

Und wenn man wieder heim will, nimmt sich auch Alles leichter mit, hätt' ich ihr gern gesagt; ich drückte es aber nieder. Man darf diese Menschen nicht mit logischen Consequenzen plagen; ihr Denken und Empfinden ist wie der Vogelsang, ohne Rhythmus, höchstens wie das Volkslied, dessen Melodie mit der Terz schließt und nicht mit dem Grundton.

*

Daß ich das lockende, flimmernde und schimmernde große Leben täglich haben könnte, das giebt mir den freien Muth, es nicht haben zu wollen und doch nicht zu entbehren.

Wäre ich in ein Kloster gegangen und lebte dort, gebunden, gezwungen durch ein Gelübde, durch äußern Zwang — ich weiß, ich vertrauerte meine Tage am Gitter.

*

Ohne Handschuhe! Ich wußte gar nicht, daß die Hände so frieren. Ohne Handschuhe, ich fasse es nicht. Damals, als er mir den Handschuh auszog, es durchschauerte mich — ahnte meine Seele? — .

*

Am Morgen vermisse ich tausend Kleinigkeiten; ich wußte nicht, daß ich sie hatte.

Die alltäglichsten Dinge muß ich von der guten Mutter lernen. Gerade die alltäglichsten lernen wir nicht. Wir lernen tanzen, bevor wir ordentlich gehen können.

O, wie viele Dinge, wie viel dienende Hände braucht der Mensch, vom Schuhputzen des Morgens bis zum Anzünden und Verlöschen der Lampe am Abend. Vor lauter Kochen und Waschen und Scheuern, Wasserholen, Holztragen, vor all dem Tausenderlei kommt der Mensch

nicht zu sich selbst. Dem Thiere wachsen die Kleider und wächst die Speise; der Mensch muß spinnen und kochen.

Ich habe mir Schweres auferlegt, daß ich mich in nichts bedienen lassen will. Ein Einsiedler darf nicht säuberlich und nicht heikel in Speisen sein. Ich passe nicht dazu.

*

Es hat mich schwer bedrückt, aber jetzt bin ich stolz darauf, ein Robinson im Geiste geworden zu sein.

Jeder, der zu sich selbst kommt und nicht vom Herkömmlichen leben kann, ist auf eine Insel verschlagen und muß sich Alles neu schaffen.

Warum aber mußte ich innerlich belastet Schiffbruch leiden?

*

Wenn ich so in die Nacht hinausschaue, Alles dunkel, nirgends ein Licht mir zu zeigen: da sind Menschen wie du — Mir ist so schauerlich und bang, mir ist, als wäre ich allein auf der Welt.

*

(October.) Heut' am Abend — ach, die Abende sind schon lang — da kam mir plötzlich zu Sinne: Tausende leben in der gebildeten Welt in Wohlstand und Freuden, die —

Warum soll ich allein entsagen, entbehren und mich in Einsamkeit vergraben?

Weil ich will und muß. Ich habe nichts als ein geschenktes, begnadigtes Dasein. Ich habe mein Leben verscherzt, ja verscherzt, das ist's. Soll ich es in bitterem Ernste wieder gewinnen? Die Sprache, mit der ich einst spielte, fesselt und richtet nun.

*

„Du hast noch zu schwer geladen," sagte mir die Großmutter.

„Wie so?"

„Schau, einen schwerbeladenen Wagen kann man nicht schmieren, daß seine Räder nicht ächzen und krächzen; man muß warten, bis der Wagen wieder leer ist, dann kann man ihn mit der Winde in die Höhe heben, die Räder abnehmen und die Achsen salben. Du hast noch die schweren Kisten mit Deinem Zurückdenken aufgeladen; thu' sie ab, dann wirst Du sehen, wie wir schmieren."

*

Ich weiß doch jetzt, warum ich aufstehe. Du sollst arbeiten! ruft es mir zu. Heut' wird Das, morgen Jenes fertig, und wenn ich mich niederlege, ist etwas mehr in der Welt als am Morgen da war.

*

Arbeit, Arbeit! heißt hier die Parole. Täglich, stündlich. Die Menschen denken an gar nichts, als Arbeiten, „Werken," wie sie es nennen. Die Arbeit ist ihnen eine Naturnothwendigkeit, wie dem Baum das Wachsen. Das macht fest.

*

Auch hier Elend und Zerfall.

Walpurga spricht in ihrer Gutherzigkeit davon, wie sie es nicht ertragen könne, daß der alte blinde Auszügler so allein esse, sie wolle ihn an den Tisch nehmen.

„Das leid' ich nicht," sagte Hansei. „Kein Wort davon, das leid' ich nicht."

„Warum nicht?"

„Warum? Das solltest Du selber wissen. Wenn der Jochem einmal am Tisch gewesen ist, da kann man ihn nicht wieder weg thun; drum besser, gar nicht. Und Du weißt nicht, wie ein blinder alter Mann ißt."

Nach dieser Verhandlung saßen wir nur noch stumm bei Tische, es wurde kein Wort weiter gesprochen. Walpurga that, als ob sie esse, aber sie schluckte nur ihre Thränen hinab und stand bald auf. Sie empfindet diese Rohheit und Hartherzigkeit schwer, aber sie klagt nicht, auch nicht mir.

*

(Bei heftigem Sturmwind.) Wie mich das heute erschreckte! Mein Pechmännlein berichtete mir, daß in der Nachbarschaft sich ein Mann erhenkt habe.

„Das hat so sein müssen," meinte er, „der Mann hat sich vor fünfzehn Jahren schon einmal aufgehenkt gehabt, aber da hat man ihn abgeschnitten, nun hat er doch gelebt, wie wenn er immer einen Strick um den Hals hätte — wer einmal so etwas gewollt hat, der stirbt keines geraden Todes."

Wie mich das erschreckte!

Wäre mir doch noch das Entsetzliche beschieden?
Ich sage Nein! Ich will nicht.

*

Aus der warmen Stube in das Schneegestöber draußen schauen — es ist mir wie Zurückdenken in den Wirrwarr der großen Welt.

Nun schon die neunte Woche.

Noch ist mir's dumpf, wie wenn man mir mit einem Hammer aufs Hirn geschlagen hätte. Ich lebe nur so fort. Aber schon fängt es an, mich zu wecken. Wenn ich Morgens erwache, muß ich mich besinnen, wer ich bin und wo ich bin. Mein ganzes Elend muß ich zurückrufen. Dann aber ruft mich die Arbeit.

*

Ich habe gar nichts mehr von der Welt draußen zu erwarten und nichts mehr vom morgenden Tag, Alles nur von mir und Alles von heute. Für mich sind die Straßen verschüttet, für mich giebt es keine Post, keine Briefe, keine Bücher, gar nichts. Morgens aufstehen und wissen, es kann keine Nachricht von draußen kommen, die mir Glück oder Unglück verkündete, Alles aus mir, aus dem ewigen Gesetz der Natur — wer es zu dieser Selbstheit, zu diesem Alleinleben im All bringen könnte, er wäre jenes Kind, das aus sich leuchtet, wie es Correggio gemalt.

Hammer und Axt, Feile und Säge und Alles, was mir als Marterwerkzeuge der armen geknechteten Menschheit erschienen war, das sind die erlösenden Werkzeuge. Sie jagen die Dämonen aus dem Hirn; wo diese Werkzeuge sich rühren und die Hand rüstig wirkt, können die Schwarmgeister nicht weilen.

Der Erlöser muß noch kommen, der die Arbeit und den Werktag heiligt.

*

Ich sehe nun, daß ich auch der künstlerischen Bethätigung entsagen und mich bescheiden muß.

Das Holz ist zu so vielem nützlich und Bedürfniß, es will sich nicht auch zur freien selbständigen Schönheit verwenden lassen. Der Stoff meiner Kunst, oder eigentlich meines Handwerks, bleibt immer dürftig und kann nur decorativ auftreten. Erz und Marmor sind

Weltsprache; ein Bildwerk in Holz behält etwas Provinziales, spricht immer im Dialekt, kommt nicht zum vollen durchsichtigen Ausdruck des Höchsten. Wir können Thiere und Pflanzenbildungen, die unseren Augen vertraut sind, in Holz nachbilden, im Relief auch Engel; aber eine lebensgroße Büste oder ganze Menschenfigur in Holz — es geht nicht.

Die Holzschnitzerei ist nur ein Anfang der Kunst, sie bleibt stotternd oder bestenfalls monoton. Was schon einmal eine organische Erscheinung hatte, wie der Baum, läßt sich nicht zum künstlerischen Organismus umgestalten. Dem Stein und dem Erz geben wir Menschen erst ihre organisirte Erscheinung.

O unsere gräßlichen Heiligenbilder! Wenn ein Grieche aus Perikles' Zeit sie sähe, er würde schaudern über uns Barbaren.

*

Dieß Tagebuch ist mir ein Trost. Ich kann da meine Sprache sprechen, ich komme heim zu mir selbst.

Dieses beständige Reden im Dialekt — ich komme mir dabei so affectirt vor und Alles, was ich sage, erscheint mir so verzerrt, ich trage eine fremde Tracht; über mein Seelenantlitz ist eine eiserne Maske geschmiedet. Ich bin ein Kind der Berge und höre mich doch wie eine Fremde. Der Dialekt ist eine Beschränktheit, ein dürftiges Instrument, eine Pauke, auf der man kein Concertstück spielen kann, nein, besser: die Sprache Lessings und Goethes ist der schöne geflügelte Schmetterling, der aus der Puppe ausgeflogen ist; er kann nicht mehr in seine Puppe zurück.

Wehe! Aus Allem heraus springt mir wieder das Entsetzliche entgegen. Ich habe euch beleidigt, verleugnet, ihr Genien meines Volkes, ihr Genien der Menschheit. Ihr habt mich genährt und ich habe alle Bildung entweiht. Ich muß im Exile leben.

*

Es dampft noch eine Gluth in meinem Herzen, sie brennt. Die muß verlöschen.

Mein Herz ist so schwer; es wird mich tiefer hinabziehen, als wenn Steine an mir hängen.

*

Ich bin so müde, so zerschlagen und müde, als müßten mir alle Glieder abfallen; ich möchte immer schlafen, nur schlafen.

*

Ich möchte nach einem Ort, zu einem Menschen wallfahrten, daß ich gesühnt würde.

Ich verstehe nun den Grund der sichtbar gewordenen Religion.

Ich will fort, nach Italien, nach Spanien, nach Paris, nach dem Orient, nach Amerika. Ich will nach Rom, ich will Künstlerin werden, es muß sein. Soll ich noch auf der weiten Welt leben, so will ich sie ganz haben, nicht entsagen, ich bin keine entsagende Natur. Ich konnte den vollen Lebensbecher in den Grund schleudern; aber ihn vor mir sehen und verschmachten, mich kasteien, mir die Hände binden, das kann ich nicht. Ich will, ich muß fort. Es ruft mich. Neapel liegt vor mir ausgebreitet, eine Villa am Strande, helle Meerfahrten, lachende, singende, bunt gekleidete Menschen — ich stürze mich in den Strom des Lebens. Besser als in den des Todes. Und doch — ich kann nicht...

*

Eine entsetzliche Dämmerstunde! Es lockt etwas in mir, ich soll umkehren, die ganze Welt ist mein; was ist geschehen? Leben nicht Tausende, wie ich — in Ehren und im Selbstvergessen? Was ist das, das in mir ruft: Du mußt büßen? Ich trete hinaus und es ist nichts geschehen. Es war ein pikantes Abenteuer. Einige Wochen verschwunden... Ich muß nur keck sein... Das Viergespann greift aus, Alles grüßt, ich bin schön, Niemand sieht die Hand auf meiner Stirn, ein Diadem glänzt darauf...

Da steht nun das Grelle, geschrieben... mir ist, als hätt' ich meine Seele vor mir...

*

Es giebt eine Kindschaft der Seele, sie waltet in der Großmutter, bei all' ihrer gediegenen Erfahrung.

O könnte ich diese Kindschaft gewinnen! Aber hat sie nicht der auf ewig verloren, der sie sucht?

*

Der alte Jochem bringt mir oft sein baares Geld; ich muß es

ihm zählen, jedes Stück einzeln. Er behauptet, daß man mit dem Geld gar so arg betrogen wird.

Mein Pechmännlein sagt, daß die Bauersleute fast immer ihre abgedankten Eltern hart behandeln und da fragt er mich: „Warum muß nur der Jochem so lang leben, und hat doch nichts auf der Welt als Haß und Mißtrauen?“ Ich weiß keine Antwort!

Der alte Jochem ist ein wahrer Bauern-Lear, aber weil er bei Gericht klagen kann und geklagt hat, ist sein Schicksal nicht rein tragisch.

Ein König aber hat kein Gericht, bei dem er klagbar werden kann, will keines; darum ist sein Schicksal groß und tragisch.

Mein Freund! Wenn du in dir vor Gericht stehst, rufe mich, Niemand kann dich anklagen als ich und ich klage dich nicht an, nur mich ... Und ich büße.

*

Glückliche Stunden macht mir das offene Herdfeuer. Wie schön ist das Feuer! Was sind dagegen alle Edelgesteine? Mein armer Blinder, der das Feuer nicht sehen kann! In jedem Haus ist das Feuer das Schönste — der Mensch mußte das Feuer anbeten.

„Jetzt hast Du was Gutes gedacht,“ sagte Hansei zu mir, als ich heute so am offenen Fenster saß. „Du hast so gut dreingesehen,“ fügte er hinzu. Er hatte offenbar Verlangen, mich zu fragen, aber er bleibt streng bei seinem Vorsatz; er fragt mich nie, er setzt Alles in andere Redeweise um. Ich sagte ihm nun meine Gedanken. Seine Mienen erwiderten: Das ist nicht der Mühe werth, das zu denken.

„Ja, so beim Feuer,“ sagte Hansei zuletzt, „das ist wahr, da gehen die Gedanken spazieren.“

Das Verwerflichste von Allem, was es auf der Welt giebt, ist für Hansei Spazierengehen. In der Welt herumlaufen, wo man nichts zu suchen hat und nichts zu thun — es ist ihm unbegreiflich, warum man sich da nicht lieber auf die lange Bank legt und schläft.

*

Ich denke mir den braven Kent immer mit der Stimme Bronnens, aus breiter voller Brust; und in seiner Jugend muß Kent ausgesehen haben wie Bronnen.

Es zieht eine Procession von Gestalten an meiner Seele vorüber. Die Königin und Bronnen allein leben stets mit mir fort. Der König ist mit meiner Vergangenheit verschwunden, ausgelöscht; in meinen Träumen leben mir noch viele Menschen, er allein nicht. Hier liegt ein Räthsel — ich kann es nicht lösen.

Wenn man in der Einsamkeit sich besinnt, da fällt so viel ab, so viele Menschen. Der Leibarzt war mir persönlich nicht mehr als jedem Andern; Emmy war nur Echo.

Wenn man so überzählt, hat man nur wenig, und ich habe auch nur wenig in der Welt zurückgelassen.

*

Das Schellengeläute der Schlitten ist jetzt der einzige Ton, den man vernimmt; nun ist größte Thätigkeit im Walde. Schnee und Eis, die draußen unwegsam machen, werden hier an den Bergen zu Straßen.

*

Arbeit setzt die Lebenskraft ein für Andere. Meine Lebenskraft geht hinaus in die Welt durch meine Arbeit. Das Gebilde geht zu den Menschen und ich darf doch einsam sein, allein, verborgen.

Den Menschen verläßt seine Arbeit. Ich glaube, ich habe den Gedanken einmal in Ottiliens Tagebuch gelesen.

*

Der Hund ist der Freund und Vertraute des Menschen in der Einsamkeit. Man lernt seine Treue und Wachsamkeit lieben und schätzen, hier draußen in der Einöde; da schallt doch ein Ton, und bei jedem neuen Ereigniß wird Kunde gegeben.

*

Wenn der Hund im Hofe bellt, springe ich oft ans Fenster — es kann ein Fremder gekommen sein, wer weiß, wer.

Wenn jetzt auf einmal der Intendant käme oder noch besser der Leibarzt und riefen und führten mich zurück?

Ich zittere.

Müßte ich folgen?

*

Daß ich einmal alles Leben hinter mich geworfen hatte, nur noch

einen Schritt und einen Sprung ... das macht mir das Leben leichter. Mich kann kein Unglück mehr treffen.

Und doch — wenn mich das Leben wieder faßte ...

*

Ich bin auch eine Ameise, die ihre Fichtennadel schleppt.

*

Ich bin doch nicht ganz verlassen. Ich trage Melodien und Bilder in mir und vor Allem hat mein Gedächtniß Lieder unseres Meisters Goethe bewahrt:

Ueber allen Gipfeln ist Ruh' —

Das zog mir schon hundertmal durch die Seele und erquickte mich wie kühlender Thau. Ich freue mich des melodischen Tonfalls, der einfachen Worte.

Es ließ mir keine Ruhe, ich mußte das Lied einer andern Seele sagen. Ich habe es meinem alten Auszügler vorgesagt, er versteht's, und mein Pechmännlein hat es schon auswendig gelernt. Wie glücklich ein Dichter! Eine Stunde, die er gelebt, wird zum ewigen Leben von Tausenden nach ihm. Wie freue ich mich dieses Gedächtnißschatzes! Ich bin wie mein alter Auszügler, der seine paar Lieder gelernt hat und sich still vorsingt.

*

Der alte Auszügler wird mir doch auch ehrwürdig.

Heut in der Frühe kam er zu mir, sonntäglich angethan, mit der Denkmünze aus den Befreiungskriegen auf der Brust, und mit einem gewissen Hochgefühl sagte er: „Heut wird in der Kirche eine Messe für mich gelesen. Ich habe damals Napoleon gedient, wie der König auch. Es war anno Neun, bis heute Nachmittags um drei Uhr, so zwischen drei und vier, da war ich ein gesunder Mensch, und da hat mich eine Kugel getroffen, hier, in die dritte Rippe — ich trage darum die Denkmünze auch auf der rechten Seite — und da bin ich umgesunken und hab' gedacht: Gute Nacht, Welt! Behüt' dich Gott, mein lieber Schatz! Meine Frau ist schon damals mein Schatz gewesen. Und da haben sie mir nachderhand die Kugel herausgezogen mit dem Kugelzieher, und ich hab' dabei geraucht, mir ist die Pfeife nicht ausgegangen, und dann bin ich wieder gesund geworden. Aber so einen

Tag vergißt man nicht, und da hab' ich in die Kirche gestiftet, daß man an diesem Tag eine Messe für mich liest. Schau, da ist die Kugel, die soll man mir wieder auf die dritte Rippe legen, wenn ich begraben werde."

Er zeigte mir die Kugel in einem ledernen Beutel und ging dann, von einem Taglöhnerkind geführt, hinab ins Dorf.

Ich will nun mehr Geduld haben mit dem Armen; sein Leben war ein Tropfen im Meer der Geschichte. — Von einer Feindeskugel getroffen . . . Man kann eine Bleikugel herausziehen, warum nicht auch . . .

Alles, was ich erlebe, verwandelt sich in meinem Denken in das Eine, Unlösbare.

Die Mutter hat mir heut' das rechte Wort gesagt. Als ich ihr erklärte, daß ich auch damals nie vollkommen glücklich war, sagte sie:

„Du hast Dich eben auch selbst betrogen. Das ist immer so in der Welt — wer betrogen ist, hat sich selbst betrogen, aber er will sich das nur nicht ehrlich eingestehen."

*

Der Ohm Peter ist die wahre fröhliche Armuth, immer wohlgelaunt, und er ist ganz glücklich geworden durch mich. Er bringt mir Arbeit, trägt die fertige fort, und wir haben Beide zusammen guten Verdienst. Daneben hilft er mir im Zurichten des Holzes, er handhabt Säge und Axt so leicht wie ein Vogel Kralle und Schnabel.

*

Heute habe ich das erste Geld bekommen, das ich mit meiner Hände Arbeit verdient. Der Ohm Peter hat mir's auf den Tisch gezählt. Er nimmt kein Papiergeld, nur Silbermünze. „Baar Geld lacht," sagt er, und er selber lachte und ich auch.

Wie gering ist dieser Erwerb und doch so erquickend. Ich habe ihn errungen. Mein Lebenlang habe ich immer nur genossen. Wer hat mir's geboten? Andere die für mich arbeiteten, ein Erbe meiner Vorfahren.

Ich kann nun schon ordnen, was ich Walpurga für meinen Unterhalt bezahle. Sie wollte nichts nehmen, aber ich thue es nicht anders."

*

Hansei zeigte mir hoch oben zwei Bäume, die er mir schlagen lasse, damit ich das beste Holz zum Verarbeiten habe.

Zwei ganze Bäume soll ich verarbeiten!

Ganz lustig ward mein Hansei, als ich ihm sagte: „Ich habe mir Deine Bergregel behalten: Immer stat vorwärts und nie stehen bleiben.“

Dieses frische Bergsteigen im Winter hat mich sehr müde gemacht; aber mir ist ganz wohl.

*

Ich habe mich lange gewundert, daß ich gar nie von der Familie Hanseis gehört habe. Jetzt erzählt mir Pechmännlein, daß seine Mutter schon früh gestorben, und seinen Vater hat er nie gekannt.

Nun ist mir Vieles von Hanseis Benehmen erklärlicher, aber es ist darum um so schöner.

*

Wir haben Metzelsuppe im Haus.

Groß ist Hansei und ein Spender vieles Guten.

Ja, auch groß. Wie verrottet sind doch unsere Vorstellungen! Ein homerischer Held, der Schweine zertheilt und kocht und bratet, bleibt uns ein Held, und Hansei ist so viel wie sie alle, wenn auch nicht gerade mit dem Schwert.

Es ist ein homerisches Schmausen im ganzen Hof, und sie beißen mit so guten Zähnen, wie Held Menelaos.

*

Das Beste auf der Welt ist gesundes Blut, gestählte Sehnen und starke Nerven.

Wer noch ein ruhiges Gewissen dazu hätte!

*

Ich liebe die Dämmerung, dieses Nachtwerden aus dem Tag, wie es in einander verschwimmt. Wenn man ganz mit dem Naturwalten lebt, ist jeder Tag voll gelebt.

Licht und Feuer machen den Menschen zum Menschen. Der Mensch allein lebt in die Nacht hinein.

Der allwissende Schnabelsdorf sagte einmal: „Es ist ein Gradmesser der Cultur, wie viel die Menschen in die Nacht hinein leben.“

Jetzt setzen sie sich bei Hofe zum Diner; sie scherzen, sie lachen, es giebt Anekdoten. — Wenn ich plötzlich unter ihnen erschiene...

Nein, ich störe euch nicht, ihr sollt ruhig leben!

Und dann fahren sie ins Theater — Ist heute nicht? — Ja, ich hatte es ganz vergessen — heut' ist mein Geburtstag. Heut' vor einem Jahr ging ich als Seejungfrau auf den Ball, und er sagte mir leise — dort im Palmenhaus, ich höre noch seine Stimme: „Ich habe diesen Tag absichtlich gewählt — nur Sie sollen es wissen, nur Sie und ich."

O diese Nacht!

Ob sie dort wol auch meiner gedenken?

Die Egypter stellten bei ihren Festen die Gedenkzeichen der Todten auf... Ich kann nicht mehr schreiben — Ich will Licht anzünden — ich muß arbeiten.

*

Drunten im Dorf lebt ein Taubstummer, der grobe Holzschnitzereien macht. Er hat weder lesen noch schreiben gelernt, noch Religionsunterricht bekommen; er weiß von gar nichts. Aber die Kirchweihen, die Festtage und besonders Fastnacht weiß er ganz genau. Da stellt er sich mit seinem Schirm vor die Kirche, sieht sich die Bauern an, und wer ihm gefällt, zu dem geht er, zieht den Rock aus und setzt sich an den Tisch, und man giebt ihm, ohne ein Wort zu sagen, drei Tage zu essen und zu trinken.

Und so kam er nun zu uns.

Manchmal weint er und kann nicht sagen, worüber; aber er giebt durch Zeichen zu verstehen, und das Pechmännlein erklärt, er weine darüber, daß er nichts mehr essen kann.

Ich habe mich mit dem Stummen zu verständigen gesucht, aber wir verstehen einander nicht.

*

(Aschermittwoch.) Heut ist Alles im Hause so still, gedankenvoll. Jede Stirn wurde mit Asche bestreut und dazu der Spruch gesagt: Mensch, gedenke, daß du Staub bist!

Ach, ich habe einen langen Aschermittwoch nach einem tollen Carneval.

*

Ich sehe oft das Bild jener egyptischen Königstochter vor mir. Alle Gewänder sind von ihr abgefault; nackt, mit aufgelöstem Haar kniet sie betend an ihrem offenen Grabe.

Wann wirst du mich aufnehmen, du allbarmherzige Mutter Erde?

Mir kommt die einfach große Antwort der Antigone in den Sinn. Sie sagt zu Kreon, der ihr das Todesurtheil verkündet:

„Ich wußte, daß ich sterben werde, du sagst mir nur, wann.“

*

Ich will ruhig die Folgen meines Thuns tragen, ganz allein auf mich gestellt, auf keine materielle und keine geistige Hülfe von außen.

*

Es ist eine schöne Sitte, daß die Leute, wenn sie das Ave Maria unter dem Geläute gesprochen haben, einander „Guten Abend“ sagen.

Sie kommen vom Himmel wieder heim zu den Ihrigen.

*

Walpurga will, wenn wir allein sind, „Sie“ zu mir sagen und mich „Gräfin“ heißen.

Alles kehrt sich um. Einst sagte ich zu ihm heimlich „Du“ und öffentlich . . .

Ach, in Alles hinein springt das Eine.

Das Entsetzlichste wäre, wenn ich empfindsam würde — bin ich's vielleicht schon?

Der Empfindsame ist der Waffenlose unter lauter Bewaffneten, der Unverhüllte unter lauter Maskirten.

Ich will stark sein. Ich muß.

*

Walpurga brachte mir heute einige Blumentöpfe ins Zimmer, Rosmarin, Geranium und Oleander.

Hansei hat sie mitgebracht von einem großen Doctor, wie er sagt, der einige Stunden von hier im Thal wohnt; sein Gärtner darf Pflanzen verkaufen, und da bringt sie mir nun Walpurga und sagt: „Du hast immer Blumen um dich gehabt, diese da halten sich im Winter.“

Glücklich machen mich diese wenigen Pflanzen. Die Blume fragt nichts danach, welch' einen Topf sie hat, wenn ihr nur Sonne und Regen wird. Was haben die Menschen im Schlosse dort von den Blumen

im Treibhaus? Sie haben sie nicht gepflanzt und nicht gewartet, sie kennen einander nicht.

*

Hansei kam heute zu mir und sagte:

„Irmgard, wenn ich dir einmal was Leid's gethan hab' — ich weiß zwar nichts — so bitt' ich, verzeih' mir's!"

„Warum fragst du mich das jetzt?"

„Ich gehe morgen mit den Meinigen zur Beichte und Communion," erwiderte er.

Meine Thränen, die auf dieß Blatt fallen, beichten. In Worte kann ich es nicht fassen.

*

Warum bin ich erst über die besudelte Schwelle hinüber in dies engumschlossene und doch in sich gefriedete Leben eingegangen? Warum nicht rein und frei, stolz und stark?

Ich habe einmal von Franz von Assisi gelesen, daß er, mit lustigen Gesellen von einem Gelage kommend, Morgens in der Frühe, auf dem Weg plötzlich vom Geist ergriffen ward, Allem entsagte und ein heiliges Leben führte.

Also immer nur aus Sünde heraus?

Härter aber noch ist die Frage: Warum mußtest du, Königin, das erleben?

*

Ich gehe im triefenden Regen oft wie gefangen in den Feldern umher. Was hält mich hier? Was lockt mich fort?

*

Ich lebe auch gefangen wie zwischen Steinen und Eisengittern, die aus dem Grunde meines Wollens genommen sind.

Ich fühle den ganzen Schmerz des Verbannten.

Ich lebe in einer Erstarrung. Warum muß ich auf den Tod warten?

Mir ist oft, als läge ich träumend an einem Abgrund und kann doch nicht erwachen und mich aufraffen.

Wohin sollte ich?

*

Oft, und wie mit Zaubergewalt, wie ein Reiter auf geflügeltem

Rosse, sprengt der Gedanke durch die Seelenöde und schleppt mich fort: du weißt so gar nichts mehr von der Welt draußen — deine Umgebung verhehlt dir's, wenn sie etwas weiß, und du darfst nicht fragen.

Wie, wenn die Königin todt wäre, und der dich einst liebte und den du liebtest — ach so sehr — er ist doppelt allein und verlassen und denkt trauernd deiner? Gieb ihm ein Zeichen und er kommt und holt dich, und auf weißem Zelter reitest du ein ins Schloß als Königin, und Alles ist gesühnt und versöhnt und du bist eine Freundin des Volkes, denn du kennst es, du hast mit ihm gelebt und gelitten...

So packt's mich oft und umschlingt mich wie ein Zaubernetz, und läßt mich nicht los, und ich horche, wie wenn ich Stimmen und Trompetentöne vernähme, die mich rufen. Noch ist das wilde Heer in der Seele nicht zur Ruhe gekommen.

*

Es schlummern zusammengekauert räthselhafte Dämonen in der Seele, die Phantasie ruft, sie recken die Häupter und kriechen und fliegen und schwimmen und rennen. Sie haben kluge Augen und schillernde Gestalten, und können auch als Tugenden erscheinen, sie borgen sich das Priestergewand und reden die Sprache des Mitleids: Hab' Erbarmen gegen dich und gegen Andere. Sie prunken im Stahlpanzer der Kraft und Thatenlust und sprechen: Du kannst beglücken den Einen und die Vielen, und kannst Gutes und Großes thun an dem Einen und und an den Vielen.

Ich vernichte sie, ich halte ihnen das Licht vor die Augen, sie verschwinden.

Du lebst, Königin, von mir so tief gekränkte Freundin, du lebst .... Ich frage nicht und will nicht wissen, ob du todt bist.

Du lebst, und ich wünsche nur, daß du von meinem Reueleben wissest, und wie ich wühle in den Eingeweiden meiner Seele.

*

Das griechische Drama vom gefesselten Prometheus liegt mir im Sinn. Prometheus war der erste einsiedlerische Mensch. Er ist äußerlich angeschmiedet. Wir schmieden uns selber an, durch Gelübde, Ordensregeln.

Ich bin kein Prometheus und keine Nonne.

*

Nach gar nichts in der Welt draußen habe ich Verlangen, nur nach einer guten Musik mit vollem Orchester. Ich freue mich, daß ich sie oft im Schlaf höre. Wunderbar! Meine Seele spielt im Traume alle Instrumente und große Orchesterstücke, die ich nie ganz auswendig konnte.

Unser Leben hat doch einen zweiten Boden.

*

Freiheit und Arbeit, das sind die schönsten Vorzüge des Menschen. Einsam und arbeitsam, das ist mein Alles.

*

Noch nie hat Walpurga jener vorahnenden Scene gedacht, wo sie mich warnte. Ach, sie hat mich mit derber Hand gefaßt, als ich am Abgrunde schwebte und ich habe sie gescholten und bethört und mich selbst verwirrt. Sie hält jede Erinnerung daran zurück.

*

Mein alter Jochem hat mir die ganze Bitterniß seines Lebens damit ausgesprochen, daß er mir heute sagte:

„Alte Ochsen und alte Kühe schlachtet man, alte Pferde und alte Hunde schießt man todt und alte Menschen füttert man zu Tode — das ist der einzige Unterschied."

*

Das Wohnhaus auf unserm Hof ist verwahrlost. Aber Hansei will nicht sofort bauen.

„Man muß sich mit dem alten Haus behelfen, zuerst muß man arbeiten," sagt er. Und dann hat er eine gewisse Scheu vor den Leuten: das Haus war bis jetzt gut genug — warum soll's ihm nicht sein?

Auch der Bauer auf seinem einsamen Gehöft ist nicht vollkommen unabhängig. Wem noch daran gelegen ist, was die Leute von ihm denken, muß auch Rücksicht darauf nehmen.

Da ist die ganze Sklavenkette.

*

(1. März.) Glück und Freude ist in unser Haus gekommen. Auch in mir ist es licht, als wäre nicht mein Leben in Nacht versunken.

Walpurga hat einen Knaben. Hansei ist ganz glückselig, er nennt den Knaben nicht anders, als den „jungen Freihofbauer.“

*

Wir hatten Taufe im Haus. Es that mir weh, daß ich nicht mit zur Kirche gehen konnte. Aber ich konnte nicht.

*

Ich habe die Bauernkleider abgelegt. Die waren am Platze zur Flucht; jetzt nicht mehr. Ich trage nun einfachen Kattun, wie die Vielen auf dem Lande, die sich mit Hausindustrie beschäftigen. Nur den grünen Hut trage ich noch, und das ist nöthig, man kann sich gut darunter verbergen.

Ich habe viele äußere Gewänder abgelegt; wie viel innere muß ich noch abthun?

*

Furcht und Bangen weichen von mir.

Ich war zum Erstenmal im Dorf. Es liegt zerstreut am Berggelände, die Häuser stehen einzeln an den Wiesen und sehen von oben gesehen fast aus wie eine zerstreute Heerde.

*

In der Nacht ist mir das Rauschen des Wassers und des Waldes so wundersam. Das strömt und rauscht so ewig fort. Wie nichtig und klein ist doch ein Menschenkind!

*

O, dieses Erwachen durch den Finkenschlag, und Alles so voll stark und herb machender Morgenluft!

*

(19. April.) Dichter Nebel den ganzen Tag. Sterben und Erwachen der Natur geht verhüllt unter dem Schleier des Nebels vor sich.

*

Drüben am Bach singt eine Nachtigall den ganzen Tag und die ganze Nacht. Welch eine unermüdliche Kraft, welch ein unerschöpflicher Quell im Nachtigallensang!

Eben jetzt, da ich schreibe, als wüßte sie, daß ich mich nach ihr sehne, singt sie hier näher.

*

Ich sehe jede Knospe aufgehen, ich sehe das Farrenkraut noch in Schnecken zusammengerollt und selbst die herbe Rüster hat eine zarte Blüthe. Alles blüht und singt. Auch das Gackern der Hühner ist Gesang. Die Welt ist eine unendliche Mannigfaltigkeit.

*

O dieses glückselige Warten auf jedes einzelne grüne Blättchen, das Aufgehen jeder Knospe. Das Schönste an der Natur ist doch, daß sie nie Eile hat; sie kann warten und unser ganze Arbeit ist: ihrer warten.

*

Anfangs will man jede kleine Entwicklung beobachten, jedes Wachsthum; bald aber geht's nicht mehr, es ist zu viel.

*

Nur ein einziger Regentag und alle Knospen springen auf. Der helle Frühling ist da. Es giebt auch im Frühling eine Unruhe im Gemüthe, die dem Drängen draußen parallel geht.

*

Welch ein lautloses und doch in der Bewegung melodisches Wiegen in der Hängebirke, jetzt da sie so voll Blüthentrauben hängt.

*

Das beste Selbstvergessen ist: die Dinge der Welt mit Aufmerksamkeit und Liebe ansehen — oder eigentlich in der Aufmerksamkeit ist schon die Liebe, vielleicht die am meisten unselbstische.

*

Morgens in der ersten Frühe kommt der Kukuk ganz nahe an unser Haus und ruft.

*

(Pfingsten.) Die Festes-Vorbereitungen sind eine Freude, vielleicht eine höhere, als das Fest selber. Dieses Mehleinthun zum Kuchenluxus, dies Kneten, Backen, dieses Erquicken am Anblick des gelungenen Festkuchens.

Die selbstbereitete Freude ist ganze Freude.

Und nun das Fest! Die Bäume blühen und die Menschen blühen und da draußen steht der Wald und sie tragen ihn als Pfingstmaien in die Stube.

Hansei hat ein neues Gewand in hieländischer Tracht. Als er heute durch den Hof ging und sich wohlig umschaute, lag in seinem „Guten Morgen!“ eine ganze Welt voll Glück.

Es thut mir wieder wehe, daß ich nicht mit zur Kirche gehe. Die Festesstimmung hat ihre Höhe im Kirchgang; aber auch daheim ist das Haus voll Duft der Birken und des Festkuchens.

*

(24. Mai.) Wir hatten einen tollen Frühlingssturm mit Blitz und Donner. Die Bäume bogen und krümmten sich, als müsse Alles zerbrechen.

„Das ist bös,“ sagte mein Pechmännlein, „für den Roggen freilich ist's auch wieder gut; aber ein Gewitter im Frühling bringt viele Tage kalt, im hohen Sommer aber bringt's neue Wärme.“

Wie sinnbildlich ist das für frühreife Leidenschaftlichkeit . . .

Jetzt haben wir wieder hellen Sonnenschein. Ich war draußen. Millionen Blüthen liegen am Boden und im Wald liegen viele junge Vögel todt, sie hatten sich zu früh herausgewagt aus dem Nest, der Regen machte ihnen die jungen Flügel naß und sie konnten nicht mehr zurück, auch hatte das Nest keinen Raum mehr für sie; verlassen und hungrig mußten sie sterben.

Die Natur ist grausam. Sie arbeitet so lange an Hervorbringung eines Wesens, und dann plötzlich, muthwillig läßt sie's verkommen.

*

Die Sonntage sind mir das Schwerste. Man ist gewohnt, da etwas Besonderes zu wollen. Man zieht ein besonderes Kleid an und die Welt soll auch ein besonderes haben. Am Sonntag fühle ich am meisten, daß ich in einer fremden Welt bin; vielleicht überall, aber hier besonders.

Der Brunnen rauscht und die Vögel singen, so heute wie gestern. Wie kann ich verlangen, daß sie mir heute etwas Anderes singen?

Die Natur hat keine Stimmung. Der Mensch allein hat sie.

Da liegt ein schwerer Stein darin . . .

*

Die Wolkenbildungen und ihre Farben, die ich sonst nur hoch am Himmel sah, sehe ich jetzt auf der Erde und unter mir.

Ich kann stundenlang die Wolkenwandlungen, ihre wechselnden Bildungen auf den Bergen betrachten. Aus solchen flüssigen Formen hat sich die Erde zu fester Gestaltung gebildet. Kein Künstler kann je diese gestaltenreiche Wolkenwelt ausmessen. Bevor die Gedanken fest sind in unserer Seele, müssen sie auch solche Wolkenformen haben; wir können sie nur nicht fassen.

*

Am Saume des Waldes ist der mannigfaltigste Vogelsang, da tönt das Lerchenschwirren zusammen mit Ammer und Zeisig, Amsel, Fink, Drossel, Rothschwänzchen und Kohlmeise. Nur wenige Vögel, die tief im Walde nisten, singen dort.

*

Im Frühling ist in jeder Waldrinse ein Bächlein; im Sommer ist da nichts als eine ausgetrocknete Schlucht. Es geht auch im Menschenleben so.

*

Wenn ich mich mit dem Frühling freue, da sagt der alte Jochem: „Ha, was ist denn dran? In so und so viel Wochen nehmen die Tage schon wieder ab.“

*

Wenn die Menschen alljährlich wie die Bäume sichtbare Blüthen trügen, es würden von Jahr zu Jahr andere Blüthen erscheinen an Farbe und Gestalt. Die Blüthe meiner Seele war einst so feurig, und jetzt . . .

*

Ich habe zum Erstenmal in meinem Leben ein Adlerpaar in den Lüften gesehen. Welch ein Leben, solch ein Adlerpaar! Sie schwebten im Kreise, hoch oben. Um was schwebten sie? Dann schwangen sie sich höher und verschwanden tief in den Lüften.

Es gibt noch freie Adler in der Welt. Der Adler hat Niemand über sich, keinen Feind, der ihm beikommen kann. Nur der Mensch sendet die tödtliche Kugel, und wirkt noch da, wohin nur sein Blick reicht.

Auch er war damals stolz und hoch, als er einen Adler geschossen. Warum? Weil es ein Zeichen seiner Kraft. Und mit dem Siegeszeichen schmückte er meinen Hut — o Wehe! Wehe!

Warum kommt aus der unendlichen Ferne immer wieder mein Elend auf mich hernieder?

*

Wir Frauen sind nie allein in der Natur.

Immer wieder die Tiefsinnigkeit der alten Sage: Der Mann, zuerst geschaffen, war allein in der Natur; die Frau war nie allein da. Das wiederholt sich durch die ganze Geschichte der Geschlechter, und ich verstehe ein räthselvolles Geheimniß.

*

In der vornehmen Welt werden wie im Park die Fußtapfen von gefälligen Dienern wieder ausgelöscht. Nur keine Fußtapfen von gestern!

Und doch soll ihr ganzes Leben Geschichte sein.

*

Nichts Böses mehr thun — das ist noch nicht Gutes thun.

Ich möchte eine große That vollziehen. Wo ist sie?

In mir allein.

*

Mein Pechmännlein ist draußen in der Natur ein ganz anderer Mensch. Er liebt die Natur nicht, er hat nur — wie er sagt — seinen Spaß daran, seine Freude an den kleinsten Zügen des Vogellebens, und wie kennt er sie alle!

*

(In vielen Regentagen.) Ich vergehe fast vor Heimweh nach der Sonne. Ich gehe umher, wie verwelkend, wie verdurstend — ich kann nicht leben ohne Sonne, sie ist mir diese holden Maitage schuldig, sie sind mein Labsal, ich muß sie haben.

*

Wenn ich so abhängig vom Wetter bleibe und jede Wolke mir die Seele verfinstert, jeder Regen mich in das fröstelnde Gefühl der Verlassenheit taucht, dann wäre mir besser, ich läge tief im See, und der Schiffer im Kahn, der über mein Gebein wegschwimmt, erzählte dem Ueberfahrenden, wie dort beim Kloster: Hier unten ruht ein junges Hoffräulein ...

Ich habe der Sonne schon einmal Ade gesagt, ich will frei sein von ihr . . .

*

Es giebt Menschen, die nur Regen und Sonnenschein kennen und haben.

Es giebt aber auch Seelen voll thaubildender Kraft — das sind die stillen, in sich reichen, triebkräftigen, die mehr innerlich als äußerlich erleben.

*

(12. Juni.) Es hat nach heißen Tagen geregnet in der Nacht. Alles glitzert und tropft. O dieser wonnige Morgen nach einem Nachtgewitter! Solch einen Morgen voll gelebt zu haben, ist der Lebensmühe werth.

*

Jochem hat eine Lerche im Käfig — er muß noch etwas bei sich eingesperrt haben.

Die Lerche macht mir Freude. Es giebt hier oben keine Lerchen, wir haben hier lauter Wiesen — über den Getreidefeldern im Thal, dort schwirren sie.

*

Nach der Sonnenwende um Johanni ist der Wald stumm. Die Sonne zeitigt nur noch; sie ruft keine Blüthen und keinen Sang mehr. Der Fink allein ist noch lustig.

*

Das Schimmelfüllen grast vor meinem Fenster auf der Wiese. Es kennt mich. Wenn ich aufschaue, sieht es mich lange stillstehend an, dann springt es tollend hin und her. Ich habe ihm den Namen Wodan gegeben; es hört darauf und kommt zu mir, wenn ich Wodan rufe.

Ich habe das Schimmelfüllen gezeichnet und schneide es nun in Birke aus. Ich glaube, es gelingt mir. Holz ist aber doch ein spröder, eckiger Stoff. Ich werde so leicht ungeduldig. Ich darf's nicht sein.

*

Gestern war es ein Jahr, daß ich drunten am Felsen lag. Ich

konnte kein Wort schreiben, ich verging fast vor Schwindel über all dem Denken von damals. Nun ist's vorbei.

Ich glaube, ich werde nicht viel mehr schreiben.

Ich habe nun alle Jahreszeiten in meiner neuen Welt durchlebt. Der Ring ist geschlossen. Es kommt von außen nichts Neues mehr, ich kenne Alles, was da ist und kommen kann. Ich bin in meiner neuen Welt daheim.

*

Die Schriftgelehrten und Pharisäer brachten ein Weib zu Jesus, das den Steinigungstod erleiden sollte, und er sprach zu ihnen: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.

So steht geschrieben.

Ich aber frage: Wie lebte sie weiter, die vom Steinigungstod Errettete, zum Leben Begnadigte oder Verdammte? Wie lebte sie weiter? Kehrte sie in ihr Haus zurück? Wie stand sie in der Welt? Wie in ihrem Herzen?

Keine Antwort. Keine.

Ich muß die Antwort erleben.

*

Wer sich rein fühlt, werfe den ersten Stein auf sie. Du größtes Wort, das je ein Menschenmund gesprochen und ein Menschenohr gehört! Du theilst die Geschichte des Menschengeschlechts in zwei Hälften. Du bist das „Werde“ der zweiten Schöpfung. Du theilst und heilst auch mein kleines Leben und schaffst mich neu.

*

Darf ein Mensch, der nicht ganz rein, den Anderen Lehren und Betrachtungen geben?

Greift in euer eigen Herz! Wer seid denn ihr?

Seht her, meine Hände sind rauh von der Arbeit — ich habe sie nicht bloß betend erhoben.

*

Ich habe in meiner Einsamkeit noch keinen gedruckten Buchstaben gesehen. Ich habe kein Buch. Ich will keines. Nicht aus Kasteiung. Ich will mich allein haben.

*

Erdrückend ist die Last, immer für sich allein den Ewigkeitsgedanken zu hegen, die Abgeschiedenheit von der Welt auf sich zu nehmen.

Das Kloster hat doch sein Gutes. Im Chorgesang hebt und trägt eine Stimme die andere, und wenn der Ton einmal ausgleitet, er verschwimmt und verschwindet. Hier aber bin ich ganz allein, bin Priester und Kirche, Orgel und Gemeinde, Beichtiger und Beichtkind, Alles zusammen, und meine Seele ist mir oft so schwer, so centnerschwer, als müßte ein Anderes mir tragen helfen. Nimm du mich und trage mich, ich kann nicht weiter! ruft meine Seele. Aber dann raffe ich mich wieder auf, fasse Bündel und Wanderstab und wandere, wandere einsam und allein mit mir, und im Wandern gewinne ich wieder Kraft.

*

Seit einem Jahre zum Erstenmal habe ich dort auf der weißen Straße im Thal eine Kutsche fahren sehen. Die Darinsitzenden ahnen nicht, wie ich ihnen nachschaue. Wohin geht der Weg? Wer seid Ihr?

*

Ich muß doch wieder schreiben. Ich glaube jetzt zu wissen, was gemüthlich ist: Ausdenken und Vorsorgen für das Kleinste, vollkommenes Versetzen in Lage, Bedürfniß und Stimmung eines Anderen, ein Dichten mit dem Herzen, die Phantasie der Empfindung.

Die echte Bildung ist Gemüthlichkeit. Denn was ist Bildung? Die Kraft, sich in die Zustände eines Andern zu versetzen und seine eigenen Zustände wie fremde anzusehen.

Ich bleibe beim ersten. Mein Hansei erscheint stockig und ist viel gebildeter als ein Dutzend Herren mit Orden und Epauletten, die als die interessantesten Cavaliere brilliren.

*

Ich meine immer, in mir liege etwas, was ich noch nicht gefunden. Es läßt mir keine Ruhe. Ist's ein Gedanke? Ist's eine Empfindung? Ist's ein Wort? Eine That? Ich weiß es nicht. Aber ich spüre, es will noch etwas aus mir heraus. Vielleicht sterbe ich und habe es nicht gefunden.

*

Mein alter Jochem weiß noch einige Verse aus dem Gesangbuch

auswendig. Er sagt sie immer vor sich hin, aber ganz verkehrt, und es ist purer Unsinn, was er daraus gemacht hat. Ich wollte ihm nun die Verse richtig stellen. Darüber ward er sehr bös und sagte, das wäre Neues, das gelte nicht. Sein Unsinn ist ihm lieber, er hat etwas Geheimnißvolles daran, und das imponirt ihm, weil er's nicht versteht.

*

Wer es nicht selbst erlebt, kann nicht wissen, was es heißt: Nach einer leichten Ansprache mit Menschen gleicher Art sich sehnen. Es ist brennender Durst. Jeder, der meine Sprache spräche, wäre mir jetzt recht. Ich halte diese Spannung nicht aus. Ich komme mir vor, als wäre ich in fremdem Lande und lausche auf den geliebten Ton meiner Heimathsprache, aber immer vergebens. Wohl mir, daß ich arbeiten kann.

*

So lange ich Walpurga im Schloß hatte, konnte ich gut von allerlei mit ihr reden. Ich kam zu ihr von Anderem, aus der eigentlichen Heimath meines Geistes. Hier, wo ich sie allein und nichts Anderes mehr habe, ist das anders. Es ist nicht Stolz — wie sollte ich und Stolz — es ist eine Fremdheit, oder ist's Verdrossenheit, daß mir nur so Karges verblieben?

*

Die Naivetät ist nur für eine kurze Weile anmuthend und ausgiebig. Die Weisheit allein ist es immer, die Weisheit, wie sie Mutter Beate und wie sie der Leibarzt hat. Ja, nach ihm sehne ich mich am meisten.

Weisheit ist gebildete Naivetät oder Naivetät des Genie's, sie ist der rothwangige Apfel von der schönen Apfelblüthe Naivetät, die als Putzen noch im Apfel da ist.

Nacht und Tag und alle elementarischen Einwirkungen, helle Erkenntniß und dunkler Naturdrang vollenden die schönste Frucht.

*

Ich kann die Arbeit nicht als das Höchste des Menschen betrachten. Der schöne Mensch ist der, der müßig geht, sich hegt und pflegt, sich

entwickelt — so leben die Götter, und der Mensch ist der Gott der Schöpfung.

Da ist meine Ketzerei. Ich habe sie gebeichtet. Aber drin im Beichtstuhl sitzt ein anderer Mensch und der hat doch eigentlich Recht, wenn er sagt: Wol, mein Kind, nichts thun, blos da sein — das wäre das Würdigste und Erhabenste. Ganz recht! Aber da kein Mensch da sein kann, ohne daß ein anderer für ihn arbeitet — komm her, tritt auf diesen Punkt! — daran muß jeder auch arbeiten. Alles muß bezahlt werden. Die Einen sind nicht da, um blos zu sein, und die Andern, um blos zu arbeiten.

*

Wenn keine Vergangenheit wäre, wie glücklich könnte ich sein. Ein zweites Leben mit Erinnerung — wie traurig! Und ohne Erinnerung, wär's da ein zweites Leben?

*

Jetzt erst ist die rechte Freude im Haus. Wenn wir etwas genießen, sagt meine Walpurga: „Das haben wir selber gepflanzt, an dem und dem Tag haben wir die Bohnen gesteckt, ich hab' sie der Burgei in die Hand gegeben und dann hat sie sie aufs Beet fallen lassen."

Und so geht's mit Allem. Die vergangenen Tage wachen wieder auf.

*

Es ist mir schwer geworden, denselben Gegenstand der Arbeit zu wiederholen, und nicht nur Einmal, ein Dutzendmal und mehr. Aber das ist Arbeit; dasselbe immer wieder thun. Alles Andere ist Lust, Liebhaberei.

Die Natur thut immer das Gleiche, und wir müssen ihr dienen, es ihr nachthun. Die Natur wiederholt sich im Gesetz, der Mensch in der Pflicht.

Ich habe aber doch Variationen gemacht und auch diese gefallen. Beim Gang durch den Stall sah ich die Kuh, wie sie sich zu ihrem saugenden Kalb wendet und ihm zubrummt. Das habe ich nun auch geschnitzt.

Ich möchte die ganze Natur noch einmal schaffen, neuschaffen. Die Menschen sollen sie sehen mit meinem Blick.

O, Dank Dir, ewiger Geist, daß Du mir diese Gabe verliehen.

*

Nicht die Freude, nicht die Ruhe ist Lebenszweck. Arbeit ist es, oder es giebt überhaupt keinen Zweck.

*

Arbeit und Liebe, das ist Leib und Seele des Menschenseins. Glückselig, wo sie eins.

Ich habe die Liebe verwirkt, mir bleibt nur die Arbeit.

*

Mein Schimmelfüllen! Du siehst mich an und ich dich; frei und ungebunden rennst du umher, und ich halte dich doch fest und schicke dich hinaus in alle Welt, sie sollen auch Freude an dir haben, du schönes fröhliches Thier!

Ich habe mein Schimmelfüllen gezeichnet, wie es lustig daher rennt, wie es grast, wie es ins Weite hinaus horcht, Nüstern und Augen aufsperrt, wie es niedergestreckt liegt und wie es sich aufrichtet, wie es traulich mich anschaut und zu mir kommt, wenn ich es locke. Wie rein und reich sind diese Bewegungen, wie schön und fest.

*

Ich habe es fertig gebracht, mit fliegendem Athem: ich habe mein Schimmelfüllen in Holz geschnitten. Die Meinigen staunen und ich selbst staune. Ich glaube, es ist mir gelungen.

Mein Pechmännlein hat das Werk — warum soll ich's nicht so nennen? — hinabgetragen zum Händler. Es war mir eigentlich schmerzlich, meine Arbeit herzugeben, aber mein Zauberrößlein muß mich nähren und es nährt mich. Ich bekomme einen guten Preis und habe eine große Bestellung erhalten.

*

Manchmal muß ich mich umschauen, ob sie nicht wirklich da sind. Ich denke mir, was die Oberhofmeisterin, was die fromme Constanze, was Schnabelsdorf, was Bronnen dazu sagen würde, wenn sie mich so sähen, wie ich jetzt einhergehe.

Du bist nicht frei, so lange du nicht auch deine Phantasie beherrschest. Die Phantasie ist der mächtigste Despot.

*

Unser Brunnen quillt und sprudelt die ganze Nacht, und besonders, wenn der Mond scheint, ist es so schön und friedlich. Die Erde strömt immerwährend ihre Labung aus, wir Menschen brauchen nur zu kommen und schöpfen und trinken. Ich sitze am liebsten am Brunnen und oft ist es, als ob er schnell etwas Besonderes zu bringen hätte, er sprudelt rascher und voller; es ist aber wol nur eine Luftströmung, die mich das glauben macht. Es träumt sich so gut am Brunnen.

*

Besondere Freude macht mir Gundel, die Tochter meines Pechmännleins. Das gute, rechtschaffene, einfältige Wesen ist jetzt so gehoben und beglückt: Sie liebt und wird geliebt.

Hansei hat einen Knecht aus seinem Heimathsorte. Er stand früher bei den Cürassieren. Und dieser Knecht, ein derber und gar nicht schöner Bursch, aber äußerst treuherzig, liebt die Gundel. Solch ein Mädchen, von Niemand beachtet, immer nur zur Arbeit da — von einem Manne geliebt, wird sie auf einmal etwas, ihre Person hat nun ein Interesse für Andere, Alles an ihr wird gut und schön gefunden, sie ist aus der Niedrigkeit und Vergessenheit erhoben.

Die Liebe ist die Krone jedes Lebens, sie krönt auch das niedrigste Haupt.

Wenn jetzt die Gundel Wasser holt und die Thiere füttert und alle rauhe Arbeit thut — es umstrahlt sie bei Allem ein höherer Glanz.

Sie merkt es, mit wie theilnehmendem Auge ich sie betrachte, obgleich ich ihr nichts gesagt; sie kommt oft und fragt, ob sie nichts für mich thun soll.

Ich möchte wieder reich sein, um die Liebenden glücklich zu machen.

*

Ach, die Sucht, immer etwas Besonderes sein zu wollen! Die Natur ist gar nicht originell, sie wiederholt immer dasselbe. Die Rose von heuer ist wie die Rose vom vorigen Jahr.

Die Menschen bestimmen sich — das ist Wahl und Qual.

*

Ich bin doch noch eitel. Ich freue mich, wenn mir ein brillanter Ausdruck in die Feder kommt. Ist das Eitelkeit! Geistiges Spie-

gelgefallen? Ich glaube nicht. Ich schmücke mich in meiner Zelle vor mir, ich muß schön sein und Schönes um mich haben, sonst ist mir nicht wohl. Derbes verletzt mich nicht, aber Unschönes wie eine Disharmonie. Ueber eine Derbheit schreit die sogenannte gebildete Welt Ach und Weh, aber eine elegante Gemeinheit wird belächelt.

*

Jede Woche wenigstens Einmal muß ich dem alten Jochem seine Verschreibungen vorlesen. Er weiß sie zwar ganz auswendig, ist aber doch glücklich, wenn er hört, wie Alles richtig gestellt ist — wie er sagt — und vom Amt gestempelt. Er läßt mich das Blatt nicht in die Hand nehmen, ich muß es ihm vorlesen, wenn er es in der Hand hält. Er ist äußerst mißtrauisch.

Der Alte will immer, ich soll ihm eine Eingabe an den König machen — es ist ihm fast leid, daß er nichts mehr zu klagen hat — ich soll ihm die Eingabe aus Vorsorge machen. Wunderbar, wie sich ihm der Begriff alles Rechts, aller Gerechtigkeit immer als König darstellt.

Er erzählt auch viel vom verstorbenen König, unter dem er als Soldat gedient, und sagt immer: Das war ein ganzer Herr, der hat hier herum oft gejagt; der jetzige soll kein Jäger sein, hab' ich mir sagen lassen, der hält's mit den Pfaffen und die geben ihm dafür Absolution. Er fragt mich dann immer, ob ich den König auch schon einmal gesehen, und wenn ich hundertmal nein sage, er fragt mich immer wieder.

*

O, wie Recht hatte Hansei, wie möchte ich ihm Abbitte thun! Will man den Alten nicht bis zu seinem Tod am Tisch haben — und es ist grausenhaft, wie er ißt — so ist es besser, man hat ihn gar nicht dazu gebracht. Klug und brav war's von Hansei und nicht hart und roh. Wenn man eine Gutthat nicht ausführen kann, ist es besser, man fängt sie nicht an.

Als ich heute Walpurga das erklärte, weinte sie und sagte: „Es ist mir tausendmal lieber, wenn Du meinen Hansei lobst, als wenn Du mich lobst.“

*

Die Humanität kann zur schweren Pflicht werden, dann aber erst zeigt sich, ob man sie wirklich übt, als Opfer, nicht blos als Lust.

Ich habe mich dem alten Jochem natürlich freundlich erwiesen, habe ihn oft bei mir gehabt und ihn unterhalten, und nun will er mich gar nicht mehr allein lassen, will immer bei mir sein, und das Einzige, was ich habe, mir rauben: meine Einsamkeit. Es ist mir schwer geworden, aber ich mußte festsetzen, daß er nur zu bestimmten Stunden bei mir sein darf. Auch das ist schon hart für mich. Ich bin nicht mehr in ungemessener Zeit allein, ich bin an Stunden gebunden. Wenn es zwölf Uhr läutet vom Thal herauf, kommt der Alte und bleibt bei mir sitzen. Unsere Gespräche sind nicht sehr ergiebig, er hat nur ein kleines Contingent von Gedanken, und alles Andere, was da nicht anfaßt, daran ist ihm kein Interesse beizubringen; dazu hustet er viel, und will immer, ich soll ihm von meinem Vater erzählen; er vergißt immer wieder, daß ich ihm gesagt — und das war das Schwerste, was ich je zu sagen hatte — daß ich meinen Vater nicht gekannt habe. Ich habe ihn auch nicht gekannt, so lange er lebte; er wollte sich mir zu erkennen geben im Tiefsten, aber ich verstand ihn nicht. Aus der Tiefe meiner Seele rufe ich: Mein armer Vater, du wolltest deine Vollendung, aber deine letzte That war die bittere That eines Gebundenen und doch wolltest du mich nur wecken. Ich vollführe das, was du stockend begannst; indem ich für dich arbeite, liebe ich dich ganz und voll; du bist mir nahe, bist was du mir sein wolltest, mein Erretter.

*

Ich habe nun doch — es ging nicht anders — dem Alten das Gesetz gemacht, daß er nur kommen darf, wenn ich ihn rufe. Und das ist mir wieder eine neue Plage, fast schwerer, als früher die bestimmte Stunde; ich muß oft denken: jetzt wäre es Zeit, den Alten zu rufen, jetzt wird er dich nicht stören. Ich bin dadurch mehr mit ihm beschäftigt als früher.

Ich muß lernen, es in Geduld tragen, und der Jochem wird auch immer besser. Wenn ich ihm sage: Jetzt kann ich nicht sprechen, so ist er auch zufrieden; es ist ihm schon genug, wenn er nur still da sitzen darf.

*

Von der Arbeit müde — wie gut schläft sich's da! Hunger und Müdigkeit wie gut sind sie, wenn man sie befriedigen kann.

Da draußen in der großen Welt essen und ruhen sie, und sind nicht hungrig und nicht müde.

Ich habe gar nicht gewußt, daß ich ehedem so viel gesprochen habe und mir Sprechen Bedürfniß war. Jetzt weiß ich beides, da ich still und allein in mir sein gelernt habe. Ich sehe jetzt, jedes Zusammensein mit Anderen übte einen elektrisirenden Einfluß auf mich und überspannte mein Wesen. Ich war nie unwahr, aber ich war mehr als ich bin. Ich machte Andere heiter und war es in mir selbst ach so selten.

*

Die Einsamkeit hat eine heilende Trösterin, Freundin, Gespielin: es ist die Arbeit.

Wer nicht einsam gelebt hat, weiß nicht was Arbeit ist.

*

Ich denke oft an das Wort Dantes: Kein größeres Unglück giebt's, als sich im Elend des Glückes erinnern. Warum sagte er nicht, welchen Glückes? Sich schuldlosen Glückes erinnern, muß immer Wonne sein und sei das nachfolgende Unglück auch noch so groß. Francesca aber spricht vom andern, vom schuldvollen Glück, und sie hat Recht. Ich weiß es, daß sie Recht hat.

Ich meine, auch mein Vater hat mir damals beim Abschied gesagt: Laß nur solche Freuden über dich kommen, deren Erinnerung dir eine Freude sein kann.

*

Wunderbare unterirdische Quellengänge der Seele! Weil ich mich heute eines so tief schmerzlichen Wortes von Dante erinnerte, übersetzte ich mir den ganzen Tag Alles, was ich dachte und was ich sah, ins Italienische. Eben jetzt, da ich schreiben will, bemerke ich das.

*

Oft ist mir's, als wär's eine Sünde, da ich doch leben soll, mich so zu vergraben. Ich mache meine Gesangsstimme stumm und noch so Vieles in mir.

Ist das recht?

Um mit mir selbst ins Reine zu kommen, ist dies Leben gut, für mich, aber ich möchte etwas für Andere thun, wirken. Wo? Was?

*

Ich habe einmal gehört, daß die schön geschnitzten Möbel der Vornehmen von den Sträflingen im Zuchthaus gearbeitet werden. Wie schauderte mich's damals! Und jetzt — bin ich selbst dabei, wenn auch in freier Gefangenschaft, und es quillt mir noch ein Trost der Gerechtigkeit aus diesem Thun: die, welche das Leben verunstaltet und verpestet haben, sollen in der Buße arbeiten an der Schönheit des Daseins für Andere.

*

Meine Arbeit gedeiht. Ich kann aber das Holz vom letzten Winter noch nicht gebrauchen. Mein Pechmännlein hat mir vortreffliches Holz gebracht, langjährig geräuchertes, von einem alten eingerissenen Hause. Wir arbeiten fröhlich mit einander und unser Verdienst ist gut.

*

Das Laster ist sich überall gleich, hier wie dort; hier nur offener. Die Laster des Volkes sind roh, die Laster der Gebildeten sind gemein.

Die Vornehmen schütteln die Folgen ihres Lasters ab, die Leute aus dem Volke tragen sie.

*

Die rauhen Sitten dieser Menschen sind nöthig und sind besser, als die verlogenen Höflichkeitsformeln. Diese Menschen müssen rauh und derb sein; diese Formen sind die starre grobgepanzerte Eichenrinde; nur weil diese Rinde sie deckt, können sie draußen in Wind und Wetter gedeihen.

Ich habe gefunden, daß viel mehr Zartheit und innige Empfindung hinter dieser rauhen Rinde ist, als unter allen glatten Formen.

*

Jochem sagte mir heute, daß er wol noch gut zu Fuß sei, aber das Gehen eines Blinden sei gar beschwerlich. Zuerst mit lockerem Fuß tasten und versuchen, ob der Boden auf den man treten will, fest und eben ist, und dann erst stark mit dem Fuß auftreten — das sei entsetzlich anstrengend.

Ist das nicht in meinem Leben auch so? Ich muß immer erst

ängstlich untersuchen, ob das ein fester Boden ist, auf den ich meinen Fuß setzen kann, sicher, ohne zu straucheln und ohne verrathen zu werden.

Das ist der Gang des Gefallenen.

Ach, warum wird mir denn Alles, was ich höre und sehe, zum Sinnbild meines Lebens?

*

Wir leben hier wie die Pflanzen. Die Hauptsorge, Freud' und Leid, ist das Wetter. Regen und Sonnenschein, wie es gerade gut und nöthig ist für das Wachsthum draußen, das trifft auch uns. Hansei klagt noch oft, daß er sich hier herum nicht aufs Wetter verstehe — daheim am See, da habe er ganz genau gewußt, wie es werde. Diese Unkenntniß läßt ihn hier noch nicht recht daheim sein. Dafür ist unser Pechmännlein ein glaubwürdiger Wetterprophet und dadurch eine wichtige Person im Hause. Ich bin seine gelehrige Schülerin und er ist stolz auf mich. Er ist zutraulich gegen mich, macht auch seinen Spaß, bleibt aber immer in eigenthümlicher Weise respectvoll.

Es ist viel Tact unter den Menschen, die nichts von Etiquette wissen. Als ich vorige Woche meinem Pechmännlein zu seinem Geburtstage gratulirte und ihm die Hand gab, wurde er feuerroth im ganzen Gesicht; er dankte mir sehr und sagte immer: Wenn er hinaufkomme in den Himmel, wolle er mir gutes Quartier bestellen, und seine Alte dürfe nicht bös sein, wenn er mich in der Ewigkeit noch dazu nehme zu ihr. Er thut sehr gern etwas für mich. Wenn er in meinem Ofen einheizen darf, ist er immer ganz glücklich, und wenn er mein Holz spaltet, liebäugelt er mit jedem Stück, wie wenn dem Holz eine besondere Ehre geschehe, daß es mir Wärme geben darf.

*

Die Volkszählung hat mir einen schweren Tag gemacht. Nach dem Essen zeigte Hansei die Liste, die er ausfüllen müsse, und sagte zu Walpurga: Schreib' du oder sie — er meinte mich — soll schreiben, ihren Namen und Alter und woher.

Wir waren in großer Verlegenheit, bis endlich Walpurga be-

stimmte: das sei gar nicht nöthig, die Herren auf dem Amt brauchten nicht Alles zu wissen.

Und das war eine bequeme Handhabe, weil ein Zettel dabei war, worin Alles ausgefragt wurde: Wie viel Milch man des Jahres gewinne? Wie viel Butter man verkaufe? Wie viel Hühner man halte? u. s. w. Hansei war ganz grimmig über die Beamten, die gewiß jetzt wieder eine neue Steuer auf Alles legen wollen. Dieser Grimm machte mich frei und der Staat ist um eine Seele betrogen.

Die Leute hier halten den Staat und seine Beamten noch für ihre natürlichen Feinde und machen sich gar kein Gewissen daraus, sie zu hintergehen.

*

Ich habe zum Erstenmal einen Baum fällen sehen.

Das letzte Zittern hat etwas Schauerliches und dann das Krachen und Aufschlagen. Es ist wie ein Menschenschicksal, das von der Sonnenhöhe durch einen Schlag in die Tiefe und Nacht des Elends stürzt.

Hansei läßt einen Weg durch den Wald schlagen, gerade vor meinem Fenster; ich werde einen schönen freien Ausblick haben. Als ich ihm das sagte, freute er sich sehr.

*

Hansei war in der Hauptstadt. Mit großem Stolz hat er ein großes Paket auseinander gewickelt und uns gezeigt, welch ein gescheidtes Geschenk er bringe. Es sind die Bildnisse des Königs und der Königin.

Er war so gut und wollte, daß ich die Bilder in meiner Stube aufhänge, und war ganz ärgerlich, daß seine Frau sie für sich behalten wollte. Endlich war er's zufrieden, da ich sagte: „die Wohnstube gehört ja uns Allen."

Es war mir nun peinlich in der Wohnstube. Die Bilder schauen immer auf mich nieder. Walpurga merkte das und die Bilder mußten in die Schlafstube auswandern. Jetzt bin ich wieder freier.

Hansei sieht auf solche Dinge gar nicht.

Der König hat sich in bürgerlicher Kleidung abbilden lassen. Ist das ein Zeichen? . . .

*

Hansei rückt mit seinem Waldplan heraus. Er macht einen klugen Streich, er schlägt zuerst Wege durch den Wald, dann kann er die Stämme von weit oben als Langholz herunterbringen, und so haben sie einen dreifach größeren Werth, als wenn er sie verscheitern muß.

*

(3. April.) Anfangs hat man so viel zu beobachten, die ganze Welt ist wie ein junges Kind, wie das erste Grün im Frühling. Später ist man das Alles gewohnt, das spricht, das lacht, das steht und geht, das weint und scherzt, das grünt und blüht, und Alles ist wie immer und überall. Ich glaube, wir könnten nicht leben, wenn uns die Welt täglich neu wäre und uns keine Ruhe ließe.

Die zweite Mutter, Gewohnheit, ist auch eine gute Mutter.

*

Meinem Schimmelfüllen hat man die Füße mit einem Strick gebunden. Es kann nun nicht davonrennen, es kann nur im Schritt gehen. Die schönen freien Bewegungen sind dahin, bevor du eingespannt wirst.

Ach wie viele Menschenbrüder gleichen Schicksals hast du, mein Schimmelfüllen!

*

Ich liebe den Regen, dies gelassene Niederrieseln vom Himmel. Ich könnte stundenlang am Fenster stehen und träumerisch hinausschauen und hören, wenn ich nicht arbeiten müßte. Mir ist, als hätte ich Millionen Augen und sähe, wie die Tropfen auf halboffene Knospen fallen. Jetzt geht's auf, Alles!

Aber ich schäme mich, hier, wo Alles stetig arbeitet, mit offenen Augen müßig in die Welt hineinzuschauen. Schön und lind ist der Regen im Frühling; die Luft und jede kleinste Rinne vor dem Haus und am Berg gewinnt Stimme, Gestalt und Inhalt.

*

Sonst bedurfte ich immer eines Fernglases, jetzt erweitert sich mein Blick.

Weil wir nicht im Freien leben, sind wir kurzsichtig.

*

Wenn man die Rose veredelt, wachsen ihr auch andere Dornen, aber immer Dornen.

*

(15. April.) Heut' hab ich zum Erstenmal in diesem Jahr die Goldammer gehört. Sie hat im Frühling noch mehr und fast lauter Sechzehnteltöne; im Sommer hat sie weniger Töne, aber lauter halbe Noten.

*

(23. April.) Die erste Schwalbe ist da. Jetzt darf man sich wohlig wiegen im Gefühl des Frühlings. Es ist kein Hangen und Bangen mehr, kein ängstliches Flattern von einem sicheren guten Tag zum andern.

Mein Pechmännlein sagt: Die Schwalben und die Staare kommen und gehen in der Nacht. Das giebt zu denken.

*

(Ende April.) Ein Regen! O welche Düfte weckt er aus Blume, Gras und Baum! Und das steigt ins Unendliche, und wir kurzlebigen Menschenkinder meinen, das sei Alles für uns. Es ist Alles nur für sich.

*

Die Immortelle gehört zu dem, was am frühesten zu grünen anfängt; sie gedeiht am Waldrain und kommt auch noch im schlechten Boden fort.

*

(1. Mai.) Heute — der Tag war regnerisch und kalt, und es schloßte noch einmal, Alles glitzerte und triefte im goldnen Widerschein — da hörte ich am Abend den Kukuk zum Erstenmal. Er flog von Wald zu Wald, von Berg zu Berg, und rief überall.

Warum sagt man nur: Geh' zum Kukuk? Ich hab's gefunden: Der Kukuk hat kein eigen Nest, keine Heimath; er muß, nach der Volkssage, jede Nacht auf einem andern Baum schlafen. Geh' zum Kukuk! heißt also: Geh' unstät und flüchtig, sei nirgends daheim.

Als ich der Großmutter meinen Fund mittheilte, sagte sie: „Du hast's gewonnen, du holst dir aus Allem was heraus, du hast's gewonnen."

Sie meint: das Spiel des Lebens habe ich gewonnen.

*

Mein gutes Pechmännlein hat mir eine Freude gemacht. Droben bei dem Ahornbaum auf dem Felsenvorsprung, da hat mir's gar so

wohl gefallen, und nun hat er mir dort eine Bank hergerichtet; er hat mir aber auch alles Gestrüpp ringsum weggehauen und mir mein Plätzchen eigentlich verdorben. Ich sitze aber doch dort und finde wieder mein ganzes Wohlbehagen. Es kann kein Mensch dem andern etwas vollkommen recht machen, aber dankbar kann man doch sein. Und Dank ist ein Boden, auf dem die Freude gedeiht.

*

(Am ersten Maisonntag.) Am Sonntag Nachmittag, wenn ich nicht arbeiten darf, habe ich eine unbezwingliche Sehnsucht, in einer leicht wiegenden, offenen Kalesche durch den Park zu fahren; nicht immer gehen, nicht immer etwas thun zu müssen; im Frühling auf einem weichen Sitz, daran Räder befestigt sind, von schnellen Pferden sich durch die Welt rollen zu lassen, oder — noch besser — auf weichem Weg durch den Wald zu reiten, eine fremde Kraft regieren und sie unterthan halten — Ich kann's nicht vergessen.

*

Und in der Nacht, wenn ich zum weiten Himmelsbogen mit den zahllos flimmernden Sternen aufschaue, ist mir's so schwer, zu sitzen und zu gehen. Ich denke der Nächte, da ich im Wagen liegend in die weite Welt hineinfuhr und aufschaute zu den Sternen — wie frei, wie reich war da Alles.

So vieles in mir hängt doch am Kleinen.

*

Es giebt Tage, wo ich den Wald nicht ertrage. Ich will keinen Schatten. Ich muß Sonne haben, nichts als Sonne, Licht. Ich gehe dann die heißen, schattenlosen Feldwege.

*

Ich habe nun auch ein Fensterbrett mit Blumentöpfen. Das ist ganz anders, wenn man warten muß auf die aufblühenden Blumen, als wenn man sie aufgeblüht vom Gärtner bekommt. Und gar die Sträuße damals — dort . . .

*

Die Abende sind mein Feind — immer so schwer. Der Morgen ist mein Freund — wie leicht wird da Alles! War's sonst nicht anders? . . .

*

Draußen in der Welt ist es im Gemüthe, wie es Baronin Constanze körperlich ist: sie hat beständig Ohrensausen, kennt nicht die heilige Ruhe, die Stille, die Lautlosigkeit. Erst wenn man nichts mehr von der Welt weiß und will, hört das geistige Ohrensausen auf und man hat die heilige Ruhe, die Stille, die Lautlosigkeit — jeder Klang, der dann eintritt, tönt Wunder.

*

Ruhig und rasch ist die Großmutter, beides, wie es gerade erforderlich. Sie ist keine von den ewig Geschäftigen und Heftigen und ist doch nie müßig. Sie kennt die Menschen und ist doch stets gut. Sie hat viel gedacht und ist dabei so naiv. Sie ist so aufrichtig zärtlich zu mir, ja sie sagte, sie habe sich ihr lebenlang eine gescheidte Person gewünscht, die etwas gelernt habe und mit der man Alles ausreden könne. Und das thut sie denn redlich. Ich muß ihr tausenderlei erklären und sie ist für jeden neuen Einblick aufrichtig dankbar.

„Ich hacke mir gern Kleinholz im Vorrath," sagte sie heute. Das heißt in unserer Sprache: sie denkt sich gern viel vorher aus.

Es giebt aber doch so manche schwarze Thür, an der wir vorbeigehen und die Augen zudrücken.

*

Das Füllen vor meinem Fenster kann mich oft so lang betrachten und sein ganzes Sein schickt mir Gedanken zu. Der erste Mensch, der ein Thier zähmte, das heißt unterjochte, daß es ihn trug, führte, nährte, hat die Herrschaft des Menschen begonnen. Ein anderes Thier tödten kann das Thier auch, ein anderes zu seinem Nutzen leben lassen — nicht. Es giebt keine neuen Thiere mehr, die sich zähmen lassen. Nun wird die Menschheit in Wahrheit zum Dichter, sie verdichtet unfaßbare Kräfte, spricht zum Dampf, zum Licht, zum elektrischen Funken: Komm', diene mir!

*

Ich habe mir Zucker gekauft und füttere mein Schimmelfüllen; das ist eine große Freude. Und heut' dachte ich: Wer uns so sähe, das Füllen und mich — es muß ein schönes Bild sein!

O, wie klein und eitel bin ich noch.

*

Jedes große Anwesen, jeder ausgebreitete Besitz hat seine Vasallenschaft, am Bauernhof hier und am Hof in der Residenz dort. Da giebt es so viel Dienende, Schmarotzer und freiwillige Unterthanen. Die Welt ist überall gleich.

*

Das Bauernthum ist nicht die schöne Welt. Es muß Ackerpferde geben und elegante Wagenpferde.

*

Fortleben aus sich, aus der Stimmung, wie sie die eigene Natur giebt, durch nichts von Außen erregt, da lernt man sich selbst und das Höchste kennen. In der Wüste offenbart sich die Gottheit dem eigenen Herzen. Der Dornbusch brennt und verbrennt nicht.

*

Immer neu haucht mich die Erhabenheit aus den Bergen an.

Die ganze Welt unter mir ist vom Nebelmeer überfluthet, nur die Bergspitzen ragen daraus hervor. Ich erlebe täglich den ersten Schöpfungstag.

Ich lerne das Erhabene verstehen. Es ist der Schauer des Großen, nicht der Schauer der Furcht. Mir ist, als wohnte ich in einem Tempel.

*

Das Alleinsein macht oft dumpf, halbschlafend. Ich erfahre das auch bisweilen an mir.

Hansei sieht an einem Regensonntag oft stundenlang zum Fenster hinaus. Ich bin überzeugt, anfangs denkt er an ein Pferd, eine Kuh, einen Holzverkauf oder an einen Bekannten, dann aber duselt er so drein und denkt gar nichts mehr. Dieses kinderhafte Daliegen und in die Welt hineinschauen — wenn man daraus erwacht, ist es so gut und stärkend, als ob man geschlafen hätte. Es ist ja auch nur elementarisches Sein.

*

Ich sehe an meinen Aufzeichnungen: früher lag mir's doch im Sinn, als wäre ich hier nur auf einer Reisestation, wo man das Interessante, das Abenteuer festhält; jetzt sehe ich, ich bin auf keiner Station, ich bin am Ziele.

Ich packe mein schweres Fuhrwerk ab, wie mich die Großmutter ermahnte, und zerschlage die Kisten. Hier bleibe ich für meine Lebenszeit. Und jetzt, da ich fest entschlossen bin, zu bleiben — und wenn ich morgen entdeckt würde und der ganze Spott der Welt mich verfolgte — jetzt habe ich ein wohliges Gefühl des Daheimseins. Ich bin und bleibe da.

Ich wurde erst aufmerksam, wie mir das Alles durch den Sinn ging, als heute mein Pechmännlein sagte: „Du siehst so vergnügt aus, so — ich weiß gar nicht wie — so hast Du noch gar nicht ausgesehen."

Ja, liebes Pechmännlein, du hast Recht. Ich bin heute auch erst recht daheim geworden. Ich habe Wurzel geschlagen wie der Kirschbaumsetzling vor meinem Fenster.

*

Der alte Auszügler hat mir heut' gesagt: „Schau, Kind, das Alter nimmt viel, aber ich kann noch so schön träumen, so schön, wie in meiner Jugend."

*

Von allen Blumen finde ich auf der Rose den reichsten Morgenthau. Macht das der reichste Duft? Ist der Duft thaubildend? Kein grünes Blatt hat soviel Thau auf sich, als ein Blumenblatt.

*

Ich habe oft die Versuchung, dem ganzen Hause und dem Jochem dabei den Lear zu erzählen.

Es kränkt mich, daß ich ihnen nicht Alles gebe, was ich habe, und wie würde es mich kränken, wenn sie mich nicht verstehen!

Wie weit sind doch noch Kunst und Religion auseinander!

Diese kann Allen gegeben werden, jene nicht.

*

Dem Volke feinere Freuden zu geben — das geht nicht. Es muß die Woche über hart arbeiten, und am Sonntag schieben sie zur Erholung Kegel und tanzen in schweren Stiefeln. Sie müssen derbe Freuden haben und derbe Religion.

*

(Am Sonntag unter dem Glockenläuten.) Das Volk lebt ganz

ohne Kunst. Die bildende Kunst, das Theater, die höhere Musik, die Literatur, sie sind für das Volk gar nicht da.

Alles, was sich ihm noch als das andere Leben neben und über dem Trivialen darstellt, ist die Kirche. Und das Beste in der Kirche, in allen Religionen, ist das, was sie von Poesie in sich haben.

*

Was wird aus einem Menschen, der jahrelang kein ernstes Buch oder überhaupt nicht liest, der keine großen, durchgearbeiteten Gedanken in sich aufnimmt? Ist er vornehm und reich, so wird ihm das Leben eitel Spiel; ist er niedrig und arm, wird ihm das Leben eitel Arbeit. Darum hat die Natur dem Volke das Lied gegeben, und die Geschichte hat die Religion aufgestellt, die den ausgegohrenen Wein alles Wissens und aller Kunst in ihrem Kelche allem Volke darbieten soll; aber sie muß immer neuen Wein nachschütten, sonst —

*

(30. Juli.) Die ganze weite Welt war heute ein einziger Nebel, die Sonne war verhüllt. So brütet ein künstlerisch schöpferisches Auge über dem werdenden Gebilde. Nun aber das Zerreißen der Flocken. Einen Augenblick ist die Bergwelt frei. Die Nebel jagen, es scheinen aber neue aus der Erde zu steigen.

*

Draußen in der Welt schämt man sich der Mondscheinschwärmerei. Ich bade mich in der Wonne der Mondscheinnacht, wenn die ganze Welt so still verklärt im sanften Scheine ruht und nur der Bach rauscht und glänzt.

*

Die Versuchung kommt wieder zu mir und spricht: Es ist eine Sünde an der Natur, eine Verschwendung, die reiche in dir liegende Kraft zu etwas zu verwenden, was auch Andere vermöchten. Geh' in die Welt, nimm dein jetziges Sein nur als einen Durchgang!

Nein, ich bleibe.

*

Wenn ich auf dem Berg stehe und hinaus schaue ins Weite, da muß ich mich oft fragen: Bist du noch dieselbe Irma? Wo ist noch eine Spur deines vergangenen schimmernden Lebens?

Nichts als eine lastende Schwere im Herzen.

*

Man findet es langweilig, vom Wetter zu reden, und doch giebt es nichts Bedeutsameres; die Pflanzen, die Thiere, sie fühlen, was für Wetter ist, das Wetter ist ihr Tagesschicksal; der Mensch kann das sagen. Und wer so sieht, wie sich Nebel, Wind und Regen bildet, für wen Sonne oder bedeckter Himmel Alles ist, dem ist ein ganzes Leben in dem Wetter.

Da steht eine Wolke, wie ein Gürtel, am Gebirgsgiebel drüben, den ganzen Tag regungslos. So sind oft ganze Zeiträume, wie dort Orträume, in Nebel gehüllt, verstimmt, in uns ist oft tagelang eine ganze Gegend unseres inneren Wesens so vernebelt.

*

Der Mensch hat ein Mienenspiel, das Thier nicht; das Menschengesicht verändert sich je nach seiner Gemüthsbewegung, das des Thieres nicht, und das Thier hat dabei immer nur dieselben Töne, der Hund bellt in Freude und Zorn gleich, nur das Tempo verändert sich. Oder sind es nur für unser Ohr dieselben Töne?

*

Solche unharmonische, durchaus folgenlose Töne, wie sie die Zippdrossel über mir hervorbringt — wenn ein Mensch sie hervorbrächte, sie würden mir das Ohr zerreißen. Warum aber so nicht? Warum muthet es mich fast an? Der Vogel soll so, das ist seine Natur; der Mensch aber, weil er die Töne frei bilden kann, muß sie auch harmonisiren.

*

Was ist all unser Wissen? Wir wissen nicht einmal, was morgen für ein Wetter sein wird; es giebt gar kein festes Zeichen für diese erste Lebensbedingung. Die Bauern wissen auch nichts und reden doch so gern davon.

*

Das Jahr hat seinen dramatischen Wendepunkt, das ist die Erntezeit. Da ist eine Hast und Spannung, der nichts gleicht; die Menschen sind da sehr ungemüthlich.

*

Wenn man lernen will, wie grundverdorben die ganze Welt ist, muß man meinen Blinden hören; da hat er Kraftworte wie Keulenschläge. Er will mich immer aushorchen über Hansei und Walpurga, er möchte gern wissen, was schlecht an ihnen ist; daß sie gar so brav sein sollen, das läßt ihm keine Ruhe.

*

Mir fiel heut' ein Wort des Leibarztes ein:

Leidenschaftlich sind wir Alle, es kommt nur auf den Rhythmus an. Wer die Treppe auf einmal hinabspringt, bricht das Genick; wer sie in gemäßigter Ordnung stufenweise hinabgeht, bleibt gesund.

*

Ich sehe hier nie auf die Uhr. Das Leben theilt sich mir nicht mehr in Stunden. Morgen-, Mittag- und Abendläuten vom Thal herauf, danach bestimmt sich Alles. Am Kirchthurm ist die Uhr — die Kirche bestimmt die Zeit.

*

Der alte Jochem ist krank, der Arzt, der ihn besucht, ist eine heitere Natur; er behauptet, daß Jochem noch viele Jahre leben würde, wenn er seinen Aerger und seine Processe behalten hätte, das gab ihm Leben und Bewegung und Unterhaltung zugleich, er hatte noch etwas auszufechten in der Welt, noch Jemand zu cujoniren, das hielt ihn aufrecht; jetzt in der Friedfertigkeit wird er aus Langeweile sterben.

„Du lächelst?" sagte der Arzt zu mir. „Glaub', es ist mein voller Ernst. Ein Kind in der Wiege, das nicht schreit, und ein Hund an der Kette, der nicht bellt, die haben keine Bewegung, kein Leben, und verkommen."

Er mag doch in Manchem Recht haben.

Ich fühle mich dem Arzt gegenüber sehr beengt, und er sieht mich immer so seltsam, so forschend an.

„Du lieber Gott, jetzt kommen alle Gräschen heraus, und mich thut man hinunter und ich komm' nicht wieder heraus," klagte Jochem.

*

Der Alte ist gestorben, heut' Nacht in den Tod hinübergeschlafen. Es war Niemand bei ihm.

Er ist gestorben wie ein Baum im Wald, alle Kraft war aufgesogen.

Die kleine Burgei schläft jetzt in meiner Kammer, die Meinigen thun es nicht anders, ich darf nicht mehr allein sein in der Nacht.

*

Mir ist so bang. Ueber mir liegt eine Leiche auf dem Boden und brennt ein einsames Licht dabei — das Licht brennt, bis man die Leiche begraben. Und doch meine ich, ich muß darüber hinaus, ich muß! Ja, ich will.

Noch erschüttert mich's, wie der Alte mein gedacht hat. Er ließ mich gestern hinaufrufen und sagte: „Irmgard, du bist eine Fremde und bist gut gegen mich gewesen — ich möchte dir nun etwas schenken und vermachen, und da hab' ich überlegt, ich kann dir was geben, es ist das Beste, was ich habe, und mir nützt's nichts, wenn man mir's mit ins Grab giebt, aber dir kann's gut sein und soll dir gut sein, es liegt ein Heilthum darin. Schau, da ist's, nimm's, es ist die Kugel, die meine dritte Rippe getroffen; bewahr' sie gut auf. Wer eine Kugel bei sich hat, die einmal einen Menschen getroffen, der steht nicht mehr in Gefahr, daß ihm ein jäher Tod ankommt, unversehens — kannst dich darauf verlassen! Und jetzt will ich dir noch was sagen: sag' mir, wie heißt dein Vater? Du hast ja gesagt, daß er schon gestorben ist. Wenn ich in den Himmel komme, will ich ihn aufsuchen und ihm sagen, daß du ein ganz braves Mädchen bist, ein bischen eine besondere — ich weiß nicht recht — aber brav. Das will ich deinem Vater sagen und es wird ihm eine gute Botschaft sein."

Ich konnte dem Alten den Namen nicht nennen — Kann ich das? Ich konnte ihm nur danken, daß er mir etwas gab, was ihm so viel werth war, und wunderbar — wenn ich jetzt die Kugel in der Hand halte und anschaue, wie mir das die Seele bewegt!

Ich will mich rüsten, um den Alten zu Grabe zu geleiten.

*

Ich war auf dem Kirchhof, als der Alte begraben wurde. Da werde ich auch einmal liegen.

*

Ich meine, durch den Willen müßte sich der Tod besiegen lassen.

Wenn ich nicht sterben will, sterbe ich nicht. Ist der Wille das in mir Verschlossene, was ich suche? Und doch — ich habe keinen Willen, Niemand hat einen Willen, unser ganzes Leben und Denken ist nichts als eine Folge, nothwendige Folge von Ereignissen und Erlebnissen, von wachen Erkenntnissen und nächtlichen Träumen; wir können den Ort verändern wie die Thiere, aber den großen Ort, das große Gefängniß nicht: wir können die Erde nicht verlassen. Das Gesetz der Schwere, der Anziehungskraft hält auch unsere Seele fest. Da droben wandeln die Sterne, und ich bin nichts als eine Blume, ein Grashalm, der an der Erde haftet. Die Sterne sehen mich und ich sehe sie, und wir können nicht zu einander.

*

Ein regierender Fürst hat unsern Hof besucht. Seine Hoheit, der Grubersepp, von dem mir Walpurga schon viel erzählt, ist angekommen mit seinem kleinen Sohn oder — um es correcter zu sagen — mit seinen beiden Rappen und seinem Sohn. Es ist ein Leben im Hause und ein Stolz und ein Glück, wie wenn in der That ein regierender Fürst gekommen wäre.

Mich sah der Grubersepp gar seltsam an.

„Ist das zimpfere Mädchen" — sagte er, mit dem Daumen rückwärts deutend, zu Hansei — „ist die da von deiner Frau Seite?"

„Ja, meine Frau" — murmelte Hansei etwas — ich merkte wohl, daß es ihm schwer wird, zu lügen, und nun gar vor dem großen Bauer, dem er sein ganzes Anwesen zeigt.

Es ist auch unter den Bauern so, nur die Großen kennen einander. Aber schön und stattlich ist dieser Verkehr. Die beiden Männer geben einander kein freundliches Wort, aber sie thun einander Freundschaft.

Alles ist glückselig im Hause. Der Grubersepp hat gesagt: Der ganze Hof ist ordentlich im Stand. Und wenn der Grubersepp „ordentlich" sagt, so ist das ebensoviel, als wenn der Intendant göttlich sagt.

Die zwei Tage, da der Grubersepp hier war, herrschte unsägliche Unruhe im Haus, das heißt, Alles dachte nur an ihn. Jetzt ist wieder Jegliches im alten Geleise, aber eine strahlende Freude liegt auf den Gesichtern. Man hat's von einem Manne gehört, und von

was für einem, daß das Anwesen gut im Stand, und so glückselig auch ein Mensch in sich, es ist doch was ganz anderes, wenn er von fremdem Munde hört, was an ihm ist.

*

Mir zittert noch die Hand vor Schreck. Heut' war ich im Wald; ich saß auf meiner Bank, da sehe ich eine Gestalt durch den Wald gehen, sich manchmal bücken, eine Blume abbrechen, einen Stein aufnehmen; die Gestalt kommt näher und — wer ist's?

Der Freund, den ich mir so oft herwünschte, der Leibarzt. Er fragte mich mit seiner tiefklaren Stimme: „Kind, geht hier der Weg hinab ins Dorf?“

Mir schnürte es die Kehle zu, ich konnte nicht sprechen. Ich deutete hinüber nach dem Fußpfad und stand zitternd auf. Er fragte mich: „Bist du stumm, armes Kind?“ Das half mir. Ich bin stumm, stumm, ich kann kein Wort sprechen. Ohne einen Laut von mir zu geben, floh ich vor ihm davon, und lange, lange hab' ich dann geweint, wie seit Jahren nicht. Ich wollte ihm nacheilen, aber er ist fort, ich kann mich nicht aufrichten, es brechen mir fast die Knie. Jetzt bin ich ruhig — es ist Alles vorbei — es muß Alles vorbei sein.

*

Ich habe lange, schwere Tage gehabt. Die Arbeit ging nicht von der Hand und Vieles mißlang mir. Die Welt draußen hat mich wieder aufgescheucht.

*

Ich danke dem Schicksal das am meisten, daß ich gelernt habe, zu sehen. Ich sehe überall etwas, das mich erfreut, mich denken macht. Die schönsten Freuden, die allverbreitetsten, sind die durch das Auge.

*

Das Pechmännlein kennt alle Vögel am Gesang: das thut mir wohl. Man sagt im Sprichwort: Man erkennt den Vogel an seinen Federn — weil natürlich die Wenigsten ihn am Gesang erkennen; sein Federnschmuck ist ständig, sein Gesang nur flüchtig und zeitweilig; jenen kann man fixiren, diesen nicht.

*

Das Krächzen der Bäume im Wald, das mich in jener Todesnacht so erschreckte, höre ich jetzt oft und bin ruhig dabei. Und wunderbar! sobald ein Vogel singt, hört man es nicht mehr. Woher mag das kommen?

*

Ich habe frische Arbeit bekommen. Jetzt ist mir's wieder wohl. Nur mein Pechmännlein will kränkeln. Anfangs hat mich das fast geärgert. Dann aber habe ich meine eigensüchtigen tyrannischen Gewohnheiten überwunden. Ich habe für treue Dienste wiederum treu gedient. Ich glaube, ich habe den Ohm gut gepflegt; jetzt ist er wieder wohlauf.

Ich bin doch nicht so egoistisch, als ich mich schalt; ich habe gute Menschen mir treu zu eigen gemacht. Aber ich kann nicht Menschen Gutes thun, die mich nichts angehen! Ich gehöre mir und einem kleinen, unendlich kleinen Kreise — weiter kann ich nicht.

*

Wenn ich so still da sitze und den einzigen Raum betrachte, in dem ich lebe und hoffentlich auch sterben werde, da befällt mich oft eine Angst zum Entsetzen; da ist mein Stuhl, mein Tisch, meine Werkbank, mein Bett, das hast du, bis man dich ins Grab legt, und keine Menschenseele ist dein?

Es beklemmt mich, daß ich aufschreien möchte; erst schwer kommt dann die Ruhe wieder. Die Arbeit hilft.

*

Ich habe mir eine Stunde Allwissenheit ausgedacht.

Die Stunde von elf bis zwölf gestern am Mittag — es zog ein leichter Sonnenregen vorüber, dann ward's wieder hell und da sah ich im Geiste, wie Tausende von Menschen diese Stunde leben: Ich sah den Handwerksburschen am Waldesrand, den König in seinem Cabinet, die Näherin in ihrer Dachkammer, den Bergmann im Schacht, den Vogel auf dem Baum und die Eidechse am Felsen, ich sah das Kind, das in der Schule sitzt, und den sterbenden Greis mit seinem letzten Athem, ich sah das Schiff auf dem Meer, ich sah die Kokette, die sich schminkt, und die arme Taglöhnerin, die Unkraut ausjätet auf dem Acker. Ich sah Alles, Alles! ich lebte eine Stunde Unendlichkeit.

Und jetzt bin ich wieder gebunden, ein einzelnes, kleines, armseliges, lallendes Kind. Der große Gedanke der Unendlichkeit zieht nur wie ein Flüchtling durch die Seele, hat keinen Haltpunkt darin. Wir müssen wieder am Kleinen haften.

Ich schnitzle wieder an meiner Werkbank.

*

Ich habe einmal gelesen, daß die Araber vor dem Gebet ihre Hände waschen, haben sie aber in der Wüste kein Wasser, so waschen sie die Hände in Sand und Staub. So ist's. Der Staub der Arbeit reinigt.

*

Das Volk soll keine Bücher zum Lesen haben, da soll Jeder mit dem Anderen reden, zuhören.

Bücher machen den Menschen einsam für sich. Erzählen, mündliches Berichten, das ist Alles.

*

Die Lehren — nein, die Erfahrungen eines verlorenen Weltkindes haben das doppelte Gute: Nicht nur, wer in der Irre war, ist auf Alles aufmerksam geworden und wird der beste Wegweiser — ich meine auch: wer von einem vollkommen reinen Menschen eine Lehre vernimmt, hat keine Wahl, er muß sie annehmen, die Reinheit ist die höchste Autorität; aber aus dem Munde eines Verworfenen muß man jedes Wort prüfen, darf es nicht gleich verwerfen. Und das ist gut, das macht dich frei.

*

Die Schwalben ziehen fort! Wie sie sich jetzt in Haufen sammeln und dann blitzschnell im Zickzack mit scharfem Schrillen wolkenartig dahinjagen! So zusammen in unregelmäßigen Bahnen fliegen — wir können uns das gar nicht denken. Wann, wie, zeigen sie einander an, daß jetzt eine scharfe Wendung genommen wird?

Fliegen — wir sehen eine ganz andere Lebenssphäre vor uns und können sie nicht fassen. Und wir glauben, wir verstehen die Welt? Was fest ist, fassen wir, und nur was fest davon ist — weiter hinein beginnt der große Gedankenstrich.

*

Ich hörte, wie Franz, der Geliebte der Gundel, zu dieser sagte: Eine Frau, ganz so wie die Irmgard, ist einmal mit der Königin beim Manöver in der Uniform unseres Regiments vor unserer Front auf- und abgeritten.

Wenn der Soldat mich erkannte und verriethe?

Welch ein Wirrsal von Versteckensspiel ist das Menschenherz! Da geht mir's jetzt in meinem Elend wie ein Triumph durch den Sinn, daß in so viel tausend Augen sich mein Bild eingeprägt hat.

*

Allein gehen zu dürfen, das bin ich noch immer nicht gewöhnt, ich meine noch oft, der Bediente müsse hinter mir gehen. Ach, wie verschnörkelt und verpuppt leben wir!

Ich war einen ganzen Tag allein im Walde. O, welch eine Seligkeit! Ich lag im Waldesgrund und über mir rauschte es in den Bäumen und drunten der Bach. Wenn du nur hier verenden könntest, wie ein angeschossenes Reh — ich bin's, meinen Weg bezeichnen Blutspuren — nein, ich bin wieder gesund und heil geworden, war schon einmal auf der Welt, auf einer andern, und jetzt lebe ich neu.

*

Das Pechmännlein hat meinen Vater gekannt. Er hat einmal einen Sommer lang in unserm Forst Pech gekratzt, da hat sich mein Vater zu ihm gesellt und ihn gelehrt — er verstand Alles — wie das Pech besser und reiner auszusieden sei.

„O, das war ein Mann. Ich möchte dir nur wünschen, daß du ihn gekannt hättest," sagte mir das Pechmännlein, „so ein guter Mann! Ich hab's nachher von allen Leuten gehört, Jedem hat er geholfen, er hat Alles verstanden; mir hat er gezeigt, wie man aus Lärchen den besten Terpentin gewinnt, geschenkt hat er den Leuten nie gern, er ist aber nicht geizig gewesen, arbeiten hat er Allen geholfen und hat sie unterwiesen, wie man's mit geringerer Müh und mit mehr Vortheil macht — das ist mehr, als wenn man Geld schenkt — und hat ihnen jedes Jahr Geld geliehen, daß sie sich ein Schwein haben einthun können, und wenn sie's dann verkauft haben, haben sie's ihm zurückzahlen müssen. Man hat oft über ihn gelacht und hat ihm einen Spottnamen darüber gegeben, aber das war ein Ehrenname.

Ja, und sollt' man's glauben? Der Mann hat schweres Unglück gehabt, seine Kinder sind ihm davongelaufen."

Wie mir das das Herz zerwühlte!

Den ganzen Abend brannte mir die Stirn an der entsetzlichen Stelle.

*

Heute ist der Jahrestag meiner Rückkehr ins Sommerschloß.

Damals träumte mir, daß ein Stern auf mich niederfiel, und ein Mann stand abgewendet, der mir die Worte sagte: Du bist auch einsam —

Es giebt eine Tiefe in der Seele, wohin kein Grubenlicht kommt, sie verlöschen da alle. Ich kehre um — hier hausen die wilden Wetter.

*

Ich denke meiner Kindheit. Ich war drei Jahre alt, als meine Mutter starb. Ich habe keine Erinnerung daran, als daß mich ein Rücken und Rutschen im Nebenzimmer so sehr erschreckte. O Mutter, warum bist du so früh gestorben? Wie ganz anders wäre ich geworden...

Ich? Wer ist dies Ich? Wenn es ein anderes hätte werden können, wäre ich's nicht. Es mußte so sein.

Sie zogen mir schwarze Kleider an, mir und meinem Bruder, und ich erinnere mich nur, daß der Vater uns geleitete; er sagte uns, daß es zu unserem Glück wäre, wenn wir nicht bei ihm, nicht allein aufwachsen; beim Abschied küßte er uns, er küßte mich und meinen Bruder, dann wiederum mich — jetzt ist mir's, als wenn er meinen Kuß zuletzt behalten wollte.

Was sind die Erinnerungen meiner Kindheit? Ein stilles Kloster, meine Tante Aebtissin, Emmy meine Freundin. Nur so viel weiß ich: Wenn Fremde kamen, sagten sie zu mir gewendet: Ach, welch ein schönes Kind! Diese großen braunen Augen! Emmy sagte mir, daß ich nicht schön sei, daß die fremden Leute mich nur neckten, ja verhöhnten; aber ich sah mich im Spiegel, ich sah, daß ich schön war; ich sagte es Emmy ehrlich, und sie gestand mir, daß ich schön sei; auch mein Vater kam, er kam aus Amerika, er betrachtete mich lange. Nicht wahr, Vater, ich bin schön? sagte ich zu ihm.

Ja, mein Kind, das bist du, und es wird viel von dem gefordert, der schön ist; es ist eine schwere Aufgabe, schön zu sein. Halte dich immer so, daß du es verdienst, daß die Menschen Freude an dir haben.

Ich verstand ihn damals noch nicht. Schönsein eine schwere Aufgabe? — Jetzt verstehe ich's.

Ich weiß nicht, wie die Jahre vergingen. Ich kam zum Vater zurück. Bruno, der Landwirth hatte werden sollen, trat gegen den Willen des Vaters in die Militär-Carrière. Der Vater lebte ganz für sich, in seinen Studien und Arbeiten, und ließ uns gewähren; er war stolz darauf und sagte es oft, daß er keine Autorität üben und uns ganz als freie Naturen aus uns heraus erwachsen lassen wolle. Ich kehrte ins Kloster zurück und blieb, bis die Tante starb.

Und hier — verzeihe mir, du großer und reiner Geist — hier liegt dein Vergehen. Du hast deine väterliche Majestät abgelegt und wolltest von freier Liebe leben — und wir? Bruno wollte es nicht verstehen, und ich konnte es nicht. Und so warst du einsam, und wir elend.

Bruno war an den Hof gekommen. Er war schön, heiter und voll Uebermuth. Er führte auch mich an den Hof, der Vater stellte es mir frei — und da, da begann mein Elend. Ich war schön, ich war's, ich weiß es, und ich hatte Muth, ich dachte nicht wie die Anderen, ich war die freie Natur geworden, die mein Vater gewollt. Aber wozu? —

*

Ich übersehe, was ich geschrieben. Ach, wie wenig Ausbeute giebt solch ein Jahr, und wie viel hat man gelebt, wie lange daran gearbeitet; aber — auch die Blume braucht lange zum Blühen, die Frucht lange zum Gedeihen; die sonnigen Tage und die thauigen Nächte stecken darin.

*

Ein Regenbogen! Ruhe und Friede sind nirgends auf der Welt, keine faßbaren Gegenstände, sie liegen nur in unserem Auge, und wie sich uns die Dinge stellen. Jetzt verstehe ich, warum in der Bibel nach der Sündfluth der Regenbogen als Friedenszeichen bezeichnet wurde: die sieben Farben sind nicht wirklich, sie sind nur dem Blicke da, der im richtigen Sehwinkel das gebrochene Licht empfängt. Ruhe und Friede lassen sich nicht zwingen, sie sind reine Gaben aus dem

Himmel in uns, an dem es weint und lacht, Regenwolke und Sonnenschein sich begegnen.

*

Oft befällt mich noch die Angst, ich möchte die ganze Bildung meines Wesens verlieren, weil ich Niemand habe, mit dem ich meine eigene Sprache reden kann und — ich weiß nicht, wie ich's nennen soll — mich, mein eigentliches Wesen wieder finde. Und doch, was den Menschen zum Menschen macht, haben die um mich her so gut wie die Höchstgebildeten. Woher also diese Angst und wozu diese Bildung? Will ich noch etwas damit in der Welt? Ich verstehe mich nicht.

Da ist der Punkt, warum unsere moderne Bildung die Religion nicht ersetzen kann: die Religion macht alle Menschen gleich, die Bildung ungleich. Es muß aber eine Bildung geben, die die Menschen gleich macht; erst dann ist sie die richtige, die wahre. Wir stehen noch im Anfang.

*

Ich habe ein großes Werk vor. Es muß mir gelingen.

Hansei hat den kleinen Peter auf den Schimmel gehoben und ihn ein paar Schritte reiten lassen. Das war eine Freude! Und wie mein Wodan umschaute nach Vater und Sohn! Ich habe das festgehalten und arbeite an der Gruppe. Hansei, Peter und der Schimmel, sie sind beisammen — Wenn mir's nur gelingt! Es läßt mich fast nicht schlafen.

*

Die Gruppe ist mir gelungen. Freilich nicht so, wie ich wollte. Die menschlichen Figuren sind steif und nichtssagend, das Pferd aber ist wieder lebendig, und Alles im Hause ist ganz glücklich über die Arbeit.

Hansei will, ich soll auch mit auf die Jagd gehen, um Hirsche, Rehe und Gemsen nachmachen zu können, das seien doch die Hauptstücke.

*

Ich habe es auch mit den Thieren des Waldes versucht. Es gelingt mir nicht so, wie mit dem Pferd. Ich kann nur festhalten, was

keine Scheu vor mir hat und was ich darum auch liebe. Ich bleibe bei meinen Pferden und Kühen.

*

Alle Bergspitzen, die ich sehe, haben Namen, und so bezeichnende und wunderliche. Wer hat sie ihnen gegeben? Wer hat sie angenommen? Was für Namen könnten wir heute noch erfinden? Die Erde und die Sprache sind bereits erstarrt, nichts ist mehr flüssig. Ich meine, etwas Aehnliches wurde damals zum Thee bei der Königin gesprochen.

*

Fastnacht ist ein großes Fest, die eigentliche Lustbarkeit. Es kamen auch Bauern aus dem Dorf zum Besuch. Sie kommen oft am Sonntag. Ich hörte sie aber noch nie etwas anderes sprechen, als vom Vieh, oder was man geerntet und wie die Getreidepreise sind. Ich sitze manchmal in der Stube bei Seite und höre sprechen. Ich höre gern Menschenstimmen.

Die Geschichten, die sie einander erzählen, scheinen einfältig, aber im Grunde genommen wird auf dem Parketboden nichts Besseres vorgebracht.

*

Warum habe ich mein Leben nicht rein ausgelebt? Ich war zu einem schönen Dasein geschaffen.

*

Draußen läuft mein Schimmelfüllen frei umher, hier sitze ich und forme es nach. Den Blick des Auges zu bleibenden Gestalten machen — das ist menschlich allein. Wir haben Worte für Alles um uns her und können Alles nachbilden, und weiter hinauf Musik und reines Denken. Welch eine überströmende Fülle ist es, Mensch zu sein.

*

Das war eine schwere Zeit. Die Großmutter war krank. Alles im Hause in Angst. Hansei wollte sich gar nicht vom Hof entfernen, er fürchtete das Schlimmste. Mir war's ein Trost, daß der Großmutter meine Pflege so wohlthat.

Hansei hatte seinen Großbauernstolz ganz abgelegt; er wollte doch

auch etwas für die Mutter thun und spaltete das Holz, mit dem man ihre Stube heizte, und trug es selbst herbei.

Dem Doctor sagte er immer, er solle ja nichts sparen, für die Großmutter sei nichts zu theuer.

Der Doctor erklärte mir die Krankheit der Großmutter, als wäre ich ein Arzt.

Die Großmutter schickte mich mit dem Ohm oft fort in den Wald. Es war noch rauh draußen, wir kehrten bald wieder heim.

Jetzt ist die Großmutter genesen und sitzt im Frühlingssonnenschein.

„Ja, man muß aus der Welt gewesen sein, um wieder dankbar daheim zu sein. Wer nicht hinauskommt, kommt nicht heim,“ sagt sie. Und heut' erzählte sie mir viel vom Tod ihrer fünf Kinder. „Der wäre jetzt so alt und Die so alt,“ sagte sie immer — sie hat sie in Gedanken mit sich fortwachsen lassen; und dann erzählte sie vom Tod ihres Mannes, wie er damals bei der Holzflöße im See ertrunken, und wie dann der Hansei dageblieben. „Er war ein Wunderlicher“ — sagt sie immer von ihrem Mann — „aber grundgut.“

Am verzweifeltsten von uns Allen war das Pechmännlein bei der Krankheit seiner Schwester.

„Sie ist der Stolz von unserer Familie gewesen,“ sagte er immer, als wäre sie schon lange todt. Jetzt ist er aber auch fast der Glückseligste von uns, und als die Großmutter zum Erstenmal auf meiner Bank beim Ahornbaum saß, sagte er: „Für die Bank da krieg' ich einen goldenen Stuhl im Himmel. Das ist ein Platz, der König hat ihn nicht schöner, der kann den Himmel auch nicht blauer und die Wälder nicht grüner anmalen lassen.“

*

Das Pechmännlein bringt mir schwere Kunde. Wie soll ich mir heraushelfen? Der Abnehmer meiner Arbeit läßt mir sagen, daß er zu mir kommen wolle, er habe eine große Bestellung; ein neues Jagdschloß des Königs soll mit geschnitztem Getäfel geschmückt werden, und ich soll da große Arbeit bekommen.

Wie weiche ich dem aus?

*

Die gute Mutter hat mir ausgeholfen. Sie hat den Arbeitgeber

selbst aufgenommen und ihm erklärt, daß ich Niemand sehen wolle. Sie hat sich zu keiner Lüge verstanden, zu der Walpurga leichter geneigt war.

Nun habe ich die große Zeichnung vor mir und schöne Hölzer. Ich habe einen Theil der Arbeit übernommen.

*

Es ist gleich, wie man sein Dasein auslebt, wenn es nur in Selbsterweckung und Bewußtsein geschieht. Alle Künste, alle Wissenschaften sind doch nur dazu da, um an fremdem Bewußtsein unser eigenes zu wecken. Wer das aus sich selbst kann, hat genug. Wer des Morgens zur Stunde, da er an die Arbeit gehen will, von selbst aufwacht, braucht sich nicht vom Nachtwächter wecken zu lassen.

*

Hansei ist Geschworener geworden. Walpurga ist stolz darauf, er selbst nahm auch mit einem gewissen feierlichen Stolz Abschied.

Es ist eine schöne Sache, daß das Gewissen des Volkes zum Rechtsprechen angerufen wird.

*

Hansei ist zurück. Er weiß viel Schauderhaftes zu erzählen.

Mir ist, als wäre das ganze Leben, alle die Schicksale der Menschen, nur ein Schattenspiel an der Wand.

Hansei war sehr bewegt, als er erzählte:

„Ja, da sind mir alle meine Sünden eingefallen und ich hab' hart gebüßt, wie ich da hab' Urtheil sprechen müssen. Wir Alle können nur von Glück sagen, wenn wir nicht in Sünde verfallen und auch dort auf der Marterbank sitzen."

*

(Sonntag, 28. Mai.) Die Großmutter ist todt.

Ich kann nicht davon erzählen. Es erstarrt mir die Hand.

Sie küßte mich auf die Augen und rief: „Ich küsse Deine Augen und wünsche, daß sie nie mehr weinen!"

Noch zwei Stunden vor ihrem Tod sagte sie zu Hansei:

„Mach der Burgei einen Schlitten, sie hat solches Verlangen danach; es freut mich, wenn Du das thust, sie wird keinen Schaden dabei leiden. Ich bitte Dich, thu's."

„Ja ja, Großmutter," erwiderte Hansei — es erstickte ihm fast die Stimme, daß die Großmutter jetzt noch an das Kind dachte und nichts wollte, als ihm eine Freude machen.

*

Der Todesschrecken liegt auf mir, so schwer, und doch fühle ich innerlich eine Freiheit. Ich habe den schönen Tod gesehen. Meine Hand hat ein erstarrendes Auge zugedrückt. Ich habe das Schwerste vollzogen, was der lebendigen Kraft auferlegt ist. Ich hätte nicht geglaubt, daß ich es kann. Damals konnte ich es nicht, ich selber lag am Boden, tief unter der Erde und neben mir mein todesstarrer Vater.

Der Tod der Mutter hat mir alle Schrecken von der Seele genommen. Ich habe die Kraft, Walpurga beizustehen. Ihre Klage hat keine Grenze. „Ich bin jetzt auch eine Waise wie Du," rief sie und warf sich an meinen Hals. Dann rief sie der Todten: „O Mutter, kannst Du mir das anthun, daß Du mich verlässest? Ach lieber Gott, und da springt der Vogel noch im Käfig! Ja, du kannst springen, die Mutter aber nicht mehr."

Sie nahm ein Tuch und hing es über den Käfig des Kreuzschnabels und sagte dann: „O, liebes Thierchen, ich möchte Dich gern fliegen lassen, aber ich kann nicht; meine Mutter hat dich so gern gehabt, ich kann dich nicht lassen," und dann wieder zur Leiche gewendet, sagte sie: „O Mutter, kann's denn wieder Tag werden, wenn Du nicht da bist? Ja, die Uhr tickt, die geht weiter, die kann man aufziehen, o, du lieber Gott, und da werden die Stunden kommen und vergehen und ich hab' Dich nicht, o verzeih' mir's, daß so viel Stunden gewesen sind, wo ich nicht bei Dir war!"

Der Kleiderschrank sprang plötzlich auf, und Walpurga erschrak ins Herz hinein; dann aber faßte sie sich wieder und sagte: „Ja, ja, ich trag' Deine Kleider, ich trag' sie und will sie zu Gutem tragen, und es soll mir kein böser Gedanke ins Herz kommen und kein böses Wort in den Mund, halt' mich nur, daß ich immer Dein bin. O, lieber Gott, jetzt sagt Niemand auf der Welt mehr „Kind" zu mir: ich denk' an Dein Wort, wie Du gesagt hast: So lang man noch Vater und Mutter sagen kann, so lange ist noch eine Liebe auf der

Erde, die Einen auf den Armen trägt; erst wenn die Eltern gestorben sind, wird man auf den harten Boden hingesetzt. Ich will Deine Worte alle behalten, und meine Kinder sollen sie auch behalten. Nicht wahr, Irmgard, Du weißt auch noch viele gute Worte von ihr?"

So klagte Walpurga und ich konnte nur erwidern:

„Ja, und halte das fest, daß sie gesagt hat: Man kann sich auch mit Worten versündigen. Klage nicht so sehr!"

*

Walpurga holte das Gebetbuch der Verstorbenen und las darin das Gebet für eine abgeschiedene Seele.

Nachdem sie gelesen, gab sie das Buch auch mir. Ich las, mit Dank und Andacht. Wir singen auch Lieder und Weisen, die Andere gesetzt, — wir können in den höchsten Erregungen nichts Eigenes fixiren — wir nehmen die Lieder von Dichtern auf die Lippen, sie singen, dichten und empfinden uns vor; in Dichterherzen ist in Wahrheit das zweite Jerusalem der Bildung. Die ganze weite Welt, wodurch sich der Mensch vom Thier, von Pflanze und Stein unterscheidet, ist eben, daß ein Mensch dem andern vorempfindet und nachempfindet. Es tönt ein ewiges Lied durch die Menschheit, von Anfang bis jetzt, und es ist auch mein, und meine Stimme ist ein Ton darin; es leuchtet eine ewige Sonne von Geschlecht zu Geschlecht und ich bin ein Strahl darin. Die Berge überdauern die Geschlechter stumm, es kommt kein neuer dazu; aber aus der Seele der Menschheit steigen von Geschlecht zu Geschlecht neue Hochwarten des Geistes empor.

*

Schön sterben ist das Beste. Wunderbare Kraft der Religion! Ueber dem Lager des Kranken hängen vom Himmel herab Glockenzüge, an denen er sich aufrichtet, und sind sie auch nicht da, er glaubt sie, er hält sie, und das gläubige Halten und Fassen richtet ihn auf.

*

Eine wundersame Ruhe trat im Hause ein, als die Großmutter begraben war. Es ist Walpurga ein Trost, daß so viele Menschen beim Leichenbegängniß zugegen waren.

„Ja, sie haben sie Alle geehrt, Alle, aber sie haben sie doch nicht

ganz gekannt. Du und ich, wir haben sie gekannt. Weißt Du noch, Hansei, wie man uns daheim die Kartoffeln gestohlen hat im Feld? Da hat sie gesagt: „Wenn man nur die Leute wüßt', die sie gestohlen haben." Und da hab' ich gesagt: „Mutter, wollt Ihr sie verklagen beim Amt?" — „Du einfältig Ding," hat sie mir darauf vorgehalten, „wie kannst Du denken, daß ich's so meine? Ich meine, wenn man nur wüßt', wer die Leute sind, die bei Nacht uns die Kartoffeln stehlen; sie müssen doch auch wissen, daß wir selbst wenig haben. Das müssen aber gar unglückliche Leute sein, denen müßte man aushelfen, so viel man kann." Ja, das hat sie gesagt. Hat's noch je eine Seele gegeben, die so was ausdenken kann? So müssen die Heiligen gewesen sein, die an Alle so gut denken. Gar keinen Ekel vor einem Kranken hat sie gehabt und gar keinen Haß auf einen Schlechten; sie hat nur immer gedacht: wie viel müssen die Menschen Elend leiden, daß sie so krank sind und die Anderen, daß sie so schlecht sind. Wenn ich nur auch so werden könnte, wie meine Mutter. Ermahne mich nur immer, Irmgard, wenn ich wieder zornig bin und schreie. Gelt, du hilfst mir, daß ich so werde wie meine Mutter war, und daß einmal meine Kinder auch so an mich denken? Ach, wenn man nur immer so brav wär', wie man sein möchte. Aber sie hat Recht gehabt, wie sie immer gesagt hat: Wünschen in die eine Hand und blasen in die andre Hand ist gleichviel."

*

Jetzt will ich wieder an die Arbeit.

Das ist das Harte und das Tröstliche der strengen Arbeit: Walpurga und Hansei müssen arbeiten, sie können sich dem Schmerz nicht hingeben, es liegt zu viel auf ihnen.

In den höchsten Affekten ist die Tonart des Königs und des Bettlers, des phantasiegetragenen Dichters und des einfältigen Herzens ganz dieselbe.

Die Klage Walpurgas war aus demselben Accord wie die Lears um Cordelia, und doch wieder wie ganz anders. Einem Vater, dem sein Kind stirbt, stirbt die Zukunft, einem Kinde, dem eines seiner Eltern stirbt, stirbt die Vergangenheit. Ach, wie dürftig ist jedes Wort!

*

Wie hat mich heut' ein Wort des Hansei erschreckt! Also auch in diese Herzen ist der Zweifel eingedrungen? Und sie thun ihre Pflicht auf der Welt ohne Glauben an das Jenseits, wenigstens ohne den festen.

Der Pfarrer hatte am Sarge gepredigt und gesprochen: „Seht die Bäume, vor wenig Wochen waren sie todt, aber sie leben auf im Frühling." Das hätt' der Pfarrer nicht sagen sollen, klagte Hansei, so nicht. Das ist ein Trost, den man einem Kinde geben kann, aber uns nicht, so nicht. Was will er da von den Bäumen? Die Bäume, die noch Leben haben, die grünen wieder im Frühjahr, die aber todt sind, die grünen nicht mehr, die werden umgehackt und neue dafür gepflanzt oder gesäet.

*

Es ist uns Allen wunderbar einsam im Haus. Jedem fehlt etwas. Am untröstlichsten aber ist der Ohm Peter.

„Jetzt lauf' ich allein in der Welt herum und hab' kein Geschwister mehr. Sie war der Stolz von unserer Familie," wiederholt er dann oft.

Er hat bisher auf der Bodenkammer bei den Knechten geschlafen, nun hat ihm Hansei die Stube des Auszüglers angewiesen und er ist ganz stolz damit; oft aber klagt er auch wieder: „Warum komm' ich erst so spät zu dem da? Wie dumm sind wir doch gewesen, meine Schwester und ich. Wir hätten da mit einander hineinziehen sollen; könnte es etwas Schöneres geben? Wie gut hätten wir da mit einander gelebt und du wärst auch mit. O, wie dumm, wie dumm ist das Alter! Man sieht die vielen guten Nester erst, wenn die Bäume kahl sind und nichts mehr drin ist. Man kriegt was zu beißen, wenn man keine Zähne mehr hat, hat meine Schwester immer gesagt."

„Meine Schwester hat gesagt" — setzt er jetzt immer hinzu, wenn er etwas vorbringen will, worin er sich nicht gern widersprochen sieht, und ich glaube, er meint auch, seine Schwester habe es wirklich gesagt. Er hat ihren Schrank geerbt und klopft allemal erst mit dem Schlüssel an die Thür, ehe er aufschließt.

*

Mein Pechmännlein ist ein guter Bienenvater. Er weiß die Bienen zu warten und nennt sie das Weidevieh des armen Mannes.

„Seit dem Tod meiner Schwester," klagte er mir heut', „hab' ich lauter Unglück mit den Bienen, sie wollen nichts mehr von mir."

*

Ich habe monatelang nichts geschrieben. Für wen sollen diese Blätter? Wozu quäle ich meine Seele, die flüchtigen Erscheinungen um mich her und die Regungen in mir festzuhalten? Das hatte mich wirr gemacht. Jetzt bin ich ruhig. Ich habe monatelang gearbeitet und nur gearbeitet.

Mir ist, als müßte ich bald sterben, und ich fühle mich doch in der Fülle meiner Kraft. Auch daß die Menschen mit meinem Wahnsinn spielen, ängstigt mich oft.

*

Jetzt erst fühle ich, daß meine Ruhe hier keine volle war, sie konnte jede Minute verscheucht werden. Nun aber komme was da wolle, ich bleibe.

*

Ein Gewitter! Wir, die wir immer mit Sonne und Mond und allem Witterungswechsel leben, für uns ist ein Gewitter etwas ganz Anderes, als für die Menschen in ihren Häusern, die nur nach dem Wetter schauen, wenn sie müßig sind oder eine Lustpartie vorhaben.

Es ist ein Gefühl als wenn man in den Moment der Schöpfung zurückversetzt wäre, Alles ist wieder dem Chaos preisgegeben, noch ist nichts Festes da, die Unendlichkeit des großen Weltorganismus und seiner gebundenen Mächte spricht in Donnern und leuchtet in Blitzen.

Ich sah einmal an einer öffentlichen Spielbank, während es Schlag auf Schlag donnerte und blitzte und die ganze frivole Welt sich vom Spieltisch zurückzog, eine einzige vornehme Dame fortpointiren. Die Croupiers mußten weiter arbeiten. Diese Dame giebt große Gesellschaften, und eine Magd, die ihr einen silbernen Löffel gestohlen, muß ins Zuchthaus. Wie gemein diese Diebin! — Und sie?

Allerdings, das darf ich nicht vergessen: die Dame hört jeden Morgen, bevor sie zum Spieltisch geht, eine Messe.

*

Der schönste Tod wäre doch der, von einem Blitz erschlagen zu

werden. An einem schönen Sommertag plötzlich vom großen Schützen Blitz getroffen zu werden.

*

Ich habe einen Menschen aus der Bildungswelt gesehen. Ein junger, schöner, lebhafter Mann mit feinen, wohlgepflegten Händen — er ist Musiker — übernachtete heut' auf unserm Hof. Das Gewitter hatte ihn überrascht. Er blieb hier und erzählte:

„Ich habe meinen Arzt ehrlich und aufs Gewissen gefragt — sehen Sie, auf diesem Auge bin ich schon erblindet — auf dem andern werde ich's in einem Jahre sein. Da will ich nun noch einmal die große, weite, schöne Welt sehen; wer die Alpenwelt nicht gesehen, weiß nicht, wie schön unsere Erde ist. So fasse ich sie noch einmal in mich hinein und habe sie in mir geborgen, ich fasse die Sonne, die Berge, die Wälder, die Wiesen, die Ströme und die Seen und das Menschenantlitz vor Allem. Ja, Kind," sagte er zu mir, „und das deine werde ich behalten, du bist das lieblichste Bauernmädchen, das ich je gesehen; ich lerne dein Gesicht auswendig, wie ich Gedichte auswendig lernte, um mir sie einst in Nacht und Einsamkeit vorzusagen und vorzustellen."

Ich war sehr befangen, er war überaus lustig. Nur warf er manchmal einen seltsamen fragenden Blick auf die Binde um meine Stirne. Was mochte er davon denken?

Ich hätte ihm gern gesagt, daß ich einst ein von ihm componirtes Lied gesungen habe im Hause Gunthers. Er erwähnte seinen Namen nicht.

Ich kann nicht sagen, wie mich das Bild des schönen, jungen Mannes rührte, und es war so viel Kraft in ihm, keine Spur von weichlicher Empfindsamkeit. Er ist aus dem hohen Norden und hat etwas von der herben Schönheit der nordischen Stämme; er hat salzige Seeluft eingeathmet, und das macht ihn so stramm, wie sie es dort nennen. Mir sind diese strammen Naturen tief ansprechend und erwecklich. Man kann nicht schlaff, brütend, selbstgefällig sein in ihrem Umkreise.

O, was vermag ein starker Wille! Wie ringt der Menschengeist mit den Naturmächten und besiegt sie. . .

*

Ich habe seit dem Tod der Großmutter heut' zum Erstenmal wieder geweint, jetzt ist mir leicht und frei.

Der Erblindende ist abgereist und ich habe ihn noch lange auf dem Thalwege jodeln hören.

Wenn ich im Leben einem Menschen außer mir noch etwas sein dürfte . . . Wer meine Stirn nicht sehen, meine Schönheit nicht loben könnte, dem könnte ich doppelt gut sein.

Vorbei! —

Welche wundersame Schatten wirft das Spiel des Lebens auch zu uns herauf!

*

Bei diesem Besuch habe ich gesehen, daß in Walpurga noch eine starke Portion Eitelkeit steckt. Sie hat es nicht lassen können, das Gespräch darauf hinzulenken und dem Fremden endlich deutlich zu sagen, daß sie die Amme des Kronprinzen gewesen ist und fast ein Jahr lang im Schloß gewohnt habe. Es ist etwas in ihr, wie in einem Manne, der viel hohe Orden hat und nun undecorirt einhergeht, wie ein General in Civil; er lehnt es bescheiden ab, Excellenz genannt zu werden, aber er will's doch. Das Jahr Hofluft ist nicht spurlos an Walpurga vorübergegangen.

Hansei, der den Fremden auch gern hatte und tiefes Mitleid für ihn zeigte, war offenbar ärgerlich über die Prahlsucht seiner Frau, aber er unterdrückte es. Er ist stark in der Selbstbeherrschung. Heut' aber, als sie mit einander zur Kirche gingen, fragte Hansei:

„Willst du nicht an einem Band das Bild um den Hals hängen, wo du mit dem Kronprinzen als Amme abgebildet bist, damit ja Niemand vergißt, was du einmal gewesen?"

Ich glaube, daß Walpurga nie mehr von ihrer glänzenden Vergangenheit sprechen wird.

*

Beim Tod und Begräbniß der Großmutter habe ich den Schulmeister im Dorf näher kennen gelernt. Er hat eine ziemlich gute Bildung, nur prunkt er damit und bringt gern große Worte vor, um immer zu imponiren und zu zeigen: Seht, ihr versteht mich doch nicht ganz. Aber die Art, wie er mit wahrer Herzlichkeit unsere

Trauer theilte, hat ihn mir werth gemacht, und ich habe ihm das unbefangen gezeigt. Und da sagte er mir einmal: „Deine Fertigkeit im Holzschnitzen ist so viel wie ein Heirathsgut; du kannst viel Geld verdienen.“ Ich ahnte nicht, was er damit wollte.

Am letzten Sonntag zeigte sich's.

Er kam angethan mit schwarzem Frack und weißen baumwollenen Handschuhen und machte mir einen förmlichen Heirathsantrag.

Er wollte mir gar nicht glauben, daß ich nie heirathen wolle, und wiederholte dringend seinen Antrag, von dem er nur abstehen wollte, wenn ich einen Andern liebe.

Glücklicherweise kam mir Walpurga zu Hülfe. Der gute Mann ging wie zerbrochen wieder aus dem Hause. Warum muß ich noch einem armen Menschen Herzeleid bereiten? Von meinem eigenen will ich nicht reden.

*

Die Geschichte mit dem Schulmeister geht mir doch nach.

Walpurga sagte mir, warum ich denn so einsam bleiben wolle; wenn ich auch nicht mehr in die große Welt zurückkehren wolle, so könnte ich doch einen guten Menschen glücklich machen und könnte viel Gutes thun an den Kindern und Armen im Dorf. Da lernte ich mich neu kennen. Ich bin nicht zur Wohlthätigkeit geartet. Ich bin keine barmherzige Schwester. Ich kann keine Kranken besuchen, die ich nicht kenne und nicht liebe. Die Großmutter konnte ich hegen und pflegen — sonst aber Niemand. Mir sind die Bauernstuben zuwider. Diese dumpfe Luft in den Wohnungen der Simplicität. Ich bin keine wohlthätige Fee. Meine Sinne sind zu leicht verletzt. Ich will mich nicht besser machen als ich bin. Nein, besser machen möchte ich mich wol, aber man kann nur das Gute besser machen, und dieses Gute ist nicht in mir. Ich muß ehrlich sein. Eher könnte ich in einem Kloster leben. Diese Erkenntniß macht mich nicht unglücklich, aber schwermüthig. Die Sucht, zu genießen, mein Selbst zu empfinden, ist so stark.

*

Franz, der Bräutigam der Gundel, ist einberufen.

„Es giebt Krieg mit den Franzosen!“ bringt mein Pechmännlein

die Kunde aus der Stadt, und er berichtet, daß jetzt auch unser Geschäft schlecht gehen würde, die Leute wollen nichts mehr kaufen, unser Arbeitgeber will nur die Hälfte des Preises zahlen. So arbeite ich nun auf Vorrath — ich muß auch die Lasten der Welt mittragen.

Seltsam aber geht mir's durch den Sinn, daß ich von meinem Vaterland und meiner Zeit so gar nichts mehr weiß. Den Einen Trost habe ich dabei: man wird jetzt in Kriegszeiten nicht nach einer Verlornen forschen.

*

Jeder Mensch, wo er auch stehe, steht ungeahnt auf einer Höhe, wo er die Gräber nicht sieht. Sähe man sie immer, es gäbe keine Arbeit in der Welt und keinen Gesang.

Selbstvergessen oder Selbsterkennen — darum dreht sich Alles.

*

Ich sehe beständig, auch im heißesten Sommer, die Berge mit den Schneespitzen vor mir. Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, aber es giebt mir das stets eine eigenthümliche Mischung der Empfindung; ich sehe immer über das Datum hinaus, über die Jahreszeit; ich habe alle zusammen.

In meiner Seele ist auch eine Stelle, darauf ewiger Schnee liegt.

*

Ich bin nun im dritten Jahre hier. Ich habe einen schweren Entschluß gefaßt. Ich ziehe noch einmal in die Welt hinaus. Ich muß die Stätten meines vergangenen Daseins noch einmal sehen. Ich habe mich streng geprüft.

Ist es nicht Abenteuersucht, jener gemeine, vornehme Kitzel, etwas Ungewöhnliches, Gefahrvolles vorzunehmen, und die Lust, den Schauer auszukosten, als eine Gestorbene noch einmal durch die Welt zu wandern?

Nein, nichts davon. Was ist es denn? Ein inniges Verlangen, wieder in die Weite zu ziehen, nur auf Tage. Ich muß das Verlangen tödten, sonst tödtet das Verlangen mich.

Woher auf einmal diese Sehnsucht?

Jedes Handwerkszeug brennt mir in der Hand.

Ich muß fort!

Ich will nicht grübeln, ich folge. Ich habe keine Ordensregel, mein Wille ist mir Gesetz. Ich thue Niemand etwas zuleide, wenn ich folge; ich fühle mich frei, die Welt hat keine Macht über mich.

Ich scheute mich, Walpurga mein Vorhaben mitzutheilen. Aber wie sie dann sprach, Ton, Wort, die ganze Art, ja daß sie zum Erstenmal „Kind" zu mir sagte, Alles war mir, als ob ihre Mutter noch zu mir spräche.

„Kind," sagte sie, „du hast Recht. Geh' du, es wird dir gut sein. Ich glaube, daß du wieder zu uns kommst und bei uns bleibst; aber wenn du auch nicht wiederkommst und dir vielleicht doch noch ein ander Leben aufgeht — du hast schwer gebüßt, schwerer als du verschuldet."

Mein Pechmännlein war ganz glücklich, als es hieß: Wir reisen von Sonntag bis Sonntag. Als ich ihn fragte, ob er denn nicht neugierig sei, wohin wir reisen, erwiderte er:

„Mir Eins! Mit dir reise ich durch die ganze Welt, wohin du willst, und wenn du mich fortjagst, komm' ich dir nach wie ein Hund und ich finde dich."

Wir reisen ab. Ich nehme meine Blätter mit. Ich will jeden Tag aufschreiben.

*

(Am See.) Es wird mir schwer, ein Wort niederzuschreiben.

Die Schwelle, die ich überschreiten muß, um in die Welt hinauszugehen, ist mein eigener Grabstein.

Ich kann's nicht fassen.

Wie fröhlich war das Wandern thalwärts. Mein Pechmännlein sang, und auch mir stiegen Lieder auf; aber ich sang nicht. Plötzlich unterbrach er sich und sagte:

„In den Wirthshäusern, da bist du meine Bruderstochter, nicht wahr?"

„Ja."

„Da mußt du mich aber auch Ohm heißen."

„Natürlich, lieber Ohm."

Er nickte auf dem ganzen Wege vor sich hin und war voll Glückseligkeit.

Wir kamen zum Wirthshaus an der Anlände. Er trank und ich trank mit aus seinem Glase.

„Wohin geht der Weg?“ fragte die Wirthin.

„Nach der Hauptstadt,“ sagte er, und ich hatte ihm doch gar nichts darüber mitgetheilt; leise sagte er zu mir:

„Wenn du auch anderswohin willst — die Leute brauchen nicht Alles zu wissen.“

Ich ließ ihn allein.

Ich suchte die Stellen auf, die ich damals gewandelt. Da — da ist der Felsen — darauf ein Kreuz — auf dem Kreuz lese ich in goldenen Buchstaben:

Hier verunglückte
Irma Gräfin von Wildenort
im 21. Jahre ihres Lebens.
Wanderer, bete für sie und ehre ihr
Andenken.

Ich weiß nicht, wie lange ich da gelegen. Als ich erwachte, waren mehrere Menschen um mich beschäftigt, unter ihnen mein Pechmännlein, der jammerte und klagte.

Ich hatte die Kraft, nach dem Wirthshaus zu gehen, und mein Pechmännlein sagte den Leuten:

„Meine Bruderstochter ist's nicht gewöhnt, so weit zu laufen; sie sitzt das ganze Jahr in der Stube, sie ist eine Holzschnitzerin und was für eine!“

Die Menschen waren alle sehr freundlich gegen mich. Es gingen Viele ab und zu in der Wirthsstube, und sie erzählten meinem Pechmännlein, daß der schöne Gedenkstein da draußen ein großer Vortheil für das Wirthshaus sei; im Sommer kämen Hunderte von Menschen, Männer und Frauen, die den Gedenkstein besuchen, und auch eine Nonne vom Kloster käme jedes Jahr mit einer andern Nonne und bete am Kreuz.

„Wer hat denn den Bildstock gesetzt?“ fragte das Pechmännlein.

„Der Bruder der Verunglückten.“

„Nein, der König!“ hieß es.

Das Gespräch brach oft ab, spann sich aber immer wieder neu an.

Ich sah in ein sich bildendes Sagengewebe hinein. Die Einen sagten: es sei doch nicht geheuer, damals habe sich auch eine schöne Person ertränkt, die man die schwarze Esther genannt, sie sei eine Tochter der Zenza gewesen, die über dem See drüben im Wahnsinn lebt! und wer weiß, ob nicht auch das schöne Fräulein, denn sie sei gar schön gewesen, sich ertränkt habe. Dagegen aber eiferte die Wirthin: die Gräfin habe viele goldene Ketten und Diamanten an sich gehabt und besonders einen diamantnen Stern auf der Stirne, und man habe ja das Pferd gesehen, das sie abgeworfen habe, und der Bruder habe das Pferd erschießen wollen, weil es das gethan, das Pferd sei aber verhext gewesen und habe von dem Tag an nichts mehr gefressen, bis es todt umgefallen sei. Wieder Andere erzählten: Der Vater der Gräfin habe ihr befohlen sich zu ertränken, und sie sei ein folgsames Kind gewesen und habe es gethan.

„Und warum soll denn das der Vater befohlen haben?“ fragte mein Pechmännlein.

„Weil sie einen Ehemann geliebt. Man darf nicht davon reden.“

„Man darf schon,“ flüsterte ihm ein Schiffer zu. „Sie und der König haben einander gern gehabt, und um nicht schlecht zu werden, hat sie sich ertränkt.“

Wie soll ich sagen, wie mir's war bei all' diesen Reden?

Vielleicht fährt nach Jahren ein einsames Kind über den See und singt ein Lied von der schönen Gräfin mit dem diamantnen Stern auf der Stirne.

Ich weiß nicht, wie es Nacht wurde und wie ich eingeschlafen. Ich erwachte und hörte das Lied von der ertrunkenen Gräfin. Es hatte mir im Traum geklungen, aber so wehmüthig, so tief. Alles, was ich erlebt, war mir wie ein Traum. Ich schaute zum Fenster hinaus — ich sah über den See, und drüben blinkte die goldene Schrift im Morgenschein.

Was sollte ich thun? Sollte ich umkehren?

Mein Pechmännlein war wohlauf, als er mich wieder so frisch sah. Die Wirthin bot mir eine Abbildung des Gedenksteins an, die alle Reisenden kauften. Mein Ohm handelte darum, und erhielt sie

um die Hälfte des geforderten Preises und schenkte sie mir. Ich trage das Bild meines Grabsteins auf der Brust.

Ueber ein zweites Grab mußte ich wandern. Ich sah das Grab meines Vaters. Ich legte die Hand auf den Hügel, und in mir sprach es: Du wirst versöhnt sein — ich sühne und büße.

Wie mich all' die Erinnerungsorte erschütterten — ich kann nichts davon aufzeichnen, es bricht mir das Herz. Ich fühle ohnedies ein stetes ängstliches Herzklopfen. Ich will den Bericht abkürzen. Ich halte die Aufzeichnung nicht aus. Ich werde diese Blätter nie wieder ansehen . . .

Wir wanderten nach dem Frauensee; wir setzten über nach dem Kloster. Ich sah unter den Nonnen meine geliebte Emmy, die alljährlich zu meinem Grabstein wallfahrtet. Ich betete mit ihr hier seit vielen Jahren zum Erstenmale wieder in der Kirche. Was ist denn für ein Unterschied, ob man noch lebt oder todt ist, wenn nur der Gedanke . . .

Ich schreibe mit zitternder Hand weiter, aber ich will . . .

Als ich das Kloster verließ und wieder über den See fuhr, da wehte mich in der freien Luft doch wieder ein starker Gedanke an: Ich büße frei! Das ist mein letzter Stolz. Mein Wille hält mich so fest, wie die Riegel im Kloster, und ich — ich arbeite . . .

Es mußte Alles ausgeführt werden, wie ich mir's vorgesetzt. Ich sah die ganze Welt noch einmal und nahm Abschied von ihr.

Wir wanderten nach der Residenz. Wie mich der Lärm und das Fahren erschreckte.

Als ich zum Erstenmal wieder ein Seidenkleid knistern hörte, es war mir ein angreifender Ton. Und als ich die erste Frau mit Modehut und Schleier sah, drängte es mich, sie anzusprechen. Diese Menschen aus der Bildungswelt gehören zu mir. Ich komme doch wie aus der Unterwelt wieder an das Sonnenlicht.

An den Straßenecken las ich die Anzeigen. Ist das noch dieselbe Welt, in der ich lebe?

Einer amüsirt den Andern, musicirend, singend u. s. w. Man holt keine Lebensfreude aus sich.

Die Welt ist ein Zusammenhang. Du hast ihn verloren.

Ich sah das Getreibe der Stadt aus einem kleinen Einkehrwirthshaus am Morgen.

Die Häuser da und dort — es ist ein Stück Leben von mir als Gespenst. Wenn die Menschen wüßten — Es sind Straßen da, die ich nicht kenne. Alles geht sorglos an einander vorüber. Die Menschen in der Stadt sehen alle so verdrossen aus; kein sonniges, glückliches Gesicht ist mir noch begegnet.

*

Ich war in der Bildergallerie. Diese Lust, mit dem Auge zu saugen; dieser Rausch von Farben, diese feierliche Stille! Ich sah und hörte meinen alten Lehrer zu einem Fremden sprechen: Nicht die historische Größe des Gegenstandes und Umfanges giebt einem Kunstwerke seinen großen historischen Charakter, sondern das, daß der Künstler sich auf den großen historischen Boden stellt, und uns darauf stelle; derselbe Gegenstand kann so oder so gefaßt, vergänglich und genrehaft oder historisch bleibend und groß dargestellt werden . . .

Wie berauscht ging ich durch die Räume. Alle meine alten Freunde grüßten mich, sie sind, in ewige Farben gekleidet, treu und unverändert geblieben. Die Natur und die Kunst sind treu, das ist ihre Kraft, aber sie sprechen nicht, sie sind nur da. Nein — die Natur allein ist stumm, die Kunst ist die redende Natur. Der Menschengeist spricht nicht durch den Mund allein. Mir war's, als müßte die Maria Aegyptiaca plötzlich den Kopf wenden und zu mir sprechen: Kennst du mich jetzt?

Mir wurde wirr und bang.

Ich saß lang im Raphael-Saal wie in einer andern Welt, und das Schönste, was die Erde getragen und die Schöne, mit der die reinsten Augen es erfaßt hatten, umgab mich.

Ein beglückender Gedanke ging mir durch die Seele: Durch die Kunst werden die Menschen zuerst frei, da geht ein zweites freudenschaffendes Leben an und — was noch größer — da ist ein höchstes Reich, da kann Jeder eintreten, wenn er berufen; der arme Sohn des Volkes spricht: In diesen hohen seligen Räumen will ich und mein Geist wohnen — und er waltet hier ewig, in der freien Ahnenluft der Menschheit. Da ist Unsterblichkeit oder besser ewige Unge-

storbenheit. Im Vaterhause der freien Kunstschöpfung ist unendlicher Raum und ewige Heimath. Hier tritt ein, wer selig gelebt hat.

*

Ich stand am Schloß. Die Fenster waren offen in den Zimmern, die ich einst bewohnte. Mein Papagei war noch da in seinem goldenen Käfig und rief: Pfüt di Gott! Pfüt di Gott! Meinen Namen setzt er nicht hinzu. Er hat ihn vergessen.

*

Ich sah seit Jahren zum Erstenmal wieder eine Zeitung; sie lag vor mir auf dem Tisch. Ich konnte mich lang nicht entschließen, sie zu lesen; endlich that ich's doch. Da hieß es:

„Seine Majestät der König sind im Gefolge des Minister-Präsidenten von Bronnen (also Bronnen Minister), des Oberstallmeisters Grafen von Wildenort (also mein Bruder) und des Leibarztes, Geheimraths Doktor Sixtus (also mein hoher Freund Gunther ist auch todt) zu einer sechswöchentlichen Cur nach dem Seebad abgereist."

Wie viel sagen mir diese wenigen Zeilen! Ich brauchte nicht weiter zu lesen. — Da stand aber doch noch:

„Ihre Majestät die Königin sind mit Seiner königlichen Hoheit dem Kronprinzen nach Schloß Sommerburg übergesiedelt."

*

Ich ging in der Stadt umher, stand an den Schaufenstern der Kaufläden und sah mir alle die Dinge an, die ich nicht mehr brauche. Da fand ich in einem Schaufenster meine Schnitzereien ausgestellt. „Das ist unsere Arbeit," rief mein Pechmännlein, ging keck in den Laden, fragte nach dem Preis und von wem die Arbeit. Wir hörten einen hohen Preis, und der Kaufmann setzte hinzu: „Diese Kunstwerke — ja Kunstwerke nannte er sie — sind von einer halbwahnsinnigen Bäuerin im Gebirge."

Ich sah mein Pechmännlein an. Er hatte entsetzliche Angst vor mir, und sein Blick bat mich, ich solle doch ja nicht da in der Fremde verrückt werden. In der That hatte er wohl Grund zu dieser Angst, denn bei aller Selbstbeherrschung mag meinem treuen Geleitsmann mein ganzes Thun und Lassen nicht geheuer erschienen sein.

Ich habe mir einige kleine Gypsabgüsse von griechischen Gemmen gekauft; nun habe ich doch ewige Schönheitsmuster vor mir. Es war ein Kunststück, solche seltsame Dinge einzukaufen; ich wagte es auch nur in der Dämmerung.

Ich sah viele Gesichter, die ich kannte, aber ich schaute immer schnell weg. — Nur die gute Mamsell Kramer hätte ich gern angesprochen; sie ist alt geworden, sehr alt; sie trug ein Buch mit dem gelblichen Schilde der Leihbibliothek in der Hand — wie viel tausend Bände hat die Gute schon gelesen! Sie liest die Bücher weg, wie die Männer Cigarren rauchen.

Ich ging nach dem Hause des Leibarztes. Das Hofthor stand offen, es ist jetzt eine Fabrik darin. Die schönen Bäume sind gefällt.

Auf dem Haupte der Victoria am Zeughaus saß eine Taube mit glänzendem Gefieder. — Ich sah die Figur ohne Augenglas ganz klar.

*

Der Abend brachte mir ein reines Glück, das reinste, das ich je empfunden und, wie ich glaube, noch je empfinden werde.

Im Theater wurde Mozarts Zauberflöte aufgeführt.

Ich ging hin mit meinem Pechmännlein. Wir saßen auf der obersten Gallerie. Es waren wohl viele Menschen im Theater: darunter gewiß auch manche, die ich kannte. Ich sah Niemand. Ich sah und hörte und schwebte nur im Zauber.

Mitternacht ist vorüber. Ich wohne mit meinem Pechmännlein in einem Fuhrmanns-Wirthshaus; ich kann nicht zur Ruhe kommen, ich muß festhalten in Worten, was mir ward.

Mozarts Zauberflöte — das ist eine jener ewigen Schöpfungen, die im reinen Aether, im Jenseits aller Leidenschaft und alles Menschenkampfes steht. Ich habe oft gehört, wie kindisch dieser Text sei; aber auf dieser Höhe kann alle Handlung, alles Geschehen, alle Menschenerscheinung, alle Umgebung nur noch allegorisch sein. Die Schwere und Begrenztheit ist abgestreift, der Mensch wird zum Vogel, zum reinen Naturleben, er wird zur Liebe, wird zur Weisheit. Das Kindliche, ja das Kindische des Textes ist einzig naturgemäß; nur überreizte Menschen können das langweilig und geschmacklos finden.

Das ist das letzte dramatische Werk Mozarts und er erneut sein

höchstes Wesen, all' die Klangfülle in ihm wie in der Verklärung. Seine Einzelgestalten ziehen an ihm vorüber, werden neu, minder fest und charakteristisch, aber um so reiner und ätherischer. Es ist da im besten Sinne etwas Ueberirdisches, wie es in den Menschen und Dingen zerstreut waltet und klingt, aber hier gesammelt und gebunden ist.

Der Einzugs-Chor der Priester ist der Marsch der Humanität und der Chor „O Isis" die sonnenhafte Friedensseligkeit. Hier ist das volle Paradiesesmärchen, ein Leben über der Welt, wohin nur die Musik emportragen kann, im freien, über allen Stürmen und Wettern erhabenen Aether.

Ich habe stundenlang darin geschwebt, ich weiß nicht, wie ich wieder hernieder kam, und zahllose Gedanken umschwirren mich. In dieser Musik ist erhabene Ruhe, selbstbewußte, nichts von gedrückter Demuth; da ist unverwelklich blühendes Leben, nein der Duft der reifen Frucht.

Mozarts letztes Werk hat einen Genossen in Lessings letztem Werk, in „Nathan der Weise." Weit weg über die zerrissene kämpfende Welt schwingt sich da die Seele und lebt im reinen Jenseits, in der positiv gewordenen Frömmigkeit und Friedsamkeit, wo es nur noch ein Lächeln giebt für die Abquälungen der Menschen in ihrer Beschränktheit und Endlichkeit. Der große Hort des Menschenthums ist nicht in eine Vergangenheit vergraben, er muß erst aus der Zukunft geschürft, gebildet und geschaffen werden.

In „Nathan" und „Zauberflöte" sind glänzende Stücke des Geschmeides; sie beweisen daß die Seligkeit nicht ein Wahn, und wer in der wirklichen Welt die Ueberweltlichkeit nicht ahnend in sich trägt, der faßt das nicht.

Solche Stunden gelebt zu haben ist ewiges Leben.

Die drei Knaben singen gottesvolle Seligkeit. Wenn die Engel auf Rafaels Sixtina sängen — das wären ihre Weisen, in dieser Tonregion bewegten sich ihre Stimmen.

Das sind Klänge, die ich hören möchte in meiner Sterbestunde, so wonnig auflösend.

Wenn man nur die ungebrochene Fortsetzung solcher höchsten Wonnen der Empfindung haben könnte!

Ich saß nach der Oper lange im Park, rings um mich Nacht und Stille.

So vollgesogen von dieser Musik möchte ich hinausfliegen in meine Waldeinsamkeit und nichts mehr von der Welt haben und still vergehen; kein fremder Ton sollte mich mehr berühren und stören.

Ich mußte doch wieder in die Welt zurück.

Da sitze ich nun in später Nacht, die ganze Welt liegt in Ruhe und Selbstvergessen, ich bin wach in Ruhe und Selbstvergessen.

O ihr ewigen Geister, wer mit euch sein und aus seinem Leben auch nur einen einzigen Klang, ein Wort hineinsprechen könnte in die Unendlichkeit! Dort in der Gallerie schauen Augen, ewig offen, auf die kommenden und gehenden Geschlechter und hier klingen Harmonien und tönen nie verhallende Worte . . .

O ihr gebenedeiten Geister, die ihr aus der Kunst die zweite Welt schafft! Die Welt, wie sie ist, verwirrt uns. Ihr durchklärt sie. Ihr seid die seligen Genien, die der Menschheit fort und fort im goldenen Kelch den Wein des Lebens bieten, und er erschöpft sich nie, so viele Millionen auch daraus trinken.

Ich verlasse tief schmerzlich dies schimmernde und klingende Reich der Farbe und des Klanges. Das allein entbehre ich.

*

Nun noch die letzte Station.

Wir wanderten nach der Sommerburg. Am Gitter des Parkes gingen wir hin und her. — Ich sah die Hofdamen oben bei der Capelle unter der Hänge-Esche auf den zierlichen Stühlen sitzen und sticken. Ach, wie manche sitzt dort und ist nicht besser als ich, und sie scherzt und lacht und ist glücklich und geehrt. Das ist unser Elend, immer betäuben wir uns und sagen: Sieh' dich um, Andere sind nicht besser als du.

Jetzt erhoben sie sich und machten ihre Verbeugung. Das Gitterthor wurde geöffnet, die Königin fuhr heraus, neben ihr saß der Prinz. Sie schaute mich und das Pechmännlein an und grüßte. Mir vergingen die Augen.

Ich weiß nicht — sah ich recht? Die Königin sieht heiter aus.

Der Prinz ist ein schöner Knabe geworden, er hat gehalten, was das Kind damals in der Wiege versprach.

Mein Pechmännlein unterhielt sich mit dem Steinklopfer am Weg. Der lobte die Königin gar sehr und ihr einziges Kind, den Kronprinzen. Also hat sie nur ein einziges Kind —

Ich war so müde; ich mußte mich am Wegrain niedersetzen. Da saß ich nun am Weg, wo ich einst stolz vorüber fuhr. Immerhin! Es ist gut, daß es so ist.

Mein Pechmännlein war glückselig, als ich ihm sagte: Jetzt geht's wieder heimwärts. Es mußte ihm doch bange um mich geworden sein; er mußte sich still denken: die Leute haben nicht so Unrecht, die da behaupten, daß es mit ihr nicht ganz richtig sei.

Die mich nicht sehen, halten mich für todt, und die mich sehen, für verrückt.

Ich war fest entschlossen, wenn ich entdeckt würde, dem König und der Königin Alles frei zu sagen und wieder still in mein Asyl zurück zu kehren.

Jetzt ist es besser so.

*

Wir kehrten heim.

Als ich wieder an unsern Berg kam und die ersten Schritte hinan ging, da fragte ich mich: Ist das deine Heimath? Und doch — diese Abwesenheit macht mir sie zur neuen Heimath. Ich lebe hier ein wirkliches Leben.

Es ist mir ein Stein vom Herzen, daß ich das nun aufgezeichnet habe. Es schwindelte mir oft, als stehe ich an einem Abgrund, während ich schrieb. Aber ich bleibe fest. Ich sehe diese Blätter nicht mehr an.

Nun wieder die Hände fleißig gerührt und keine Reuegedanken mehr im Kopf! Die nächste Minute ist unser, die jetzt rinnende kaum mehr und die vergangene gar nicht.

Es wartet viel Arbeit auf mich. Das ist gut. Und meine Walpurga und die Kinder sind ganz glückselig, daß ich wieder da bin.

*

Während ich fort war, hat Walpurga mein Zimmer blaßroth färben lassen, geschmacklos und ich muß doch dankbar sein. Sie glaubte auch, daß ich nicht wieder käme.

Ich könnte diese Menschen jeden Tag verlassen, und sie sind doch meine ganze Welt. Ist das so, wenn ich einmal die Welt ganz verlassen werde?

*

Mit Muth die Welt entbehren — ich glaube, ich habe das Wort einmal gelesen; jetzt verstehe ich's, ich habe es aus mir, ich bin in der Ausführung. Nicht verzagt, nicht traurig. Mit Muth.

*

Ich bin nicht mehr traurig, eine stille Sättigung in Entsagung macht mich frei.

Wenn ich hineinsehe in das Leben — wozu all das Mühen und Kämpfen und all diese Schranken bis zur letzten Schranke, bis zum Tod? Die Helden in der großen Geschichte und mein Pechmännlein — sie haben nichts vor einander voraus. Niemand hat ein ganzes, klares, reines, erfülltes Schicksal.

Mein alter Jochem betete täglich, oft stundenlang, und dann schimpfte er wieder auf die Menschen und auf sein Schicksal; und ich sah vornehme Frauen, die in Beethoven'scher Musik schwelgten und schwärmten und gleich darauf gemein zankten.

Es geht mir immer nach: Mit Muth entbehren. Dank dir, guter Geist, für dies Wort, wer du auch seiest. Den Tag leben und sich ihn nicht trüben lassen, weil wir wissen, daß es Nacht wird. Mit Muth entbehren — das ist Alles.

Ich hätte nie geglaubt, daß ich ohne Glück, ohne Freude leben könnte. Jetzt sehe ich doch, ich kann's. Glück und Freude sind nicht die Bedingungen meines Lebens.

Es liegt in unserer Macht, die Seele heiter zu stimmen; ich meine ruhig, klar.

*

Wie viele Jahre sind es doch, welche die Hermione des Wintermärchens verborgen blieb? Ich weiß es nicht mehr.

*

Mir fallen jetzt immer bei der Arbeit die Weisen und Klänge, die Einzelgesänge und großen Gesammtstücke und die begleitenden Instrumente aus Mozarts Zauberflöte ein. Sie umtönen mich aus der stillen Luft und tragen mich.

Vor Allem der Zuruf: Sei standhaft! mit den drei kurzen Noten D E D und dem darauf folgenden Trompetenstoß erklingt mir immer und ist mir wie ein geistiges Wachsignal. Die höchsten Lehren sollten nur in Musik gegeben werden. Das dringt ein und haftet. Sei standhaft! . . .

*

Ich entwirre wieder am Räthsel des Lebens.

Der Mensch darf nicht Alles thun, was er kann, wozu es ihn treibt; sobald er ein Mensch ist, muß er die Grenze seines Rechts erkennen, bevor er an die Grenze seiner Macht gelangt.

Wie oft wurde dort am Hofe der Spruch erörtert: Recht geht vor Macht! Ich habe die Redensart im heißen Denken wieder eingeschmolzen und neu geprägt.

Schön ist die Sage vom Paradies. Da sind die Menschen hingesetzt, Alles ist ihnen gestattet, soweit ihre Kraft reicht, ein Einziges nicht — und die Frucht lockt. Aber das Paradies ist nicht. Das Thier allein hat das, was man Paradies nennt; es thut, was es vermag. Sobald ein Verbot da ist, und der Mensch als sittliches Wesen muß ein solches kennen, da ist kein Paradies mehr, keine volle Freiheit.

Ich meine so: Durch Ueberschreiten der Grenze kommt das Selbstbewußtsein. Es ist das Genießen vom Baume der Erkenntniß. Von da an bereitet sich dem Menschen sein Genuß nicht mehr von selbst, er muß ihn schaffen, aus sich, aus der umgebenden Welt, da beginnt sein Ringen mit der Natur und mit sich, sein Leben wird zur That. Die Arbeit ist die zweite Schöpfung, die Arbeit an sich selbst und an der Welt.

Mein ganzes Denken ist mir, als wäre es ein Lallen und Stottern am großen Worte der Erkenntniß.

Ich sehe jetzt die kleine Welt, die um mich ist, und die sogenannte große, die ich noch in Erinnerung habe, wie durchsonnt.

Die Schranken erkennen, die Nothwendigkeit des Gesetzes, das ist Freiheit. Ich bin frei.

*

Ich habe recht gethan, daß ich wieder in der Welt war; oder finde ich nur, daß ich recht gethan, weil ich es als wohlgethan empfinde? Ich bin seitdem freier, ich bin nicht die arme Seele, die sich wieder hinabgesehnt hat auf die Welt, und ich lebe nicht in einer Hölle. Ich könnte wieder in die Welt zurückkehren, ohne mich vor ihr zu fürchten. Ich kann jetzt frei entbehren und ich entbehre kaum mehr. O wie eingebildet, daß wir glauben, die Andern bedürfen unser. Ich bedarf auch keines Andern mehr.

*

Es wird eine Telegraphenleitung an meiner Waldaussicht vorbeigezogen. Da geht nun das große Weltgetriebe an mir vorüber. Ich sehe die Männer an den hohen Stangen auf den Leitern die Drähte aufwinden.

*

Walpurga sagt, meine Stimme klinge jetzt so rauh; ich fühle aber keinen Schmerz. Es kommt wahrscheinlich davon, weil ich so wenig spreche; oft tagelang kein Wort. Ich trinke diese kühle, reine Luft jeden Morgen wie einen Labequell und das Blau des Himmels ist hier oben viel intensiver.

*

Der Leibarzt sagte mir einmal mit Recht, ich sei eine unrhythmische Natur. Wäre ich's nicht, jetzt würde ich mein innerstes Leben in melodische Worte fassen — meine Gedanken haben eigentlich nur in Versen ihre rechte Heimath, so voll, so selig, so erlöst ist es in mir.

*

Hansei ist nun doch schon lange im Besitz, aber er hat noch immer neue Dankbarkeit für Alles: daß er schöne Kühe kaufen kann, daß er schöne Schellen anschafft, das Alles macht ihn glücklich, und diese Dankbarkeit im Glück giebt seiner rauhen Außenseite eine innere Weichheit.

*

(28. August.) Nach langen sonnenlosen Tagen mit scheintodter

Seele nun heut' diese klare Himmelsheiterkeit über den beschneiten Berggipfeln, auf den saftgrünen Vorbergen und Thalgründen — ich möchte hinaus und frei schweifen im All; aber ich bleibe sitzen und arbeite, meine Arbeit ist mir treu geblieben in trüben Tagen, ich bleibe ihr treu in hellen. Nur zum Feierabend will ich wandern.

Heut' ist Goethe's Geburtstag. Ich glaube, Goethe wäre mir freundlich gewesen, wenn ich in seiner Zeit und Umgebung gelebt hätte.

Es ist doch schön, daß wir die Stunde wissen, wann er geboren wurde. Es war um Mittag. Ich schreibe das in dieser Stunde, sein gedenkend.

Was er mir wol für mein verlorenes Leben gerathen hätte?

Ist es ein verlorenes? — Es ist nicht verloren.

*

Das war ein Siegesjubel: Franz ist als Held vom Schützenfest heimgekommen. Er hat den besten Gewinn, einen schönen Stutzen. An unserem Haus prangt nun die vielfach zerschossene Schützenscheibe.

*

Solch ein im Herbst fallendes Blatt — wie viele helle Sommertage und laue Nächte führten sein Wachsthum herbei, und was ist es, da es am Baum hing, und jetzt, da es abfällt?

Und was ist das Ergebniß eines ganzen Menschenlebens, auf wenig Sätze zurückgeführt?

*

Wie hoch liegt unser Hof über dem Meeresspiegel? Ich weiß es nicht, und mein Hansei würde lächeln, daß man nach so etwas fragen kann. Man thut auf dem Fleck, wo man lebt, seine Schuldigkeit. Wie das ausmündet ins Ganze, in das große Meer auf der Erde und der Geschichte der Menschheit? Das fügt sich ohne unser Zuthun ein. Der Bach treibt die Mühle und wässert die Wiese auf seinem Lebensweg, bis ihn das Meer verschlingt, und von dort kommen die Wolken und die Wetter wieder heran und nähren den Bach.

*

Mit Allem, wozu ich erwachsen bin, was ich im Lauf der Jahre gelernt, geübt, gethan, gedacht habe, komme ich mir doch immer wie-

der wie ein Block Holz vor — ich weiß noch immer nicht, was aus mir wird. Wer macht mich zu etwas? Ich muß es selbst.

Ich habe eine schöne Arbeit bekommen, eine Arbeit, die bleibt, die nicht wandert und mich beständig freut, eine Arbeit für unser Haus.

Schon bei dem Neubau am Wohnhaus habe ich in Gemeinschaft mit dem Zimmermeister dem Wohnhaus eine bessere Symmetrie gegeben; die Laube, die rings ums Haus läuft, hat eine freiere Bedachung bekommen und die Bretter am Geländer angenehme Formen.

Nun hat Hansei oft davon gesprochen, welch eine schöne Alm aus seinem Holzschlag wird. Gestern kam er heim und sagte:

„Ich hab's! Ich lasse an der Berglehne die Bäume schlagen, und da hab' ich vier schöne Stämme stehen lassen, just im Viereck, und da wird eine Almhütte hingebaut, und dann haben wir wieder eine eigene Alm; der Hof kann ohne eigene Alm nicht zurechtkommen. Es ist freilich weit, wohl zwei Stunden Wegs ist's hinauf, aber wir sehen die Waldlichtung von hier.“

Er ist ganz glückselig, daß er das zu Stande bringt.

„Und denke dir,“ sagte Hansei, „jetzt, wo man den vorderen Wald geschlagen hat, jetzt sieht man weit, gar weit, man sieht unsern See von daheim. Es ist freilich nur ein kleiner glitzeriger blauer Fleck, aber das sieht Einen doch so freundlich an wie ein treues Auge von daheim, das Einen von Jugend auf kennt. Es war doch schön daheim! Aber es ist noch schöner hier, und wir wollen nicht sündigen.“

Ich habe nun Zeichnungen für unsere Alm gemacht. Mein Pechmännlein ist ganz geschickt, Alles zu schneiden. Wir zimmern und sägen für unsere Arche Noah und sind lustig wie Lehrburschen.

Ich meißle auch zum Erstenmal einen lebensgroßen Pferdekopf für den Dachgiebel.

*

Ich war mit Hansei droben, wo wir die neue Alm bauen.

Mir ist heut' nach dem erfrischenden Berggang, als hätte ich den Anfang alles Weltlebens miterlebt: neuer Weg, neues Wohnhaus, wo nie ein Mensch vordem daheim war. Ich meine, ich habe nichts mehr zu erleben; mir ist so frei, als wäre alle Erdenschwere von mir abgelöst.

*

Am Morgen nach einer großen Anstrengung, einem ermüdenden Berggang erwachen. Die Müdigkeit ist verflogen und nur die Erfrischung ist noch da und dazu das Gefühl der Erprobung: du hast Spannkraft, du kannst dir etwas zumuthen. Und ringsumher grüßt dich dein vergangenes Leben, das du eine Weile verlassen hattest, nichts mehr besaßest, als dich allein — ich kann mir die Friedsamkeit derer denken, die sich das Erwachen zum ewigen Leben so vorstellen können.

*

Nichts ist droben in der Almhütte, Alles noch kahl, nur in der Ecke hängt das Bild des Heilands und wartet einsam auf die Menschen, die da kommen werden. Es ist und bleibt ein Segen für die Menschheit, daß sie das Bild eines reinen Menschen hat, das sie in die Einsamkeit und auf die Berge tragen kann. Eine ganze höhere Cultur, eine große Geschichte nimmt damit Besitz von der neuen Welt.

Wenn nur auch die reine Erkenntniß des reinen Geistes sich daran schlösse.

*

(October.) Jetzt, da es Winter werden will, muß ich immer an die einsame Almhütte droben denken. In meinen Träumen bin ich immer dort, allein, und erlebe Wunderbares. Ich meine, ich muß nächstes Frühjahr hinaufziehen. Einen ganzen Sommer lang nur mit Pflanze und Thier, mit Berg und Bach, mit Sonne, Mond und Sternen — ich meine, erst wenn ich das gelebt, habe ich ganz gelebt.

Bist du denn noch nicht gesättigt und begnügt, du unersättliches, unbegnügtes Herz? Immer wieder Sehnsucht nach etwas Anderem? Was ist das?

Ich muß Ruhe haben. Ich will.

*

Wer, um glücklich zu sein, nichts zu haben braucht, als sich selbst, der ist glücklich.

*

Hier bin ich wieder ein erster Mensch.

Ein Mensch für sich ist rein, unbefleckt, und aus ihm kommt die Welt. Hier liegt ein Geheimniß. Ich will's nicht nennen.

*

Es macht mich glücklich, daß ich noch höher hinauf soll, noch höher in die Berge, noch mehr Einsamkeit, noch stillere. Es ist mir, wie wenn mich dort etwas riefe — es ist keine Stimme, es ist kein Klang, ich weiß nicht, was es ist, und doch ruft's mich, zieht's mich, lockt's mich, komm, komm! Ja, ich komme.

*

Ich weiß, daß ich nicht sterbe. Eher zweifle ich, daß ich lebe. Die Welt ist kein Räthsel mehr.

*

Vom Berge aus überschaue ich, wem ich Leid angethan in meinem Leben: Dir, mein Vater, und dir meine Königin, und am meisten mir.

*

Von allen Dingen der Welt rächt sich die Unwahrheit am meisten. Damals, als ich dem König aus dem Kloster schrieb, pochte ich auf meine Wahrhaftigkeit und war doch durch und durch unwahr. Ich wollte eine That der Freiheit bewirken und eigentlich wollte ich ihm nur schreiben und mit meinem Freiheitsgefühl schön erscheinen. Ich war stolz, daß ich der Alltagsmeinung widersprechen konnte, und eigentlich wollte ich damit vor ihm glänzen als seine starke Freundin. Er hat meine Mahnung abgelehnt und doch war ich's, die die Klöster wieder aufschloß.

Die Unwahrheit rächt sich.

Nur wo man ganz wahr ist, ist Reinheit und Freiheit.

*

Wenn ich nur die Wonne in Worte fassen könnte, die heut beim Sonnenuntergang mich durchzog. Jetzt ist Nacht, und so gewiß die Sonne mir ins Antlitz leuchtete, so gewiß leuchtet ein Sonnenstrahl in mir. Ich bin ein Strahl aus der Ewigkeit. Was sind da Tage und Jahre? Was ist da ein ganzes Menschenleben? —

*

Ich wußte nicht recht, was ich wollte, warum ich aus aller Gegenwart heraus immer ruhelos und sehnsüchtig nach der nächsten Stunde, dem nächsten Tag, dem nächsten Jahre ausschaute, etwas davon hoffte, was ich nicht finden kann. Aber auch die Liebe war's

nicht, sie sättigt nicht. Ich wollte im Augenblick leben, und konnte es doch nicht. Es war mir immer, als riefe mich etwas, als warte etwas draußen vor der Thür. Was war's denn?

Jetzt weiß ich's. In mir sein wollte ich, mich fassen, mich in der Welt und die Welt in mir.

*

Der Eitle ist der eigentlich Einsame. Er hat immer eine Sehnsucht, gesehen, verstanden, erkannt, bewundert, geliebt zu werden.

Ich könnte darüber jetzt viel sagen, denn ich bin selbst einmal eitel gewesen. Erst in meiner wirklichen Einsamkeit habe ich die Einsamkeit der Eitelkeit überwunden.

Es genügt mir, zu sein.

Wie weit ab liegt da alles Scheinen!

*

Jetzt verstehe ich die That meines Vaters. Er wollte mich nicht strafen, er wollte mich nur wecken, zum Bewußtsein meiner selbst bringen, und das Bewußtsein erlöst, lehrt anders werden.

*

Ich verstehe die Aufschrift in der Bibliothek meines Vaters:

„Wenn ich allein, bin ich am wenigsten allein."

Ja, im Alleinsein kann man sich am besten und reinsten versenken ins Allsein. Ich habe gelebt und erkannt. Ich kann sterben.

*

Wer Eins in sich ist, ist Alles.

*

Was die Leute sagen werden — in diesen Worten liegt die Tyrannei der Welt, die ganze Entwendung unseres Naturells, der Schielblick unserer Seele. Diese fünf Worte herrschen überall. Auch Walpurga steht unter der Herrschaft dieses Tyrannen, während Hansei einen ganz andern Halt hat, den einzig richtigen — er weiß es nicht, wie der Leibarzt, aber er handelt ganz so wie dieser.

Der Mensch hat die einzige und erste Pflicht, die Ruhe in seiner Seele zu wahren. Was draußen ist, jenes entsetzliche „Was die Leute sagen werden?" hat ihn nicht zu kümmern. Diese Frage macht die Seele heimathlos. Thue recht und scheue Niemand, du kannst sicher

sein, daß du bei aller Rücksichtnahme auf die Welt doch die Welt nie zufriedenstellst. Wenn du aber deinen Weg gerade fortgehst und dich nicht um freundliche oder unfreundliche Blicke der Menschen kümmerst, dann hast du die Welt besiegt, sie ist dir unterthan. Mit der Frage: „Was werden die Leute sagen?“ bist du ein Unterthan der Welt.

*

Ich glaube jetzt zu wissen, was ich that. Ich habe keine Barmherzigkeit gegen mich selbst. Hier mein volles Bekenntniß:

Ich bin in Sünde verfallen — nicht gegen die Natur, nur gegen die Weltordnung. Ist das eine Sünde? Da drüben steht der Wald von hochstämmigen Fichten. Je höher der Wipfel steigt, umsomehr stirbt das Gezweige unten ab, es erstickt. Der Baum im geschlossenen Wald, in Schirm und Schutz der Gemeinschaft, lebt sich nicht aus in allen seinen Auszweigungen.

Ich wollte mich ausleben und doch im Wald stehen, in der Welt, in der Gemeinsamkeit. Wer sich ganz und voll ausleben will, darf nur einsam sein. In der Gemeinsamkeit der Welt sind wir als Menschen sofort keine Naturgeschöpfe mehr. Natur und Sitte sind gleichberechtigt und müssen zum Friedensschluß miteinander gebracht werden. Und wo zwei Gleichberechtigte sind, kann kein Einzelnes sein volles Recht ausleben, es muß Concessionen machen.

Hier liegt meine Sünde.

Wer als Natur allein leben will, muß aus dem Schutz der Sitte ausscheiden. Ich wollte das Eine und das Andere nicht ganz. So bin ich zerbrochen und zerstückt.

Mein Vater hatte Recht mit seiner letzten That. Er rächte das Sittengesetz, das ebensogut menschlich ist, wie das Naturgesetz. Die Thierwelt kennt nicht Vater, nicht Mutter, sobald das Junge selbstständig ist. Die Menschenwelt kennt sie und muß sie heilig halten.

Das Alles ist mir nun klar. Ich leide und büße gerecht. Ich war eine Diebin, ich stahl das Höchste: Vertrauen, Liebe, Ehre, Ansehen, Glanz.

Wie vornehm und erhaben erscheinen sich die zarten Seelen, wenn ein armer Schelm gestohlen hat und dafür ins Zuchthaus kommt.

Was sind aber alle Besitzthümer, die mit der Hand gestohlen werden können, gegen die unfaßbaren?

Es sind nicht immer die schlechtesten Menschen, die vor Gericht stehen.

Ich bekenne meine Sünde und büße ehrlich dafür.

Daß ich heuchelte, daß ich verleugnete und beschönigte, was ich als Naturrecht wollte gelten lassen, das ist meine todeswürdige Sünde und für sie büße ich. Gegen die Königin habe ich die höchste Sünde begangen. Sie ist für mich die Vertreterin der sittlichen Weltordnung, die ich verletzte und doch genießen wollte.

Dir, meine Königin, dir, du Holde, Gute, Schwergekränkte, dir beichte ich dies Alles.

Wenn ich vor dir sterbe — und ich hoffe das — sollen diese Blätter dir, Königin, übergeben werden.

*

Wir können nicht ganz Natur sein. Wer seinem Naturgesetz folgt, hat keinen Antheil an der geschichtlichen Welt, kein Erbe; für ihn hat Niemand vor ihm gelebt, ihm das Dasein vorbereitet, mit ihm ist seine ganze Natur geboren und mit ihm stirbt sie. Wer dem Naturgesetz allein folgt und sich einredet, er thue damit recht, der ist ein Menschheitsleugner; er leugnet, daß es eine Geschichte der Menschheit giebt, die nicht er allein repräsentirt, sondern die vor ihm war, außer ihm ist. Der Menschheitsleugner ist trotz allen Firnisses doch nur der Wilde, er steht draußen, Alles was er von Bildung übt und trägt und genießt, hat er gestohlen; er dürfte kein Lied singen, als das ihm selbst in der Kehle liegt, wie dem Vogel das seine; der bringt sein Gefieder und seinen Gesang mit, hat kein besonderes Kleid und keinen besonderen Ton, Alles an ihm ist Gattung, Alles Naturgesetz.

Darin allein liegt Wahrheit.

*

Und über aller Gerechtigkeit und aller Verpflichtung steht die Liebe, die den Geliebten und das eigene Selbst der reinen Entfaltung ihres Wesens zuführt.

Wehe, wer die göttliche Sendung der Liebe entweiht.

*

Auch das Geschick meines Vaters ist mir nun klar.

Er wollte für sich leben, sich vervollkommnen, und er hatte doch Kinder in der Welt und verlangte die Liebe und Anhänglichkeit dieser Kinder. Er starb an der entsetzlichsten Folge seines Lebens. Darum bin ich aber nicht unschuldig, und er hat recht an mir gehandelt.

Ich will mich in nichts und vor Niemand beschönigen. Ich will wahr sein bis an die äußerste Grenze. Das ist mein Glück und mein Stolz.

*

Nur was du in dir bist, bestimmt deinen Werth, nicht was du hast

*

Ich habe das Centrum meiner Seele gefunden.

*

In diesen Tagen ist es mir immer und kommt mir, ich weiß nicht woher, der Gedanke, die entsetzliche Strafe meines Vaters sei gar nicht geschehen, er habe sie nicht vollzogen, Alles sei nur Einbildung meiner Phantasie, meine Seele habe vorausgeträumt, daß ich das verdiente.

Woher kommt das plötzlich und verläßt mich nicht?

Ich weiß, ich weiß. Was auch geschehen ist, es ist gesühnt. Es giebt eine Erneuerung des Lebens, eine Erlösung aus uns heraus. Sie ist mir geworden, ich fühle es, ich bin frei, ich kann zurückkehren in die Welt und die Binde von meiner Stirne lösen.

In die Welt? Was ist denn die Welt? Ich habe die Welt hier bei mir, in mir, und ich bin in der Welt und die Welt ist in mir. Ich bin.

*

Heute zum Erstenmal habe ich wieder gesungen. O, wie wohl mir das that. Niemand hörte mich als ich allein.

Kein Vogel singt für sich, er singt seinem Lieb. Der Mensch allein singt für sich und denkt für sich und hat sich allein in sich.

*

Die Morgenstille war mir stets so lieb, jetzt setzt sich mir die Morgenstille den ganzen Tag fort.

*

Der Bach drüben rauscht oft plötzlich so laut, der Wind faßt ihn unversehens und trägt die Schallwellen zu mir.

*

(Bei der Arbeit.) Wenn der Stoff spröde ist, lernt man aus der Noth eine Tugend machen. Ich komme oft auf Verästelungen, die neue Schönheiten oder Verunstaltungen bedingen. Ich bringe aus einem Stück Holz oft Züge, die ich nicht wollte, und die ich wollte, werden ganz anders, weil eben das Stück Holz auch Herr ist, nicht bloß meine Hand. Der gebenedeite Nothhelfer Firniß deckt Tugend und Fehler.

*

Wir machen nichts; wir bilden, wir entdecken nur, was für sich schon da ist, aber ohne unsere Handreichung sich nicht aus dem gestaltlosen Chaos lösen kann.

Ach, ich meine, ich verstehe jetzt die ganze Welt und alle Kunst und Arbeit. Ich fühle mich so im Unendlichen gesättigt.

Ich weiß jetzt, wo der ganze Zwiespalt zwischen dem Denken im Großen und dem Leben im Kleinen liegt.

Hansei, Walpurga, der König, die Königin, der Leibarzt, Emmy — was sind sie? Tropfen im Meer der Menschheit. Ich vergesse sie, ich denke mich ins Ganze. Das löst die Liebe zum Einzelnen auf, das Begehren und Genießen hört auf, aber auch alle Leidenschaft, alles Herzeleid.

Und was bist denn du? Was bleibt denn an dir? Das Ganze, das Große, das All können wir erkennen, das Einzelne müssen wir lieben, du kannst nur das Nächste lieben, und das Nächste zu dir ist Gott, der große Gedanke des Weltgesetzes.

*

Walpurga ist jetzt so besorgt um mich; sie kommt oft und es ist, wie wenn sie etwas sagen wollte, sie sieht mich so seltsam an und bleibt doch still. Sie kommt immer wieder darauf zurück; wie schön es droben auf der Alm sei und wie ich da so ruhig und glücklich sein werde. Sie möchte, daß jetzt die Berge schon vom Schnee befreit wären, sie will mich fort haben und sagt, ich würde gesund werden.

Und ich fühle mich doch nicht krank. Sie sagt immer: Du siehst so glanzig aus.

Kann sein, daß etwas aus mir glänzt, weil ich gar so ruhig, fertig abgeschlossen von der Welt bin. Ich könnte jetzt nichts mehr von der Welt fürchten, ich könnte wieder unter den Menschen leben, ich fühle mich frei, mich verletzt nichts mehr.

*

Ich habe ein Verlangen, noch einsamer zu sein. Finde ich da droben noch tiefere, verschlossenere, lautlosere Einsamkeit? Ich meine immer, es ruft mich, ein Wort ruft mich: mutterseelenallein. O du gebenedeite deutsche Sprache.

Welch ein Segen ist es, daß ich den ganzen Reichthum meiner Muttersprache mühlos mit mir trage; und wenn es sprudelt aus allen Orten und Enden des Denkens, ich immer ein Wortgefäß habe, um es unterzustellen und die Gedanken aufzufassen. Ich meine, ich muß immer sprechen und schreiben und jubeln über diesen Besitz und könnte gar nicht enden.

Ich breche ab. Die geheimnißvollsten, traumhaften Gedanken sind wie der Vogel auf dem Zweig: er singt, sieht er aber dein Auge, das ihn beobachtet, so fliegt er davon.

*

Ich erkenne jetzt genau die Jahreszeit, ja oft auch die Stunden daran, wie die Sonnenstrahlen des Morgens zuerst in meine Stube und auf meine Werkbank fallen, besonders mein Meißel vor mir an der Wand ist mein Zeiger.

*

Jetzt rieselt's in Frühlingsschauern durch die Bäume — so ist's in mir. Mir ist, als müßte ich noch eine neue Wonne erleben. Was ist's? Ich will still warten.

*

Mir ist so wundersam, als würde ich mit dem Stuhl, auf dem ich sitze, hinweggehoben und fliege, fliege und weiß nicht wohin.

Was ist das? Ich fühl's, ich lebe in der Ewigkeit.

Und Alles strömt mir zu, das Sonnenlicht und der Sonnenglanz,

Waldesrauschen und Waldesluft und alle Menschen aller Zeiten, aller Formen — Alles ist bei mir so schön, so durchsonnt.

Ich bin.

Ich bin in Gott.

Wenn ich nur jetzt sterben dürfte in diesem wonnigen Schweben, in dieser Erlösung und Auflösung.

Aber ich will noch leben, bis meine Stunde kommt.

Komm, du dunkle Stunde, wann du willst, du bist mir licht!

In mir ist Licht, ich fühle es. O ewiger Geist aller Welten, ich bin eins mit dir!

Ich bin gestorben und ich lebe — ich werde sterben und ich lebe.

Alles ist verziehen und ausgelöscht — es war Staub auf meinen Flügeln — ich schwirre hinauf zur Sonne, ins All, in die Unendlichkeit. Singend werde ich sterben, singend und die Seele so voll!

Genug!

*

Ich weiß, ich werde wieder trüb sein, schwer, mich mühsam fortschleppend; aber ich schwebte einmal in der Unendlichkeit, ich fühlte einen Strahl aus ihr in mir — ich werde ihn nie mehr verlieren.

Jetzt möchte ich doch in ein Kloster gehen; in einer stillen Clause, von der Welt nichts wissend, in mir fortleben dürfen, bis der Tod mich fordert. Aber es soll nicht sein. Ich soll frei leben und arbeiten, leben mit meinen Nebenmenschen und für sie arbeiten.

Das Werk meiner Hände und meiner Einbildungskraft gehört euch; aber was ich in mir bin, ist mein und mein allein.

*

Ich habe Abschied genommen von Allem hier, von meiner stillen Stube, von meiner Sommerbank — ich weiß nicht, ob ich wiederkehre; und wenn ich wiederkehre, wer weiß, ob mir nicht Alles fremd geworden.

*

(Letztes Blatt, mit Bleistift geschrieben.)

Wenn ich gestorben bin, so bitte ich, mich so zu begraben: In ein einfaches Leintuch gehüllt in einem ungehobelten Sarg und in die Erde gesenkt unter dem Apfelbaum am Weg nach meinem Vaterhaus.

Man zeige meinem Bruder oder sonstigen Verwandten sofort meinen Tod an; sie sollen mich dort am Weg begraben lassen.

Mein Grab soll kein Stein bezeichnen, kein Name.

Achtes Buch.

Erstes Capitel.

Gunther war entlassen. Satt an Erfahrung schied er aus dem zerstreuenden Weltgetriebe.

Es war kein Geringes, ein so lange eingewurzeltes und vielverzweigtes Heimwesen zu verpflanzen; es geschah ohne Schädigung des eigenen Bestandes. Die beiden reinen Götter: Liebe und Wissenschaft, folgten Gunther über die Berge, und nichts von Groll haftete in seiner Seele.

Der Ring schloß sich. Wie von weiter weltumsegelnder Fahrt kehrte Gunther wieder in seinen Ausgangspunkt zurück; er wußte daß in ihm, in seiner Gattin und seinen Kindern selbständiges Leben genug war, um alles Veredelnde und Verschönende aus sich zu schöpfen. Wol fehlte die Atmosphäre eines gebildeten Umkreises, wo man empfängt und bietet, und damit im höheren Gemeinleben athmet; aber er glaubte mit den Seinen die Probe zu bestehen, entbehren zu können, ohne zu vermissen.

Sofort nach seiner Dienstentlassung hatte er den ehrenvollsten Ruf an eine große Universität erhalten. Er lehnte ab. Seit Jahren hatte er sich vorgesetzt, diese und jene Lücke seines Wissens auszufüllen und im Aufriß niedergelegte wissenschaftliche Arbeiten auszuführen; schmerzlich sah er oft, wie er aus dem Leben scheiden werde, unfertig in sich und Begonnenes unfertig hinterlassend. Denn das ist das Versplitternde des Hoflebens, daß es die stetig sich fortsetzende Gesammtstimmung und geschlossene Gedankenkette hundertfältig durchreißt. Jeden Morgen mit der ganzen Feldrüstung auf Wache ziehen,

zu jeder beliebigen Stunde bereit sein, alle Erörterung nur im gesprächsamen Absprunge halten — solch ein Leben Jahrzehnte fortgesetzt, führt zu einer Schädigung des innern Wesens trotz aller Selbstwahrung und Selbstführung.

Gunther hatte das Glück und die Kraft, aus seinem Hause und aus seiner Wissenschaft kommend, immer mit neuer Frische ausgerüstet zu sein; aber er sah doch oft mit Schrecken, wie er einer Kleintheilung zu verfallen drohte und allmälig sein eigen Selbst ihm entwendet werden konnte; er ließ sich ein Stück Uniformirung gern gefallen, ja er erkannte sie als nothwendig und schön, weil darin ein guter Rest jener geistigen und staatlichen Disciplin lag, die die Menschheit aus der Verzettelung in eitel unfügsame Persönlichkeiten wieder zusammen schließt. Aber Gunther hatte dabei die Physiognomie seines Wesens sich streng bewahren wollen, denn das betonte er oft: Wer sich in seiner Wesenheit umstimmen und verwandeln läßt, den hat die Welt besiegt und getödtet, er lebt nicht als er selbst fort.

Die strenge, ja fast starre Haltung, die man so oft an ihm bemerkte, hatte ihren Grund darin, daß er täglich aus einer fremden Welt an den Hof kam. Er war aber mild gegen die Oberflächlichkeit und bloße Gefälligkeit in dieser Sphäre, denn er wußte, daß da, wo nicht in der Tiefe des Naturells oder der Bildung eine Quelle immer neu speist, eine Herrichtung für den Tag und die Stunde nothwendig eintreten muß und der ganze Inhalt des Lebens überhaupt sich in die Tagesbegebnisse des geschlossenen Kreises auflöst.

Gunthers sogenannte Starrheit bestand aber auch darin, daß er den Schwerpunkt seines Wesens nie aus sich hinaus verlegte und damit, wenn die Stütze fiel oder brach, selbst dem Falle nahe wäre; er stand immer fest in sich. Als nun unversehens, wenn auch im Grund genommen nicht unerwartet, der Bruch eintrat, konnte er den Geheimrath ablegen, und der Doctor blieb. Gunther hatte jegliche Verstimmung über den plötzlichen und jähen Sturz schnell verwunden. Es that ihm leid, die vielen Freunde in der Hauptstadt und vor Allem die Königin verlassen zu müssen, ihr hätte er noch viel sein können; aber er sagte sich wieder, wie es wol gut und nothwendig sei, daß die Königin in sich selbst und ohne fremde Unterstützung erstarke.

So war Gunther von der Hauptstadt ausgezogen. Ein Ideal seines Lebens hatte sich ihm erfüllt: er wohnte wieder in dem Städtchen, wo er geboren war.

Jetzt, da er bald in das siebente Jahrzehnt eintrat, betrachtete er die noch beschiedene Lebenszeit als Feierabend, nachdem er redlich seine Manneslast getragen. Er wollte soweit als möglich abschließen mit seiner Erkenntniß, damit der Tod ihn nicht inmitten so vieles nur erst Begonnenen überrasche.

Schon vor Jahren hatte sich Gunther in seinem Heimathsstädtchen ein bescheidenes Haus erbaut, das zur Sommerfrische für seine Familie diente, so lange die Kinder noch im jugendlichen Wachsthum waren. Jetzt sollte hier der letzte Ruhepunkt seines Lebens sein. Frau Gunther und die Kinder hatten mit heiterm Sinn Abschied genommen von der lang gewohnten Umgebung; sie verließen Freunde und Freundinnen, die ihnen lieb waren, aber ihr volles Leben war im Hause, und dies Haus ging sammt allem Sichtbaren und Unsichtbaren mit in das neue Daheim.

Gunther hatte nur noch eine einzige Schwester im Gebirgsstädtchen. Sie war eine rüstige Wirthin. Bruder Wilhelm war immer der Abgott der Familie gewesen, und die Schwester, sowie die Mutter, so lang sie lebte — der Vater, der Landarzt gewesen, war schon zur Universitätszeit Gunthers gestorben — gedachten immer des Wilhelm wie eines kühnen und glücklichen Seefahrers. Nun hatte die Schwester mit ihren erwachsenen Söhnen und Töchtern geholfen, die neue Häuslichkeit behaglich herzustellen, und bald war das anmuthige Haus Gunthers der Mittelpunkt des kleinen Städtchens, fast angesehen wie das Schloß mit der königlichen Familie in der Residenz.

Verehrung und Dankbarkeit standen als unsichtbare Wachen vor dem Hause, und die Art, wie die Menschen ihre Schuhe reinigten vor der Thür und wie sie sich zusammenfaßten beim Eintritt, zeigte deutlich, daß die Schwelle dieses Hauses nur von der Wohlanständigkeit betreten werden durfte.

Die Rosenwirthin, die Schwester Gunthers, stand in neuen Ehren, und als rasch nach einander zwei Söhne und eine Tochter derselben sich verlobten, wurde es als besonderes und unschätzbares

Glück hervorgehoben, daß man mit dem Geheimrath verwandt wurde. Jeder Fremde, der ins Städtchen kam, konnte bald hören, welch ein berühmter Mann hier Bürger sei, und wie prächtig es im Hause desselben bestellt sei.

In Gunthers Haus war eine friedsame Luft wie in einem Tempel der Wissenschaft und der Schönheit; es war schwer zu entscheiden, wann es hier behaglicher war, ob im Sommer oder im Winter. Im Sommer freilich mochte man es weniger bemerken, wie die Menschen in diesem Hause sich das Leben zu verschönen wissen; waren auch die Gärten an andern Häusern nicht so wohl bestellt, die Ruhesitze nicht so bequem und lauschig, die Aussichtspunkte nicht so künstlerisch gewählt; das frische Grün der Bäume und Hecken und die Fernsicht ist doch auch im Nachbargarten dieselbe. Im Winter aber, wo sich's der Mensch daheim schön macht und nichts hat, als die Welt, die er um sich gebildet und geordnet, da erst zeigt sich, was Menschen aus ihrer Umgebung schaffen können, wenn Licht und Wärme in ihnen selbst wohnt.

Wenn ein Wanderer, durchfroren, von den schneeigen Bergen herab in das kleine Bergstädtchen und plötzlich in das Haus Gunthers gekommen wäre, er hätte sich dünken mögen, auf einer Insel der Bildung angelandet zu sein.

Salve! stand über der Schwelle des Hauses, dessen Bauart eine Veredlung des landschaftlichen Styles zeigte. Das Dach bog sich weit vor, denn es ist hier sehr dafür zu sorgen, daß sich der Schnee nicht vor die Fenster lagere; aber dieses Schutzdach war mit geschmackvollen Schnitzereien bekrönt. Die Treppe war mit überwinternden Topfgewächsen bestanden, die Wände mit Gypsabgüssen aus dem Parthenon geschmückt, die Zimmer sauber geordnet, jedes Stück Hausrath sprach in seiner Anordnung aus: ich stehe am rechten Ort, und darüber hingen in guten Kupferstichen die erwähltesten Bilder, dazwischen Statuetten der großen Geister aller Zeiten und überall kleine Kunstgebilde in Gyps, Marmor und Erz, die dem berühmten Arzt von Verehrern, vornehmlich aber von Verehrerinnen zugesandt waren; im Städtchen fabelte man viel von zwei ausgestopften Bären,

die als wärmende Schemel auf dem Boden lagen und von einer russischen Fürstin geschenkt worden waren.

Die Wärme war nirgends eine jähe, vielmehr überall anmuthend, darin Mensch und Pflanze gleichmäßig gediehen. Schöne große Blattpflanzen waren an Fenstern und in Zimmerecken angebracht. Auf einem Eckconsol stand, von Blumen umgeben, die Marmorbüste Gunthers, wie sie der Lehrer Irmas vor Jahren geformt hatte.

Gunther war als berühmter Frauenarzt in vielfachem Briefwechsel mit Frauen aus den höheren Ständen. Allmälig kamen während des Sommers auch Viele und blieben, oft kürzer oft länger verweilend, in dem Städtchen. Die Frau Rosenwirthin hatte neben ihrem Wirthshaus noch zwei Häuser eingerichtet, die sie unter ihrer strengen Oberaufsicht durch zwei ihrer Kinder verwalten ließ, und hier wohnten die Fremden zu ihrer Heilung. Gunther übergab einem jungen Arzt, der die zweite Tochter der Rosenwirthin geheirathet hatte, einen großen Theil der Praxis und behielt sich die Oberleitung.

Das Städtchen segnete seinen berühmten und so vielfach wohlthätigen Bürger. In das Haus Gunthers wanderte immer das Beste: von den Fischen aus dem Bach die ausgesuchtesten, vom Wilde das beste Stück, jedes Frühgemüse, jede besonders schöne Obstfrucht wurde ihm ins Haus gebracht, und Frau Gunther hatte nur abzuwehren, daß das Haus nicht übervoll wurde. Selbst die Dienstboten des Hauses standen in Ehren. Seit man ins Städtchen gezogen, hatte man dieselben Dienstboten behalten, denn Alle beeiferten sich, immer gefälliger zu werden; ja sogar der Hund und das Maulthier Gunthers, das er sich zu seinen Gebirgsfahrten angeschafft, waren wohlgefällig betrachtete Erscheinungen im Städtchen.

Zweites Capitel.

Es war im Vorfrühling.

Frau Gunther und ihre beiden Töchter saßen am Fenster und arbeiteten, zu ihren Füßen spielte ein blondlockiges großaugiges

Mädchen von bald fünf Jahren, das die drei Frauen oft mit innigem Blick betrachteten. Tante Paula schien die Bevorzugte, denn das Kind wendete sich mit Fragen und Wünschen weniger an die Großmutter und Mutter, als an Paula.

Frau Gunther hatte sich seit der Uebersiedlung gar nicht verändert, sie war noch so stattlich und fein und es war noch, wie Freunde in der Residenz behauptet hatten: jedes Kleid, das sie trug, sah aus, als ob es eben neu aus der Truhe käme.

Die Wittwe des Professors war etwas stärker geworden. Paula war noch höher gewachsen, ganz das jugendliche Ebenbild ihrer Mutter.

„Darf ich jetzt den Großvater rufen?" fragte die kleine Cornelia, da der runde Tisch in der Mitte des Zimmers mit dem zweiten Frühstück hergerichtet war.

„Noch nicht, aber bald," erwiderte Paula.

Gunther war in seinem Arbeitszimmer, das einfach eingerichtet war, mit der nicht großen aber ausgewählten Bibliothek und den schönen entsprechend vertheilten Bronze-Abgüssen. Gunther saß an seinem Arbeitstische so sorgfältig gekleidet, als müsse er in der nächsten Minute bei Hofe erscheinen. Er stand Sommers und Winters jeden Morgen unabänderlich um fünf Uhr auf und hatte bereits eine Tagesarbeit hinter sich, wenn für Andere erst der Tag begann. Nur in unumgänglichen Ausnahmefällen durfte man ihn des Morgens stören.

Er schrieb viel. In der Residenz behauptete man, er schreibe die Denkwürdigkeiten seines Lebens, und er hatte ja viel zu erzählen; denn wer kannte wie er die innere Geschichte der letzten und der jetzigen Regierung? Aber er glaubte sich verpflichtet, ganz Anderes aufzuzeichnen. Aus der Naturforschung, verbunden mit praktischer Weltkenntniß, suchte er die Wissenschaft vom Leben aufzubauen. Oft durchdrang leise Röthe seine Wange und sein Auge schaute unwillkürlich hinaus ins Weite, wenn sich ihm ein Räthsel klärte; oft stand er auch auf, wie von innerstem Kraftgefühle getrieben und die Brust hob sich ihm, wenn er inne ward, wie er frei von allen Rücksichten das innerste Getriebe der Sitten und Charaktere bloßlegte, wie ein physiologisches Präparat.

Aus den Fenstern Gunthers, die aus großen undurchbrochenen Scheiben bestanden, sah man hinaus auf die weiten Berge. Weit oben war eine kleine Lichtung, mit bloßem Auge kaum sichtbar, der Wald war nur abgebrochen und man sah vom Freihof und seinem ansehnlichen Feldgebreite gar nichts, man wußte nur, dort ist er. Und hier oben saß, arbeitete und grübelte Irma nun schon im vierten Jahr und hier unten saß Gunther an seinem Eichentisch und schrieb an seinem Werke: „Zum Wissen vom Leben.“ Sein Blick ging oft nach den Bergen hinaus, er ahnte nicht, daß dort oben eine Seele am großen Räthsel des Daseins sich abhärmte, während er hier in friedsamer Stimmung das Ergebniß seines Lebens zusammenfaßte.

Wenn er die Mischung von Cultur und Natur und ihren schweren Ausgleich in den Verhältnissen des Lebens und in den Charakteren erwog, dann stellten sich ihm hundertfältig bunte Erscheinungen dar; die Lebenden und die Todten waren gleich, nur was sie von der ewigen Idee in sich hatten, galt. Oft auch tauchte wie aus dem Morgenduft der Jugend herauf und dann in ihrer letzten so tief jammervollen Erscheinung die Gestalt Eberhards, auch Irma wurde von dem Geiste der Erkenntniß beschworen und mußte, ohne genannt zu werden, Rede stehen über die Gährungen im Gemüthe der Gegenwart.

Heute hatte Gunther ihrer besonders gedacht.

Leise klopfte es jetzt an die Thüre Gunthers. Das Enkelchen trat ein und die Mienen Gunthers erheiterten sich wundersam beim Anblick des Kindes. Er hatte so viele Stunden nur im allgemeinen Denken, mit Erinnerungsbildern und Gesetzen gelebt, jetzt grüßte ihn das frische heitere Kindesleben. Er ging mit der Enkelin in die Wohnstube.

Man setzte sich zu Tische. Briefe und Zeitungen wurden erst nach dem Essen zur Hand genommen.

„Ist Adolph pünktlich abgereist?“ fragte Gunther.

Er erhielt ausführlichen Bescheid. Der Sohn Gunthers, der die chemische Fabrik in der Hauptstadt hatte, war auf mehrere Tage bei den Eltern zu Besuch gewesen; heute war er abgereist, aber Gunther

hatte sich schon am Abend vorher von ihm verabschiedet. Es war eine Eigenheit, aber eine wohlbedachte, daß er einen Abreisenden nie in die Unruhe der letzten Stunde hineingeleitete; es kamen oft Besuche, denn das Haus war ein gastliches in der besten Bedeutung des Wortes, aber immer sagte Gunther den Abreisenden schon am Abend vorher Lebewohl; er ließ sich seine Morgenstimmung nicht entführen.

Man war heiter beim Frühstück, und Paula sagte: der Frühling sei ganz sicher da, denn der Holzschnitzer in der Nachbarschaft habe seine abgetragenen Filzschuhe zum Fenster hinausgeworfen, und das sei das sicherste Frühlingszeichen, viel sicherer als die Ankunft der Schwalben.

Nach dem Frühstück nahm Gunther die Briefe vor; er erbrach keinen hastig, betrachtete die vielen je nach der bekannten Adresse oder nach dem Absendungsorte und wählte mit Ruhe aus, welcher zuerst an die Reihe kam.

Heute öffnete er vor Allen einen Brief mit dem Siegel des Staatsministeriums. Er war von Bronnen, der, seitdem er die höchste Staatsstelle bekleidete, mit dem alten Freunde in ununterbrochenem Briefverkehr stand; auch war er schon zweimal zu Besuch bei Gunther gewesen.

Gunthers Mienen wurden heiter während er las, und als er geendet und den Brief ruhig an die andere Seite gelegt, sagte er:

„Freund Bronnen wird uns in den nächsten Tagen wieder besuchen."

Paula machte eine rasche Wendung, bückte sich nieder und küßte ihre kleine Nichte. Gunther sah das über den Brief hinweg, den er jetzt las. Nachdem er alle Einsendungen durchgesehen, nahm er die Zeitungen vor. Er blieb ernst; manchmal bezeichnete er Paula eine Stelle, die sie vorlesen solle.

„Man wünscht sich so oft," sagte er, „ich meine ich habe Viele den Wunsch aussprechen hören: nach dem Tode wieder einmal hinabschauen zu können auf die Welt; es ist das aber auch nur eine Phrase, die für tief gilt, weil sie selten gehörig ausgemessen wird. Man hat, sieht und versteht doch nichts als die Welt, in der man lebt."

Dieser Ausspruch kam seltsam heraus und Paula wollte eine Frage daran knüpfen, aber die Mutter winkte ihr, es zu unterlassen. Der Gedanke hatte sich offenbar abgelöst von einer Reihe von Folgerungen, die den einsamen Gelehrten beschäftigt hatten.

„Du mußt mir mehrere Briefe beantworten," sagte Gunther zu Paula, die ihm Secretärsdienste versah, „komm!"

Aber schon als Gunther im Gehen war, brachte ein Extrabote einen Brief. Er war von der Königin. Gunther erbrach ihn und las die mit blauer Tinte geschriebenen Bogen.

**, den 5. April.

In Ihrem Briefe ist Bergluft. Wenn nicht vielleicht ein wissenschaftlicher Stolz entgegen stände, so möchte ich bitten daß Sie Ihre gesammelten Weltbetrachtungen in Briefform geben möchten. Was sich nicht in Briefform dargeben läßt, ist noch nicht portativ. Im Epistolaren ist persönliche Gegenwart des Schreibenden. Und glauben Sie mir, ich habe ein Recht, das zu sagen, Sie können selbst nicht ermessen, wie Sie Ihre Ideen benachtheiligen, wenn Sie sie derart ablösen, daß solches auch ein Anderer gesagt haben könnte. Der Brief hat noch Stimme. Eben im Schreiben werde ich inne, daß ja auch Ihr Freund Horaz Briefe in Versen geschrieben und die Apostel bedienten sich auch der Briefform.

Es machte mir einen unheimlichen Eindruck, da Sie sagen, die tausenderlei Gestalten des Lebens, die einst vor Ihr Auge getreten, drängen sich um Ihr Fahrzeug wie um Charons Nachen. Ich kann mir nicht denken, daß Sie uns nur ins allgemeine Schattenreich führen; Ihre Aufgabe ist ja das Wissen vom Leben. Ich habe Sie gewiß mißverstanden. Ich denke mir, daß Sie ganze Gruppen, ganze Epochen als Persönlichkeiten fassen und mit Ihrer, ich möchte sagen, hörenden Hand den Rhythmus ihres pulsirenden Daseins erlauschen.

Das ist schön, daß Sie auch mein bescheidenes Thun in den großen Gang der Menschheitsentwicklung einreihen können. Ich sehe recht wohl, daß diese Fürsorge für Wohlthätigkeitsanstalten nur ein Episodisches, nichts Ganzes ist, aber ich vollführe sie mit ganzer Seele. Das verdanke ich Ihnen. Wir können wissen, wie klein und halb unser Thun; wir müssen das Große und Ganze wollen und es im

überfällt mich stets und jetzt eben, indem ich schreibe, ein Schauer — es steht ein Todesschatten zwischen uns. Was wird ihn bannen können?

Den 6. April.

Für das Beste habe ich Ihnen noch gar nicht gedankt. Daß auch Sie Ihre volle Freude über die consequente freie Gestaltung des Staats aussprechen, ist mir eine Labung ohne Gleichen. Ich lese jetzt viel Gutes über die neue Regierung, aber ich las und hörte eben so viel Gutes über die alte, und man will ja behaupten, es sei kein Bruch geschehen mit der alten, es sei nur eine andere Tonart, aber dieselbe Melodie.

Warum nur die Menschen so stolz sind, sich immer als die Unveränderten behaupten zu wollen?

Doch immerhin! wenn nur das Gute und Rechte geschieht.

Die Auflösung der Garde wird in unsrer nächsten Umgebung als eine wahre Revolution angesehen. Es wird mir erst jetzt klar, welch eine privilegirte Kaste es gab, und das hielt sich so selbstverständlich und wir wußten kaum davon.

Haben Sie noch in Erinnerung, wie ich Sie damals fragte, ob es in Wirklichkeit glückliche Menschen auf der Welt gäbe? Ihr Leben ist mir nur eine Antwort und Ihr bestes Glück besteht darin daß Sie nichts Unwahres zu vollführen haben, nichts, was Ihrer Einsicht und Ueberzeugung ungemäß ist.

Ich sehe nun auch meinen Irrthum, daß ich Ihre Denkweise für die Philosophie der Einsamkeit hielt. Sie halten den Einklang des Lebens fest. Aber ich habe noch immer eine Furcht vor der Verflüchtigung der Wirklichkeit, wo die lebendigen Formen des bunten Menschenschwarmes verschwinden und nur die Essenz ausgehoben wird, oder wenn ich recht verstehe, in die Substanz aufgelöst wird und aller Antheil am vollen Leben mit seinen Mischungen in der Persönlichkeit aufhört.

Ich kann nicht anders, ich muß selbst in den Instituten Einzelne mir nahe bringen. Ich kann das Ganze fördern, aber ich kann nur das Einzelne lieben.

Eine große Beruhigung gewährt es mir, wie Sie mir zeigen, daß es nie eine Periode der Geschichte gab, die ganz mit sich

zufrieden war. Wir träumen uns so gern ein goldenes Zeitalter, aber das goldene Zeitalter ist heute oder nie.

Nun aber genug ins Weite. Ich erfülle gern Ihren Wunsch und erzähle Ihnen von Woldemar. Ich muß mich nur hüten, Ihnen nicht tausend kleine Züge von ihm zu erzählen. Ich gebe mir Ihrer Mahnung gemäß alle Mühe auf seine Fragen einzugehen, statt ihn Unverlangtes zu lehren. Er hat viel Entschiedenes in seiner Natur, in Zuneigungen und Abneigungen. Ich glaube, das ist gut und lasse ihn gern gewähren. Er hat vorherrschend das Naturell des Königs. Dabei ist der Sinn für Musik besonders wach in ihm. Ich glaube es hat ihm wohlgethan, daß im buchstäblichen Sinne des Wortes ihm an der Wiege gesungen wurde, freilich von den Lippen jener Bildungsheuchlerin und jener Naturheuchlerin. Ach, lieber Freund, diese schwere Erinnerung wirft noch immer einen schweren Schatten in alles Denken und Schauen.

Den 7. April.

Nun hat das mühselige Schreiben ein Ende. Wir kommen zu Ihnen, lieber Freund, Woldemar und ich, ich und Woldemar.

Ich habe es eben Woldemar erzählt, der sogleich in entschiedenem Tone hinzufügte:

„Aber Schnipp und Schnapp (das sind seine beiden Pferdchen) gehen auch mit.“

Nun also kurz: der König hat meine Bitte gewährt, ich kann im Hochsommer zur Stärkung meiner Gesundheit auf vier Wochen mit Woldemar zu Ihnen kommen. Es ist bereits Befehl gegeben — Minister Bronnen soll das schon im Stillen angeordnet haben, — daß die Meierei in Ihrer Nähe, sie soll sehr schön liegen, für ein kleines Gefolge eingerichtet wird.

An Goethes Geburtstag gehen wir diesmal mit einander spazieren.

Jetzt aber ist der Brief groß genug, ich nehme keinen neuen Bogen mehr. Wenn Sie, wie ich annehmen möchte, eine Macht über ihre Heimathberge haben, so lassen Sie sie recht heiter und wolkenlos sein, wenn bei Ihnen und den Ihren sein wird

Ihre Freundin

Mathilde.

Nachschrift. Bronnen war bei Ihnen. Er hat mir viel erzählt und als ich nach Ihrer jüngsten Tochter fragte, glaubte ich eine besondere Bewegung in seinen Mienen zu bemerken. Irrte ich mich? Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und Ihren Kindern. Ich hoffe, daß die Königin sie nicht geniren wird.

Drittes Capitel.

Es scheint auch im ruhigsten Leben, als ob es Tage gäbe, an denen sich die ganze Welt wie verabredet hätte, daß ein störender Besuch nach dem andern die Thüre in die Hand nimmt.

Gunther hatte kaum Zeit, sich in seinem Zimmer auf den Brief der Königin zu fassen. Es ist offenbar, daß der König hier etwas anlegt, um durch den verabschiedeten Freund einen Ausgleich zwischen ihm und seiner Gattin zu bewerkstelligen. Gunther war bereit, mitzuwirken, aber in keiner Weise dadurch sein Leben wieder ändern zu lassen. Die Andeutung der Königin in Bezug auf Bronnen stimmte mit seinen eigenen Beobachtungen zusammen, und jetzt eben hörte er — zum Erstenmal in diesem Jahr bei offenem Fenster — Paula laut und hell singen, und in ihrem Ton lag ein Ausdruck von bräutlicher Stimmung. Er wußte, daß Paula des besten Lebens würdig war, er konnte dem so hoch gestiegenen Freunde und dem eigenen Kinde nichts Besseres wünschen als ihre Vereinigung; aber auch wenn diese einträte, stand der Entschluß bei ihm fest, den Heimathsort nicht mehr zu verlassen.

Gunther saß, still vor sich hinsinnend.

Da meldete der Diener die Freihofbäuerin.

„Nein, die Walpurga!" rief es draußen und noch ehe der Diener die Rückmeldung brachte, drang Walpurga in das Zimmer.

„Ach, Herr Leibarzt, Sie sind unser Nachbar? Ich hab' erst vor einer Minute erfahren, daß Sie hier wohnen und es ist doch kaum vier Stunden von unserem Hof. Ja, so ist's hier herum, da lebt man in den Einöden, von einander wie abgestorben."

Sie streckte Gunther die Hand entgegen, aber Gunther raffte mehrere Papiere zusammen und fragte:

„Lebt Deine Mutter noch?"

„Leider Gottes, nein. Ach, wenn die es noch erlebt hätte, den Herrn Leibarzt wiederzusehen, und wer weiß, ob sie nicht noch am Leben wäre, wenn man in ihrer Krankheit Sie hätte rufen können."

Walpurga weinte in der Erinnerung an ihre Mutter. Gunther setzte sich und fragte:

„Was ist Dein Begehr?"

„Wie? Was?" fragte Walpurga, sich schnell die Thränen trocknend. „Und wie mir's geht, fragen Sie gar nicht?"

„Du bist im Wohlstand und hast Dich wenig verändert."

„Erlauben Sie, daß ich mich setze," sagte Walpurga mit beklommener Stimme.

Dieser abweisende Empfang des sonst so wohlwollenden Mannes traf sie so schwer, daß sie kaum aufrecht stehen konnte. Sie schaute sich wie verwirrt in der Stube um. Endlich sagte sie:

„Und weiter hätten Sie mich gar nichts zu fragen? Nicht einmal, wo ich daheim bin jetzt? Und wie es meinem Mann und meinen Kindern geht?"

„Walpurga," sagte der Arzt aufstehend, „laß jetzt Dein altes Comödienspiel."

„Was — Comödienspiel?" Ich weiß nicht was das ist? Was hab' denn ich mit Comödienspiel zu thun?"

„Das gehört jetzt nicht hieher. Hast Du mich etwas zu fragen oder mir sonst etwas mitzutheilen?"

„Freilich, deßwegen bin ich ja gekommen."

„So sprich."

„Ja, mir hat sich aber Alles im Kopf verwirrt, weil Sie so sind. Mein Hansei weiß nichts davon, daß ich zu Ihnen bin, und es soll auch sonst Niemand in der Welt etwas davon wissen, als Sie, Sie allein. Ich kann ein Geheimniß bewahren, ich hab's bewahrt, mir kann man vertrauen, ich bin verschwiegen."

„Das weiß ich!" sagte der Arzt mit scharfem Tone.

„Das wissen Sie? Woher? Das können Sie nicht wissen. Und

ich sag's Ihnen auch jetzt noch nicht ganz. Ich hätt's Ihnen vielleicht gesagt, aber nach so einem Empfang kann ich nicht."

„Thu' ganz, wie Du es für gut hältst. Sprich oder schweige, aber mach's kurz, ich habe nur wenig Zeit."

„Da will ich lieber ein andermal kommen."

„Ich kann Dich zu Plaudereien nicht annehmen. Sprich jetzt, was Du hast."

„Gut. Also, Herr Leibarzt... o lieber Gott, daß Sie mir nicht einmal eine Hand geben, ich komme nicht darüber hinaus, aber ich sehe schon, so ist's bei den vornehmen Herrschaften; meinetwegen — ich weiß gottlob, wo ich daheim bin."

„Laß Deine Redensarten," unterbrach Gunther noch schärfer. „Was hast Du mir mitzutheilen? Soll ich Dir in etwas helfen?"

„Mir? Mir fehlt gottlob nichts. Ich hab' nur sagen wollen, draußen auf der Meierei, da wohnt der Unterförster Steingaßinger, und seine Frau ist die Stasi, mein Gespiel, und die hat mir berichtet, schon anfangs Winter, daß der König den Sommer hieher kommen will, und da hab' ich nur sagen wollen, daß der König ganz frei auf den Freihof kommen kann, wenn er mich besuchen will. Ich hätte noch etwas zu sagen, aber ich sehe schon, es ist besser, ich sage nichts, ich möchte nicht einen Eid brechen."

Gunther nickte.

„Wenn der König Dich besuchen will, werde ich ihm Deine Mittheilung machen."

„Und kommt denn unsere gute liebe Königin nicht auch mit? Es hat mich oft in der Nacht aus dem Schlaf geweckt aus Aerger und Verdruß, daß sie sich so gar nicht um mich kümmert, und sie hat mir's doch so heilig versprochen. Ich verstehe nicht, wie es möglich ist, daß sie so gar nicht mehr an mich denkt. Aber es ist schon gut so. Und wie geht's denn meinem Prinzen? Und ist's denn wahr, daß Sie in Ungnade sind und verbannt vom Schloß und darum hier in dem kleinen Nest wohnen?"

Der Leibarzt gab ausweichende Antwort und sagte, daß er Anderes zu thun habe.

Walpurga stand auf, aber sie konnte nicht vom Fleck, sie begriff

nicht, was das ist, und nur weil sie sich's vorher ausgedacht hatte, sagte sie noch, der Leibarzt sollte sie bei Gelegenheit auch einmal besuchen, und ob sie wol die gute Frau Gunther auch noch auf eine Minute sprechen könne. Sie hatte die Hoffnung, bei ihr wenigstens freundliche Aufnahme und eine Erklärung für das abwehrende Benehmen des Leibarztes zu finden.

„Geh' zu ihr," erwiderte Gunther: er wendete sich ab, nahm ein Buch, und Walpurga verließ das Zimmer.

Auf dem Hausflur stand sie und mußte sich besinnen, ob sie nicht träume. Sie, die ehemalige Amme des Kronprinzen, wurde jetzt so angesehen, als ob man sie nie gekannt habe, und sie, die Freihofbäuerin — ihr Stolz empörte sich, da sie an ihr großes Heimwesen dachte — sie wird jetzt hinausgeschickt wie ein Bettelweib.

Sie wollte Frau Gunther nicht mehr sprechen und ein tiefer Gram machte ihre Lippen beben, indem sie denken mußte, wie gar so schlecht die vornehmen Menschen seien. Und da rühmt man dieses Haus, und sie selbst hatte es einst gerühmt, als ob lauter heilige Menschen darin wohnten.

Sie verließ das Haus, aber im Garten traf sie auf Frau Gunther, die zurückprallte, als sie Walpurga erkannte.

„Sie kennen mich nicht mehr?" sagte Walpurga, ihr die Hand entgegenstreckend.

„Wol erkenne ich Euch noch," sagte Frau Gunther, die dargebotene Hand nicht erfassend. „Wo kommt Ihr her?"

„Von meinem Hof. Ich bin jetzt die Freihofbäuerin und, Frau Geheimräthin, wenn Sie zu mir gekommen wären, ließe ich Sie nicht so draußen stehen. Ich thät' Ihnen sagen: Kommen Sie herein in meine Stube."

„Aber ich sage es nicht," erwiderte Frau Gunther. „Ich lege den Menschen, die nicht den geraden Weg gehen, nichts in den Weg, aber ich ziehe sie nicht in mein Haus."

„Wann bin ich denn nicht den geraden Weg gegangen? Was hab' ich denn gethan?"

„Ich bin Euer Richter nicht."

„Es kann Jedes mein Richter sein. Was hab' ich denn gethan? Sie müssen mir's sagen."

„Ich muß nicht, aber ich will. Ihr werdet es vor Euch selbst zu verantworten haben, wie das viele Geld erworben ist, von dem Ihr den großen Hof gekauft habt. Adieu!"

Sie ging nach dem Hause.

Walpurga stand allein. Die Häuser, die Berge und Wälder und Felder schwammen vor ihr, und in ihrem Auge standen schwere Thränen.

Gunther hatte von seinem Fenster aus Walpurga bei seiner Frau im Garten gesehen und an den zurückweisenden Bewegungen wol gemerkt, daß seine Frau der Bäuerin die Wahrheit gesagt haben mußte. Jetzt sah er Walpurga des Weges dahin wandeln, oft stille stehen und mit der Schürze die Thränen trocknen. Wenigstens ehrliche Reue hat dieses Weib aus dem Volk doch noch, dachte er für sich, und immer wieder zeigt sich die Verkettung des Uebels, daß die Verdorbenheit auch Andere verderben muß.

Nur schwer hatte sich Gunther überzeugen lassen, daß Walpurga für schlimme Dienste eine große Summe Geldes bekommen, aber es war gerichtlich festgestellt, daß sie in neugeprägtem Golde — wie nur die Fürstlichkeiten solches verausgaben — das Gut baar bezahlt habe. Und eben weil Gunther an die einfache Treuherzigkeit Walpurgas geglaubt und sein Wort dafür eingesetzt hatte, war er um so empörter gegen sie.

Er war entschlossen, eine nächste Gelegenheit zu ergreifen, Alles ins Klare zu setzen.

Viertes Capitel.

So fröhlich und stolz Walpurga am Morgen vom Freihof ausgefahren war, so traurig und demüthig kehrte sie am Abend wieder heim.

Sie konnte stolz sein, denn stattlicher kommt keine Großbäuerin daher. Franz, der ehemalige Cürassier, hatte das Schimmelfüllen gut einexerciert; es war an das Bernerwägelein gespannt, und das schöne Pferd schaute sich wie zufrieden um, als sonntäglich gekleidet

die Bäuerin mit ihrem Töchterchen Burgei kam und Hansei der Mutter auf den Sitz half und ihr dann das Kind nachreichte.

„Kommet gesund wieder heim," sagte er, „und Du, Franz, nimm Dich mit dem Gaul gut in Acht!"

„Hat keine Gefahr!" hatte Franz geantwortet, und der Schimmel ging so leicht, er tänzelte nur so daher in seinem Geschirr, solch eine Fracht schien ihm Kinderspiel zu sein.

Hansei sah Frau und Kind eine Weile nach, dann wendete er sich und ging an seine Arbeit; er nickte nur Irma zu, die aus ihrem Fenster schaute und Walpurga noch Lebewohl nachwinkte.

Walpurga fuhr dahin und hielt die Hand aufs Herz, als müsse sie das überquellende Glück zurückhalten.

Was giebt es aber auch Besseres auf der Welt, als ein so wohlbestelltes Heimwesen zurücklassen, und dabei können die Leute sehen, wie man daherkommt. Walpurga war aber auf noch etwas stolz, was die Leute nicht sehen können.

Sie hat mit großer Umsicht eine schwierige Sache zum Ausgleich gebracht: Morgen früh geht Irma auf die Alm und alle Gefahr ist abgewendet. Es ist keine Kleinigkeit, solch' ein Geheimniß einen ganzen Winter lang still zu tragen, denn Irma hatte recht gesehen. Walpurga hielt sie bei dem Gedanken fest, daß sie einen ganzen Sommer lang in noch tiefere Einsamkeit ziehe. Sie hatte vom Gespiel erfahren, deren Mann es vom Oberförster gehört hatte, daß der König nächsten Sommer in das Städtchen drüben kommen werde. Sie bangte um Irma. Und jetzt ist die Sache noch entschiedener. Der Mann des Gespiels war auf die Meierei versetzt worden, er hatte die Durchschläge zu ordnen und die Herrichtung der Wege zu beaufsichtigen, die zur Ankunft des Königs bereitet wurden.

Nun war noch mancherlei Geschirr und Bequemlichkeiten zu kaufen, um sie der Gundel und Irma mit auf die Alm zu geben, und Hansei willigte ein, daß seine Frau statt im benachbarten Städtchen, im entfernteren die Sachen kaufe und dabei zugleich das Versprechen löse, das Gespiel in seiner neuen Behausung aufzusuchen; zuletzt gestattete er sogar, daß sie die kleine Burgei mitnehme, und so fuhr nun Walpurga mit vollgesättigtem Herzen dahin und grüßte im

nächsten Dorfe die Begegnenden und lächelte Allen freundlich zu, die sie auf dem Weg erschaute.

„Ich möchte nur," sagte Franz unterwegs, „daß wir so miteinander jetzt daheim am See um's Dorf fahren könnten; Alle, wie wir da sind, sind wir von daheim, ich, die Bäuerin, die Burgei und der Schimmel."

Franz hatte sich heute besonders herausgeputzt, und sein ganzes Gesicht glänzte, denn auch er hegte einen stillen Gedanken: er wollte im Städtchen einen silbernen Ring kaufen, um ihn seiner Gundel an den Finger zu stecken, bevor sie auf die Alm zieht.

„Hab' nur auf den Schimmel Acht," entgegnete Walpurga, „er ist doch noch gar so jung. Und was ist das für ein schöner Tag! Hier unten blühen aber die Kirschen noch nicht, und das Bäumchen, das wir von daheim gesetzt haben, blüht heuer zum Erstenmal. Hast's nicht auch gesehen?"

„Nein."

Man fuhr ruhig weiter.

Als man gegen das Städtchen kam, wo das Gespiel wohnte, sagte Franz, der viel mit Fuhren im Lande herumkam:

„Bäuerin, der schöne Bach da, der kommt von droben her bei unserer neuen Alm; kaum einen Büchsenschuß davon kommt er aus dem Gestein."

Walpurga lächelte; auf ihrem eigenen Grund und Boden entspringt ein Bach, der weit durch's Land zieht. Ja, man sollt's nicht glauben, was man Alles in der Welt noch werden und bekommen kann.

Die Freude des Gespiels bei der Ankunft Walpurgas war groß, und eine bessere Lobpreiserin hätte sich Walpurga nicht wünschen können. Sie behauptete, daß der König kein schöneres Pferd, keinen manierlicheren Knecht, kein liebliceres Kind und keine bessere Frau habe als Hansei, und überall, wo sie die Bäuerin umherführte, standen die Arbeiter, die die Wege herrichteten und Brücken bauten, eine Weile still und schauten auf die stattliche Bäuerin und auf das Kind, das gerade wie die Mutter aussah und auch gerade so gekleidet war wie sie.

Das Gespiel richtete ein vortreffliches Essen, und Walpurga hatte Butter, Eier und Schmalz für lange Zeit mitgebracht. Walpurga war geehrt in der Amtswohnung des neuen Inspectors, als wäre sie die Königin.

Endlich ging's ans Einkaufen im Städtchen, und Walpurga zeigte sich ebenso verständig als ihrer Stellung bewußt. Sie kaufte von allem Angebotenen immer das Beste und marktete nicht viel.

Als man in die Meierei zurückkehrte, war Walpurga eben daran, dem Gespiel etwas von ihrem Geheimniß mitzutheilen, um vor dem König desto sicherer zu sein; da hörte sie, welch ein Mann jetzt schon im vierten Jahr hier im Städtchen wohne.

„O lieber Gott, das ist ja mein bester Freund," rief sie. Schnell übergab sie das Kind der Freundin und eilte zu Gunther. Sie glaubte, das Herz müsse ihr zerspringen vor Freude, und sie mußte vor dem Hause eine Weile niedersitzen, um zu Athem zu kommen.

Als sie aber wieder den Weg nach der Meierei zurückging, sah sie immer auf den Boden, sie konnte das Auge nicht aufschlagen, und das Entsetzlichste war, daß sie beim Gespiel ausgerufen hatte: „Das ist mein bester Freund!"

Jetzt sollte sie erzählen. Sie brachte nichts hervor, als:

„Laß mich nur schweigen, was die Vornehmen für Menschen sind. Wenn ich zu reden anfange, werd' ich vor morgen nicht fertig, und wir müssen fort, sonst kommen wir in die Nacht hinein."

Je mehr nun das Gespiel und ihr Mann den Leibarzt und dessen Frau und Töchter lobten, desto stiller und trauriger wurde Walpurga. Sie darf nicht sagen, was man ihr gethan hat. Das hat man davon, wenn man sich auf die Ehre verläßt, die Einem Andere geben sollen. Noch als sie weggefahren war, redeten das Gespiel und der Inspector miteinander, wie wunderlich und veränderlich Walpurga sei; Walpurga aber war froh, daß sie Niemandem mehr ins Auge zu sehen hatte. Also so ist's? Jetzt steigt etwas auf, an das man gar nicht mehr gedacht hat. „O liebe Mutter," sagte sie einmal laut vor sich hin, „Du hast Recht gehabt, Alles auf der Welt muß bezahlt werden. Jetzt muß das Gold von damals auch bezahlt werden, aber wie?"

Sie setzte ihr Kind, das neben ihr saß, auf den Schooß, als wäre

es das Einzige, was ihr geblieben; sie herzte und küßte das Kind und es schlief an ihrem Herzen ein. Auch sie wurde ruhiger, obgleich sie lebhaft spürte, was ihr angethan worden und wer weiß, was sie noch erleben muß? Damals, als sie daheim die Häßigkeit der Dorfleute erfahren, konnte sie sich dessen getrösten, daß das einfältige, uneinsichtige Menschen seien. Aber jetzt? Was kann sie jetzt sich zum Troste sagen? Und soll's jetzt wieder kommen, daß sie so lang ganz verstört sein soll? Und sie hat Niemand, dem sie davon Kunde geben darf. — Die Mutter ist nicht mehr da, und Hansei darf nichts wissen, und die Irmgard erst gar nicht.

Es dämmerte bereits, als sie endlich ihr Heim ansichtig wurde. Sie faßte sich:

„Es ist besser, ich lasse jetzt, bis ich sterbe oder meinetwegen bis sie stirbt, den Verdacht auf mir ruhen; dann kommt Niemand zu uns und ich brauche nicht in Angst zu sein um meine gute Irma, die viel schwerer zu tragen hat, und gottlob, daß ich nichts von dem Geheimniß verrathen habe, und doppelt gut ist's, daß sie jetzt in die Einöde dahinauf kommt, wo Niemand sie findet."

Mit festem Muth kehrte sie in ihr Haus zurück und erzählte Hansei nur von ihrem Besuch bei ihrem Gespiel.

„Ich habe bisher Alles allein getragen, ich will's weiter tragen," sagte sie sich.

Mit großer Selbstbeherrschung zeigte sie eine heitere Miene vor Hansei und Irma, und tummelte sich mit ihrem Knaben, dem sie ein hölzernes Pferdchen mitgebracht hatte.

Fünftes Capitel.

Es war ein unruhevoller Rüstabend, Hansei hatte viel zu thun, aber immer wieder machte er sich bei den Kuhschellen zu schaffen, er hörte den Ton gar zu gern, denn er hatte ein gut abgestimmtes Glockenspiel gekauft, und Irma hatte es am Tage heut', da er es ihr zeigte und erklingen ließ, gar sehr gelobt.

Man ging früh zu Bette, denn am andern Morgen mußte man lang vor Tag aufstehen.

Hansei war eingeschlafen. Da erwachte er und hörte Walpurga weinen und schluchzen.

„Um Gotteswillen, was ist?“

„Ach, wenn meine Mutter nur noch am Leben wäre!“ klagte Walpurga. „Wenn ich nur meine Mutter noch hätte!“

„Thue das nicht. Weine jetzt nicht mehr. Das ist eine Sünde.“

„So? Um die Mutter trauern ist eine Sünde?“

„Es kommt d'rauf an, wie man trauert. Ich hab' oft gehört, so lange der Boden auf dem Grab noch offen ist, darf man weinen um ein Gestorbenes, da schadet's dem Todten nicht und den Lebenden auch nicht; wenn aber Gras über das Grab gewachsen ist, darf man nicht mehr mit Weinen an ein Verstorbenes denken. Man sagt im Sprichwort: man macht ihm die Kleider in der Ewigkeit damit naß. Versündige Dich nicht, Walpurga, Deine Mutter hat ihre Jahre ausgelebt, und so ist es einmal in der Welt, die Eltern müssen vor den Kindern sterben, und ich wünsch', daß unsere Kinder uns auch nicht vergessen, aber wenn die Zeit um ist, nicht mehr mit Weinen an uns denken. Jetzt aber — warum läßt Du mich so viel reden? Hab' ich recht oder nicht? Warum bist Du so still?“

„Ja ja, sollst recht haben. Aber ich bitt' Dich, frag' mich jetzt nichts mehr; ich habe eben vielerlei Gedanken. Gut Nacht!“

„Gut Nacht, und sag' auch Deinen unnöthigen Gedanken gut Nacht.“

Ein flüchtiges Lächeln zog über das Angesicht Walpurgas, da Hansei sie so gut anrief, dann aber überfiel sie wieder Wehmuth, Verzweiflung und Verlassenheit. Sie hatte nach ihrer Mutter geweint, die das Geheimniß Irmas mit ihr getragen hatte und mit der sie davon reden konnte. Jetzt wälzte sich eine neue Last auf ihre Seele und drohte sie zu erdrücken und Niemand auf der Welt kann ihr helfen.

Jener Abend da sie im Schloßhof gestanden, als wäre sie in den Zauberberg geholt, stand plötzlich vor ihrer Seele und die steinernen Männer im Halblicht starrten sie an. Sie hatte einen goldenen Schatz

von dort mitgenommen, aber was haftete daran? Die erfahrene Unbill nagte am Herzen. „So sind die Vornehmen," knirschte sie, „sie verdammen ungehört. Ich könnte mich rechtfertigen, aber ich will nicht."

„Ist Dir's vielleicht nicht recht, daß unsere Irmgard auf die Alm zieht?" fragte Hansei nach geraumer Weile.

„Ich hab' gemeint, Du schlafst schon lang," erwiderte Walpurga. „Nochmals schlaf wohl."

Sie dachte, wie es sein wird, wenn Hansei erfährt, was man ihr nachsagt. Wie wird er's ertragen? Und ist es nicht wie ein Wunder, daß man bisher nichts davon erfahren hat?

Alle Ehre vor den Menschen verwandelte sich ihr plötzlich in Schande. Ihre besondere Gabe, sich auszudenken, was die Menschen da und dort reden und meinen, wurde wieder zur Qual, und Alles verwirrte sich ihr in halbwachem Traumgesicht.

Sie richtete sich auf und griff nach ihren Kleidern, sie wollte zu Irma, ihr klagen und sich das Herz erleichtern. Aber rasch kämpfte sie den Vorsatz wieder nieder. Wie willst du der Büßenden das auferlegen? Sie hat die Kraft, für gestorben zu gelten in der Welt und sich Alles zu versagen; wie so wenig, wie so gar nichts ist das, was du dagegen zu erleiden hast... Und muß nicht auch die Königin unschuldig leiden? Muß nicht Eines auf der Welt leiden für das Andere?"

Eine Kraft, wie sie sie noch nicht gekannt hatte, erfüllte sie plötzlich. Sie wollte für Irma leiden, ihr Ehrengewand opfern, um der Büßenden Schutz zu gewähren.

Sie dankte dem Geschicke, daß der Leibarzt sie hart behandelt hatte; wie wär's, wenn sie bei freundlichem Empfang doch etwas verrathen hätte?

Die Elemente, die sich in Walpurga gemischt hatten, bald in Gährung bald in Ruhe waren: das stille Leben daheim, das unruhige am Hofe, die Eitelkeit, die Ehre, die Demuth, der Stolz, die Freude am Besitz, die Lust, etwas zu gelten, Alles regte sich durcheinander und endlich kam die Klärung.

Was hast du denn noch für Irma gethan? fragte sie sich. Gar nichts! Du hast sie neben dir leben lassen.

Jetzt war sie bereit, um ihretwillen in Unehre zu stehen.

Nicht was man in der Welt gilt, sondern was man in sich werth ist, ist die Hauptsache.

Das stieg ihr im dämmernden Denken auf und sie athmete frei.

Als sie sich endlich ruhig in die Kissen zurücklegte, war's ihr, als striche die Hand ihrer Mutter ihr über die Stirne.

Sechstes Capitel.

Draußen war eine milde Frühlingsnacht.

Irma saß am Brunnen und schaute hinein in den funkelnden Sternenhimmel. Es war ihr wunderbar zu Muthe, daß sie nun wiederum wandern sollte. Morgen früh geht's auf die Alm, um dort einen ganzen Sommer zu verleben. Wie wird es dir sein, wenn du wieder hier sitzest und den Brunnen rauschen hörst in der Nacht?

Da vernahm sie aus der dunklen offenen Stallthür ein Geflüster.

„Ja, Gundel, die Bäuerin hat auch Aprilwetter im Kopf; auf der Hinfahrt war sie so lustig und auf der Heimfahrt, wie wenn sie Schläge bekommen hätte. Sie war bei dem großen Doctor, und da muß ihr was geschehen sein. Aber was geht uns jetzt die Bäuerin an? Sie hat Pfannen und Töpfe gekauft und ich was Besseres. Gieb einmal Deine Hand her. So, das silberne Ringlein steck' ich an Deine Hand und hab' Dich damit mit Leib und Leben eingeschirrt und Du bist mein. Jetzt kannst Du in die Welt hinausspringen und auf alle Berge hinauf — ich hab' Dich doch."

Man hörte schmatzendes Küssen, und Gundel sagte endlich:

„Du kommst aber doch auch manchmal hinauf auf die Alm?"

„Ja freilich," und dann gab es wieder leises, unverständliches Flüstern.

„Horch, schau," sagte Franz plötzlich. „Dort sitzt die Base Irmgard, die hat Alles gehört."

„Das hat nichts zu sagen, sie weiß Alles, und das ist gut, da kann ich doch den Sommer über mit ihr reden. Komm, wir gehen zu ihr, wirst sehen, wie gut die ist.“

Sie gingen zu Irma.

Diese gab Beiden die Hand und sagte:

„Laßt eure Liebe sein, wie dieser Brunnen, rein und frisch und unerschöpflich.“

Sie tauchte die Hand in den Brunnenstrahl, den der Mond durchglitzerte, und bespritzte die beiden Liebenden mit dem Wasser.

„Das ist so gut, wie aus dem Weihkessel,“ rief Franz, „jetzt wird Alles gut und frisch; ich hab' kein Bangen mehr. Du Brunnen und du Hollunderbaum, ihr zwei seid unsere Zeugen, daß wir Beide zu einander gehören und nie mehr von einander lassen. Gut' Nacht!“

Franz ging nach dem Stall zurück und schloß die Thür. Gundel ging mit Irma in ihr Zimmer und schlief auf der Bank, denn der Vater Pechmännlein war schon mit ihrem Bett und allerlei Hausrath vorausgezogen auf die Alm.

Irma fand lange keinen Schlaf. Es war ihr, als müsse sie die vielen Tage und Nächte da oben vorausleben. Sie war unruhig. So lag sie hin- und hersinnend, und Alles schwirrte in ihren Gedanken durcheinander.

Da fragte sie endlich leise:

„Gundel, schläfst Du auch noch nicht?“

„O nein, ich weiß, mein Franz schläft auch noch nicht. Er hat's nicht so gut wie ich, er kann mit Niemand so reden, wie ich mit Dir. O wie dank' ich Dir das. Du sollst's recht gut haben. O, was ist der Franz für eine gute, getreue Seele!“ Hörst Du die Kühe schreien im Stall? Die haben auch keine Ruhe. Ich mein' ich hör' schon die Glocken, die sie morgen um den Hals kriegen, und ich mein', die Kühe müssen's auch voraus wissen; o, wenn Du nur auch einen Schatz hättest, Irmgard. Aber ich weiß schon wie's mit Dir noch wird, wie's in der Geschichte heißt — Du bist's werth. Da ist einmal ein König durch den Wald geritten und da hat er die schöne Sennerin gefunden und hat sie auf sein Pferd gesetzt und hat sie mit heim genommen und hat ihr goldene Kleider angezogen und eine diamantene

Krone auf den Kopf, und da hat die Königin — o, die Glocken, die Königin, komm Bläß, die Glocken . . . komm, komm, komm . . . so, so —"

Gundel schlief, aber Irma wachte und sah in den Mond hinein und die ganze Welt war ihr wie ein Wunder und schimmernde Märchen stiegen in ihr auf. Sie lächelte und ihr Auge glänzte, bis der Schlaf es schloß; aber das Lächeln blieb auf ihrem Antlitz und Niemand sah es, als der Mond, der still am Himmel stand.

Siebentes Capitel.

Was mit klarem Blick erkannt und mit heiterer Sicherheit beschlossen wurde, kommt oft erst in Trübung und Verzagtheit zur Ausführung. So war's nun auch, als man sich zur Almfahrt anschickte.

Es war früh vor Tag. Bei Walpurga am offenen Herdfeuer stand Irma. Sie fröstelte.

Seit ihrer Rückkehr vom Gange in die weite Welt hatte Irma alle Sehnsucht überwunden, aber doch war ein neues Gefühl der Heimathlosigkeit über sie gekommen, als ob sie immer erst heute in die gegebenen Verhältnisse einträte; sie schaute oft um, als sähe sie eine Gestalt herankommen mit einem leichten Bündel unter dem Arm, und diese Gestalt war sie selbst und doch so verändert; sie hatte kaum mehr ein Bedürfniß nach Speise und Trank, kaum mehr nach einer Ansprache im Wort, sie lebte ganz in sich und aus sich allein. Dabei war sie wol still, aber heiter und zutraulich bei jeder Ansprache.

Das Pechmännlein hatte zuerst diese Veränderung wahrgenommen, und er war es, der eine Sommerfrische auf der Alm für besonders zuträglich hielt, denn er behauptete, Irma sei krank, obgleich sie immer wohlauf schien und unablässig arbeitete.

Nun hatte sich Alles wie verabredet zusammengefügt; der eigene Wunsch Irmas, das Zureden des Ohms und die Gefahr vor Entdeckung durch die Ankunft des Königs in dem nahen Städtchen, die Walpurga für sich allein abwenden wollte.

Walpurga war an diesem Morgen wohlgemuth und frei, wie nach einem in schwerem Kampfe errungenen Siege; ihr Blick ruhte oft auf Irma, die in das offene Herdfeuer starrte.

„Du wirst sehen,“ sagte sie ihr endlich, „Du wirst wieder ganz anders da oben, und ich hör' Dich in Gedanken schon wieder singen, und dann singen wir wieder miteinander.“

Sie summte vor sich hin das Lied:

Wir beide sein verbunden
Und fest geknüpfet ein.

Aber Irma stimmte mit keinem Tone zu.

„Ich trage das Leben, so lange das Leben mich trägt,“ sagte Irma vor sich hin und hielt die ausgebreiteten Hände vor die offene Flamme.

Nicht lange konnten die beiden Frauen so still am Herdfeuer beisammenstehen. Draußen im Stall war Alles vorbereitet. Das Pechmännlein, als Kundiger aller Geheimnisse, hatte schon am Tage vorher Alles gerichtet, um die Heerde für ihren zukünftigen Aufenthalt fest und gesund zu machen. Er hatte eine Scholle Erde und drei Ameisen von der Alm herabgebracht, und diese Erde wurde untermischt mit Steinheilkraut, Teufelspeitsche, Speik und Salz, wozu noch etwas Pechöl getropft wurde, den Thieren allesammt als Maulgabe und letztes Futter gegeben. Das Pechmännlein war in der Nacht noch von der Alm herabgekommen, hatte die geheime Speise unberufen bereitet, stolz darauf, das für den Bauer zu thun, der hier zu Lande doch nicht heimisch war. Jetzt hatten die Thiere die Maulgabe verzehrt, waren gefeit gegen allen Zauber und alle Krankheit und heimisch auf der Alm, als wären sie dort geboren. Als jetzt der Tag zu grauen begann, ließen nun aber auch die Kühe sich nicht mehr halten; jede Einzelne, die aus dem Stall kam, besprengte Peter noch mit Dreikönigswasser, aber die zahmen Hausthiere schienen trotz Geheimmittel und Weihwasser wieder zu wilden Thieren geworden: das war ein Brüllen, Rennen und Kämpfen im verschlossenen Hofraum und dazwischen ein Schreien der Knechte. Auf Befehl des Pechmännleins ließ man die Kühe ruhig kämpfen, und sie wurden endlich von selbst ruhig. Gundel setzte der schönen großen braunen

Heerkuh den Kranz auf die Hörner, hing ihr die große Vorschelle um, auch die anderen Kühe erhielten die abgestimmten Schellen, und nun war die Heerkuh von ihren Genossinnen, die sie schnaubend anglotzten, im Kreise umstanden. Die Heerkuh aber stand so stolz und trotzig da, daß keine mehr es wagte, sie herauszufordern.

„Jetzt fort in Gottes Namen!“ rief das Pechmännlein und machte das Hofthor auf. Der Zug setzte sich in Bewegung. Zuletzt kam noch Franz, der den mächtigen braunrothen Bullen an den kurzen kräftigen Hörnern hielt und von ihm mehr geschleppt wurde, als daß er ihn führte. Sobald der Bulle aus dem Stall war, stand er still, schaute mit unheimlich glänzenden Augen rechts und links, bog den Kopf hoch und schritt würdevoll und allein dahin; draußen aber vor dem Thore brüllte er laut auf.

Es war Alles ruhig und gut vorbereitet und doch trat jetzt Hast ein. Walpurga und Hansei gaben den Davonziehenden ein Stück Wegs das Geleite.

Irma war still. Sie förderte frei ihre Schritte und doch war's ihr, als hätte sie das nicht selbst bestimmt und sie würde von einem Andern getrieben.

„Du siehst schon jetzt wieder fröhlicher aus,“ sagte Hansei zu Irma. Sie nickte.

Die vorausgezogene Heerde hielt vor dem Dorf an, denn ohne die Sennerin darf man nicht durchs Dorf ziehen.

Man hätte wol auch den andern Weg ziehen können, der hinter dem Dorfe nach dem Berge führte und ein Stück näher war, aber warum soll man nicht noch einmal sich und sein Vieh den Menschen zeigen, ehe man in die Einsamkeit zieht? So ging es nun mit dem schönen Geläute durch das Dorf, und von mancher Seite gab es hellen Zuruf und Jauchzen.

Jenseits des Dorfes stieg man den Berg hinan, man kam auf den Waldweg, den Hansei geschlagen; er konnte sich nicht enthalten, Irma wiederholt zu zeigen, was er zu Stande gebracht.

Da, wo mitten im Wald das königliche Wappen auf den Grenzsteinen ausgehauen war — denn hier begann der königliche Forst — nahm Hansei Abschied von Irma; auch Walpurga that's, aber sie

gab ihr doch noch eine Strecke weit allein das Geleite; sie hatte Irma so viel zu sagen und sagte ihr doch nur: „Sei ohne Furcht, und nächsten Sonntag komme ich zu Dir. Wenn Dir's aber zu einsam wird, komm Du nur wieder zu uns herab, es zwingt Dich ja Niemand; bleib' aber nur oben, wirst sehen, es wohlet Dir."

Es drückte Walpurga auf dem Herzen, das Geheimniß lastete wieder. Sie nahm rasch Abschied.

Hansei wartete, auf dem Markstein sitzend, auf seine Frau. Als sie nun herankam, ging er geraume Zeit still mit ihr heimwärts.

„Ich muß mich oft besinnen, ob es nicht ein Traum ist," sagte er endlich. „Jetzt im Herbst werden es vier Jahre, daß wir da sind, und daß sie bei uns ist. Ich hab' sie so lieb, ich kann's gar nicht sagen, und ich kenn' sie doch nicht — heißt das, ich kenn' sie wol, aber ich kenn' sie doch wieder nicht."

„Halt einmal still, Hansei," sagte Walpurga.

Er stand still. Man hörte von ferne das Geläute der Heerde, die bergauf zog; im Wald war es lautlos, denn ein dichter Nebel hatte die Berge eingehüllt und die Vögel waren stumm. Walpurga athmete tief auf.

„Hansei," begann sie endlich — „Du hast die schwere Prob' bestanden. Ich hätt's nicht geglaubt, daß das ein Mann so ausführt wie Du. Jetzt laß Dir was sagen. Ich mein', ich muß Dir da endlich einmal die Thür aufmachen."

„Halt ein," unterbrach Hansei, „nicht so! Hat sie Dir selber gesagt, daß Du mir jetzt Alles kundgeben sollst? Sag' Ja oder Nein." —

„Nein."

„So will ich auch nichts wissen. Das ist anvertrautes Gut, da darf man nicht daran rühren. Freilich, wenn ich's ehrlich sagen muß, es hat mir oft das Hirn umgedreht. Sag' mir nur das Eine: Nicht wahr, sie hat Niemand was angethan, und sie hat auch nicht gestohlen? heißt das, sie mag gethan haben, was sie will, sie hat's gebüßt. Sag nur das, weiter nichts, hat sie so etwas auf dem Gewissen?"

„Gott bewahre, sie hat Niemand auf der Welt ein Leids gethan, als sich allein."

„So ist's gut. Jetzt reden wir weiter nichts davon. Hast Du

im Dorf gesehen, wie der Taubstumme vor ihr auf die Knie niedergefallen ist?"

„Nein."

„Aber Ich hab's gesehen und hab' auch gehört, wie die Enzianbabi gesagt hat, die Verrückte vom Freihof kommt nicht mehr von der Alm herunter. Die Babi ist doch verrückt und die Irmgard nicht, aber es hat mich doch erschreckt. Ich weiß nicht — ich meine der Hof wär' nicht mehr recht voll, wenn wir die Irmgard nicht mehr haben; sie gehört einmal dazu."

Als die beiden Eheleute wieder in ihrem Heim ankamen, sagte Hansei in der Stube:

„Weißt noch, wie sie gerathen hat, daß wir den Tisch anders stellen, und wie sie dir geholfen hat, Alles herrichten, und wie sie dann dem Ohm angegeben hat, die Stuhlfüße kürzer zu machen, damit sie besser zum Tisch passen? Ich hab' noch keine Bauernstube gesehen, wo es so schön ist wie bei uns, und da hat sie Dir doch viel geholfen."

Hansei hatte mancherlei ums Haus zu rüsten und zu ordnen, aber Walpurpa kam oft zu ihm mit einem Kinde und sprach einige kurze Worte; sie mochte nicht allein sein, Irma fehlte ihr, und doch war sie glücklich, sie geborgen zu wissen droben in der Einsamkeit.

Achtes Capitel.

Der Tag hellte sich nicht auf. Am Mittag verwandelte sich der Nebel in ausgiebigen Regen.

Ob's wol droben auch so regnet? Sie wird arg naß, dachte Walpurga immer vor sich hin, und in der That regnete es im Bergwalde ebenso gleichmäßig: es rieselte und säuselte in den Bäumen, und schnelle Wässerlein liefen überall behende über den Weg und gurgelten und plätscherten die Berghänge hinab.

Irma schritt an ihrem Bergstock — Hansei hatte ihr seinen eigenen gegeben — ruhig weiter. Das Pechmännlein hatte ihr seinen grauwollenen Teppich, in den nur zum Durchschlüpfen des Kopfes ein

Einschnitt gemacht war, als Schutz gegen das Wetter übergeben; er selber bedeckte sich sehr geschickt mit leeren Kornsäcken. So schritt er neben ihr und erklärte oft:

„Ich könnte Dich tragen."

Irma ging weiter. Zum Aufsteigen bedurfte man des Bergstocks kaum, aber manchmal ging es auch eine scharfe Berglehne hinab, eine Sunke, wie das Pechmännlein es nannte; da mußte man scharf einsetzen und sich schwingen. Das Pechmännlein war immer bei Irma, jeden Augenblick bereit, sie aufzufangen, wenn sie ausgleite, aber Irma hatte einen festen Schritt.

Es war keine geringe Mühe, die Heerde zusammenzuhalten, die noch nicht aneinander gewöhnt war; aber das Pechmännlein verstand zu locken, zu schelten, zu schmeicheln und zu züchtigen, und bald gingen die abgestimmten Glocken mit einander, wie eine immer höher hinaufsteigende Melodie.

„Die Thiere haben's gut, die finden überall am Weg ihr Futter," sagte das Pechmännlein, „aber unsere Bäuerin hat mir für uns was mitgegeben; wir kommen bald an den Hexentisch, da drunter können wir trocken sitzen und uns auch füttern."

Es zeigte sich bald ein weit vorspringender Felsen wie ein halbrunder Tisch; hier war trockener Sandboden, wo nur der Ameisenlöwe in seiner trichterartigen Höhle hauste. Gundel, Franz, das Pechmännlein und Irma setzten sich ins Trockene unter dem Hexentisch und speisten mit Hunger, während draußen die Kühe weideten, die der Handbub beaufsichtigte.

„Der Regen dauert lang," sagte Franz.

Das Pechmännlein wies ihn zurecht und sagte, kein Mensch wisse, wie lang ein Regen dauere. Er wollte Irma Muth machen.

Er haschte einen Ameisenlöwen aus seiner Höhle heraus und zeigte, wie gescheidt das Thierchen sei: das macht eine Fallgrube in feinen Sand, versteckt sich in die Spitze des Trichters, eine Ameise kommt arglos des Weges, sie fällt herunter, kann nicht mehr heraus, der feine Sand rollt ihr unter den Füßen ab und der Spitzbub in seinem Versteck spritzt der Ameise Sand in die Augen, holt sie herab und verspeist sie. „Und was das Wunderlichste ist," schloß er, „die

graue Made da ist im nächsten Jahre eine bräunliche Wasserjungfer (Libelle) am See."

Das Pechmännlein kannte Irma, er wußte, daß solch ein Einblick in das Naturwalten sie mehr erquickte, als alles Zureden und alle Speise.

Weiter ging's mit frischer Kraft, immer höher hinan. Die Thiere wurden lebendiger, die Kräuter der höheren Region belebten sie neu. Endlich war man nicht weit vor dem Ausschlag, wo die neue Alm stand; das Pechmännlein hieß Franz vorausgehen und droben die Stallthür öffnen, Franz folgte hurtig der Anweisung, da hörte man seinen Lockruf, und die Kühe, jetzt auf den freien Wiesenplan heraustretend, brüllten und sprangen empor. Regen und Nebel waren so dicht, daß man erst wenige Schritte vor der Hütte dieselbe sah.

„Gut ist's!" rief das Pechmännlein. „Das ist das Beste, es nisten schon Schwalben an unserer Hütte; jetzt ist's gewonnen!"

Er schritt voran, klopfte dreimal an die Hüttenthür, öffnete, reichte Irma die Hand mit den Worten: „Glück herein, Unglück hinaus!" und endlich war man daheim.

O, ein schützendes Dach über dem Haupte! Irma schaute oft empor und ihr Dankesblick sagte, daß sie es froh empfand, nun im geborgenen Schutz vor dem Unwetter zu sein; aus der Hütte sah und hörte sich der Regen draußen noch viel unheimlicher an, als da man unter demselben bergan gewandelt war. Bald brannte das helle Feuer auf dem großen Herde, und das Pechmännlein nahm etwas aus der Tasche und warf es stillmurmelnd in die Flammen.

„Seit die Welt steht," sagte er, „hat hier oben noch kein Feuer gebrannt und ist noch kein Rauch zum Himmel aufgestiegen, jetzt sind wir zum Erstenmal da. Aber die Schwalben, ja die Schwalben, das ist gut.

Er hatte wahrscheinlich noch viel zu sagen, aber er wurde von Franz abgerufen, denn im Stall kalbte eine Kuh.

Irma war mit Gundel allein. Sie entkleidete sich schnell und trocknete und wärmte sich am Feuer; aber auch Gundel wurde gerufen, sie sollte mit im Stall sein, damit sie sich bei solchen Vorkommnissen künftig zu helfen wisse, und Irma saß allein, entkleidet bei dem Feuer auf dem Herd; nur kurz war mit dem Frösteln eine

Bangigkeit über sie gekommen; jetzt sah sie still in das offene Herdfeuer, ein einsames Menschenkind allein auf der Höhe. Sie wußte nicht mehr, wo sie war, bis sie Stimmen hörte, die sich wieder der Hütte näherten. Sie warf schnell wieder die getrockneten Kleider um, das Pechmännlein brachte seine Glückwünsche an, da man gleich am ersten Tage mit einem mächtigen Stierkalb gesegnet wurde.

Die Nacht brach herein, Franz nahm Abschied. Gundel gab ihm ein Stück Weges das Geleite, und bald hörte man durch den fortrieselnden Regen ein Jodeln von unten und ein Antworten von oben, bis Gundel zurückkam. Man ging bald zur Ruhe.

Das Pechmännlein und der Handbub schliefen auf dem Heu über dem Stall, Irma und Gundel in der Kammer.

Als man am Morgen erwachte, war der Tag kein Tag; dichter Nebel hüllte auch heute Alles ein.

„Wir stecken in einer Wolke," sagte das Pechmännlein.

Die Kühe weideten draußen, die Schellen zerstreuten sich, und es tönte wie träumerisches Bienensummen von da und dort.

Noch mehr Einsamkeit hatte Irma gehofft, und nun war sie in die enge Hütte gebannt mit den wenigen Menschen. Das Pechmännlein hatte gesagt, daß sie die ersten Bewohner dieses Stückes Erde seien, und es schien, als ob die Natur sich dem widersetzte, daß die Menschen es wagten, immer weiter vorzudringen; der Wind heulte, er jagte die Wolken, brachte aber immer wieder neue, und manchmal hörte man Kollern und Knallen; drüben an den Schneebergen rollten die Lawinen herab.

Irma versuchte zu arbeiten, aber es wollte ihr nicht recht gelingen.

Es ward wiederum Nacht und wiederum Tag, und immer noch undurchdringliche Wolke. Selbst die Thiere schienen darüber zu klagen, ihr Brüllen tönte so tiefwehmüthig nach dem Thale zu.

Es war am dritten Morgen in der Frühe, Irma erwachte, als ob etwas an ihr gerissen hätte. Sie richtete sich auf. Durch den Spalt am Kammerladen drang ein leiser Schimmer.

„Die Sonne hat mich geweckt," sprach sie vor sich hin und kleidete sich rasch und leise an. Sie trat hinaus vor die Hütte.

In vollen Zügen sog sie die feuchte, würzige Morgenluft ein.

Die Heerkuh, die nicht weit von ihr graste, hob den Kopf empor und schaute Irma an, dann fraß sie wieder weiter.

Mälig begann ein silbergraues Licht aus dem Osten zu fließen, und durch die Seele Irmas zog jene wunderbare Weise aus Haydn's Schöpfung; sie glaubte die Töne fassen zu können wie leibhaftige Erscheinungen, die dort aus dem ersten Morgengrauen brachen; das Grau verwandelte sich in einen gelblichen Ton, und jetzt schoß leise Roth hindurch und färbte sich immer höher und höher, und drunten, weit hinaus, wie eine unermeßliche dunkle Fluth, stand noch die schwarze Nacht. Nun aber tauchten aus ihr Schrofen, Spitzen, breite Höhenrücken empor, andere Häupter waren frei und ihr Grund floß noch in der Nacht, die sich jetzt zu dunklem Grau verwandelte. Immer glühender, immer brennender breitete sich das Roth am Himmelsraume aus und immer freier streckten sich die Riesenleiber der Berge hervor, und jetzt kam — das Auge erträgt es nicht — der große Sonnenball herauf, alle Höhen glänzten in Purpur und Gold, und drunten in der Tiefe schwammen nur noch sich ballende und überstürzende Wolken wie hohe Stromeswellen. Der Tag war erwacht, der helle, die Erde erwärmende und durchschimmernde, und Millionen Düfte stiegen auf von Baum und Gras und Blume, und die Stimmen der Vögel tönten drein, und Irma stand und breitete die Arme weit aus, als müsse sie die Unendlichkeit umfassen; sie kniete nicht nieder, sie stand aufrecht, und ihr Fuß hob sich, als müsse sie hineinschweben in die Unendlichkeit des Daseins, und mit beiden Händen faßte sie das Haupt, faßte sie die Binde, die Binde löste sich und fiel zur Erde.

Der Sonnenstrahl leuchtet auf ihrer Stirne, die Stirne war rein, sie fühlt es. — Lange stand sie offenen Auges, und ihr Auge war nicht geblendet von der Sonne und eine erlösende Harmonie zog durch ihre Seele: ein Menschenkind hat den Moment der Schöpfung miterlebt und war neu geschaffen.

„Nun kommt noch, ihr Tage, die ich zu athmen habe, wie lang, wie kurz, wo und mit wem — ich bin frei, ich bin erlöst. Was ich noch thue, es ist mir eine Arbeit vor der Reise. Die Stunde kommt. Sie komme — früh oder spät — ich bin bereit. Ich habe gelebt."

„Ei, Irmgard, Du siehst ja so wunderbar aus!“ rief Gundel, die mit dem Melkkübel aus der Hütte kam. „O Gott, was hast Du für eine Stirne? So weiß — ach, wie schön! O wie schön bist Du! So glatt und so schön hab' ich noch keine Stirne gesehen.“

Irma ließ sich von Gundel ein Glas Milch geben, dann schürzte sie ihr Kleid auf und ging hinein in den Wald. Erst als es hoher Mittag war, kam sie in die Almhütte zurück; ihr Mund hatte heute kaum noch ein Wort gesprochen.

In der Hütte fand sie das Pechmännlein am Tische stehend und einen großen Haufen stark duftender Kräuter und Wurzeln ordnend.

„Schau,“ rief er, „ich hab' auch schon was! Ja, ich hab' auch viel Kenntniß, ich hab' Schabziegerklee und Bergpetersilie für die Apotheker gesammelt, ich weiß Alles, was sie brauchen von da oben, und hundertmal hat's meine Schwester gesagt: jetzt im Frühling ist Alles noch zahm und gut; was Gift sein muß, das kocht erst der Sommer aus. O, sie war gescheidt, und hundertmal hat sie's gesagt: das Beste wächst droben, wo die Wolken stehen.“

Nach einer Weile begann er wieder:

„Die Gundel hat Recht, ich muß sagen, ich hab's nicht gewußt, daß Du so schön bist; aber Du siehst doch nicht recht gesund aus — Du mußt mehr essen, Du issest ja fast gar nichts.“

Irma sah ihn dankbar lächelnd an, aber sie entgegnete kein Wort.

„Weißt Du, was ich hätte sein mögen auf der Welt?“ fragte er.

„Was?“

„Dein Vater hätt' ich sein mögen.“

Irma nickte still. Ihr Vater war angerufen, und es war ihr, als spräche sein Mund und seine Stimme hier aus dem armen einfältigen Manne, der nun fortfuhr:

„Ich meine oft, Du wärst — verzeih' mir's Gott, aus dem Himmel herabgekommen und hättest nicht Vater und nicht Mutter, und heut' siehst Du gar so aus, daß mir die Augen übergehen, wenn ich Dich ansehe. So, jetzt iß aber etwas!“

Er plauderte noch viel, ganz wie berauscht, durcheinander, der Endreim hieß aber immer: Jetzt iß aber auch.

Irma zwang sich dem guten Alten zulieb zum Essen.

Neuntes Capitel.

Der Tag war hell, die Nacht voll Sternenglanz, der Athem frei, das Auge klar, alle Schwere des Denkens schien drunten geblieben, dort, wo die Menschen in festen Wohnungen sich zusammenhalten.

„Ich glaub', Du könntest jetzt wieder singen, Deine Stimme ist gar nicht mehr so rauh," sagte das Pechmännlein zu Irma. „Aber mehr schlafen solltest Du; wenn man alt ist, lauft der Schlaf schon von selber davon; jag' ihn nicht fort, wenn er noch gern bei Dir bleibt."

Das Pechmännlein schien seine Sorgfalt zu verdoppeln, und Irma merkte jetzt in der That, daß ihre Stimme rauh war. Sie saß so gern; sie wanderte wol durch die Wälder und in Thaleinschnitte, wohin nur der Jäger und der Holzhauer kommt, aber sie saß so oft still, ihr Wandern war wie das Fliegen eines jungen Vogels, er fliegt auf, muß sich aber gleich wieder niederlassen. Jetzt erinnerte sie sich, daß diese Müdigkeit in ihr war, seit sie von dem Gang nach der Hauptstadt zurückgekehrt war. Im Winter hatte sie nicht darauf geachtet, nun glaubte sie auch das Drängen Walpurgas zu verstehen, daß sie noch höher hinauf nach der Alm sollte; sie war krank und sollte wieder gesund werden, und doch fühlte sie keinen Schmerz. Tief im Waldesdickicht versuchte sie einmal eine Scala zu singen, sie brachte sie nicht zu Stande. Das Haupt sank ihr auf die Brust; also doch —

Am Sonntag Morgens kam Franz, und es war viel Freude auf der Alm.

„O, wie gut ist's," rief Gundel, als sie mit Franz allein war, Irma saß aber nicht weit davon und hörte wiederholt die Worte: „O, wie gut ist das! Sonst hab' ich meine Arme nur zum Arbeiten, jetzt hab' ich sie doch auch, um einen Menschen um den Hals zu fassen und zu herzen und zu küssen."

Gundel, das schwerfällige, verdrossene Mädchen, war hier oben flink und geweckt. Sie ging den ganzen Tag aus und ein, säuberte, wusch, molk, bereitete Butter und Käse, und immer sang sie dabei oder summte wenigstens eine Weise vor sich hin; die Lieder ersetzten ihr das Denken, sie war wie ein Vogel, der, so lang es Tag ist, umherflattert und singt. Die Liebe hatte ihre Seele erweckt, und die

Selbständigkeit, in der sie hier oben walten durfte, ihren natürlichen Frohmuth frei heraustreten lassen.

Irma betrachtete das Treiben der Genossin und das Naturleben rings um sie her mit einem Auge, als ob sie das Alles nur sehe und nicht mitten drin stehend etwas davon haben sollte.

Die Sage erzählt von Genien, die aus einem Himmel herabflattern, da unten schauen, schlichten, ordnen und wieder in ihren Himmel zurückfliegen; sie haben nicht Theil an der Welt Mühen und Sorgen. — So war es Irma oft, als zöge sie sich zurück von allem Sehen, Sprechen, Theilnehmen in den Einen großen Gedanken, in dem ihre Seele schwebte.

Sie ging in die Hütte und schrieb mit Bleistift noch in ihr Tagebuch die Worte:

„Wenn ich sterbe, so bitte ich meinen Bruder Bruno, eine Aussteuer an Gundel und Franz zu geben, daß sie einen eigenen Hausstand gründen können."

Dann wickelte sie das Tagebuch wieder in die Binde, die sie um die Stirn getragen, legte die Hand darauf und gelobte sich, kein Wort mehr hineinzuschreiben; sie hatte genug in ihrer Seele gewühlt, genug von dem, was ihr Auge erschaut, festgehalten, um die schwergekränkte Freundin zu versöhnen und vor sich selber versöhnt zu sein; jetzt wollte sie nur noch ganz und allein in sich leben.

Franz hatte die Nachricht gebracht, daß Walpurga diesen Sonntag nicht kommen könne, weil der Knabe unwohl sei; nächsten Sonntag aber hoffe sie ganz bestimmt zu kommen. Irma war fast froh, sich hier erst völlig einleben zu dürfen, bevor sie Jemand sprach, der sie kannte. Sie war nun ganz unter Menschen, denen ihr vergangenes Leben unbekannt war, und sie ließen sie nach ihrem Begehr allein und sprachen nur zu ihr, wenn sie fragte.

Auch am zweiten, auch am dritten Sonntag kam Walpurga nicht, sie schickte aber Salz und Brod. Irma dachte kaum, warum das Walpurga nicht käme.

„Ein Leben, in dem nichts vorgeht" — wie sehr hatte das Irma einst verworfen; jetzt war es ihr selbst geworden, und nicht die leiseste Regung stieg in ihr auf, daß es anders sein könnte. Sie arbeitete

wenig und lag dann stundenlang wieder auf ihrem Lieblingsplatz an der Berglehne.

Das ganze Leben der Natur senkte sich auf sie nieder; sie grüßte den ersten Morgenthau, und der Abendthau feuchtete ihre Locken, sie war still glücklich, wünschelos, wie die ganze Natur um sie her; nur oft in der Nacht, wenn sie zu den Sternen aufschaute, die hier oben viel heller glitzerten, schwang sich ihr Geist ins Unendliche. Sie sah nach den Bergen — da stehen noch wie am Tage der Schöpfung die Zacken, die kein Menschenfuß betreten, nur die Wolken kommen dorthin und nur das Auge des Adlers ruht darauf. Sie war heimisch und traut mit dem Leben der Pflanze und des Vogels, aber sie beobachtete sie kaum mehr, das gehörte ihr zu, wie die Gliedmaßen des eigenen Körpers; die Natur war ihr nicht mehr fremd, sie selbst fühlte sich als ein Stück derselben; sie war zur Stetigkeit gelangt, in der sich das Leben wie eine reine Naturnothwendigkeit fortsetzte, ohne Räthselfrage, nicht mehr täglich aufgelöst, Alles erst aus dem Chaos befreiend. Die Sonne geht täglich auf und unter, die Gräser wachsen, die Kühe weiden und dem Menschen befiehlt das Gesetz des Lebens: Arbeite und denke! Die Welt um dich her steht im Gesetz und dein Leben auch; des Menschen allein ist es, daß er erkenne, was er muß, und so in Freiheit seiner Natur unterthan sei.

Klar durchleuchtet wie die blaue Luft um sie her war es in ihrer Seele, vergessen in ihr selbst, daß sie je anders gelebt und je geirrt.

Der vierte Sonntag kam, Irma ging schon früh eine lange Strecke Weges bergab. Auf dem Markstein, der die Grenze des königlichen Forstes bezeichnete, wartete sie auf Walpurga und Hansei. Jetzt, da Bauer und Bäuerin bestimmt hatten sagen lassen, daß sie kämen, war Irma wieder voll Verlangen nach Walpurga, nach dem einzigen Menschen, der sie von damals her kannte und ihr noch bestätigen konnte, wer sie sei.

Sie saß auf dem Grenzstein, sie hatte den Hut abgenommen, die Stirn war frei; das Haupt in die Hand gestützt, saß sie da und dachte darüber nach, warum tief im Hintergrund der Seele sich etwas dagegen sträubt, die Persönlichkeit aufzugeben und selbst nicht mehr zu wissen, wer man sei und von keinem Andern mehr das zu erfahren.

Der Gefangene auf der Galeere wird nur bei der Zahl gerufen, aber in sich weiß er, wer er ist und kann es nicht verlieren. Warum können wir uns nicht frei in die freie Natur auflösen?

Ihr Haupt sank tiefer herab. Da hörte sie Menschenstimmen, rasch richtete sie sich auf.

„Ist das dort nicht unsere Irmgard?" rief Hansei.

„Ja, sie ist's!"

Walpurga eilte auf sie zu und reichte ihr die Hand, Hansei stand wie versteinert; solch ein Wesen hatte er noch nie gesehen, es war ihm immer wieder, als ob sie etwas Uebernatürliches wäre; ihr ganzes Angesicht glänzte, die Augen waren viel größer geworden und darüber zeigte sich die freie hohe Stirn so weiß und glänzend wie Marmelstein. Auch Walpurga, die ja Irma in ihrer vollen Schönheit gekannt hatte, sah sie jetzt mit einem andern Blicke an, denn sie litt jetzt um ihretwillen noch anders, als die Einsame ahnen konnte; unwillkürlich legte sie die Hand aufs Herz, das ihr erzitterte.

„Warum giebst Du mir keine Hand, Hansei?" fragte Irma.

„Ich — ich — — ich hab' Dich noch nie so gesehen."

Eine flüchtige Röthe schoß durch ihre Stirn, sie fuhr sich mit der Hand darüber, dann reichte sie die Hand Hansei nochmals dar; Hansei drückte sie in seiner Erregtheit so heftig, daß es ihr weh that.

Man wanderte nun gemeinsam der Almhütte zu, und kaum war man einige Schritte gegangen, so war auch das Pechmännlein da. Er war, wie er schon oft gethan, um Irma zu behüten, ihr nachgeschlichen; er bangte für sie, denn er sah, daß etwas mit ihr vorging, und wollte sie deßhalb nie allein lassen.

„Nicht wahr, sie sieht prächtig aus?" sagte er zu Hansei, der bei ihm zurückgeblieben war, während Irma und Walpurga vorausgingen. „Sie lebt aber wie ein kleines Kind, von nichts als Milch, und sie will sich nicht daran gewöhnen, daß es hier oben in der Nacht schnell abkühlt und will immer draußen sitzen in der feuchten Nacht, und ich mein' oft, sie wär' gar kein Menschenkind, sie wär' ein Engel, der auf einmal seine Flügel aufmachen und davonfliegen wird — ja, lach' nur — weit hinauf in den Himmel haben wir von da oben nicht mehr.

wir sind da die nächsten Nachbarn von unserm Herrgott, hat meine Schwester immer gesagt."

Hansei ging mit dem Ohm abseits und schaute nach der Heerde. Außer dem am ersten Almtag geborenen Kalb hatten noch zwei hier oben das Licht der Welt erblickt, und Alles war wohlauf. Erst nach einer Stunde kam Hansei zur Almhütte, und aus seinen Mienen sprach Zufriedenheit.

Unterdeß hatte Walpurga alles in der Hütte gemustert, und auch sie hatte überall Sauberkeit und Ordnung gefunden.

Am Nachmittag kam die nächste Nachbarin, die nur eine Stunde entfernt wohnte, von ihrer Alm und brachte ihre Zither mit.

Es war keine geringe Herablassung von der Freihofbäuerin, sie sang mit Gundel und der Nachbarin; Franz konnte gut mit einstimmen und auch das Pechmännlein stellte noch seinen Mann im Singen; Hansei aber verstand keinen Laut hervorzubringen und sein Ungeschick ward zur Würde: der Großbauer singt nicht mehr.

„Nur von hier aus kann man singen, aber nicht von dort, wo man vom Städtchen heraufkommt," rief Gundel nach dem ersten Liede. „Wenn man dort ein Wort laut spricht oder singt, giebt's einen vielfachen Widerhall."

Sie rannte nach der Stelle und jodelte, und lang tönte es wider von den Bergen und aus den Klüften.

„Du solltest auch singen," wendete sich Walpurga zu Irma. „Ihr glaubt gar nicht, wie schön sie's kann."

„Ich kann nicht mehr," erwiderte Irma, „die Stimme ist mir in der Kehle versunken."

„So spiel' uns was, Du kannst ja prächtig Zither spielen," drängte Walpurga.

Alle vereinigten sich in der Bitte und Irma mußte endlich willfahren. Das Pechmännlein hielt den Athem an, so schön hatte er noch nie spielen hören, und man weiß ja gar nicht, was die Irmgard noch Alles kann. Sie ging aber bald in die Weise des wohlbekannten Liedes über und das Pechmännlein stimmte zuerst an:

„Wir Beide sein verbunden." — Es war eine gute und heitere Stunde.

Hansei führte nun seine Frau, Irma und das Pechmännlein an die Stelle, wo man einen Ausschnitt des Sees von daheim sah; er blinkte hell auf und Hansei wiederholte, es käme ihm vor, wie der Blick eines Menschen, der Einen von Jugend auf kennt.

Walpurga wendete sich zu Irma; sie fürchtete, daß dieser Anblick in ihr Traurigkeit erwecke, aber diese sagte: „Mich freut es auch."

Hansei erklärte nun Irma die ganze Umgegend, wo das und das liegt; er zeigte ihr den Berg, wo er die vielen Bäume gepflanzt, den Wald selbst sah man nicht, aber die Felsenspitze, die sich daraus emporhebt.

Walpurga ging unterdeß mit dem Ohm abseits und sagte:

„Ohm, meine Mutter ist todt . . ."

„Ja, das weiß ich, und Du kannst nicht mehr an sie denken, wie ich; frag' nur die Irmgard, wie oft wir von ihr reden, es ist mir immer als ob sie da in der Nebenstube wäre, es ist nicht weit hier oben zwischen uns und dem Himmel, sie kann jedes Wort hören, das wir sprechen."

„Ja, Ohm, aber laßt mich nur ausreden, ich hab' Euch was zu sagen."

Das war aber ein schwer Stück, daß der Ohm ruhig zuhören sollte, er hatte selber so viel zu sagen. Walpurga fuhr, immer wieder vom Ohm unterbrochen, fort:

„Ohm, Ihr seid ein gescheidter Mann —"

„Kann sein, hat mir aber nicht viel genutzt im Leben."

„Jetzt will ich Euch was sagen —"

„Ja, ja, sag' nur, was Du hast."

„Ich bin in Sorge und Angst um unsere Irmgard —"

„Ist nicht nöthig, ich hüte sie wie meinen Augapfel, da sei ganz ruhig."

„Ja, Ohm, das weiß ich, aber es giebt gar böse Menschen und die jagen Einem nach bis auf die höchsten Berge hinauf —"

„Ja wol, der Landjäger hat schon Manchen —"

„Ohm, hört mich doch geduldig an!"

„Ja, ja, ich red' ja kein Wort."

„Also, Ohm, meine Mutter hat auch gewußt, wer die Irmgard ist."

„Und ich weiß es auch, da brauchst Du mir nichts zu sagen. Ich kenn' sie von Grund aus, ich bin nicht dumm, verlaß Dich drauf."

„Ja, Ohm, schon recht; ich hab' Euch anvertrauen wollen —"

„Kannst mir Alles anvertrauen, dafür könnt' ich Deine Mutter im Himmel als Zeuge anrufen."

„Ist nicht nöthig! Also, Ohm, die Irmgard hat ein schweres Leben hinter sich —"

„Weiß schon, ich hab' in der Stadt wol was gemerkt, da muß etwas gewesen sein, daß sie Einen hat heirathen sollen, den sie nicht mag? Sie ist wohl ein Nebenauskind? Oder vielleicht hat sie gar schon einen Ehemann und ist dem davongegangen? Sie hat mir die großen Häuser so angesehen — und hat sich immer in sich hinein verkriechen wollen."

Walpurga sah staunend auf den Ohm, der sie gar nicht zu Worte kommen ließ, und plötzlich stand der Gedanke vor ihr: So warst du selbst einmal, du hast auch geglaubt, immer schwatzen zu müssen, statt zu hören, was die Anderen sagen, und dir gut berichten zu lassen. Sie sah den Ohm lang an, und dieser, der das für Lob hielt, erzählte nun zum Erstenmal, wie es ihm mit Irma auf der Reise zu Muth gewesen, und was er Alles mit ihr erlebt — die Löwen und Schlangen und die weißen Priester aus der „Zauberflöte" liefen auf der Straße herum und Alles war durcheinander.

Walpurga besann sich, daß es nicht nöthig sei, die Pflicht der Geheimhaltung zu verletzen; sie sagte daher nur dem Ohm, er solle Irma nie allein lassen, und wenn ein Fremdes käme — wer es auch sei — solle er sie heimlich in den Wald hineinführen, damit Niemand sie sähe.

Der Ohm versprach's.

„Ja," setzte er hinzu, „wunderlich ist's doch in der Welt. Denk' nur, die Kräuter, die ich da ins Städtchen bring' für den Apotheker, die sind zum Bad für die junge Gräfin von Wildenort, für die Schwiegertochter von dem, den ich gekannt habe; und wie ich da vor der Apotheke stehe, da kommt ein Mann dahergeritten auf einem schönen glitzerigen Rappen, der hat Dir Glieder wie gedrechselt, und der Mann hat ein Kind vor sich auf dem Pferd sitzen, einen Buben

so wie unser Peter in einem blauen Kleid und mit einem Federhut, und der Bub sieht Dir unserer Irmgard ähnlich, es könnte ihr eigenes Kind sein, und da sagt mir der Apotheker, das sei der Graf von Wildenort, der Sohn von dem, den ich gekannt habe, und wie er vorbeireitet, da sag' ich: Guten Morgen, Herr Graf! er hält an und fragt mich: Woher kennst Du mich? — Und ich geb' ihm zur Antwort: Ich hab' Ihren Herrn Vater gekannt, das war gar ein braver Mann. — Und was meinst Du, was er darauf gesagt hat? Gar nichts; davongeritten ist er und hat mir nicht einmal gedankt. Ich hab' mir sagen lassen, er soll nicht so brav sein, wie sein Vater, und seine Schwieger, die hält ihn unter'm Daumen, daß er nicht mucksen darf. Aber schön ist das Kind und unserer Irmgard wie aus dem Gesicht geschnitten. Es ist doch wunderlich, was man in der Welt für Sachen antrifft."

Walpurga zitterte und sie ließ sich vom Ohm die Hand darauf geben, daß er drunten im Städtchen zu keinem Menschen der Irmgard erwähne, zu Niemand.

Der Ohm versprach auch das und gab noch die Hand darauf, sich auch vor der Irmgard nichts davon merken zu lassen.

Gegen Abend gingen Walpurga und Hansei wieder heimwärts, und als es Nacht geworden war, auch Franz. Die Bewohner der Almhütte waren wieder allein, sie sprachen mit einander kein Wort mehr; man hatte heute schon genug gesprochen und gehört. Still war's wieder auf der Alm, nur die Glocken der Kühe läuteten aus dem Wald und von den Wiesenhängen, und drüber glitzerten die Sterne. Irma saß noch lange dort auf jener Stelle, wo man nach dem See hinausblickt, und spät erst begab sie sich zur Ruhe.

Zehntes Capitel.

Irma arbeitete nur wenige Stunden des Tages an ihrer Werkbank, sie mußte sich jetzt zu solcher Arbeit zwingen, fast mehr als im Anfang; ihr Blick war stets hinaus ins Große und Weite gespannt. Wenn sie dann aber die Arbeit ließ, hatte sie ein frisches Auge gewonnen und erschaute die Pracht des Hochgebirges aufs neue.

Das Pechmännlein hatte auch seine Diplomatie: Er bat Irma, ihn bei seinem Pflanzen- und Wurzelsuchen zu begleiten, er sei doch alt und könne nicht wissen, wie er einmal ausrutsche, dann sei doch Jemand bei ihm, der Hülfe holen könnte.

Nun wandelte Irma den größten Theil des Tages mit dem Pechmännlein durch die Wälder, über Höhen und Gründe. Besonders glücklich war sie, als sie an die Stelle kamen, wo der Bach entspringt.

Er floß still aus einer dunklen Felsenhöhle, und stürzte sofort in kühnem Sprung die Höhe hinab, oft von Felsentrümmern aufgehalten, darüber hinweggleitend, darunter durchwühlend, bis sich im ersten Thalgrunde ein breites, von hohen Weißtannen umstandenes Becken bildete. Erst von da aus floß der Bach über die Hochebene und den zweiten Berg in milderem Grunde still murmelnd dem Thale zu.

Das Pechmännlein sah wol, wie es Irma hier gefiel; er glaubte sogar, daß sie einmal gesungen habe, mitten durch das Rauschen und Brausen wol vernehmlich, und es war ein seltsames Zusammentreffen, wie sich nun hier die meisten Kräuter fanden, die er zu suchen hatte. Er hatte auch die Freude, da und dort ein Vogelnest zu entdecken, das er Irma zeigte, die sich daran ergötzte, wie ein kleines Kind. Die Thiere hier schienen noch keine Scheu vor den Menschen zu haben, und das Pechmännlein behauptete, Irma habe so gute Augen, daß die Vögel nicht vor ihr davonfliegen; in der That hüpften sie um sie her, als wäre sie von jeher ihre Vertraute, und der brütende Vogel im Nest sah sie von der Seite so treuherzig an und flog nicht davon.

So saß Irma oft ganze Mittage am Wasserquell, und ohne daß sie es wußte, warf sie manchmal eine Blume, die sie unversehens gepflückt hatte, hinein in die Wellen.

Drunten aber im Wohnorte Gunthers, durch welchen der Bach floß, saß am Ufer ein schöner Knabe, neben ihm ein rothhaariger Bedienter in Livree.

Der Knabe bat den Diener, daß er ihm eine schöne Blume, die eben vorüberschwamm, herausfische; der Diener stieg den steilen Rand hinab ans Wasser, der Knabe aber warf schnell einen Stein ins Wasser, daß es aufspritzte, und der Diener rief: „Junger Herr, Sie sind wieder unartig!“

„Macht er wieder seine tollen Streiche?" sagte ein herzutretender, groß gewachsener schöner junger Mann mit verlebtem Gesichtsausdrucke. „Was machst Du, Eberhard?"

Der Knabe sah betroffen auf und der Diener sagte:

„Gnädiger Herr, der junge Herr und ich, wir machen nur Spaß mit einander."

Der Mann nahm den Knaben an die Hand und ging mit ihm durch die Wiese nach einem schön gelegenen Landhause, der Jockei Fitz hinterdrein. Der Vorausgehende war Graf Bruno von Wildenort und der Knabe sein Sohn.

Bruno hatte streng verboten, daß der Knabe am Wasser spiele, er hatte eine besondere Furcht vor dem Wasser, es hatte seiner Familie solch entsetzliches Unglück gebracht; aber der Knabe war immer wie von dämonischer Gewalt zu dem wilden Bache hingezogen, und Fitz, der dem jungen Herrn stets willfahrte, leistete ihm im Geheimen Vorschub und geleitete ihn an den Bach.

Bruno drohte mit dem Finger zurück zu Fitz und ging nun in den Garten an dem Landhause. Hier saß seine Frau in einem großen Lehnstuhl; nicht weit von ihr spielte ein kleines Mädchen im Sand am Weg, und ein Säugling wurde von einer Amme auf- und abgetragen. Die Morgenglocke läutete und bald erschien die Schwiegermutter unter der Gartenthür, ein Diener hinter ihr, der ein von Edelsteinen blinkendes Gebetbuch und ein gesticktes Kissen trug.

Mit der begnügten Ruhe eines Wesens, das heute schon seine höheren Pflichten erfüllt, grüßte die Baronin ihre Angehörigen. Bruno gab ihr den Arm, Arabella folgte ihnen nach, man setzte sich zum Frühstück, das in der Laube aufgestellt war.

„Du lieber Gott," klagte die Baronin, „was fangen wir nur heute an? Der Tag ist schön, das Wetter scheint sich zu halten. Der Apotheker sagt mir, es sei einige Stunden von hier eine überaus schöne Almhütte, von wo man eine herrliche Aussicht haben müsse. Wie wär's wenn wir die Diener vorausschickten, um da oben zu diniren?"

„Erlauben Sie, gnädige Frau Schwiegermutter, daß ich Ihnen einen Vorschlag mache?" erwiderte Bruno zaghaft.

„Gut, machen Sie einen Vorschlag; überlassen Sie nicht alle Sorge mir. Was schlagen Sie also vor in dieser tödtlich langweiligen Einöde, wo man auf den odiösen Geheimrath und seine philiströsen Frauen angewiesen ist? Bitte, schlagen Sie vor."

„Es ist mein unmaßgeblicher Vorschlag —"

„Machen Sie doch nicht so langweilige Einleitungen —"

Bruno biß sich auf die Lippen, dann begann er lächelnd:

„Ich glaube in Ihrem Interesse zu handeln; ich will zuerst auf die Alm gehen, nachsehen, ob die Wege gut sind und ob ich Sie nicht einer Enttäuschung aussetze, denn in der Regel sind die theaterberühmten holden Almerinnen au naturel höllische Scheusale."

„Danke, Sie sind in der That liebenswürdig. Wann werden Sie die Recognoscirung vornehmen?"

„Noch heute, wenn Sie befehlen."

„Er möchte gern einen Tag frei sein, ein lediger Mann," wendete sich die Baronin lachend zu ihrer Tochter. „O ich kenne ihn! Wollen wir ihm den Tag schenken?" fragte sie schelmisch.

„Sie sind sehr wohl gelaunt," warf Bruno ein. Er hielt die Manier fest, trotz aller Bissigkeiten der Baronin immer äußerst galant zu bleiben; sie hatte Bruno schon zweimal seine Spiel- und andere Schulden bezahlt; denn Bruno hatte das Erbtheil seiner Schwester noch nicht bekommen, da man ihre Leiche nicht gefunden; erst im nächsten Jahre, fünf Jahre nach ihrem Tode, wird sie vom Todtengericht für verschollen erklärt.

„Ja, lieber Bruno," sagte endlich Arabella, die die Sklaverei ihres Mannes tief schmerzte: „Geh Du allein, laß uns Fitz hier, Eberhard hat sich so an ihn gewöhnt, daß er nur noch mit ihm spielen will."

Bruno ging zum Apotheker und erfuhr, daß die Alm, die er nur vom Hörensagen kannte, dem Freihofbauer gehöre, der einige Stunden von hier wohne.

Er ritt nun zuerst nach dem Freihof.

Walpurga saß am Fenster und spielte mit dem Kinde auf ihrem Schooß. Sie sah den Reiter dahersprengen, und unwillkürlich drückte

sie die Hand auf die Augen und bog sich zurück, als reite er gerade auf sie los.

Sie sah den Reiter absteigen, Hansei ihn begrüßen, und das fremde Pferd nach dem Stall führen, und jetzt kam er mit dem Fremden in die Stube.

„Grüß' Gott, Herr Graf," trat Walpurga sich fassend ihm entgegen. „Das ist schön, daß Sie uns besuchen."

Sie streckte ihm die Hand entgegen, aber Bruno zwirbelte seinen Schnurrbart und reichte ihr keine Hand.

„Ah, Du bist's? Ich habe nicht gewußt, daß Du die Bäuerin hier bist. Also das ist das Gut, das Du mit Gold baar ausbezahlt hast? Du bist klug, aber sei nur ruhig, ich verlange nichts von Dir."

Hansei sah, wie seine Frau erblaßte.

„Wer ist der Mann? Wer ist der, der so mit Dir redet von oben herunter?" fragte er, sich in den Schultern zurecht rückend.

„Sei nur ruhig," beschwichtigte Walpurga. „Es ist ein Herr vom Hof, der gern Spaß macht."

„Drum!" — brummte Hansei. „Ich hab' Ihnen nur etwas sagen wollen — wie heißt man Sie denn?"

„Graf Wildenort."

„Also, Herr Graf, ich hab' Sie nicht gefragt, wer Sie sind und hab' Sie willkommen geheißen und Ihr Pferd auch, und nun bitt' ich, mir zu sagen, was Sie wollen, und meine Frau in Ruh' zu lassen. Auf meinem Grund und Boden duld' ich keine Späße, die mir nicht gefallen; und wenn der König kommt und macht einen, der mir nicht ansteht, da schmeiß' ich ihn hinaus. Nichts für ungut, aber Jeder redet, wie ihm um's Herz ist. So, jetzt setzen Sie sich."

Hansei setzte seinen Hut auf und drückte ihn fest, zum Zeichen, daß er hier Herr sei.

Bruno sagte lächelnd:

„Du hast einen braven Mann, Walpurga."

„Jetzt genug," unterbrach Hansei, „was wünscht der Herr Graf?"

„Gar nichts Unrechtes. Ich höre, Ihr habt bei Eurem Gute eine Alm, das soll die schönste im ganzen Hochgebirg sein."

„Ja, ja," schmunzelte Hansei, „sie ist nicht uneben und geschickt gelegen, aber ich verkauf' sie nicht."

„Ich will Dir sie auch nicht abkaufen, nur auf einen Tag oben hausen."

„Ja, wie ist jetzt das gemeint?"

„Sind die Wege da hinauf gut und ist's auch reinlich oben? Nimmt man nicht eine Heerde am Leib mit, wenn man herunterkommt?"

„Du hast Recht, Walpurga, er ist spaßig," wendete sich Hansei zu seiner Frau und fuhr zu Bruno fort:

„Der Weg ist schon gut, und wenn man eine Stunde Umweg nicht scheut, kann man reiten, fast bis hin. Wenn der Herr Graf will, ich führ' ihn hinauf."

„Ja, meine Frau und meine Schwiegermutter wollen die Alm gern sehen."

Walpurga hörte mit Schrecken, welche Gefahr Irma drohte, aber schnell gefaßt, sagte sie scherzend:

„Nein, Herr Graf, Frauen können da hinauf nicht, unsereins wol, aber da muß man die Röcke in Hosen stecken." Sie lachte hell auf und auch Bruno lachte, er dachte sich seine Schwiegermutter in diesem Costüm; sie hatte vielerlei gehabt in ihrem Leben, aber ein solches nicht.

Er war nur ausgeritten, um der Schwiegermutter mit dem Schein authentischer Erfahrung den Plan auszureden, denn er wußte, daß solch eine Ausfahrt für ihn ein Tag der bittersten Sklaverei würde. Nichts ist recht, er muß immer Vorwürfe und bissige Worte hinnehmen, als hätte er es verschuldet, daß da ein Sumpf, dort ein Geröll, und daß es droben auf der Alm nur Eisberge zu sehen, aber kein Vanillen-Eis zu verspeisen giebt! er kennt diese Lustpartien, bei denen er immer vor innerer Wuth hätte vergehen wollen.

Walpurga fand Gelegenheit, ihrem Mann zu sagen, daß er den Grafen mit allen Mitteln vom Besuch der Alm abhalten solle, und Hansei lachte auf allen Stockzähnen und sagte im Stall zu dem Grafen, der nach seinem Pferde sah:

„Es ist eine Verwandte von uns oben, mit der's nicht ganz geheuer ist."

Auch Walpurga kam in den Stall, sie fürchtete doch, daß ihr Mann etwas verrathe, und nun fragte Bruno, ob sie wisse, was mit ihrer Kameradin geschehen sei.

Walpurga nickte und weinte.

„Ja," sagte sie, „ich darf's sagen, kein Mensch auf der Welt hat mehr um sie gelitten als ich."

Sie weinte so bitterlich, daß Bruno sie tröstete.

Er ritt endlich davon.

Noch tagelang lag es Walpurga in allen Gliedern von dem Schreck. Und wiederum dachte sie, es wäre besser, wenn Irma entdeckt würde, sie ist vielleicht doch krank und stirbt bei uns vor der Zeit. Aber wenn sie entdeckt wird, das tödtet sie gleich.

Darum war sie am Sonntag auf der Alm so unruhig gewesen, und hatte dem Ohm die größte Behutsamkeit eingeschärft, immer aber ging es ihr nach: das nimmt bald ein Ende, wenn man nur wüßte, wie, wenn man nur etwas thun könnte. Sie konnte nichts thun, sie mußte geschehen lassen, was geschieht.

Elftes Capitel.

Im Garten Gunthers grünte und blühte es, die Vögel sangen, und der Waldbach, der wohl umhegt mitten durch den Garten floß, murmelte hier in sich hinein, daß es ihm leid thäte, so schnell da fort zu müssen. Auch drin im Hause blühte Freude und Glück. Bronnen war mit Paula verlobt. Was still erwachsen und gediehen war, brach nun plötzlich und in reicher Fülle auf. Bronnen wollte Paula die Seine nennen, bevor der Hof kam, damit sie dann desto freier sich bewege und an das Hofleben gewöhne. Frau Gunther sah mit Bangen ihr Kind in das bewegte große Leben eintreten; sie hatte davor eine unüberwindliche Scheu. Bronnen erzählte den Schwiegereltern, daß ihm die liberalen Reformen im Staatsleben weit müheloser und gefügiger sich ergäben, als die Reform der Hofetikette; es bestand

bisher als altherkömmlicher, unerschütterlicher Brauch, daß die Gattinnen bürgerlichen Standes, welches auch die Stellung des Mannes bei Hof, doch nicht selber hoffähig waren. Bronnen hatte eine Aenderung hierin nicht anders zu Stande gebracht, als bis er eine Cabinetsfrage daraus machte.

Gunther lächelte zu dieser Darlegung. Er kannte die Sprödigkeit der Etikette, die sich nicht splittern ließ. Frau Gunther dagegen war davon erschreckt. Mit heißer Angst überfiel sie's, daß Paula nach der Königin die erste Dame am Hof und in der Residenz sein sollte; es wäre ihr erwünschter gewesen, wenn Bronnen eine geringere Stellung eingenommen hätte; aber sie liebte ihn mit einer mütterlichen Liebe, die nur im Glanz ihres Auges einen Ausdruck fand, wenn dies Auge auf dem stattlichen, gediegenen Manne ruhte; ja sie ging so weit, daß Gunther lächelnd sagte: „Du wirst Deiner Heimath untreu“ — denn sie hatte behauptet, daß ein Mann, so edel in allen Formen und würdig in allem Denken, so fügsam und selbstgewiß zugleich, sich vielleicht nur in einer Monarchie entwickeln könnte. In der Republik sei doch eine gewisse Formlosigkeit, ein Sichgehenlassen; diese Selbstehre dagegen, die zugleich immer so respectvoll gegen Andere, sei eine eigenthümliche Blüthe des Hoflebens, und Bronnen habe ein Talent, das besonders anheimelnd sei, er habe das Talent, gut zu hören, er warte so aufmerksam, bis man ganz gesagt habe, was man sagen wolle.

So leuchtend aber auch das Glück der Eltern, es war doch nur ein milder Widerschein von dem der Verlobten. Nachdem Paula in voller Aufrichtigkeit ihr Zagen bekannt, einem Manne wie Bronnen zu genügen, ward sie bald wieder ruhig; denn sie empfand, daß es eine Fülle der Liebe im Herzen giebt, welche die höchste und, was noch mehr ist, die dauernde Beglückung in sich schließt. Durch Feld und Wald gingen Bronnen und Paula, und Bronnen erkannte immer aufs Neue die reine Kraft, die sich aus einer edlen häuslichen Atmosphäre in seiner Erkorenen fest gebildet hatte. Bei jedem neuen Tone, den er anschlug, fand er ein still vorbereitetes reiches Denken, eine klare und reine Empfänglichkeit. Er pries sein Schicksal, das ihn so geführt und tief erquickte sich ihm die Seele in der Erkenntniß, daß

alle Selbstveredlung erst in der gemeinsamen Veredlung sich vollkommen erweise.

Frau Gunther saß bei ihrem Mann in der Arbeitsstube. Sie schaute manchmal durch das Fenster auf die Liebenden, die im Garten dahingingen.

„Er hat gestern" — sagte sie — „Paula und mir ein seltsames Geständniß gemacht. Wenn mir's ein Anderer berichtet hätte, ich hätte es nicht geglaubt."

„Und was ist das?"

„Er hat uns erzählt, und seine Stimme war dabei sehr bewegt, er habe einst die Gräfin Wildenort geliebt. Wußtest Du davon?"

„Nein. Ich kann es aber nur gerecht finden. Sie war des besten Mannes werth, wenn sie ihre Natur hätte ordnen können, und mein guter Eberhard hätte es wohl verdient, solch einen Mann seinen Sohn zu nennen."

„Ich bitte," fragte Frau Gunther, „findest Du es recht — ich habe sonst noch nicht den leisesten Schatten an ihm bemerkt — findest Du es recht, daß er Paula davon erzählt? Es wird Paula noch ängstlicher machen, sie wird sich mit der glänzenden Erscheinung der Gräfin vergleichen und —"

„Sei hierüber vollkommen ruhig," unterbrach sie Gunther. „Ein Herz wie das unseres Kindes, das die volle Kraft der Liebe in sich fühlt, hat eine unerschöpfliche Fülle, die keine noch so glanzvolle Erscheinung stören und überragen kann; daß aber Bronnen hievon erzählte, macht mir ihn, wenn es möglich wäre, noch theurer. Nicht jeder Mann ist so glücklich, wie ich es war und bin, daß seine erste Liebe auch seine einzige; die meisten müssen durch Täuschung und Abfall gehen, und der Mann darf sein Geschick preisen, der wie Bronnen rein und ganz daraus hervorgeht; denn das ist, je mehr ich die Welt aus der Ferne betrachte, der große Jammer, der die Menschheit erfaßt hat, und — wenn sie gerettet werden soll — eine Umwälzung ohnegleichen auch in den Gesinnungen hervorbringen muß: es darf nicht so weitergehen, daß ein Lasterleben sich parallel hinzieht mit dem sogenannten geordneten und häuslichen und die Menschheit und jeden Mann in sich spaltet. Wir haben unser Kind so lange, so treu

behütet und ich hätte bei allem äußern Glück tiefes Herzweh, wenn ich sehen müßte, daß ein Mann ihr die Hand reicht, der, wie die Gesellschafts-Falschmünzerei es nennt, schon stark gelebt hat."

Frau Gunther sah mit glänzendem Auge auf ihren Mann. „Ich finde, daß Bronnen Dich auch von Deiner Abneigung gegen das militärische Leben bekehrt hat," sagte sie leise.

„Keineswegs," erwiderte Gunter, „nur hat Bronnen keine Schädigung davon erfahren. Er vereinigt mit dem entschlossenen Muth und der leichten Beherrschung fremder Kraft ein tiefes und ernstes Denken. Es ist wie ein Wunder, wie eine unverhoffte schöne Fügung, daß mir eben jetzt, wo ich das Bild des reinen Menschen, des modernen, thätigen, in meiner Arbeit herausmeißeln will, eben jetzt echte Züge in einem Menschen entgegentreten, der durch die Freiheit der Natur mir zu eigen wird. Es ist doch, als ob geheimnißvolle Mächte uns eben das zutrügen, wonach in Dichten und Trachten unser Auge gespannt ist. Bronnen tritt mir entgegen, als träte er aus meiner Arbeit heraus."

Noch nie hatte Gunther so von seiner Arbeit gesprochen.

„Du verstehst mich recht," fügte Gunther hinzu, „ich sehe das Ideal des reinen Menschen in Keinem vollkommen; aber ich sehe Züge in Jedem und sehe viele davon in Bronnen besonders. Die Menschen leben mir in der Wirklichkeit schön, in der Wahrheit aber noch schöner. Ich freue mich, daß das nach uns kommende Geschlecht ein anderes ist als wir, und doch dürfen wir sagen, daß das Gute von uns mit ihm fortlebt; der Enthusiasmus des neuen Geschlechts ist ein anderer als der unsere war, aber ich glaube, daß die Nüchternheit ihn auch nachhaltiger macht. Doch — ich will mich jetzt nicht zu weit verlieren. Ich wollte Dir nur sagen: ich habe gefunden, daß die Herzspältigkeit der modernen Welt wesentlich darin beruht: Die Religion hat den Glauben, die Kunst die Schönheit, die Politik die Freiheit für sich und abgelöst von der Sittlichkeit hingestellt, und doch sind sie Eins und müssen es sein, wie die beiden Seiten ein und derselben Substanz. Ich hoffe, daß ich das der Welt noch deutlich machen und etwas beitragen kann zur Einigung der wahren Frömmigkeit,

Schönheit und Freiheit mit der so vornehm und gnädigst nebenher tolerirten Sittlichkeit."

Das Gespräch wurde unterbrochen, denn der Graf von Wildenort, seine Gemahlin und Schwiegermutter wurden gemeldet; man ließ ihnen sagen, sie möchten in den Gartensalon eintreten, und bald waren die Gemeldeten, Gunther und seine Frau, Bronnen und seine Braut dort in lautem Gespräch versammelt.

Frau Gunther sprach ausschließlich mit der jungen Gräfin, welcher der Kur-Aufenthalt sehr wohl gethan hatte. Die Baronin Steigeneck wußte das Brautpaar in einem Gespräche festzuhalten, und Frau Gunther sah oft nach Tochter und Sohn hinüber, als müsse sie eine Raupe von ihren Kleidern abthun. Bruno sprach sehr heiter mit Gunther und sagte, daß er auf Befehl der höchsten Herrschaften wol noch einmal während Anwesenheit derselben hieher kommen werde; er wollte damit vielleicht Gunther den Auftrag geben, daß ihm der Befehl zugehe, denn die Baronin wollte vor Ankunft der Majestäten — ihre Ausgeschlossenheit drückte sie sehr — mit den Kindern und Enkeln nach ihrem Schlosse zurückkehren, um dann in ein Luxusbad zu reisen; sie war voll Ungeduld, bis sie zur Spielbank kam.

Man nahm sehr redseligen Abschied, man dankte für den herrlichen Landaufenthalt, man beneidete die Menschen, die hier wie auf einer glückseligen Insel leben könnten und endlich stieg man in den auf der Straße haltenden Wagen.

Als die Fremden fortgegangen, kehrte Frau Gunther nochmals in den Gartensalon zurück und öffnete alle Fenster, damit ein frischer Luftzug durch das Gemach strich; es bedurfte auch dessen, um die starken Parfüms der Baronin zu zerstreuen.

Am Abend verließ Bronnen das Städtchen. Der Wagen fuhr nebenher, man gab dem Bräutigam das Geleite. Er und Paula gingen voraus, Gunther und seine Frau hinterdrein. Der Abschied war einfach und herzlich, man freute sich der genossenen Tage und sah neuen freudig entgegen, denn Bronnen wollte mit dem König wiederkommen.

Bei der Rückkehr ging Paula zwischen den Eltern, ihre Wangen glühten; unterwegs trennte sich Gunther von den Seinen und ging

nochmals zum Grafen Wildenort, um dessen Gemahlin fernere Verhaltungsregeln zu geben.

Mutter und Tochter gingen allein, und als Frau Gunther ihr Kind anblickte, sah sie eine stille Thräne in dessen Auge, aber das Antlitz leuchtete.

„Du darfst vollauf glücklich sein,“ sagte Frau Gunther. „Dir wird ein Mann, der sich mit Deinem Vater vergleichen darf, und ich kann Dir nichts Höheres wünschen, als daß Dir werde, was mir geworden, und daß Du einst Freude haben mögest, wie ich an den Meinen und an Dir besonders.“

„Ach Mutter,“ sagte Paula, „ich fasse es gar nicht, daß ich ihn allein ziehen ließ, und fasse es doch wieder nicht, daß ich Dich, den Vater und die Schwester lassen soll; aber Bronnen“ — sie nannte ihn unabänderlich nie bei seinem Taufnamen — „sagt, daß er hoffe, der Vater werde wieder in die Residenz zurückkehren; er könne sich jede Stellung, die ihm beliebe, auswählen, der König wünsche das.“

„Ich glaube nicht, daß der Vater dem nachgiebt. Doch Du, Kind, laß Dich in nichts stören; Du kannst glücklich sein, denn Dein Glück lebt in uns Allen.“

Noch auf dem Heimwege begegneten den beiden Frauen viele schöne Pferde und Wagen, die der Königin vorausgingen, deren Ankunft man in den nächsten Tagen erwartete. Die Landstraße war auf einmal so belebt, und im Städtchen war ein Wogen, ein Staunen, ein Freuen. Der Hof kommt! Und das Alles verdankt man doch nur Gunther! — Die Frau und Tochter wurden ehrerbietig begrüßt, und schon von ferne sah man, wie die Städtebewohner den neuangekommenen Hofdienern sagten, wer die beiden Damen seien; auch die Hofdiener grüßten mit großer Unterwürfigkeit.

Den Weiterschreitenden begegnete auch ein Fuhrwerk, wie aus einem Märchen hervorgesprungen. Zwei isabellenfarbene winzige Ponies mit kurzgeschorenen schwarzen Mähnen, mit buntem Geschirr angethan, waren an einen kleinen zierlichen Wagen mit niederen Rädern gespannt. Als ob sie ahnten, was da vorging, kamen die Kinder aus den Bauernhäusern über die Wiesen und von den Halden dahergesprungen und bewunderten das Märchengespann des Kron-

prinzen und begleiteten es jubelnd durch das Städtchen wo das Kindergefolge immer größer ward, bis hinaus zur Meierei.

Paula sah Allem lächelnd zu. Sie stand bei der Mutter vor dem Hause, wo ein Schild anzeigte, daß hier fortan das neue Telegraphenamt sei. Hieher wird sie Botschaften senden und von hier wird sie solche vom Elternhause empfangen.

Die Leitung, die Irma nicht weit vom Freihof vorbei hatte aufrichten sehen, war für den Sommeraufenthalt der Königin hergestellt.

Als man am andern Morgen im Hause Gunthers erwachte, kam das erste Telegramm ins Städtchen. Es war an Paula gerichtet und lautete:

Ich weihe den elektrischen Funken ein zum Dienst der Liebe. Bin wohlauf, grüße Dich, Vater, Mutter und Schwester.

Bronnen.

Zwölftes Capitel.

Die Schuljugend war hüben und drüben am Wege unter den Obstbäumen aufgestellt. Die Glocken läuteten, Musik erscholl, Böller krachten und widerhallten von den vielzackigen Bergen.

Die Königin zog ein.

Sie saß im offenen, von vier Schimmeln gezogenen Wagen, neben ihr der Prinz, ein Knabe mit hellen goldenen Locken und frischem Antlitz. An der Gemarkung hielt der Wagen. Ein in der kleidsamen Landestracht aufgeputztes Mädchen hieß die Königin mit einem vom Schulmeister verfaßten Gedichte willkommen und überreichte ihr einen Strauß Alpenblumen. Die Königin empfing den Strauß, auf ihrem Antlitze lag Güte und Holdseligkeit; sie grüßte nach allen Seiten, reichte dem Kinde die Hand, und auch der Prinz reichte seine Händchen dar und sagte — der ganze Gemeinderath, der katholische und evangelische Geistliche hörte es — „Grüß Gott!“

„Hoch und abermals hoch!“ wurde gerufen und Blumen wurden auf den Weg gestreut.

Die Königin fuhr durch das Städtchen, das mit Kränzen und Fahnen geschmückt war, nach der Meierei. Dort standen bereits

die Hofcavaliere, die vorausgekommen waren, unter ihnen Gunther. Er trug die großen Orden auf der Brust, die die Bewohner des Städtchens noch nicht an ihm gesehen hatten.

Jetzt kam der Wagen durch die Ehrenpforte; er hielt an, die Königin stieg aus.

Sie reichte Gunther die Hand, er hätte sie gern geküßt, aber er wandte sich zum Prinzen und küßte ihn. Auch er war so bewegt, daß er kein Wort hervorbringen konnte, endlich sagte er:

„Ich heiße Majestät von Herzen willkommen auf meinem Heimathsgrunde.“

„Wo Sie sind, ist Heimathsgrund,“ erwiderte die Königin.

Sie ging voran, an der Hand den Knaben führend.

Die Oberhofmeisterin Gräfin Brinkenstein, die Palastdame Constanze und andere Hofdamen begrüßten nun ebenfalls Gunther; es waren aber auch neu ernannte da, die Gunther nicht kannte.

Bald war die Königin mit den ihr zunächst Stehenden auf der großen Terrasse, die einen entzückenden Ausblick über das Thal und nach den Bergen bot. Gunther erklärte der Königin den Höhenzug und die dazwischenliegenden Thäler, er nannte die Namen der vornehmlichsten Bergspitzen und fügte da und dort etwas Geschichtliches hinzu; er stellte die Häupter seiner Heimath der Königin vor. Jetzt begann die Abenddämmerung sich niederzusenken und ruhte im glühenden Roth dort oben auf den Höhen. Man stand eine Weile still und schaute hinauf nach den Höhen dort, wo allen ungeahnt eine Frauengestalt träumend hineinsah in die weite Welt und erschreckt sich umgeschaut hatte, als plötzlich von den nahen Schrofen das Echo der Böllerschüsse donnergleich widerhallte. Da drunten feiern wol die Menschen ein lautes Fest, und sie, die einst auch unter den hier Versammelten gestanden und die nicht am wenigsten Bewunderte war, lebt still und einsam in sich.

An dem Zaune des abgegrenzten Parkes stand die Einwohnerschaft des Städtchens und Viele, die aus den Dörfern und den einsamen Höfen herbeigekommen waren; sie schauten Alle nach der Königin, Jedes wollte etwas Besonderes bemerkt haben, an ihr, an den Pferden, an dem Wagen, an den Dienern.

Jetzt läutete die Abendglocke, die Männer zogen die Hüte ab und Alles betete still und zog heimwärts.

Die Nacht brach schnell herein, die Versammelten zerstreuten sich und die Königin fragte Gunther, ob es nicht einen Weg nach seinem Hause gebe, der nicht durch das Städtchen führe. Gunther erwiderte, daß der König einen solchen längs des Vorhügels habe anlegen lassen.

Die Königin blickte nieder. Sie war im Innersten erquickt von dieser freundlichen Fürsorge, und wäre jetzt der König dagewesen, sie hätte ihm ein Wort der Güte gesagt, wie er es lange nicht von ihr gehört.

„Ich will Ihre Familie begrüßen," sagte die Königin.

„Ich werde die Ehre haben, sie Eurer Majestät morgen vorzustellen."

„Es ist so schön, der Abend so mild, lassen Sie uns noch heute dahin gehen."

Die Königin und Gunther und mehrere Herren und Damen vom Hofe gingen den neuen Weg nach dem Hause Gunthers.

„Wollen Sie nicht Ihren Damen schnell voraussagen lassen, daß Ihre Majestät zu Besuch kommt?" sagte die Oberhofmeisterin beim Ausgang aus der Meierei mit sehr gnädigem Ausdruck zu Gunther. Die Formlosigkeit der Königin, mit der sie diesen Besuch in Scene setzte, war doch gegen alle Regel, obgleich der Landaufenthalt mancherlei Freiheit gestattet.

Gunther lehnte eben so höflich jede Ansage ab.

In ihm war das stolze Selbstgefühl: es kann zu jeder Stunde eine Königin mit ihrem Gefolge in sein Haus eintreten, sie findet es würdig bereit, und seine Frau und seine Kinder bedürfen keiner Zurechtstellung.

Die Frau des Inspectors, die kluge Stasi, hatte aber doch gehört, wohin es geht; sie war durch die Stadt vorausgeeilt zu Frau Gunther, um zu sagen, wer heute noch zu ihr käme.

So fand nun der Hof den Gartensalon schön erleuchtet, und Frau Gunther, von ihren beiden Töchtern umgeben, begrüßte die Königin

am Eingang des Gartens, mit ehrerbietiger, wenn auch nicht vollkommen ordonnanzmäßiger Verbeugung.

„Ich konnte es nicht erwarten," sagte die Königin — ihre Stimme klang jetzt so hell, ganz anders wie ehedem — „ich mußte Sie noch heute begrüßen und Ihnen meinen Glückwunsch aussprechen. Sie sind die Braut des Ministers Bronnen?" wendete sie sich zu Paula.

Paula verbeugte sich so regelrecht, daß die Oberhofmeisterin zufrieden nickte. Die Königin reichte Paula die Hand und küßte sie auf die Stirne.

„Ich werde Sie nun oft sehen," setzte sie hinzu, „und es wird uns eine Quelle der Erinnerung sein, daß ich Sie schon in Ihrem elterlichen Hause gekannt."

Sie winkte dann Frau Gunther an ihre Seite und ging mit ihr durch den Garten.

„Also erst heute muß ich Sie sehen," sagte die Königin, „ich hoffe, ich bin Ihnen keine Fremde."

„Majestät, es ist zum Erstenmal in meinem Leben, daß ich mit einer Königin spreche, und ich bitte —"

„Ihr Mann ist mir ein väterlicher Freund, und ich wünsche, daß auch Sie mir in ähnlicher Weise — doch, überlassen wir das der freien Bestimmung, wie wir uns gegenseitig finden. Legen Sie nur als Schweizerin ein klein wenig Ihr Vorurtheil gegen eine Königin ab."

„Majestät, ich bin eine Bürgerin Ihres Landes."

„Ich freue mich„ daß ich Sie zuerst in Ihrem eigenen Hause begrüßen konnte. Singen Sie noch viel? Ich hörte, daß Sie schön gesungen."

„Majestät, das überlasse ich jetzt den frischeren Stimmen meiner Kinder; Paula singt."

„Ach, das freut mich! Ich entbehrte es lange, daß keine Dame unseres näheren Kreises schön singt."

Wie ein flüchtiger Schatten huschte die Erinnerung an Irma in der Nacht dahin durch die Seele der Königin. Sie stand am Bach, der von dort oben kam, und hier jetzt laut quallte und murmelte.

Die Königin blieb nur eine kurze Weile im Pavillon. Als sie zurückging, sagte sie an der Gartenthür zu Frau Gunther:

„Wollen Sie uns nicht noch ein Stück Weges begleiten?“

„Ich danke, Majestät.“

„So sehe ich Sie morgen. Gute Nacht! Auf gute Nachbarschaft!“

Die Königin ging davon.

Gunther wußte, wie die Herren und Damen laut oder still über die unerhörte Unschicklichkeit sprechen werden, daß man einen ausgesprochenen Wunsch der Königin geradezu verneint; aber er sagte seiner Frau kein Wort, er konnte sie gewähren lassen und war sicher, daß sie das Rechte that; wenn sie auch gewisse Convenienzen unberücksichtigt ließ, sie wird doch mit rechtem Tact Alles einleiten und festhalten, und gerade das, daß sie das überaus huldvolle Zuneigen der Königin mit leiser Abwehr behandelte und sich von der Gnade nicht eine Freundschaft befehlen ließ, gerade das war ihm sichere Bürgschaft.

„Es ist mir lieb,“ sagte Frau Gunther zu ihrem Manne, als sie in der Wohnstube beisammen waren, „daß unsere Paula schon vom elterlichen Hause aus in das Hofleben eingeführt wird, und die Königin scheint mir in Wahrheit ein edles Gemüth.“

Gunther stimmte bei und setzte hinzu, daß Paula schon bei der kurzen Begegnung gezeigt habe, wie sie die Unterweisung ihres Verlobten praktisch zu üben wisse, denn Bronnen hatte ihr gesagt: Man ist bei Hofe frei, wenn man sich den Krimskrams der Formen, ohne Accent darauf zu legen, so zu eigen macht, daß man sie ohne Beschwer übt, wie grammatische Regeln.

Die Nacht war mondhell und Paula sang in die stille Nacht hinein mit klangvoller Stimme und in glühendem bräutlichem Ausdruck den Schluß des Goethe'schen Liedes, das Bronnen vor Allen liebte:

Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe bist du!

Und droben auf dem Berge, wohin keine Stimme drang, saß in ihre blaue Decke gehüllt eine Einsame, und durch ihre Seele zog

lautlos das Lied desselben Meisters, das Lied aller Lieder, in dem die von aller Schwere freigewordene Seele sich mit der ewigen Natur eint:

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Die Hofdamen in der Meierei plauderten noch lange mit einander; diejenigen, die die Königin nicht hatten begleiten dürfen, beneideten die Anderen, die sofort die Braut Bronnens mustern konnten. Was mochte nur an dem bürgerlichen Mädchen sein, daß Bronnen, dem keine noch so hoch Stehende ihre Hand geweigert hätte, gerade sie wählte? Die Einen fanden sie linkisch, die Andern zu sicher; auch ihre Schönheit war zweifelhaft. Den jüngeren Hofdamen wurde scherzend mitgetheilt, daß der Leibarzt jetzt viele Tage große Parade der Gefühle und Weltideen abhalten werde, und zwar au grand sérieux.

Der Mond schien hell auf den Bergen und im Thal, wo endlich Alles schlief. Nur die Brunnen rauschten und der Bach murmelte und manchmal erscholl ein Jodelruf hoch in den Bergen.

Ein heller Tag brach an.

Gunther war früh bei der Königin. Er war entschlossen, nun die nächsten Wochen seine Morgenstille zu opfern; er wollte sich ganz der Freundin widmen, und er sah jenseits dieser Wochen wieder seine ungestörte Ruhe.

Wieder wie vor fünf Jahren saß er am Morgen auf der Terrasse, aber nicht ausschauend nach den fernen Bergen, sondern nun von ihnen umschlossen; und wieder, wie damals, erschien die Königin in weißem Gewand und grüßte ihn, aber ihr Wesen war jetzt ein anderes, ihr Gang war sicherer, ihr Wort bestimmter.

„Wir machen kein Programm, wie wir nun hier leben wollen," sagte die Königin, mit Gunther im Garten auf- und abwandelnd, „wir wollen den Tag nehmen, wie er sich giebt."

Sie sprach ihre Freude aus, daß sie seine Frau und Töchter nun schon kenne; sie fand, daß er wohlgethan, in der Residenz seine

Häuslichkeit vom Hofe entfernt gehalten und nur mit wenigen Menschen eine Ausnahme gemacht zu haben.

Wieder zog wie ein flüchtiger Schatten die Erinnerung an Irma durch die Morgenfrühe dahin, denn die Königin wußte, daß Gunther sie in sein Haus eingeführt. Immer noch schien das Andenken Irmas nicht völlig gebannt und begraben.

„Majestät erlauben mir," sagte der Leibarzt, „doch ein kleines Programm aufzustellen; es hat nur einen einzigen Paragraphen. Erlauben Sie mir, ihn zu motiviren. Ich habe mich nie brieflich über diesen Punkt aussprechen können, ich kann es nur persönlich. Majestät, ich habe mich vor Ihnen einer Schuld anzuklagen."

„Sie? Einer Schuld?"

„Ja, und es macht mich frei, sie beichten zu dürfen. Majestät, ich frage nicht, wie jetzt Ihr Verhältniß zu Ihrem königlichen Gemahl. Daß und wie er Ihnen dies Alles hier bereitet, ist die That eines zarten Sinnes —"

„Und ich erkenne die That vollkommen; aber ich kann doch nicht —"

„Ich muß Sie unterbrechen, Majestät, denn das ist meine Bitte: Gestatten Sie mir, daß wir nie mehr mit einander über Ihr Verhältniß zu Seiner Majestät sprechen. Ich habe damals — und das eben ist meine Schuld — in dem schweren Conflict geglaubt, Eure Majestät durch freies und umfassenderes Denken zur Gerechtigkeit und von da aus zur wiedererweckten Liebe zu führen. Ich habe geirrt und gegen einen ganz einfachen Grundsatz verstoßen. Gefühle wollen sich nicht durch Gedanken beherrschen lassen; und wäre es auch in dem genannten Falle, jeder Dritte, der da sich einstellen läßt, wird mit Recht zermalmt und ausgestoßen. Wer da Mittler sein will, der macht den Riß nur weiter. Gatte und Gattin können nur allein sich finden. Ich breche ab und bitte nun Eure Majestät — denn so allein können wir freien Blickes einem Jeden und Ihrem Gemahl selbst, wenn er kommt, frei ins Auge schauen — wir sprechen nie mehr über dies Verhältniß. Sie haben keinen andern Vertrauten, als Ihr Herz, und Ihrem eigenen Herzen allein müssen Sie

folgen und vor keiner scheinbaren Abtrünnigkeit und Umkehr zurückschrecken. Ist dies Eine mir gewährt?"

„Ja, und nun weiter kein Wort davon."

Als ob den Beiden eine Last abgenommen wäre, ein Bann, der auf ihnen geruht, frei und heiter besprachen sie sich nun.

Der Kronprinz wurde herbeigeführt. Der Leibarzt freute sich seiner kräftigen Gestalt und versprach ihm eine Gespielin, die am selben Tag mit ihm geboren war.

„Mama, warum hab' ich kein Schwesterchen?" fragte der kleine Prinz. Die Königin wurde über und über roth.

„Die kleine Cornelia soll Deine Schwester sein," erwiderte sie und gab Auftrag, daß man den Prinzen in das Haus des Leibarztes zu dem Kinde führe.

Der Leibarzt gab Frau von Gerloff noch die Anweisung, daß man den Kindern das Vogelnest mit den jungen Vögeln im Rosenbusch zeige. Der Prinz bat, daß er Schnipp und Schnapp mitnehmen dürfe, und bald fuhren die beiden Kinder miteinander in dem zierlichen Wagen durch das Thal, ein kleiner Groom lenkte die Pferdchen, ein Vorreiter ritt voraus.

Am Mittag kam Frau Gunther mit ihren Töchtern zur Königin. Allmälig bildete sich ein zutrauliches Verhältniß zwischen dem Hause Gunthers und dem Hofe, als wären es zwei gleichstehende Familien. Keine Gesellschaft in geschlossenen Räumen kommt so zu gleicher Stimmung, wie die auf dem Lande bei Ausfahrten; die Gemeinsamkeit der Naturfreude und Erfrischung giebt auch eine Gemeinsamkeit der Stimmung.

Die Tage flossen schön dahin, die Königin wollte keine außergewöhnlichen Vergnügungen, und jede Stunde war in sich erfüllt.

Die Königin sagte einst Frau Gunther, daß sie die erste Bürgerin sei, mit der sie von Haus zu Haus in Beziehung getreten, und sie könne nicht umhin, ihren klaren und festen Sinn zu bewundern.

„Ich muß Ihnen etwas aus meiner Jugend erzählen," entgegnete Frau Gunther, der dieses mit Lob Begnadigen sehr anfremdend war.

„Bitte, erzählen Sie," ermunterte die Königin.

„Majestät, ich war eine glückliche Braut. Wilhelm war in den

Ferien verreist, wir schrieben uns oft. Da kam eines Tages ein Brief von ihm, der meinen Stolz beleidigte, ja mich tief verletzte. Ich hatte mich in allerlei Ueberschwänglichkeiten verstiegen, und er schrieb mir das Lessing'sche Wort, das Nathan zum Tempelherrn spricht: „„Mittelgut wie wir, findet sich überall in Menge.““

„Und das verletzte Sie?“

„Ja, Majestät, das verletzte mich tief. Gunther hat keine Spur jener lügenhaften Bescheidenheit, die um so eitler ist, je bescheidener sie thut. Nach meinem Gefühl beleidigte er sich mit diesem Wort, er, der mir so hoch stand, und, gestehe ich's nur, er beleidigte auch mich; ich hielt mich nicht für Mittelgut, ich hielt mich für eine höher bevorzugte Natur. Von damals aber begann ich und lernte durch mein ganzes Leben immer mehr einsehen, daß das meiste Elend davon kommt, daß die Menschen, die Verstand, Bildung und etwas Talent haben, sich für bevorzugt, für höher geartet halten und sich damit das Recht zuerkennen, über die gewohnten Schranken und den geschlossenen Pflichtenkreis hinwegzuschreiten. Sich als Mittelgut erkennen, danach handeln für sich und urtheilen über Andere — das ist meine Lebensführung gewesen, und so bitte ich Eure Majestät, mich auch anzusehen. So wie ich bin, sind tausend und aber tausend Frauen in der Welt. Es ist wie im Gesange. Ich habe im Chorgesang gefunden, wie viele gute Stimmen im Chor mitsingen und damit froh sind und nie nach einem Solo verlangen.“

Die Königin ging still neben Frau Gunther. Wie viele Anwendungen ließen sich von dem machen, was die Frau mit dem Ausdruck vollster Wahrhaftigkeit gesagt. Die Königin konnte es auf sich selbst, auf den König und die noch immer Unvergessene deuten.

Frei aufschauend begann sie endlich:

„Ich wollte Sie um etwas bitten,“ sprach sie stockend und nahm eine Busennadel mit einer großen Perle ab. „Bitte, nehmen Sie das zum Andenken an diese Stunde, zur Erinnerung dessen, was ich jetzt von Ihnen empfangen.

„Majestät,“ erwiderte Frau Gunther, „ich habe in meinem ganzen Leben noch nie etwas derart geschenkt genommen. Doch, ich verstehe. Sie als Königin sind gewohnt, die Seligkeit des Gebens

zu empfinden, Andere zu beglücken. Ich nehme dies Zeichen an, als wär's eine unverwelkliche Blume aus Ihrem Garten."

Frau Gunther ging still in sich begnügt heimwärts. An ihrem Hause stand sie still. Auf dem Clavier im großen Saal, dessen Fenster offen standen, spielte eine Meisterhand voll Kraft und Innigkeit. Das kann Paula nicht sein. Wer ist es?

Es war ein herzerschütterndes Wiedersehen, oder leider, wir sind des Wortes zu sehr gewohnt — es war kein Wiedersehen, sondern nur ein Umfassen! Der Neffe der Frau Gunther, der junge Mann, von dessen Composition Irma vor Jahren ein Lied gesungen, und der die Verwandten auch hier schon einmal besucht hatte und damals, bei einem Ausflug vom Gewitter überrascht, auf dem Freihof übernachtet, Irma gesehen hatte, ohne zu wissen wer sie war, der junge Mann war jetzt, wie ihm vorausgesagt, völlig erblindet. Er war ein Meister im Pianospiel geworden und trug das Schicksal der Blindheit mit männlicher Kraft.

Frau Gunther stellte ihren Neffen am Abend der Königin vor, und es war die erste Freundesthat der Königin gegen Frau Gunther, daß sie den Blinden zu ihrem Kammervirtuosen ernannte, sie wollte die Ernennung nur noch dem König zur Bestätigung vorlegen, der in den nächsten Tagen kommen sollte.

Dreizehntes Capitel.

Der König war in der Nacht angekommen ohne vorgängige Anmeldung. Er wollte jeder Empfangsfeierlichkeit ausweichen. Er betrachtete sich als Gast bei seiner Gemahlin, für sie allein hatte er diese bescheidene Sommerfrische herrichten lassen.

Gunther ging am andern Morgen mit seinen Orden geschmückt den neuen Weg von seinem Hause nach der Meierei. Er empfand, daß sich jetzt dies Sommerleben ändern wird. Es hatte sich eine Gesammtstimmung gebildet, die nun durch einen Hinzukömmling, und wäre es auch ein fügsamerer als der König, eine Umstellung erleiden wird.

Seit der letzten Audienz, in der er für die Decorirung danken mußte, hatte Gunther den König nicht wieder gesehen. Er war gefaßt. Die Hofformen haben in ihrem festen Bestand das Gute, daß sie keine momentane Stimmung und Belebung erheischen.

Als Gunther so den Weg, der sich an der halben Höhe eines Vorhügels hinzog, dahinschritt, erweckte sich ihm unwillkürlich eine Erinnerung an Eberhard. Die Morgenfrühe, die Bergluft, die stramme Uniform, Alles war wie damals vor Jahrzehnten.

Eberhard hatte die Erfüllung einer Höflichkeitsform ohne Empfindungsinhalt beständig als Rohheit bezeichnet, er hatte verlangt, daß man in jedem Augenblick des Lebens wahr sei und keine Form, kein Wort gebrauche, die nicht aus dem Grund der Seele stamme. Gunther hatte in den Jahren seiner Einsamkeit wol erkannt, daß auch er durch Concessionen einen theilweisen Abfall sich hatte zu Schulden kommen lassen; es war sein höchstes Glück geworden, nun vollkommen wahr vor sich und vor der Welt zu sein, und darum hatte er in dem Werke, das er als Ergebniß seines Lebens betrachtete, rücksichtslos und mit unverhülltem Ausdruck gesprochen.

Als er in Gedanken so fortwandelnd nun die Meierei sah, hielt er still, um sich zu sammeln. Er war ja auf dem Weg, den zu begrüßen und ihm Ehrerbietung zu bezeigen, der ihn hatte entwürdigen wollen.

Auch der König, der Gunther schon von ferne hatte kommen sehen, war beim ersten Anblick bewegt. Er trat vom offenen Fenster zurück und doch hätte er dem hochgehaltenen Manne gern durch das Fenster Willkommen zugerufen; aber die königliche Würde duldet das nicht, und sie hat dabei das sehr Genehme, daß der Zutritt Begehrende in harrender Stellung bleibt und der Zulaß Gewährende seine natürliche Freiheit, man könnte sagen, sein bequemes Daheim dem Fremden gegenüber innehat.

Der Leibarzt ließ sich melden. Er wurde sofort vorgelassen. Der König ging ihm drei Schritte entgegen und sagte:

„Willkommen, lieber Geheimrath, ich freue mich von Herzen —" er stockte, als er das gesagt, und fügte, wie plötzlich eine andere Wendung nehmend, hinzu: „Ich freue mich sehr, Ihnen Glück zu

schen zu können. Man weiß nicht, soll man sagen: Sie sind es werth, einen solchen Sohn zu gewinnen, oder der Minister Bronnen ist es werth, Sie Vater zu nennen; es ist Beides ein und dasselbe," schloß er mit einem Lächeln, das etwas Gezwungenes hatte.

„Ich danke Eurer Majestät unterthänigst —" auch Gunther stockte, er hatte dies Wort schon lange nicht gesprochen — „ich danke Eurer Majestät für diese huldvolle Theilnahme an mir und meinem Hause."

Der Glückwunsch zur Verlobung Bronnens war eine ansprechende Ueberleitung in die neue Begegnungsweise zwischen dem König und Gunther. Dennoch trat jetzt eine Pause ein, in der sich die beiden Männer musterten, als müßten sie nach vierjähriger Trennung das Antlitz sich wieder einprägen, das Jeder durch Jahrzehnte fast täglich gesehen. Gunther war sich fast gleichgeblieben, nur trug er jetzt einen kurzgehaltenen schneeweißen vollen Bart; der König dagegen war gerundeter in seiner Gestalt geworden; auf seinem Antlitz lag jetzt ein Ausdruck strengen Ernstes, der indeß wol mit seiner gewinnenden Liebenswürdigkeit zusammenstimmte; seine Bewegungen schienen an Spannkraft eher gewonnen als abgenommen zu haben.

„Wie ich höre," begann der König aufs neue, „sind Sie mit einer großen philosophischen Arbeit beschäftigt, dazu darf ich uns nur Glück wünschen, wir genießen gesammelt die Früchte Ihres Geistes, die wir jetzt im täglichen Verkehr entbehren."

„Majestät, ich ziehe das Facit meines Lebens. Es ist einerseits weniger, anderseits mehr, als ich hoffen durfte; ich lebe in mir, freue mich aber, daß ich, hinausschauend in die zeitgenössische Welt, erkennen darf, daß die zu Größerem Berufenen ein reines Facit ziehen können."

„Das Wachsthum ist langsam," sagte der König. „Als ich gestern durch die Felder fuhr, dachte ich: wie lange solch ein Halm braucht, bis die Aehre gediehen ist. Wir sehen das einzelne Wachsthum des Tages nicht, aber das Resultat wird es zeigen."

Lächelnd und jetzt ganz ungezwungen fuhr er fort: „Ich theile Ihnen da meine neuesten Wahrnehmungen mit, es ist ... es ist ... als hätte ich Sie erst gestern gesprochen. Kommen Sie mit in den Garten."

Auf dem Wege fragte der König: „Wie finden Sie den Prinzen?“

„Er ist wohlgebaut und — so weit ich es beurtheilen kann — auch seine geistige Entwicklung normal und schön.“

Das Gespräch brach immer wieder ab und mußte immer neu aufgenommen werden; das war die Folge einer langen Trennung und eines unaufgehellten Hinterhaltes in der Empfindung.

„Sie haben nun auch viel unter dem Volk gelebt,“ begann der König wieder. „Finden Sie auch, daß der naive Volksgeist das Correctiv für die Abirrungen der höheren Bildung zu sein berufen ist?“

Der Leibarzt sah den König nach dieser Frage betroffen an. Was soll diese Frage? Ist es eine Müßigkeitsfrage? Lebt im Könige noch der unbesiegte Widerspruch gegen die Entscheidungen des Volkes? Oder will der König den Gekränkten dadurch mit Huld begnadigen, daß er ihm Gelegenheit giebt, seine Betrachtungsweise des Breiteren darzulegen und sich darin zu gefallen?

Mit Blitzesschnelle gingen diese Erwägungen durch die Seele Gunthers. Er entgegnete nach einer kleinen Pause:

„Gestatten mir Eure Majestät, bevor ich zur Beantwortung der Frage übergehe, uns die Fragestellung scharf zu bestimmen?“

„Ich bitte darum.“

Die beiden Männer faßten sich in verschiedener Empfindung. Es trat wieder eine Pause ein, in der es wie Probiren und Stimmen der inneren Instrumente war, die aus ungleichen Temperaturen kommend noch nicht zusammen klingen konnten.

„Wenn wir also,“ nahm Gunther auf, „unter Volksgeist jene Ansichten und Stimmungen verstehen, die nicht aus festgestellten wissenschaftlichen und künstlerischen Ueberlieferungen sich herausbilden, sondern als Naturmacht ungebrochen bestehen, und wenn wir dagegen unter Correctiv der höheren Bildung ein Abstoßen des aufgedrungenen Fremden oder auch des gesetzmäßig Verwelkten und Verrotteten fassen, und damit ein Rückführen auf die grundmäßige Natur, dann glaube ich diese Frage nach Maßgabe meiner Erkenntniß beantworten zu können.“

„Ich nehme diese präcisere Fragestellung gern an,“ erwiderte der

König. „Ich finde, daß man oft darum vergebens auf befriedigende Antwort wartet und sich fruchtlos abmüht, weil man die Fragestellung unbestimmt und vag gelassen hat."

Gunther nickte lächelnd.

„Nun also Ihre Antwort?" fragte der König, mit gespannter Aufmerksamkeit ihn betrachtend.

„Majestät," begann Gunther mit frischem Tone, „ich hole weit aus, bin aber bald wieder auf dem Punkt, wo die Frage Eurer Majestät sich aufwirft. Diese Frage stammt aus einem großen, einen Wendepunkt der Menschheitsgeschichte bezeichnenden Ereigniß. Im Gegensatz zur ganzen vorhergegangenen Geschichte des Menschengeschlechts tritt die Centralgestalt, an der die modernen Völker idealisirend sich und sie erbauten, nicht aus der olympischen Höhe hervor, Jesus wird in der Krippe geboren und die Könige der Welt wallfahrten anbetend zu ihm. Es wird bleiben als Zeugniß des Hohen im Niederen, als Kunde jener reinen Demokratie, daß in der Krippe bei den Hausthieren dasjenige aufleuchtete, was dem reinen Menschen eingeboren ist. Nun aber wäre es eine Verkehrung des reinen Gedankens und eine neue Orthodoxie und Veräußerlichung, wenn man fortan die Krippe allein als heilig fassen und an die niederen Formen und Umgebungen des Volkslebens allein das Innewohnen des ewigen Geistes, der heiligen Natur binden wollte. Bleiben soll: der reine Geist erscheint überall, aber auch überall, in der Krippe bei den Hausthüren wie im säulengetragenen Tempel, in der büchererfüllten Gelehrtenstube und im schimmernden Palaste auf dem Königsthron; Buddha war ein Königssohn und war einer der großen neuschaffenden Wohlthäter der Menschheit, der im Reiche des Kastengeistes die Gleichberechtigung aller Menschen verkündete.

So kehre ich nun zurück und bin bei der Frage. So oft eine Cultur zur höchsten Entwicklung gelangt und dann ihre Schwächen sich zeigen, stellt sich der Gedanke einer völligen Umkehr heraus, wobei man aber immer ins Extrem geht; man glaubt von vorn anfangen zu müssen, während es sich doch nur darum handelt, eine Regeneration herbeizuführen durch die noch unverbrauchten Schichten, die mit frischen Kräften kommen. Diese Regeneration aus den

unteren Volksschichten kann aber aus den unteren Volksschichten allein nicht gemacht werden, sie sollen nur stets frische Kräfte hinaufschicken. Die große Masse als solche kann nur neuen Stoff hergeben, aber als Masse nicht die Cultur erneuen. Das Volk ist nur in sehr bedingtem Sinne der Träger des Volksgeistes; es treten Einzelne aus dem Volke herauf, sie haben durch ihren Ursprung aus dem Volke etwas von der unsterblichen Kindschaft in sich bewahrt, aus dem Naturleben, aus dem unbelauschten und ungeleiteten ersten Wachsthum. Aber mit der Kindschaft muß sich der Geist der Wissenschaft verbinden und eine Epoche oder ein Einzelner bildet einen neuen Knotenpunkt, worin das sich fortsetzende Wachsthum nicht abgebrochen ist, sondern neu ansetzt, gewissermaßen neu anwurzelt und auf dem Stamme einen neuen Boden bildet. Nicht das Volk als Masse, sondern der Mann oder der Kreis, der den Volksgeist in sich concentrirt, erneuet denselben individuell."

„Ist das nicht Aristokratie?" fragte der König mit leiser, fast zaghafter Stimme.

„Majestät, ich scheue kein Wort und keinen Begriff, die als Ergebniß logischer Consequenz sich darstellen. Ich lasse dies immerhin auch Aristokratie nennen; aber es ist die ewig werdende, die demokratische; denn die Fortbildner des Volksgeistes gehen nicht aus derselben Sphäre hervor."

„Ich verstehe," sagte der König bei einem Rosenstock stehen bleibend, „es ist wie hier, es sind jedes Jahr neue Schosse am Stamm, die die Rosen tragen. Doch entschuldigen Sie, ich habe Sie unterbrochen."

„Ich will nur noch hinzufügen," nahm Gunther wieder auf: „die Masse als solche ist Träger der Bildung, aber die Höherführung dieser Bildung geht von einzelnen Berufenen und Erwählten aus. Noch näher: Wer das körperliche Durchschnittsmaß seiner Rasse hat, ist nicht groß; so auch, wer die allgemeine Bildung hat, besitzt eben damit die allgemeine, die nichts Auszeichnendes, Befreiendes, Erhöhendes hat."

„Wer aber mißt, bestimmt und ermächtigt zu dieser Auszeichnung?" fragte der König.

„In der Wissenschaft und Kunst die individuelle Berufung, der individuelle Drang und Trieb, aus dem sich in einer Persönlichkeit das herausbildet, was die Masse stotternd und unfertig in sich hatte und eben weil sie es in sich hatte, nun, äußerlich gegeben, als ihr Eigenes begrüßen kann. Im Staate dagegen ist die Berufung durch Wahl, wie sie in solcher Ausdehnung nur die moderne Menschheit kennt, die entscheidende. Es ist vielfach ersprießlich, daß den momentanen Berufungen durch die Wahl gegenüber eine geschichtlich gegründete Berufung steht. Aber wenn sich diese nicht mit der zeitlichen eint, überhebt sie sich und kommt zu Falle."

Der König ging still vor sich niederschauend dahin. Alles lenkt immer wieder dahin, daß es einen Gesammtgeist giebt, der mächtiger ist und sein muß, als jeder Einzelne. Weit ab lag nun jede Ahnung, daß man zu diesem Ergebnisse durch eine Müßigkeits- oder Gunstfrage gelangt sei.

Lange schritt der König neben Gunther dahin, aber diesmal war das Gespräch nicht abgebrochen, weil im Hintergrund der Seele noch eine ungelöste Dissonanz stand. Der König war vielmehr nachdenklich und er hatte gelernt und geübt, über einen neuen Aufschluß nicht conversationell hinweg zu tändeln, sondern das Empfangene in seinem inneren Denken einzuordnen.

„Darf ich fragen," begann der König — es lag eine große Bescheidenheit in seinem Tone — darf ich fragen, ob die Betrachtungsweise, die Sie mir jetzt geben, und die mir noch viel zu denken geben wird, in dem Werke, mit dem Sie sich jetzt beschäftigen, zur weiteren Darlegung kommen wird?"

„Allerdings, Majestät."

„So lassen Sie mich nun sofort in der ersten Stunde auf eine Frage für unser kleines Leben und für das Stück Geschichte, das wir zu sein haben, übergehen."

Der König verschränkte die Arme auf der Brust und fuhr fort:

„Lassen Sie mich frei zu Ihnen sprechen. Sie haben die Ihnen vom Minister Bronnen angebotene Stellung als Minister des Cultus abgelehnt; ich kann mir denken, daß Sie Ihre Wissenschaft nicht der Bureauthätigkeit opfern wollen. Würden Sie es vielleicht vorziehen

— entschuldigen Sie“ — sagte der König und lachte ungezwungen, „entschuldigen Sie, daß ich Ihre gewohnte Redewendung gebrauchte, es geschah ganz unversehens — also dürfte ich Ihnen den Posten eines Präsidenten der Akademie anbieten?“

„Majestät bitte ich unterthänigst, mich nicht für undankbar zu halten, aber ich bin entschlossen, nicht mehr in die bewegte Welt einzutreten. Außerdem hat mich der längere praktische Beruf — Majestät wissen, ich lehne jede formelle Bescheidenheit ab, es ist das meine aufrichtige Erkenntniß — von der strengen Wissenschaft derart entfernt, daß ich den mir so gnädig zuerkannten Rang nicht behaupten könnte. Ich bitte, Majestät, die noch beschiedenen Lebenstage mich in meiner Zurückgezogenheit verleben zu lassen. Majestät, ich bin Schriftsteller geworden und will es bleiben.“

„Ich würde mich glücklich schätzen, Ihnen die volle Freiheit zu gewähren, sich rücksichtslos auszusprechen.“

„Ich weiß das, Majestät, und doch, ich mache von der Rücksichtslosigkeit sofort Gebrauch und sage: gewährte Freiheit ist nicht die ganze Freiheit. Ich müßte in einer hohen Staatsstellung dennoch die Bedachtnahme auf Eure Majestät und auf die Verwaltung, der nun mein Sohn vorsteht, vor Augen haben. Erlauben mir Eure Majestät, ein Schriftsteller zu sein und zu bleiben und weiter nichts.“

In den Mienen des Königs trat eine Verstimmung ein. Er hatte das Aeußerste gethan, er hatte dem Manne durch die That gezeigt, wie er das zu schnelle Vorgehen von damals gerne ausgleichen möchte; da war nun wieder der so oft empfundene Starrsinn. Konnte denn der Mann verlangen, daß der König sagt: ich bereue, verzeihe mir?

Ein scharfes Wort kam bis auf die Lippe des Königs. Er drängte es zurück. Gunther sah schnell, was hier vorging und die Achtung vor dem neuen Menschen, der jetzt vor ihm stand, machte sein Auge hell erglänzen.

Der König hatte noch mit keinem Worte der Königin erwähnt; er hatte, wie doch so natürlich gewesen wäre, den langjährigen Arzt nicht gefragt, wie er das Aussehen der Königin finde. Eben wollte Gunther der Königin erwähnen, als der König, die Brauen zusammenziehend, fragte:

„Haben Sie je in Ihrem Leben eine That begangen, die Sie zu bereuen hatten?"

„Majestät — ich heiße Wilhelm Gunther, habe mir das Leben erobert auf einem schweren Weg und bin oft gestrauchelt; bin jung gewesen und alt geworden und habe gesehen, daß Jedem zu Theil wird, was er in Wahrheit verdient."

„Und das hat sich auch bei Ihnen bewährt?"

„Ja, Majestät. Ich danke, daß Sie mich fragen. Und so lassen Sie mich bekennen — was ich sage, hat nicht entfernt die Spur einer Verbitterung; wenn ich eine Thatsache als solche erkannt, bin ich damit fertig, ich spreche daher mit Unbetroffenheit, als hätte ich einen Naturvorgang in seinem Gesetz zu erklären. Ja, Majestät, was mir geworden, ist mir in voller Gerechtigkeit geworden. Ich bin in gnädigster Form von Eurer Majestät in Ungnade entlassen, mir ist mein Recht geschehen."

„Das wollte ich nicht, darauf wollte ich nicht hinführen. Im Gegentheil —"

„Erlauben mir Majestät, selbst und nach freier Erkenntniß die logische Linie der Gerechtigkeit zu bezeichnen. Ich habe in einem tieftraurigen Fall meine Pflicht als Mensch, als Freund und Diener Eurer Majestät mißverstanden."

„Sie?" fragte der König.

„Ja ich. Daß ich das Gute wollte, entschuldigt mich nicht. Gut sein ist unsere Neigung, klug sein unsere gleichberechtigte Bestimmung. Ich habe damals Ihre Majestät die Königin auf eine Höhe zu führen gesucht, von der aus die kleinen Begegnisse des Lebens klein und leicht erträglich erscheinen sollten. Das war eine schwere Irrung. Ich mußte jede Einmischung vermeiden oder den nächstgegebenen Conflict zu schlichten suchen. Sie haben recht gethan, daß Sie mich entfernten und haben damit auch Gutes gethan an der Königin. Von jeder Einwirkung, auch von der eines Freundes isolirt, mußte sie Halt in sich gewinnen und sie hat ihn gewonnen."

Im Auge des Königs schwamm ein feuchter Glanz. Er legte die Linke auf die Brust — es schien ein Gedanke, ein Wort heraufkommen zu wollen, das er nicht kundgeben mochte.

„Ich bin glücklich," sagte er endlich, „daß mir auf meinem Lebensweg Männer begegnet sind, wie Sie und unser Bronnen. Was wir sind, wir sind es nur theilweise aus uns, wir sind es — bewußt oder unbewußt — wesentlich aus der Genossenschaft derer, die mit uns zugleich athmen."

Er faßte die Hand Gunthers und Gunther athmete hoch auf: Die heroische Selbstherrlichkeit des Königs war vollauf besiegt — dessen war das Selbstbekenntniß des Königs Zeugniß.

„Papa!" tönte eine Knabenstimme von der Terrasse, sie tönte hell in der morgenfrischen Bergluft, „Papa!"

Die beiden Männer wendeten sich um. Die Königin saß von den Herren und Damen vom Hofe umgeben auf der Terrasse. Sie hatte mit schwerem Blick den beiden Männern nachgesehen, die dort wandelten und oft stillstanden. Was werden sie sprechen? Werden diese so holden Tage nun durch die alte noch immer nicht getilgte Schuld wieder zerrüttet werden?

Als jetzt der König die Hand Gunthers faßte und sie lange hielt, richtete sich die Königin plötzlich auf, dann faßte sie den Prinzen, küßte ihn, hob ihn zu sich empor und sagte:

„Rufe: Papa!"

Die beiden Männer kehrten um und kamen auf die Terrasse, und so schön und erquicklich war kein Anblick der hohen Berge, als ein Blick in die ruhig leuchtenden Gesichter des Königs und Gunthers.

Der König küßte seiner Gattin die Hand und sie drückte ihre Hand zum Erstenmal seit Jahren an seine Lippen.

Als sich Gunther verabschiedete, sagte ihm der König:

„Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin. Ich werde heut' vor der Tafel zu Ihnen kommen."

Frau Gunther war entsetzt, als ihr Mann berichtete, daß auch der König kommen werde. Sie begriff nicht, trotz aller Erklärung, daß ihr Mann die ihm angethane Beleidigung — denn als solche mußte sie die Entlassung doch ansehen, wenn es auch ihrem Manne keine war — so vergessen und vergeben könnte, und zum Erstenmal in ihrem Leben ließ sie sich vor ihrem Manne nicht zu anderer Ueberzeugung bringen. Sie sah in der verzeihenden Stimmung Gunthers

eine Unterthänigkeit, die doch nur im monarchischen Staat möglich sei; ihr alter republikanischer Sinn erwachte wieder.

Der König und die Königin kamen.

Der König fand das Benehmen der Frau Gunther sehr scheu. Er konnte nicht wissen, daß sie ihn immer mit verhaltenem Grimme ansah. Ist das der Mann und darf es überhaupt einen auf Erden geben, der Gunther ein- und absetzen kann?

Am Bach im Garten sagte der König zu Gunther:

„Wie ich höre, ist die Amme des Kronprinzen hier in der Umgegend. Wollen Sie sie nicht einmal herbescheiden lassen?"

„Ihre Majestät die Königin wünscht nicht, sie zu sehen," erwiderte Gunther.

„Wissen Sie den Grund?"

„Er liegt im Nachhall der traurigen Erinnerung," erwiderte der Leibarzt — und dies war die einzige, nur leise streifende Erinnerung an Irma, die laut wurde. In der kurzen Pause, die nach diesen Worten entstand, murmelte der Bach dringlicher, als hätte er auch etwas zu sagen.

Am zweiten Abend nach der Ankunft des Königs traf Bronnen in Begleitung des Intendanten ein; er fand den ganzen Gesellschaftskreis in schöner Wohlordnung.

Die Freude des Landlebens hatte durch eine gewisse formelle Haltung noch einen besondern Reiz; man empfand jeden Tag den Genuß der Freiheit und war dabei doch wie in umhegendem Schutze, den bei jeder Ausfahrt und jedem Ausgang die überallhin vorbereitende Hofbegleitung und Dienerschaft bildete. Denn wo man sich in der freien Natur niederließ, wo man dem kleinen Prinzen zum Vergnügen im Walde ein Feuer anzündete, stets standen im weiten Umkreis Diener, bildeten eine Kette und hielten jeden störenden Zutritt eines Fremden ab.

Paula benahm sich in der Gesellschaft mit vollkommener Ruhe; ihre Bewegungen zeigten Kraft und Zierlichkeit; sie drängte sich weder vor, noch verbarg sie sich; das Gefühl, im eigenen Hause zu sein, gab ihrem ganzen Behaben eine anmuthige Sicherheit.

Der blinde Neffe Gunthers, nun bereits als Kammervirtuos der Königin bestätigt, spielte am Abend meisterhaft. Am andern Morgen

nahm er seinen ersten Urlaub, um, wie er lächelnd sagte, sich in der Gegend umzusehen und alte Bekannte zu begrüßen.

Der König rüstete sich zur Jagd.

Vierzehntes Capitel.

Es war am Morgen. Gundel sprach mit ihrem Vater darüber, wie so seltsam die Base Irmgard sei; es sei ihr zu viel, ein Wort zu reden, sie genieße fast nichts mehr, als etwas frische Milch von der Kuh weg, und dieses viele Liegen draußen am Bergvorsprung, wo man den Blick nach dem fernen See hat, sei doch gar so seltsam. Auch dem Pechmännlein war das Benehmen Irmas räthselhaft; sie arbeitete schon seit geraumer Zeit gar nicht mehr und ging auch nicht mit ihm, Kräuter zu sammeln.

„Ich möcht' einmal den großen Doctor drunten, dem ich für seine Badeanstalt die Kräuter bringe, fragen, was ich machen soll," sagte er. „Aber die Bäuerin hat mir's verboten, und dabei seh' ich doch wieder nicht, daß unsrer Irmgard was fehlt. Ich hab' schon was machen wollen, aber ich weiß nicht, ob das bei Menschen auch nutzt: wenn ein Thier krank geworden ist draußen im Freien, schneidet man den Rasen aus, worauf es gelegen, und wendet ihn um, dann wird es wieder gesund. Ich möchte nur wissen, ob das bei einem Menschen auch hilft."

„O Vater!" erwiderte Gundel, „das ist was Schreckliches! Ich fürchte, man stürzt bald den Rasen auf unsre gute Irmgard, und sie ist doch so gut, nur ist's, wenn man sie anredet, als ob sie sich auf die Worte besinnen müsse, die sie hört und die sie zu sagen hat."

So redeten die Beiden mit einander und Jedes ging an seine Arbeit, während Irma draußen lag auf ihrer blauen Decke und bald hinausschaute in die weite Welt, bald die Augen schloß und in sich hinein dachte und träumte. Sie lebte in lautloser Gelassenheit fort, als wäre sie Eins mit der belebten und unbelebten Natur ringsum, als habe sie von je hier gewandelt und würde ewig hier wandeln, ein Menschenkind, dem nichts fremd, keine Blume, kein Baum, kein Thier

das an der Erde lebt und frei in Lüften sich schwingt; die Berge, die Wolkenzüge, der helle Tag, die sternenglitzernde Nacht, Alles war ihr heimisch und traut.

Jetzt lag Irma, wie so oft, an der Berglehne auf dem Moos. Sie schaute mit offenem Auge drein ins Weite, und wieder haftete ihr Blick am Boden, wie da so viel Leben zwischen den Halmen und Moosen sich bewegt; unwillkürlich grub dann manchmal ihr Finger die Pflanzendecke auf, da lagen die Tannennadeln von Jahren und Jahren übereinander und im Grunde die Pflanzenkrume aus verwitterten Stoffen vom Erdbeginne an — noch hatte kein Menschenauge diesen Grund erschaut; das erste ruhte jetzt auf ihm.

Die Kühe kamen oft zu Irma heran und grasten um sie her, aber sie störten sie nicht; Irma hörte ihr Schnaufen neben sich und blieb ruhig liegen, manchmal blieb die Heerkuh vor ihr stehen und schaute auch mit hochgehobenem Kopfe lange hinein in die weite Landschaft, dann fraß die Kuh weiter und bisweilen hielt sie das abgegraste Futter im Maul und schien zu vergessen, daß sie fressen wollte, und schaute auf die Daliegende.

Ein wunderbares Leben von hellem Wachen und verschleiertem Träumen that sich in Irma auf. Je mehr sie ruhte, um so mehr Sehnsucht nach Ruhe überkam sie: eine unfaßliche Müdigkeit schien aus ihr heraufzukommen, Müdigkeit von Arbeit und Denken, die sie die vielen Jahre drunten unter den Menschen nicht hatte über sich kommen lassen. Oft wollte sie sich aufraffen, aber sie konnte nicht, und es lag ein eigenthümliches Wohlgefühl im Empfinden dieser Schwere, in diesem Ruhen am Boden. Hunderte von Liedern und ganze Musikstücke zogen ihr durch die Seele und tausenderlei Gedanken stiegen auf und flossen dahin, hinweg mit dem leichten Luftstrom — nichts war festzuhalten.

Es war am heißen Mittag. Die Sonne brannte mit brütender Gluth, kein Lüftchen bewegte sich, selbst hier auf der Höhe; die Kühe lagen im Schatten der Bäume. Irma war allein hinausgegangen. Das Pechmännlein war nach der Stadt, um Kräuter abzuliefern. Weiter und weiter wandelte Irma; sie kam bis an die Quelle des Baches, dort saß sie an dem breiten Becken, wo die Wasser sich vom

Sturz sammelten; die Bäume ragten darüber und warfen dunkle Schatten in das Wasser. Irma beugte sich vor und sah ihr Antlitz, sie sah es seit vielen Jahren zum Erstenmal wieder und lächelte ihm zu. Kein Lüftchen regte sich, kein Ton wurde laut, Alles schlief im hellen heißen Mittag.

Nur kurz schaute sich Irma um, dann hatte sie sich rasch entkleidet und bald schwamm sie im Wasser und tauchte unter und tauchte auf, und ein ungeahntes Wohlgefühl kam über sie. Nur die Sonne, die durch die Zweige blinkte, sah einen Augenblick die wundersame Gestalt.

Wieder war Alles still, Irma hatte sich wieder angekleidet; sie lag träumend am Waldesrand und süße Melodien zogen ihr durch die Seele.

Da hörte sie ihren Namen rufen, laut, wiederholt. Sie antwortete mit aller Kraft, endlich kam Gundel und sagte:

„Irmgard, komm' gleich in die Hütte, es ist ein Herr da mit einem Diener, er will Dich sprechen."

Irma, die sich halb aufgerichtet hatte, legte sich wieder nieder. Sie fühlte einen Stich durch's Herz? Was ist das? Ist die Zeit erfüllt und muß sie noch einmal hinein ins Weltgetriebe?

Sie stand auf und fragte:

„Weißt Du nicht, wer es ist?"

„Nein, aber er sagt, er sei vor Jahren einmal bei uns über Nacht gewesen. Es ist ein großer schöner junger Mann, aber er ist leider Gottes stockblind."

Der Blinde wandert? dachte Irma und ging hastigen Schrittes mit Gundel nach der Hütte.

„Grüß Gott!" rief sie schon von ferne.

„Ja, das ist Deine Stimme," versetzte der Blinde, die Arme ausstreckend und die Hände auf- und zuschließend; „komm', komm näher, gieb mir Deine Hand." Schnell riß er mit den Zähnen die Handschuhe ab und sein Gesicht hatte dabei einen fremdartigen Ausdruck.

Irma trat näher und faßte die dargebotene feine weiße Hand.

„Deine Hand zittert," rief er, „Du erschrickst wol auch, weil Du) blind siehst?"

Irma konnte nicht antworten, sie nickte, als ob der Blinde das sehen könnte.

Die Sonnenstrahlen schienen dem Armen geradezu ins Antlitz, sein erloschenes Auge starrte drein.

„Du bist viel magerer geworden," sagte der Blinde. „Erlaubst Du, daß ich Dir mit der Hand übers Gesicht fahre?"

„Ja," entgegnete Irma und schloß die Augen.

„Du bist nicht mehr so schön, wie Du vor zwei Jahren gewesen, Deine Augenlieder sind heiß und schwer. Du hast Dich gewiß viel abgehärmt. Kann ich Dir vielleicht helfen? Ich bin nicht reich, aber ich vermag doch etwas."

„Ich danke, ich habe gelernt, mir selber zu helfen."

Irma sagte das in reiner Sprache, ohne eine Spur von Dialekt; unwillkürlich hatte sie bei der Ansprache in Hochdeutsch in gleicher Weise geantwortet.

Der Fremde zuckte, wendete den Kopf rechts und links und streckte dabei den Hals so weit heraus, daß es fast schauerlich anzusehen war.

Irma führte ihn an der Hand nach der Bank vor der Hütte; sie wollte zittern, da sie diese feine wohlgepflegte Hand hielt, aber sie machte sich stark. Sie setzte sich zu dem Blinden und fragte, wie er denn daher käme.

„Du erinnerst Dich," sagte der Blinde, daß ich schon damals, als ich bei euch war, mein Schicksal kannte; ich habe lange mit mir gekämpft und habe ertragen gelernt; wir wissen ja auch, daß wir sterben müssen und können heiter dabei sein, und so wußte ich, daß mein Augenlicht stirbt und wurde heiter."

Irma athmete schwer.

„Verstehst Du mich, wie ich's meine?" fragte der Blinde.

„Ja wol, sprich nur weiter, ich höre Deine Stimme gern."

„Das hab' ich gewußt und darum bin ich zu Dir gekommen. Ich war drunten auf dem Hofe; es ist Alles bei der Ernte, aber die Kindsmagd hat mir berichtet, daß Du hier oben bist, und so bin ich zu Dir. Ein gut Stück Wegs hieher bin ich schon einmal gewandert, damals im Gewitter, und wo ich jetzt gehe, empfinde ich noch einmal die Wonnen, die ich einst mit den Augen eingesogen. Was ich Dir

damals sagte, daß ich's wollte, ist wahr geworden: ich habe all' die prächtigen Landschaften in mir, ich sehe das Sonnenlicht funkeln, den Bach über den Felsen stürzen, den See ruhig glänzen und die Bäume im stillen Waldfrieden nebeneinander stehen. Ich habe meinem Führer immer gesagt: jetzt sind wir da und jetzt da; er war ganz außer sich, daß ich das Alles so weiß. Das Beste aber ist doch, daß ich schöne Menschenbilder in mir habe, und nach Dir hatte ich ein besonderes Verlangen, Dich wiederzusehen; ich sage sehen und ich meine doch, Dich sprechen zu hören, aber ich sehe Dich, wenn Du sprichst."

Irma erwiderte, wie sehr sie ihn verstehe und mit ihm empfinde, und als sie ihm die Beschwerniß des Gehens erklärte, wie da immer der tastende Fuß zuerst locker den Boden suche, dann erst die Muskeln sich anspannen zum Schritt, da fragte der Blinde verwundert und es hatte wieder etwas Erschreckendes, wie er seinen Kopf hinüberstreckte und zurückbog und Alles an ihm sich spannte:

„Woher weißt Du denn das?"

„Ich habe einen Blinden gekannt, der mir's erzählt hat. Es ist mir schrecklich, daß Du Dich so auf einen fremden Menschen verlassen mußt. Der blinde Gloster bittet seinen Führer, verlaß mich nicht!"

„Mädchen, wer bist Du? Bist Du es, die so gesprochen? Es war Deine Stimme — oder ist Jemand anders neben Dir? Woher weißt Du?"

„Ich hab's einmal gelesen" — sagte Irma und biß sich auf die Lippen, daß fast das Blut herausspritzte. „Ich hab's einmal gelesen," wiederholte sie, gewaltsam in den Dialekt übergehend.

Der Blinde saß tief gebeugt und hielt seine Hände zwischen den Knieen; in seinem schönen jugendlichen Antlitze zuckte es, wie wenn Thränen darunter drängten, die doch nicht herauskonnten. Er legte den Kopf zurück an die Wand und sagte endlich:

„Also Du kannst lesen und so verständig? Könntest Du — nein, ich will Dich nicht fragen."

„Frag' Du mich nur, ich bin Dir auch von Herzen gut und habe viel an Dich gedacht."

„Das hast Du? Du auch?" rief er hastig und bog seinen Kopf

wieder so seltsam hin und her. „Mädchen,“ fuhr er fort, „gieb mir Deine Hand wieder, sag': könntest Du mir sie geben und Deine Augen mein sein lassen —?“

„Guter Herr,“ unterbrach ihn Irma, ich möchte, daß Du zu Gutem da heraufgekommen und wieder zu Gutem da hinabgingest. Ich meine, Dir darf ich Alles sagen und ich müßte auch. Ich sehe Dich jetzt zum zweitenmal in meinem Leben —“

„Und ich habe Dich nur Einmal gesehen und sehe Dich immer!“ fiel der Blinde ein.

„Komm', fort von hier, komm', ich führe Dich; ich will Dir allein Alles sagen und Dir zeigen, wie ich Dir danke, daß Du so gut zu mir.“

„Man muß von hier aus ein Stück von dem See jenseits der Berge sehen,“ sagte der Blinde, „kannst Du mich nicht dahin führen?“

„Wol,“ erwiderte Irma und erschrak im Herzen über dieses wunderbare Innenleben. Sie führte den Blinden über die Matte nach dem Berghang.

„Hier setz' Dich,“ sagte sie, „ich setze mich zu Dir. Was ich Dir nun mittheile, ist nur für Dich, nicht wahr, nur für Dich?“

Der Blinde streckte seine Hand aus und rief:

„Ich schwör' Dir's!“

„Du bedarfst keines Schwures,“ erwiderte Irma. „So wisse denn: Ich bin ein verschollenes Weltkind, ein Kind aus der großen Welt. Frage nicht nach meinem Namen. Der hellste Glanz des Lebens war mein, ich ging in Dunkelheit. Ich war ein arges Weltkind. Ich war so verloren, daß ich die Vernichtung suchte. Wenn es möglich wäre, ich möchte, jetzt von dieser Höhe herab, mit Dir als einem Bruder hineinflattern in das goldene Abendroth, wie dort das Vogelpaar in den Lüften, und verschwinden in der Unendlichkeit. Aber ich habe gelernt: das Leben ist eine Pflicht, und Alles was wir sind und haben, sind wir nur und haben wir nur, wenn wir die Welt in uns und uns in der Welt finden. Wie Du die Welt um uns her in Dir hast, und Niemand kann sie Dir nehmen, so haben wir Alles nur, wenn wir es in uns haben, und der Tod nimmt uns nichts, er giebt uns nur wieder ganz der Welt —“

„Mädchen!“ rief der Blinde plötzlich — „Mädchen, was machst

Du? Wer bist Du? So spricht kein leibliches Wesen! Soll ich noch abergläubisch werden? Soll ich noch an Engel glauben? Ist Jemand bei Dir? Wer ist bei Dir? Wer bist Du! Gieb mir Deine Hand!"

„Sei ruhig, ich bin's!" sagte Irma und reichte ihm die Hand, und er bedeckte sie mit seinen Küssen. Sie entzog ihm ihre Hand, fuhr ihm damit über das Gesicht und sagte:

„Sei ruhig, ich habe nur in die Welt hineingesehen wie Du; und hier oben sitzen wir, hier in der Weltvergessenheit, zwei arme Weltkinder, Du und ich, und wir sind doch glückselig, denn wir sind in der Ewigkeit. Sei Du glücklich und laß Deine Seele fliegen hoch über Allem im unermessenen Reiche der Musik! Hier hast Du noch einmal meine Hand. Komm', ich führe Dich!"

Irma führte den Blinden nach der Hütte. Er sprach kein Wort. An der Hütte rief er mit etwas herrischem Tone nach seinem Diener und dem Führer.

„Du willst so schnell wieder fort?" fragte Irma.

Der Blinde gab keine Antwort; auf seinen Diener gestützt verließ er die Hütte.

Irma reichte ihm noch einmal die Hand und sagte nichts als die Worte: „Die Welt in uns und wir in der Welt."

Der Blinde nickte nur; in seinem Gesicht zuckte es wieder wie eine irre unerlöste Thränenfluth.

Schon als der Blinde dem Rande des Waldes nahe war, rief er noch einmal zu Irma zurück:

„Mädchen, komm' her, ich muß Dir noch etwas sagen."

Irma ging zu ihm und er sagte:

„Ich bin der Neffe des Doctor Gunther, der ehemals Leibarzt des Königs war und nun wenige Stunden von hier dort unten im Städtchen wohnt. Ich wohne bei ihm und bin Kammervirtuos der Königin, und wenn Du einmal eines Menschen bedarfst, schick' zu mir oder zu meinem Oheim; er wird Dir helfen. Verlaß Dich aber darauf: ich spreche zu Niemand von Dir."

Hastig wendete sich darauf der Blinde ab und ging, auf seinen Diener gestützt, den Berg hinab.

Irma stand und schaute ihm nach.

Gunther lebt? und hier in ihrer Nähe?

Und nun trägt ein Mensch das halbverschleierte Geheimniß ihres Daseins hinab . . .

Der Blinde verschwand im Walde, Irma ging, den Blick zu Boden gesenkt, wieder nach ihrem Ruheplatze. Dort saß sie bis die Nacht hereinbrach, und schaute hinaus ins Weite.

Es stand eine seltsame Wolke nach Norden, grau mit weißglühendem Rande; sie stand fest wie eine Mauer, und jetzt brach plötzlich, wie aus der Erde aufhauchend, ein Sturmwind los, daß die Bäume sich bogen.

Sie eilte nach der Hütte, das Pechmännlein war zurückgekehrt.

„Wenn nur nicht heute Nacht ein Gewitter kommt," sagte er. „Der Mond steht nicht am Himmel, er geht erst spät auf, und da gewittert's gern."

Er ging nochmals hinaus, um die Kühe einzutreiben; der Handbub war den Ziegen nachgegangen, die sich weit verlaufen hatten.

Fünfzehntes Capitel.

„Das ist ein Wind!" rief Gundel und setzte sich athemlos nieder in der Hütte. Sie hatte die Thür nur mit aller Mühe anlegen können. „Das ist ein Wind! So einer war noch nie, das weht Einen an wie aus einem Backofen."

Sie erhob sich wieder schnell, nahm ein Schaff Wasser und schüttete es in das brennende Feuer auf dem Herd.

„Was machst Du?" rief Irma.

„Wir dürfen jetzt kein Feuer haben," entgegnete Gundel, und die Beiden saßen in Rauch und Dunkelheit in der Hütte, es war fast zum Ersticken, und doch konnte man bei dem heftigen Winde kein Fenster öffnen.

„Wenn nur der Vater nicht fort wäre," klagte Gundel, „um Gotteswillen, der Vater."

Das letzte Wort der Gundel wurde von einem Donner verschlungen, der plötzlich niederkrachte und von den Bergen widerdröhnte,

daß es war, als müsse mit Einem Schlage die ganze Welt zusammenbrechen. Und jetzt raste und stürmte wiederum der Wind, die festgefugte Hütte schlotterte, das Dach schien zu zittern und einer der großen Felsenbrocken, mit denen das Dach beschwert war, kollerte herab.

„Gieb mir Deine Hand!" rief Gundel im Finstern. „Wenn wir sterben müssen — wir wollen beten." Sie betete laut in Nacht und Rauch, aber die Donner verschlangen die Worte. Plötzlich änderte sich das Geräusch und wie mit zahllosen Eisenhämmern schlug es rasselnd auf das Dach; es kollerte, polterte und knatterte durcheinander.

„Das ist ein Hagelwetter!" schrie Gundel Irma ins Ohr.

Es donnerte und hagelte und fahle Blitze zuckten in die raucherfüllte Hütte, daß die beiden Mädchen einander erschienen als wären sie ins höllische Dasein entrückt. Wie einander drängend stürzten die Hagelschütter nieder, bald wie mit mächtigen Würfeln geworfen, bald absetzend und in gleichmäßigem raschen Tacte niederfallend, als wolle der rasende Bergunhold nur manchmal wieder aufathmen, um dann aufs neue seine Wuth auszulassen, daß man es gewagt, hier herauf eine Hütte zu bauen.

Durch das Geprassel des Hagels hörte man draußen die Kühe brüllen und die Schellen klingen.

„Ich hab' die Stallthür aufgemacht, aber der Wind muß sie wieder zugeworfen haben," schrie Gundel, und ihr eigenes zitterndes Weh vergessend, eilte sie hinaus. Sie kam schnell zurück, faßte einen Kübel, stülpte ihn über den Kopf und verließ wieder die Hütte. Irma folgte ihr und die Beiden duckten unter, wie die großen Schlossen prasselnd auf die Kübel schlugen. Gundel wollte die Stallthür öffnen, aber die Kühe umdrängten sie, daß sie niedergeworfen wurde; mitten durch das Hagelgepolter hörte Irma den durchdringenden Schrei der Gundel; die Heerkuh, an der Schelle kenntlich, stand bei Irma und brummte zitternd.

„Komm' mit," sagte Irma, und faßte die Heerkuh am Horn; sie folgte ihr, die anderen Kühe wichen zurück. Irma fand Gundel und richtete sie auf, die Beiden öffneten die Stallthür, sie wurden fast

zerquetscht, denn die Kühe wollten alle auf einmal hinein, und man hatte nur eine Hand frei, mit der andern mußte man den Kübel über den Kopf halten; es gelang ihnen, sich an die Wand zu drängen, und endlich waren alle Kühe im Stall und die beiden Mädchen wateten durch tiefe Schloßenlagen zurück nach der Hütte. Sie tasteten nach dem Herde und setzten sich darauf. Da saßen sie im Dunkel, zwei einsame verlassene Kinder, und draußen raste das wilde Wetter.

„Ich hab' den Glauben," schrie Gundel, „daß der Vater wo einen Unterschlupf gefunden hat, er kennt ja jeden Felsenvorsprung und — o Gott!" schrie sie plötzlich noch lauter auf, „o Gott, der arme Blinde jetzt draußen! Hast Du auch Beulen auf der Hand und am Rücken?" fragte sie, weinend sich an Irma schmiegend.

„Nein, ich fühle nichts," erwiderte Irma, und in der That war's, als ob kein körperlicher Schmerz ihr etwas anhaben könnte. Auch sie hatte schon des Blinden gedacht, und dazwischen war das Bild jenes von Kindesundank verstoßenen Königs in der Sturmnacht vor ihr aufgestiegen, und wilder raste Wind und Hagelwetter draußen nicht, als es wieder Irma erfassen wollte, weil sie, von Mitleid bewältigt, eines Mannes Hand ihr Antlitz hatte betasten lassen.

Ist wiederum Alles verloren? Alles so schwer Erkämpfte? klagte es in ihr und sie wußte sich doch so rein.

„Gottlob, es regnet nur noch," sagte endlich Gundel. Sie machte Licht, und wie wenn sie aus der Tiefe der Finsterniß kämen, betrachteten die Beiden einander. Der Zimmerboden war voll von der Nässe, die den Beiden aus den Kleidern geflossen war.

„Seid ihr daheim?" rief draußen eine Stimme. Die Thür öffnete sich und das Pechmännlein kam herein. Er trug ein junges Zicklein im Arm.

„Gottlob, daß ihr gesund seid!" rief er und legte das Zicklein auf den Rand des feuerlosen Herdes; dann wischte er sich mit dem Aermel, der aber noch viel nässer war, das Wasser von der Stirne und aus den Augen. Er holte eine Flasche mit Enzianbranntwein vom obern Bord und trank; auch Irma und Gundel mußten trinken, und nun erst erzählte er: „Ich hab' doch schon mein Theil erlebt, aber das noch nicht; ich kenne doch stundenweit jeden Baum und jeden

Stein, aber ich war wie verirrt; und wie ich da so steh', da hör' ich mitten durch Donner und Sturm und Hagel eine Gemsenziege gar erbärmlich meckern, ich geh' drauf zu und da steht sie und hat ein Junges geworfen und kann nicht fort, und das arme Zicklein, kaum ist's zur Welt gekommen, will's der Hagel schon todtschlagen. Die Geis lauft fort, wie sie mich sieht und kommt wieder und stellt sich über das Junge, daß der Hagel nur sie trifft und nicht das Junge. Ich komme näher, und da springt die Geis wieder davon. Ich nehme das Junge auf, und wie wir so weiter wollen, um einen Unterschlupf zu suchen, da hör' ich Menschenstimmen, und Einer ruft und der Andere ruft, sie rufen einem Dritten zu, der brüllt und schreit, und jetzt wie's blitzt, sehe ich's: er liegt auf dem Boden und will nicht weiter.

Gnädiger Herr, stützen Sie sich nur auf uns; wir finden schon einen Schutz — rufen sie, und wie es jetzt wieder blitzt, da seh' ich, wir sind nicht weit vom Hexentisch, und ich ruf' ihnen zu: Da drüben ist der Hexentisch! Jetzt wie es wieder blitzt, seh' ich, daß die beiden Männer, die aufrecht gestanden haben, auch niedergefallen sind. Sie haben mir nachher erzählt, sie haben sich vor mir gefürchtet, und ich nehme es Niemand übel; in so einem Wetter, in so einer Nacht kann man Alles glauben. Ich geh' auf sie zu und sag' ihnen wer ich bin, und daß ich sie führen will, und wir kommen glücklich — es hat freilich schwer gehalten, der Blinde war noch dazu wie närrisch und hat nach einem verlornen Kind gerufen — wir kommen mit gesunden Gliedern, aber wie aus dem Wasser gezogen, unter dem Hexentisch an, und da sind wir gelegen und haben, wie es immer blitzt, gesehen, wie die Schlossen an den Felsen tanzen und mit den Bäumen raufen. Wir warten, bis es nur noch regnet, und der Blinde hat mir gesagt, wenn ich wieder zum Apotheker hinunterkomm' ins Städtchen, will er mir ein Goldstück geben, und der König ist jetzt auch da und die Königin auch, und da will er's machen, daß ich die Lebensrettungs-Medaille kriege und eine Pension für mein ganzes Leben. Jetzt aber macht, Kinder, daß ihr ins Bett kommt, ihr seid ja patschnaß. Was hast denn Du, Irmgard? Warum zitterst Du so?"

Nun zankte das Pechmännlein auf Gundel, daß sie die Base

Irmgard so lange in nassen Kleidern hatte da sitzen lassen, und dazwischen schrie das Zicklein gar kläglich und zitterte auch am ganzen Leibe, so daß das Pechmännlein seine Schlafdecke vom Heuboden holte und das Zicklein hineinwickelte; dann gab er ihm sehr geschickt mit drei Fingern Milch aus einer Schüssel zu trinken.

Das Zicklein schlief und drin in der Kammer schlief auch Irma.

„Gottlob, Du hast lang geschlafen," sagte Gundel, die am späten Morgen vor dem Bett Irmas stand. „Und das ist wie ein Wunder, Dir hat der Hagel gar nichts gethan und schau, wie ich aussehe." Sie zeigte ihre Beulen, fuhr aber rasch fort: „Schadet nichts, das vergeht bald wieder. Jetzt schau aber einmal den Himmel an, sieht er nicht aus, wie wenn er gar nie was Böses thun könnte? Drüben am Bach hat der Blitz in einen Baum eingeschlagen und ihn mitten von einandergerissen, und wo es sonst trocken ist wie in einem Backofen, da laufen Wässerlein. Wenn man's nicht in allen Gliedern spürte und auch draußen sähe, man thät' es gar nicht glauben, daß das Unwetter je gewesen ist; aber wir sind doch glücklich, es ist kein Stück Vieh zu Schaden gekommen und der Handbub ist auch da, der ist untergekrochen drunten im Thal, da soll gar nichts gewesen sein."

Es war ein klarer frischer Morgen. Nur in einzelnen Schrunden lagen noch unzerflossene große Schlossen; die Kühe waren munter auf der Weide und der Handbub sang und jodelte; er war stolz darauf, daß die Ziegen das Wetter am besten verstehen; sie hatten thalab geweidet, und das ist das sicherste Zeichen, daß ein Gewitter kommt.

Am Mittag kam Franz vom Freihofe herauf. Man hatte an wilden Wassern, die zu Thal gekommen waren, vermuthet, daß etwas hier oben vorgefallen sei, und Walpurga hatte Franz heraufgeschickt, um Gewißheit zu holen. Die heiße Mittagssonne sog schnell wieder Alles auf, und die Wasser hielten nicht Stand auf den Höhen. Irma ging mit ihrer blauen Decke nach ihrem Lieblingsplatz, breitete die Decke auf den Boden und legte sich nieder.

Da ertönten Waldhornklänge. Was ist das? Ist's Wirklichkeit oder Traum?

Die Waldhornklänge wiederholten sich, die Brust Irmas hob und senkte sich rasch. Jetzt kommt etwas näher, es schnaubt, Aeste knacken,

Irma schaut auf, an der Waldlichtung vor ihr, ganz nahe, rennt ein Hirsch vorbei und hinterdrein jagen Reiter, sie kommen näher. Irma fährt sich mit der Hand über die Augen — sie sieht nochmals — sie sieht deutlich: Da reitet der König und mit ihm sein Gefolge — — —

Der Oberpiqueur springt vom Pferd und ruft: „Hier, Majestät, hier brach das Thier durch, hier ist frischer Schweiß.“

Er tauchte seinen Finger in das Blut und zeigte es dem König. Der König schaute sich um — Fühlt er den Blick, den für ihn längst erloschenen, einst ihn so beseligenden, der jetzt aus dem Waldesdickicht auf ihn gerichtet ist? Er strauchelt im Bügel, das Pferd bäumt sich wild, Irma duckt nieder mit dem Gesicht ins Moos, sie spürt es, als ob das wilde Heer, als ob alle Pferdehufen über sie hinweg gehen — sie zerbeißt das Moos vor ihrem Munde — sie wühlt sich mit den Händen in die Erde — sie fürchtet, laut aufzuschreien — — —

Als sie sich wieder erhob, war Alles still. Sie starrte umher. War die Erscheinung nur ein Traum gewesen? Von ferne tönte noch ein Schuß, ein Waldhornklang. Der Hirsch war erlegt.

Wer auch so sterben könnte! klang es in Irma. Wieder sank sie zurück auf das Moos und sie weinte.

Sie erhob sich. Auch in ihrer Seele war noch einmal eine dunkle Wolke gewitterschwer aufgestiegen. Zum letztenmal. Ringsumher und in ihr war wieder Alles klar und sonnig, vergessen Hagel und Sturm und Blitz. Sie kehrte nach der Hütte zurück und schaute oftmals um nach der Sonne, die sich zu neigen begann. Jetzt zum Erstenmal begab sie sich, bevor es Nacht war, zur Ruhe. Ein Fieberfrost schüttelte sie und bald brannte ihre Wange heiß und roth. Sie rief das Pechmännlein an ihr Bett und ließ sich ein Blatt Papier geben; ihre Hand zitterte und sie schrieb mit Bleistift:

„Die Tochter Eberhards ruft Gunther.“

Sie befahl dem Pechmännlein, hinab ins Städtchen zu eilen zu dem großen Doctor, ihm allein das Blatt zu geben und ihn sofort hieher zu geleiten. Dann wendete sie sich ab und war ruhig.

„Ich will Dir noch was Gutes geben,“ sagte das Pechmännlein, als er, den großen breitkrämpigen Hut auf dem Kopf und den Bergstock in der Hand, vor ihr stand. „Wirst seh'n, es thut Dir gut.

Ich lege Dir das Gemszicklein da unter die Füße, das thut Dir gut und ihm. Soll ich?"

Irma nickte.

Das Pechmännlein that, wie er gesagt. Das Zicklein schaute schläfrig zu Irma auf und Irma sah lächelnd zu ihm nieder. Bald schlossen Beide die Augen.

Das Pechmännlein wandelte durch die Nacht dahin thalab.

Sechzehntes Capitel.

Während des ganzen Tages hatte es im Thal fast unausgesetzt geregnet. Was hoch oben als Schlossenwetter niedergefallen war, verwandelte sich in der Niederung zu Regen, der nur bisweilen lichte Himmelsbläue durchblicken ließ, so daß man wissen konnte, oben ist schön Wetter.

Gegen Abend heiterte sich der Himmel ganz aus. Die Königin mit den Damen vom Hof, zu denen jetzt auch Frau Gunther und Paula gehörten, saß im großen Musiksaal, dessen Thüren geöffnet waren. Paula hatte zum Erstenmal vor der Königin gesungen. Sie war befangen und Frau Gunther bat, ihre Tochter nun für heute nicht mehr aufzufordern.

Zwischen der Königin und Frau Gunther hatte sich ein eigenthümliches Verhältniß gebildet. Die Königin erfreute sich an der geraden und tüchtigen Natur, aber sie gewöhnte sich doch schwer daran, einer vollen Unabhängigkeit gegenüber zu stehen, ja sie war einmal versucht, diese Unabhängigkeit als Kleinlichkeit aufzufassen, denn Frau Gunther hatte schon am Tage, nachdem sie die Busennadel empfangen, zur Königin gesagt: „Majestät, es thut nicht gut, bis Sie ein Gegengeschenk von mir empfangen" — und sie übergab der Königin ein schön gebundenes Buch, das ihr Bruder, der als Arzt in Amerika lebte, über die Sklavenfrage und die Geschichte der Sklaverei überhaupt verfaßt. Die Königin hatte das Buch dankend angenommen und Frau Gunther fühlte sich nun freier, obgleich es ihr noch oft Mühe machte, Alles, was sie sagen wollte, gewissermaßen zu über-

setzen und in das allgemein vorgeschriebene Hofcostüm zu kleiden, denn sie setzte einen Stolz darein, keinerlei Formen zu verletzen.

Die Königin fragte, warum die ältere Tochter, die Wittwe des Professors, sich so sehr zurückziehe; Frau Gunther erwiderte, daß jetzt, da Bronnen und der Neffe zu Besuch seien und überhaupt viel im Hause zu wirthschaften, Cornelie sich gern diesen Verpflichtungen unterziehe. Immer aufs Neue vernahm es die Königin wie eine Kunde aus fremder Welt, daß die Zurichtung des täglichen Lebensbedarfs eine besondere Thätigkeit in Anspruch nimmt und sich nicht von selbst erledigt.

Im Gemüthe der Menschen war auch etwas Verregnetes. Die Gewitterspannung, die sich hoch oben gelöst hatte, schwebte hier noch theilweise in der Luft. Beim Landaufenthalt und zumal hier in der kleinen Meierei, wo viele Bequemlichkeiten fehlten und man sich in den Räumen nicht ausbreiten und zerstreuen konnte, war die Störung des Wetters besonders auffällig und hindernd.

Um so mehr freute man sich schon des morgenden Tages, der allen Anzeichen nach ein heller werde.

Es war verabredet, daß man morgen Mittag mit dem König, der von der Jagd dahin kommen wollte, in der Nähe des zweiten Wasserfalls, den der Bach in den Bergen bildete, zur Mittagstafel zusammentreffen wollte.

Der König arbeitete mit Bronnen im Cabinet, der neue Telegraph trug jetzt viele Botschaften hin und her; Gunther, der Intendant, Sixtus und mehrere Cavaliere wanderten, Cigarren rauchend, zwischen den noch tropfenden Bäumen der Allee, auf denen jetzt das Abendroth tausendfältig glitzerte.

Die Damen im Musiksaal behaupteten, daß man heute Alpenglühen sehe, was man natürlich täglich schauen wollte, obgleich es eine äußerst seltene Erscheinung.

Die Nacht war hereingebrochen, der König saß mit Gunther und zwei Kammerherren am Spieltisch.

Da wurde Gunther durch einen Lakaien benachrichtigt, daß ein Mann draußen warte, der ihn augenblicklich sprechen wolle. Gunther übergab seine Karten dem allzeit gefälligen Intendanten und ging

hinaus; hier stand, auf seinen großen Alpstock gelehnt, den breiten, viel zerdrückten Hut in der Hand, den Teppich übergeworfen, das Pechmännlein. Er hielt die linke Hand in der Tasche, und als Gunther vor ihm stand, sagte er:

„Hier ist ein Zettel für Sie."

Gunther las, rieb sich die Augen und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, als ob er sich erst wecken müsse.

„Wer hat Dich geschickt?" fragte er.

„Es wird da drin stehen — Unsre Irmgard."

Gunther schaute sich erschreckt um, als er den Namen hier nennen hörte, hier vor der Thür, und drin sitzt der König, die Königin ...

Er ging nochmals an die im Corridor brennende Lampe und las den Zettel wiederholt, da stand's:

„Die Tochter Eberhards ruft Gunther."

Der Mann, der sich seiner stets ruhigen Fassung wohl rühmen durfte, mußte sich am Treppengeländer halten und konnte geraume Zeit kein Wort hervorbringen. Er schaute um, der Blick des Pechmännleins begegnete ihm.

„Wer bist Du?" fragte er endlich.

„Ich bin vom Freihof, die Walpurga ist mein Schwesterkind —"

„Gut, geh' vor das Haus, warte auf mich, ich komme sogleich."

Das Pechmännlein ging, und Gunther sammelte all' seine Kraft, um wieder hineinzugehen in den Spielsaal, sich dort zu beurlauben und zu sagen, daß ein Schwerkranker ihn rufe; er wußte nicht, wie er das mit ruhiger Stimme vorbringen sollte vor allen denen, die das so nahe angeht, aber er hoffte, daß es ihm gelingen werde.

Da traten glücklicherweise Bronnen und seine Braut, die noch im stillen Abend durch den Garten gewandelt, in das Thor.

„Gut," rief Gunther ihnen entgegen. „Paula, schicke mir meinen Hut heraus, und Sie, lieber Bronnen, entschuldigen mich bei Ihren Majestäten, ich muß augenblicklich zu einem Schwerkranken. Ich bitte aber, jedes Aufsehen zu vermeiden, und Paula, sage der Mutter erst davon, wenn ihr nach Hause geht; ich komme heut' Nacht nicht nach Hause."

„Kann nicht Doctor Sixtus gehen?" fragte Bronnen.

„Nein. Bitte, fragen Sie nichts mehr. Morgen früh bin ich wieder gut zu Hause, oder wenn ich nicht komme, so werde ich mich bei der Tafel am Wasserfall einfinden.“

Das Brautpaar ging in die inneren Gemächer und bald brachte ein Lakai den Hut Gunthers heraus.

Gunther ging rasch mit dem Pechmännlein davon, nur einmal schaute er zurück nach den hell erleuchteten Fenstern der Meierei und dachte der Menschen, die dort sorglos und nichts ahnend sitzen. Wie wird erst sie das erschrecken, was ihn so mächtig faßte! Auf dem Weg bis zu seinem Haus sprach er nur oberflächlich mit dem Pechmännlein; er wollte nichts Näheres fragen, denn er konnte nicht wissen, ob nicht eine Antwort des Boten etwas ausspreche, das, von einem Lauscher gehört, das Geheimniß vorzeitig verrathe, und er arbeitete noch in sich selbst daran, wie das Alles zu ordnen und zu schlichten sei.

Erst in der Nähe seines Hauses fragte Gunther:

„Was fehlt der Kranken? Worüber klagt sie?“

„Sie klagt über nichts, sie hat nur ein hitziges Fieber und hüstelt schon lang.“

„Ist sie bei vollem Verstand?“

„Wie immer, ganz ordentlich, im Schlaf ruft sie nur manchmal Victoria! sagt die Gundel; das ist meine Tochter —“

„Gut, warte hier,“ sagte Gunther am Hause, „ich werde Dir etwas zu essen und zu trinken herabschicken; sprich aber zu Niemand davon, wer Dich hergeschickt.“

Cornelia saß, ihrem blinden Vetter vorlesend, bei der einsamen Lampe. Der Blinde hatte nur von dem Schrecken des Hagelwetters erzählt; was er im Herzen erlebt, verschwieg er. Er hatte fast den ganzen Tag geschlafen, jetzt war er wieder erfrischt. Cornelia erschrak, als sie den Vater sah, aber er beruhigte sie. Schnell war seine Handapotheke, erfrischende und stärkende Nahrungsmittel in wohlverschlossenen Kapseln bereit, Alles wurde auf das Maulthier gepackt. Gunther ritt davon, das Pechmännlein schritt neben ihm her; man sah dessen Antlitz kaum, denn sein breitkrämpiger Hut

hatte das Gewitter von gestern noch nicht verwunden. Erst als man die Häuser des Städtchens hinter sich hatte, fragte Gunther:

„Wie weit ist es bis zu der Kranken?“

„Zum Fußgehen wär's bergan in drei Stunden zu machen, ich bin schon oft weniger daran gegangen, aber zum Reiten ist's eine gute Stunde mehr.“

Als man in den Wald einritt, hielt Gunther an und sagte:

„Komm' näher. Also Du bist der Ohm von der Walpurga?“

„Freilich, der leibliche Bruder von ihrer Mutter und auch der einzige, zwei andere sind schon jung gestorben.“

„Wie nennst Du die Kranke?“

„Wie sie heißt — Irmgard.“

„Und seit wann ist sie bei euch?“

„Seitdem der Hansei den Hof gekauft hat. Sie ist damals gleich vom See aus mit uns gekommen. Sie ist aber krank gewesen, sie sagen, sie sei ein bischen verrückt; ich glaub' das nicht, sie hat ihren rechten Verstand, eher zu viel als zu wenig.“

„Und weißt Du nicht, wie sie mit ihrem Familiennamen heißt?“ fragte Gunther.

„Ich hab' nie danach gefragt.“ Und nun erzählte das Pechmännlein in redseliger Weise vom Leben der Irmgard und wie sie jahrelang eine Binde um die Stirn getragen und nie abgelegt habe, bis sie auf die Alm gekommen sei. Das Pechmännlein schilderte das ganze Leben der Irmgard so herzergreifend, daß Gunther anhielt, dem Alten die Hand reichte und sagte:

„Du bist ein guter Mann.“

Ohm Peter ließ sich das gefallen, behauptete aber, so gut wie die Irmgard gäbe es Niemand auf der weiten Welt.

Ueber den Weg rannten überall schnelle Wässerlein, und das Pechmännlein erzählte von dem Gewitter gestern Abends, wie das so grausig sei, wenn die Luft plötzlich zu Steinen wird und auf Einen loshämmert, und wie er dem Blinden geholfen und was der ihm versprochen. Oft nahm er das Maulthier am Zügel, führte es eine steile Vertiefung hinab, durch einen Bach und dann wieder aufwärts.

„Sie müssen auch schon Vieles erlebt haben, Herr Doctor," sagte das Pechmännlein; er hätte sich auch gern von dem Manne unterhalten lassen auf dem langen Weg, und er könnte, auf dem Maulthier sitzend, besser sprechen, als er, der nebenher geht; er spürte es auf der Brust, daß ihm das Sprechen bergauf nicht gut ist. Als hätte Gunther das errathen, stieg er ab, da man jetzt auf einer Hochebene anlangte, und hieß das Pechmännlein aufsitzen. Ohm Peter machte viel Umstände, gab aber zuletzt nach und stieg auf; als es aber jetzt wieder bergan ging, stieg er schnell ab und Gunther mußte wieder reiten.

„Wenn unsere Irmgard jetzt von uns fort will," sagte das Pechmännlein, „dem Herrn Doctor übergeb' ich sie gern; sie kann auch gar schön Zither spielen, und wenn sie wieder gesund ist, die kann man alle Künste lernen lassen, der ist gar nichts verborgen. Aber ich hoffe, sie bleibt bei uns, sie ist verscheucht und geht nicht gern unter Menschen."

Es war, als ob er die Gedanken Gunthers geahnt, denn dieser hatte sich eben in die Vorstellung versenkt, wie er Irma noch vor dem Hof verborgen halten wolle, um sie dann zu sich ins Haus zu nehmen; er sah sie im Geist schon neben seiner Frau und Cornelia sitzen, und er hatte für Paula wieder eine Tochter gewonnen.

Im Walde war es dunkel und nur die Sterne glitzerten darüber.

„Jetzt ist Mitternacht vorüber," sagte das Pechmännlein, als man wieder auf der Höhe eines Vorberges anlangte, „da drüben geht der Mond auf."

Gunther schaute zurück und sah den Halbmond sich erheben, er sah aus wie ein Trümmer im weiten Aether ...

„Da sind schon von unsern Kühen," sagte das Pechmännlein, und seine Stimme wurde heller, „das ist die Amsel, die hat die bimbelige Schelle und verlauft sich immer am weitesten, aber es ist keine halbe Stunde mehr, bis wir daheim sind."

Wortlos ging es des Weges weiter, und endlich war man bei der Alm angekommen. Ein Lichtschimmer drang durch den Ausschnitt im geschlossenen Laden am Kammerfenster.

Gunther stieg ab.

„Ich will zuerst hineingehen und ihr sagen, daß der Herr da ist," sagte das Pechmännlein leise.

Gunther nickte.

Bald kam er wieder heraus und sagte:

„Sie schläft, aber sie hat flammrothe Backen, und die Gundel sagt, sie hat oftmals aus dem Traum gerufen: Vater! und auch Victoria! sie muß Gutes träumen."

Gunther ging in die Hütte. Er stand erstarrt, als er Irma sah.

„Was ist das?" fragte er das Pechmännlein, da sich das Gemszicklein zu Füßen Irmas aufrichtete und den Fremden groß anschaute.

„Das ist ein Gemszicklein, das ich gestern gefunden hab', sie hat's gern," erwiderte das Pechmännlein leise.

Gunther hieß das Pechmännlein und Gundel das Zimmer verlassen, er setzte sich still neben das Bett. Er befühlte den Puls Irmas, er betastete ihre Stirn; das Pechmännlein fragte noch leise: „Wie steht's?"

Gunther zuckte die Achseln und bedeutete ihm, hinauszugehen.

Das Pechmännlein eilte auf den Heuboden, weckte Franz und befahl ihm, hurtig zum Bauer und zur Bäuerin hinabzugehen und zu sagen, sie möchten gleich heraufkommen, die Irmgard sei schwer krank.

Er legte sich selbst in das Heu, er war wie zerbrochen in allen Gliedern, so müde war er sein Lebtag nicht gewesen; aber er fand weder Ruhe noch Schlaf, und bald stand er wieder vor der Hütte, am Ladenfenster lauschend.

Gunther saß indeß bei der Kranken. Sie bewegte sich manchmal hin und her, aber sie öffnete die Augen nicht; auch das Zicklein zu ihren Füßen schlief wieder.

Gunther hatte das Licht aus dem Zimmer gebracht und saß im Dunkeln.

„Es wird Tag! Ich will den Tag sehen!" rief Irma, plötzlich sich aufrichtend.

Ein dämmeriger Strahl fiel durch den Ladeneinschnitt.

„Ich will den Tag sehen!" rief Irma nochmals, und das Pech-

männlein draußen öffnete die nur angelehnten Fensterladen. Ein breiter Lichtstrom drang herein. Ueber das Antlitz Irmas zog ein Glanz, sie streckte Gunther beide Hände entgegen, er faßte sie, sie küßte ihm mit fiebernden Lippen die Hände.

„Du hast Großes vollbracht," sagte Gunther, „Du hast eine Kraft bewährt, die ich bewundere. Halte sie fest."

„Ich danke Dir. Mein Vater kommt in Dir zu mir. Lege Deine Hand auf meine Stirn."

„Ich halte meine Hand auf Deine Stirn und segne Dich im Geiste Deines Vaters, und mit diesem Kusse küsse ich Dir alle Schmerzen weg. Du bist frei."

Irma lag ruhig und Gunther hielt seine Hand auf ihrer Stirn und draußen stieg das Morgenroth immer höher und das Licht umfloß im goldenen Schein das Gemach.

Gunther ging hinaus und holte Irma eine stärkende Medicin. Sie fühlte Labung und Erfrischung.

„Ich weiß, daß ich jetzt sterbe," sagte sie mit klarer Stimme. „Ich bin glücklich, daß ich im Bewußtsein gelebt, im Bewußtsein sterben kann."

Sie übergab Gunther das Tagebuch und sagte, daß ihr darin niedergeschriebener Wunsch, wo sie beerdigt sein wolle, nicht gelten solle; der Ohm wisse, wo ihr Lieblingsplatz gewesen, dort wolle sie begraben sein, und kein Merkmal solle ihr Grab bezeichnen.

Gunther hatte ehedem gesagt, daß er schon viele im Tod erstarrende Hände in der Hand gehalten — an einem Todtenbett wie das Irmas hatte er noch nicht gesessen.

Siebzehntes Capitel.

„Ich hab's gewußt, ich hab's geahnt!" jammerte Walpurga, als Franz die Nachricht von der schweren Krankheit Irmas auf den Freihof brachte. Ich hab's gewußt, daß sie nicht wiederkommt," wiederholte sie oft und meinte und rang die Hände und kniete an dem Stuhl nieder und preßte den Kopf auf die gefalteten Hände.

„Das hilft jetzt nichts," sagte Hansei und legte seine Hand auf ihre Schulter. „Steh' auf, Du bist doch sonst nicht so. Komm, es wird nicht so arg sein, und was es auch sei, jetzt ist nicht Zeit zum Weinen und Jammern; jetzt wollen wir thun, was zu thun ist."

„Was kann ich thun? Was soll ich thun?" wendete Walpurga ihr thränendes Antlitz zu Hansei.

Er half ihr auf, daß sie stand und er sagte:

„Der Franz berichtet ja, es ist ein Doctor oben, der eine Apotheke bei sich hat, und jetzt wollen wir essen und dann wollen wir auch hinauf."

„O lieber Gott, ich kann ja keine drei Schritte gehen; mir sind meine Knie wie abgeschlagen."

„So bleib' Du da und ich geh allein."

„Allein willst mich lassen? Was soll ich denn dann machen?"

„Das weiß ich nicht; leg' Dich ins Bett, vielleicht kannst Du schlafen."

„Ich will kein Bett, ich will keinen Schlaf, nichts will ich, ich geh' mit, und wenn ich unterwegs sterbe, ist mir auch recht."

„Sag' so was nicht, Du versündigst Dich an mir und an den Kindern," lag Hansei auf den Lippen, aber er machte eine schnelle Bewegung mit der Hand, als drücke er die Worte wieder zurück; es ist nicht nöthig, daß sie laut werden. Wenn Frauen zu klagen anfangen, untermischt mit Mitleid über sich selber, wissen sie nicht, was sie sagen.

Hansei brachte seiner Frau die besseren Kleider herbei, denn sie war so benommen, daß sie nicht mehr wußte, wo etwas liegt und wie man's anzieht. Hansei zeigte sich als gar nicht ungeschickter Kammerdiener.

„Jetzt andere Schuhe mußt Du Dir selber anziehen," sagte er endlich.

Unter Thränen lächelnd schaute ihn Walpurga an; sie merkte erst jetzt, wie er ihr so treulich und demüthig geholfen hatte. Mit frischer Stimme sagte sie:

„Ja ich kann! Du hast mir geholfen, daß ich's spüre, ich kann gehen."

Hansei ließ das Essen hereinbringen und setzte sich geruhig nieder, nachdem er Bergstock, Waidsack und Hut neben sich zurecht gelegt. Auch Walpurga mußte sich an den Tisch setzen, sie aß nur wenig, Hansei aber hatte die Tugend, zu jeder Zeit gehörig essen zu können; er lud tapfer auf und seine Mienen sagten: wenn man sein gehörig Essen im Leib hat, dann kann man schon fester Alles auf sich nehmen, mag kommen, was will.

Er schnitt sich noch zu guter Letzt ein tüchtig Stück Brod ab, steckte es ein und stand auf.

Die Kinder wurden der Obermagd übergeben und noch einer Taglöhnerin befohlen, auch im Hause zu bleiben. Die beiden Eheleute gingen davon.

Als man schon eine große Strecke gegangen war, kam Burgei den Eltern nachgelaufen und schrie: „Ich will auch mit! Ich will auch mit zur Base Irmgard!"

Es war nicht anders zu machen, man mußte das Kind mitnehmen, denn die große Strecke wollte man es nicht allein zurückgehen lassen, und keines von den Eltern wollte es zurückführen.

„Du bist ein böses Kind, ein arg böses, jetzt muß ich Dich tragen und Du bist schon so groß," sagte Walpurga und nahm das Kind auf den Arm. Hansei nickte. Es ist gut, wenn das Kind dabei ist, da wird seine Frau, die über Alles hinaus ist, doch nicht gar so sturm sein können, wenn das Aergste eintritt.

Walpurga, die nicht geglaubt hatte, allein gehen zu können, trug nun das Kind, und schritt rasch fürbaß.

„Jetzt laß die Burgei wieder laufen, und wenn sie dann müd' ist, trag' Ich sie," sagte Hansei.

So lang der Weg Raum bot, ging das Kind zwischen den Eltern, als er schmal wurde, ließ man es voraus gehen. Man kam nur langsam vorwärts wegen des Kindes; Hansei nahm es auf den Arm und es schlief bald ein.

Leise begann Walpurga:

„Jetzt muß ich Dir's sagen, Hansei, jetzt mußt Du mir's abnehmen, wer unsere Irmgard ist."

„Und ich sag' Dir nochmals, ich will's nicht wissen; sie allein

muß mir's sagen, wenn sie am Leben bleibt, und wenn sie todt ist, kannst Du mir's nachher auch noch sagen."

„Todt!" schrie Walpurga, „Du weißt mehr? Hat Dir der Franz was im Geheimen gesagt?"

„Der Franz hat mir nichts gesagt, was Du nicht auch gehört hast."

„Warum sprichst Du aber so vom Tod?"

„Weil Eines, das schwer krank ist, auch schnell sterben kann. Sei doch ruhig."

„Ja, ja, ich weiß gar nicht mehr, daß das der Wald ist, und ich mein', ich seh gar nichts mehr. Steh' einmal still. Es ist ein Doctor oben, der kennt sie, und es werden noch Andere kommen, die sie kennen; der bei uns gewesen, ist ihr Bruder, und jetzt werden sie kommen und werden unsere Irmgard holen und mit fortnehmen."

„Wenn sie fortgehen will und mit klarem Verstand zustimmt, da können wir nichts dagegen," beruhigte Hansei, „das aber sage ich und da bringt mich Niemand davon: so lang' sie so krank ist, daß sie nicht selber sagen kann, was sie will, da leid' ich's nicht, daß sie etwas mit ihr anfangen. Ich bin der Hansei und ich bin ihr Annehmer, ich lass' ihr nichts geschehen — jetzt da bitt' ich Dich, steh' mir bei und red' mir nichts drein; Du weißt, was ich sag', das ist."

„Ja, ja, Du hast Recht," stimmte Walpurga ein, und die entschlossenen Worte Hanseis schienen ihr körperliche Kraft einzuflößen, daß sie den steilen Bergweg hinanstieg ohne die mindeste Beschwer, ja es war fast, als ob Hansei sie selbst mit auf den Arm genommen hätte zu dem Kind. Aus diesem Gedanken heraus sagte sie plötzlich:

„Weißt noch? Du hast mich auch einmal tragen wollen, daheim am See. O lieber Gott, ich mein', wir müssen ganz andere Menschen gewesen sein damals, da haben wir noch gar nichts von der Welt gewußt."

„Es ist uns just nicht übel bekommen, daß wir etwas davon wissen und etwas davon haben," entgegnete Hansei. Seine Stimme war laut und das Kind erwachte. „So, jetzt lauf' wieder," schloß er.

Man machte Rast; Hansei erinnerte sich seines Stück Brodes, und einen guten Bissen davon in den Mund steckend, sagte er, mit dem Messer nach dem Thale zeigend:

„Da drüben lauft unser Bach, und von hier aus ist's nur eine Stunde nach dem Städtchen, wo die Stasi wohnt."

„Nur eine Stunde von hier aus?" fuhr Walpurga auf, „da lauf' ich hin. Das ist ja die beste Hülfe, die einzige. Hansei geh Du voraus mit dem Kind, geraden Wegs auf die Alm; ich komm' bald nach, vom Städtchen aus, und ich bringe Gutes mit."

„Weib, bist Du närrisch geworden? Mach' mich nicht auch verrückt. Jetzt willst Du fort? So nah bei der Todtkranken?"

„So muß ich Dir sagen: Die Königin ist unten, und die Königin allein kann helfen. Behüt' Dich Gott, Hansei, und behüt' Dich Gott, Burgei, ich komm bald nach."

Fort rannte sie, den Wald hinab, nach dem Bach, am Ufer entlang, dem Städtchen zu.

„Wo ist die Mutter? Mutter, Mutter!" klagte das Kind.

„Sei ruhig," tröstete Hansei, „die Mutter hat da unten noch ein Kind, und das ist ein Prinz, und der schickt Dir goldene Kleider."

„Ist das ein verzauberter Prinz, den die Mutter erlöst? Was ist er denn jetzt?"

„Ja, er ist verzaubert," beschwichtigte Hansei; er glaubte damit fertig zu sein.

„In was denn aber ist er verzaubert?" fragte das Kind.

„In einen Kukuk. Aber jetzt laß mich in Ruh'. Kein Wort mehr! Sei still!"

In seltsamen Gedanken gingen Vater und Kind den Berg hinan. Hansei begriff nicht, wie seine Frau jetzt die Freundin verlassen und zur Königin gehen kann — vielleicht ist da etwas zusammen gehandelt. Hansei schüttelte den Kopf, Dinge, die er nicht auseinander wirren konnte, warf er von sich. Man muß jetzt einmal sehen, was man für die Kranke thun kann. Das ist die Hauptsache. Er hob sich schon in den Schultern, er war entschlossen, wenn der Arzt es für gut hielte, Irmgard auf den Armen herabzutragen nach dem Freihof.

Das Kind aber wandelte, mit großen Augen dreinschauend dahin. „Er ruft, er ruft!" sagte es leise. „Meine Mutter erlöst Dich." Ein Kukuk rief durch den von der Mittagssonne durchschimmerten

Wald; sein Ruf war bald näher, bald entfernter, und jetzt flog er über die Wandelnden weg und rief nach seiner Art im Fliegen.

Hansei kam mit dem Kinde auf der Alm an. Der Ohm und Gundel gingen ihm traurig entgegen.

„Sie lebt noch, aber nicht mehr lang," berichtete der Ohm und trocknete sich mit dem Aermel die Thränen. „Der Doctor läßt Niemand von uns mehr zu ihr. Wo ist denn die Bäuerin?"

„Sie kommt bald nach," erwiderte Hansei; er hatte zu thun, die Kühe abzuwehren, denn sie kannten ihren Herrn und kamen zu ihm heran, um, wie sonst immer, eine Handvoll Salz von ihm zu bekommen, aber dießmal hatte er vergessen, es mitzubringen, und was man hier oben hatte, lag drin in der Kammer, die man jetzt nicht betreten durfte.

Hansei befahl dem Handbuben, die Kühe weit weg zu treiben, damit die Kranke das Schellengeläute nicht höre. Das war Alles, was er jetzt für Irma thun konnte. Er setzte sich traurig auf die Bank vor der Hütte, hob ein Stück Schnitzholz vom Boden und betrachtete es hin und her, als ob er wunder was daran sehe. So saß er lange. Dann übergab er Burgei der Gundel und ging auf den Weg der am andern Abhang des Berges nach dem Städtchen führte, seiner Frau entgegen. Sie kam lange nicht. Er ging weiter im Wald, und heute, wie immer, wenn er hier heraufkam, ärgerte er sich, daß da drüben auf den Felsen, die zu seinem Grunde gehören, so schöne Bäume stehen, denen man nicht beikommen kann, um sie zu fällen. Eine Elster, die oben auf einer schönen Tanne saß, schnatterte und schien ihn zu verspotten. Indem er mit der ganzen Hand sich mehrmals über das Gesicht auf- und abfuhr, wurde Hansei erst inne, an was für Dinge er jetzt mitten in diesem Elend gedacht hatte. Es war nichts Unrechtes — das ist es nie, aber das gehört jetzt nicht hieher, und aufs Neue, als ob er das Elend jetzt zum Erstenmal erführe, kam wieder der Jammer über ihn.

Er kehrte um und ging nach der Hütte zurück. Der Leibarzt trat heraus.

„Ihr seid wol der Bauer?" fragte er.

„Ja. Und Sie der Herr Doctor?"

„Ja."

„Und wie steht's?"

„Ich glaube, daß sie nicht vor dem Abend stirbt."

Hansei traten die Thränen in die Augen.

Der Ohm bat Gunther um die Erlaubniß, das Gemszicklein heraus zu holen. Es ward ihm gewährt. Er brachte es, kaum hörbar auftretend, gab ihm zu trinken und trug es wieder hinein zu Füßen der Kranken.

„Sie hat die Augen aufgemacht und mir zugewinkt, sie hat aber kein Wort gesprochen, dann hat sie die Augen wieder zugemacht," berichtete der Ohm.

Hansei bat, daß er Irmgard nur noch einmal sehen dürfe. Er durfte durch den Spalt sehen, während Gunther wieder ins Krankenzimmer eintrat. Hansei wendete sich wieder auf den Weg nach dem Städtchen, und auf seinem ganzen Gang weinte er, daß es ihm immer Herzstöße gab.

„Der Ohm hat Recht, sie ist wie ein Engel geworden," sagte er vor sich hin.

Das am ersten Almtage geborene Stierkalb schien sich besondere Anrechte auf den Bauer bewußt; es lief ihm trotz allen Zurückjagens immer wieder nach und blöckte ihn bettelnd an um Salz. Hansei befriedigte es durch das letzte Stück Brot, das er noch bei sich hatte.

Er mußte sich im Wald niedersetzen, und hier weinte er und schaute manchmal verwirrt um sich: wie ist es nur möglich, daß die Sonne noch so schön scheint und der Kukuk ruft und der Habicht krächzt, und dort verathmet ein Mensch . . . .

„Was nur Walpurga jetzt von der Königin will? Da oben ist ihr Platz," dachte er dann immer wieder in sich hinein.

Achtzehntes Capitel.

Am Bache entlang war Walpurga den Berg hinabgeeilt. Sie sah bald das Städtchen und die Meierei, auf deren Dachspitze eine hellfarbige Fahne flatterte.

Walpurga setzte sich Athem holend eine kurze Rast auf einen Fels am Bach. Ein Kukuk flog über ihr weg bergauf.

„Das ist ein böser Angang," sagte sie vor sich hin.

Sie schritt voran nach der Meierei. Da sah sie durch das Eisengitter einen Knaben in hellem Gewand und mit einem Federhut auf den langen blonden Locken im Garten spielen. Das Herz im Leibe wollte ihr zerspringen, sie faßte krampfhaft nach einer Eisenstange des Gitters. Sie schritt nach der Eingangsthür des Gartens.

„Frau von Gerloff ... der Prinz ... mein Kind, mein Kind," schrie sie, stürzte auf den Prinzen zu, kniete im Gras nieder und umhalste und küßte ihn.

Der Knabe schrie laut.

„O, das ist seine Stimme!" rief Walpurga.

Frau von Gerloff war erschrocken einen Augenblick wie angewurzelt festgestanden, jetzt kam sie herbei und wehrte Walpurga ab; auch Diener kamen hinzu. Der Prinz verbarg sich an Frau von Gerloff.

Walpurga kniete im Gras und konnte nicht aufstehen.

„Er kennt mich nicht mehr! Er kennt mich nicht mehr und ich bin seine Amme!" klagte sie verwirrten Blickes zu den Umstehenden. Die Stimme schien eine Wirkung auf das Kind zu üben. Es wendete sein Gesicht um, es war glühend roth, in seinen Wimpern hing noch eine Thräne, aber sein Antlitz lächelte.

„Grüß Gott," sagte er — das war das Wort, das man ihm für den Landaufenthalt eingeübt hatte.

„Grüß Gott kann er sagen ... o, er kann ja reden! O lieber Gott, er kann reden! Jetzt sag' einmal Walpurga, Kind! Kannst Du Walpurga sagen?

„Walpurga!" wiederholte der Knabe.

Die Königin kam herbei, in ihrem Geleit die Gräfin Brinkenstein und Paula.

Walpurga wollte auf sie zueilen, aber die Königin wehrte ab und befahl Frau von Gerloff, den Prinzen hinwegzuführen. Der Prinz wurde aus dem Garten geführt; aber er schaute doch noch einmal um nach Walpurga, und sie nickte ihm zu und vergaß ganz, daß die Königin vor ihr stand, bis diese sagte:

„Du hast Dich hier hereingedrängt und mußt doch wissen, daß wir Dich nicht mehr sehen wollen und Du weißt auch warum."

„Ich will mich jetzt nicht vertheidigen, ich will was Anderes," drängte Walpurga.

„Was willst Du?" fragte die Königin.

In hastigen Worten, oft absetzend, schwer athmend, sagte Walpurga:

„Frau Königin, man kann schlecht angesehen werden, man kann gar nicht gesehen sein in der Welt und doch brav sein. Sie und ich, wir sind jetzt gesund und können das ein andermal ausmachen. Frau Königin, ich hab' zwei Worte zu sagen, ganz allein. Frau Königin, um aller Barmherzigkeit willen — es wird Ihnen in Ihrer Sterbestunde gut thun, Frau Königin, Sie müssen auch sterben — Frau Königin, ich bitte um aller Barmherzigkeit willen, hören Sie mich an, allein, nur eine Minute! Schicken Sie die Andern fort. Wir haben keine Zeit!"

Die Königin winkte der Gräfin Brinkenstein und Paula, daß sie sich zurück zögen. Sie stand allein mit Walpurga, und diese sagte — es gab ihr einen Herzstoß dabei:

„Irma lebt."

„Was sagst Du?"

„Vielleicht ist sie in diesem Augenblick schon todt, sie liegt im Sterben."

„Ich verstehe Dich nicht — bist Du wahnsinnig?"

„Nein, Frau Königin. Setzen Sie sich ... hier auf die Bank ... Sie zittern ja am ganzen Leib. Ich hab's ungeschickt gemacht, aber ich hab' nicht anders gekonnt, aber was liegt jetzt an mir? Meinetwegen machen Sie mit mir, was Sie wollen — Irma lebt. Vielleicht nur noch diesen Tag, vielleicht den nicht mehr aus. Frau Königin, Sie müssen mit mir, Sie müssen zu ihr. Es ist das Einzige, was sie noch auf der Welt haben kann ... Ein Wort ... Eine Hand ..."

Gräfin Brinkenstein und Paula kamen herbei, da sie sahen, wie die Königin sich leichenblaß zurücklegte. Als die Königin das Rauschen der Gewänder hörte, richtete sie sich auf:

„Walpurga, sag' noch einmal, was Du gesagt!"

Walpurga wiederholte, daß Irma noch lebe, und fügte hinzu, sie

sei jetzt im vierten Jahr bei ihr verborgen, und Gunther sei bei ihr oben auf der Alm.

Auch die beiden Damen standen erstarrt, aber Walpurga wendete sich wieder zur Königin und rief:

„Um Gottes willen, versäumen Sie keine Minute mehr! Kommen Sie mit mir, zu ihr! Frau Königin, da drin wohnt die Stasi, die hat damals das Gebet für die Königin auf mich gewendet. Frau Königin, wenn Sie selber nicht vergeben, wie soll man noch für Sie beten? Frau Königin, denken Sie, wie es Ihnen damals in der heiligen Nacht im Herzen gewesen! Frau Königin, stehen Sie auf, werfen Sie Alles hinter sich, und behalten Sie ihr gutes Herz allein. Frau Königin ..."

„So laß Ihre Majestät in Ruhe!" fiel Gräfin Brinkenstein ein.

Aber Walpurga fuhr fort:

„Frau Königin, wenn Sie sterben, haben Sie keine Hofdamen bei sich und nichts — Lassen Sie einmal im Leben jetzt eine Stunde Alles dahinter und kommen Sie mit mir allein und fragen Sie nach weiter gar nichts! Ehe die Nacht hereinbricht ist sie todt! Sie können an dem Tag eine Gutthat thun, die in alle Ewigkeit bleibt."

„Ich will zu ihr — ich muß!" sagte die Königin aufstehend, und ging der Meierei zu; ihr Schritt war rasch und ihre Wangen glühten.

„Majestät," warf die Oberhofmeisterin ein, „der gnädigste Herr sind ausgeritten und kommen zur Tafel am Wasserfall. Wollen Eure Majestät nicht abwarten?"

„Nein!" erwiderte die Königin, ihr Ton war scharf, es schien, als ob diese Formfrage eine strenge Gedankenreihe verletzt und durchschnitten. „Ich bitte," setzte sie hinzu, „mich auf meine Verantwortlichkeit handeln zu lassen."

„Majestät, es giebt keinen Fahrweg nach der Alm," setzte Gräfin Brinkenstein milder hinzu.

„Aber einen Reitweg bis zum letzten Stück, fast ganz bis an die Hütte," erwiderte Walpurga, „und da ist ja der Mann von der Stasi, der ist ja Förster, der weiß alle Wege; ich will ihn rufen."

Sie eilte in die Amtswohnung des Inspectors und brachte ihn mit heraus.

Der Inspector bestätigte, daß man eine gute Strecke fahren könne, und von da aus könne man reiten.

Die Königin befahl, daß er sogleich mit den Reitpferden voraus eile; sie zog sich in ihre Gemächer zurück und bald darauf fuhr sie mit Paula, Sixtus und Walpurga den Bergen zu; auf dem Hintersitz saßen zwei Lakaien.

Die Braut des Mannes, der Irma geliebt, und die Gattin des Mannes, dessen Liebe Irma erwidert hatte, saßen neben einander, um an ihr Sterbebett zu eilen.

Erst im Fahren gewann man wieder freien Athem.

Walpurga erzählte. Von dem gleichmäßigen Leben Irmas war wenig zu berichten, um so mehr verweilte Walpurga bei der Mittheilung des Ohms, wie Irma mit demselben, verhüllt nach der Residenz gewandert und bei der Sommerburg noch einmal die Königin und den Prinzen gesehen habe. Oft von Weinen unterbrochen, berichtete sie dann, wie Irma die sterbende Mutter gepflegt, und wie die Mutter, die Alles gewußt, Irma noch in der letzten Stunde gesegnet habe.

Die Königin hielt das Tuch vor die Augen und reichte Walpurga still die Hand.

Je mehr Walpurga erzählte, um so reiner und verklärter erschien Irma. Die Königin wendete sich zu Paula und sagte:

„Das ist ein Leben im Tod — dazu gehört unfaßbare Heldenkraft.“

„Es giebt auch in unseren Tagen noch Heilige,“ erwiderte Paula. „Alles, was vordem je schön, groß und echt war in der Welt, ist gewiß noch in der Welt, wenn auch zerstreut, verhüllt.“

Mitten aus allem gegenwärtigen tiefwühlenden Schmerz leuchtete ein heller Strahl im Auge der Königin auf. Sie sah auf Paula: Gunther ist nicht mehr bei Dir, aber in Zukunft wird sein Bestes bei Dir sein in seinem Kinde.

Noch einmal mußte Walpurga von jenem Morgen am See erzählen, dann schilderte sie auch die schönen Arbeiten Irmas, aber sie merkte bald, daß die Königin nicht mehr zuhörte und schwieg.

Still fuhr man dahin.

Der Fahrweg war zu Ende, man verließ den Wagen und stieg zu Pferde. —

Bald darauf, nachdem die Königin abgefahren war, kam der König mit Bronnen von der Jagd in die Meierei zurück. Sie waren voll frisch gestärkter Kraft, und der König fragte, ob seine Gemahlin sich schon nach dem Wasserfall begeben, denn sie hatte den Wunsch ausgesprochen, dort zu zeichnen.

Gräfin Brinkenstein war in einer Verlegenheit, die ihr, zum Erstenmal im Leben, alle Fassung rauben wollte. Sie hatte gewiß auch alles gebührliche tiefe Mitleid mit Irma, aber — sie hatte verborgen gelebt, sie hätte nun auch verborgen sterben sollen. Wozu diese nochmaligen Aufregungen? Sie schüttelte den Kopf über diese excentrischen capriciösen Menschen, die nicht einmal gebührendermaßen todt sind, wenn man sie schon lang betrauert und vergessen hat.

Sie berichtete nun mit stockender Stimme dem Könige, wohin die Königin gefahren und was vorging; sie wagte kaum zu betonen, daß die Königin auf ihre eigene Verantwortung und gegen alle Hofordnung sich allein mit Paula und Hofrath Sixtus nach den Bergen begeben.

Der König stand still, schaute zur Erde und sprach lange kein Wort. Der Boden vor seinem Auge zitterte, Alles schwankte wie in einem Erdbeben und die Schrecken der Verwüstung fuhren durch seine Seele.

Was er jahrelang im Innersten gelitten und gebüßt, stand wieder auf. Er hatte gearbeitet, gerungen und entsagt und Niemand dankte ihm, am wenigsten sein eigen Herz, denn er war ein Schuldbeladener, der Gutes thun will und in tiefer Demuth erkennen muß, daß ihm das doch noch gestattet ist.

Er preßte zitternd die geballte Faust auf die Stirn, seine Wangen brannten, während Fieberfrost die Glieder schüttelte: Dank dem gütigen Geschick, daß sie noch lebt! Die Todesschuld ist von der Seele genommen. Und auch sie soll erkennen, welch ein Strafgericht sich in mir vollzogen und was aus mir geworden. . . .

In diesen wenigen Minuten hatte der König alle die stillen Qualen

der vergangenen Jahre auf's Neue durchgelebt. Wie aus der Unterwelt auftauchend blickte er jetzt um sich. Die Bäume, die Häuser, die Berge stehen noch fest, es ist kein Erdbeben hereingebrochen. Er sah Bronnen an und reichte ihm die eisigkalte Hand, während er kaum hörbar flüsterte:

„So ist Ihre Ahnung von damals auf dem Jagdschloß wahr geworden.“

Seine Stimme war heiser. Er befahl, daß man frische Pferde sattle und ein zweiter Wagen nachgeschickt werde.

Er ritt mit Bronnen der Königin nach.

Neunzehntes Capitel.

Bergan ritt die Königin und neben ihr schritt Walpurga. Das Sonnenlicht fiel schon schräg durch die Wipfel auf den Weg, den gestern in der Nacht Gunther, vom Ohm geleitet, gezogen war; von den Wässerlein, die gestern über den Weg liefen, waren nur noch dünne Spuren da.

Die Königin sprach kein Wort, sie sah Walpurga oft groß an, durch ihre Seele zog eine lange Reihe von Erinnerungen und Erweckungen. Da geht die Frau neben dir, die damals auf deinen Wunsch aus der Heimath gerufen wurde — damals, als du mit dem König und Gunther unter der Hänge-Esche gesessen, warst du mild und verzeihend gegen Gefallene — und Gunther sagte: „Du bist es werth daß Tausende für dich jetzt beten.“ Warst du es damals? Bist du es jetzt werth? Damals warst Du noch nicht verletzt, hattest noch keine Unbill erfahren und es war leicht, verzeihend zu erscheinen — und nun, da du gekränkt worden, bist du in Bitterkeit, in Haß und Tugendstolz versunken und hast dir darin gefallen. Er änderte sein Leben, hat alles Kleinliche, Nichtige, Eitle abgethan und seine ganze Seele in treuer Arbeit seinem Volke gewidmet. Und du? Du wurdest immer herber und starrer, weil du gar so tugendsam. Bist du es denn? Was ist eine Tugend, die nur sich selbst lebt? Und sie, die so schwer fehlte, hat sie nicht noch schwerer gebüßt? Groß und hoch

über dir steht sie, die Sünderin. Für mich ist sie gestorben; und was habe ich aus diesem Tod gemacht? Ich habe meinen Gatten allein gelassen in seiner schweren Arbeit, verlassen in seiner höchsten Noth. Ich habe nur für mich gelebt, denn meinem Kinde leben, war auch nur für mich leben — Du hast Mildthätigkeit geübt an Armen und Hülflosen. Aber deine Pflicht? Deine nächste Pflicht? Du konntest dich nicht selbst überwinden . . . Und du hast es gewagt, von dir zu sagen, du seiest des Höchsten fähig, und: ärgert dich dein Auge, so reiße es aus? Gunther hatte Recht: Niemand kann dich erlösen, als du selbst, denn Niemand kann dir so die Wahrheit sagen, als du selbst.

Was hast du gethan in den langen Jahren, in denen sie sich durchrang zur Vollendung und er sich festigte im schönen Thun für sein Volk? Ich bin die Sünderin — — Du mußt noch leben, Irma, du mußt, damit ich dir sagen kann: ich bin unerlöst, wenn du stirbst, ohne daß du mir verziehen, du mir! . . .

In solchen Gedanken ritt die Königin den Berg hinan und immer freier wurde es ihr im Gemüth. Es löst sich der Bann, es hebt sich ein Druck, der doch immer und auf Allem war.

„Ist's noch weit?" fragte sie Walpurga.

Wieder überfiel sie eine Angst — wenn Irma nicht mehr lebt, wenn sie nicht mehr vor ihr sie und sich selbst befreien kann — ? — Ihr Herz zitterte — sie legte die Hand darauf, als müsse es stillstehen, wenn das Herz da oben still gestanden. Immer tiefer, immer inniger und drängender stieg eine Verklärung Irmas in ihrer Seele auf und sie selbst war sich so klein.

„Jetzt sind wir bald am Ziel," sagte Walpurga.

Eine Stimme von oben rief:

„Walpurga!"

Die Stimme tönte vielfach wieder von den Felsenbergen.

„Das ist mein Mann," sagte Walpurga zur Königin, und ebenfalls laut rief sie:

„Hansei!"

Seine Stimme antwortete von oben.

Hansei kam näher, und als er die vornehmen Frauen und Männer zu Pferde sah und die Livreebedienten, zog er den Hut ab und

wischte sich mit der Hand über die Augen, ob er denn auch richtig sehe.

„Wie steht's?" fragte ihn Walpurga.

„Sie lebt noch, aber nicht mehr lang. Ich bin schon eine Stunde von oben fort, wer weiß, was derweil geschehen ist. Der Doctor ist aber bei ihr."

„Von hier an kann man nicht mehr reiten," sagte der Inspector.

Die Königin und Paula stiegen ab, Sixtus und die Diener folgten. Man ging die letzte Anhöhe hinan.

„Das dort, die in dem großen, weiß seidenen Tuch, das ist die Königin," sagte Walpurga mit bedeutsamer Miene zu Hansei.

„Ist mir Eins. Unsere Irmgard ist mehr als alle Menschen. Was Königin!" erwiderte er. „Wenn ein Mensch stirbt, sind alle drum herum ganz gleich; wir müssen Alle sterben und da ist's Eins, was wir noch die paar Jahre sind."

Die Königin schaute nur kurz um nach Hansei. Sie eilte hastigen Schrittes vorwärts, winkte Paula zurückzubleiben und eilte allein fort — sie war ohne Gefolge, aber zu ihrer Rechten und Linken, vor und hinter ihr gingen die Geister der Angst und die der Erlösung — sie mußte durch sie hindurchschreiten. Die Angst rief: Irma ist todt, du kommst zu spät! — und das fesselte ihr den Fuß und wollte ihr den Athem rauben. Die Erlösung rief: Schwinge dich auf — was zögerst du? Du bist frei, du bringst den Frieden und gewinnst den Frieden!

So stritten die Gewalten in ihr und um sie her, und sie wehrte mit den Händen ab.

Die Angst gewann die Uebermacht, und wie ein Hülfeschrei aus der Tiefe rang sich von den Lippen der Königin der Ruf los:

„Irma! Irma!" und Irma! Irma! tönte es wieder und wieder von den Bergen. Die weite Welt ringsum rief den Namen Irma ...

Drin in der Kammer hatte Irma gelegen, Gunther saß vor ihr. Sie athmete schwer. Sie wendete kaum den Kopf und öffnete nur manchmal leicht die Augen.

Gunther hatte die Aufzeichnungen Eberhards mit hinaufgenommen, und er fand eine Stunde, in der er der Tochter die Worte des

Vaters: „Für den Tag und die Stunde, da sich mein Denken verdunkeln will, sei mir dies zur Erleuchtung“ — vorlesen konnte.

Als er die Worte las: — „im Verlorenen und scheinbar Versunkenen ist doch noch Gott“ hatte sich Irma aufgerichtet; sie lehnte sich aber wieder zurück und winkte, daß er weiter lese. Er las:

„und bricht mein Auge — ich habe das Ewige gesehen — mein Blick ist ewig. Frei über alle Verzerrung und Selbstverwüstung hinüber rauscht wieder der ewige Geist.“

Gunther schwieg und legte die Blätter auf das Bett Irmas. Sie hielt die Hand darauf. Nach geraumer Weile erhob sie die Hand, deutete auf die Stirn und sagte, die Augen schließend:

„Und doch hat er mich gezüchtigt.“

„Was er Dir auch gethan,“ entgegnete Gunther, „hat nicht er gethan, nicht sein freier reiner Wille; ein Krampf, ein Rückfall in die Endlichkeit hat es in ihm vollzogen. Im Geiste Deines Vaters und so wahr als ich wünsche, daß in meiner Sterbestunde die Wahrheit in mir lebe, entsühne ich Dich. Du hast Dich entsühnt. Verzeihe ihm, wie er Dir dennoch verziehen. Er würde Dich jetzt segnen, wie ich Dich segne. Sei in Liebe sein gedenk, wie er in innerster Wahrheit in Liebe zu Dir war.“

Irma faßte die Hand Gunthers, die er ihr auf die Stirn gelegt, und küßte sie. Dann sprach sie mehrmals, ohne sich umzuwenden, vor sich hin: „Bleib' bei mir.“

Stundenlang saß nun Gunther an Irmas Bett. Man hörte nichts als den ängstlichen Athem, der immer schwerer wurde.

Als jetzt draußen die Stimmen der Berge ihren Namen riefen, richtete Irma sich auf und schaute rechts und links.

„Hörst Du es auch?“ fragte sie. „Mein Name . . . von Stimmen, Stimmen überall, Stimmen —“

Die Thüre öffnete sich, die Königin trat ein.

„O, endlich bist Du da!“ hauchte Irma tief aufathmend. Sie richtete sich mit der letzten Kraft auf und kniete im Bett; ihr langes Haar floß an ihr nieder, ihr Auge glänzte wundersam, sie faltete die Hände, dann breitete sie die Arme aus und rief in herzzerreißendem Tone:

„Verzeih', verzeih'!"

„Verzeih' Du mir, Irma, meine Schwester, Irma!" schluchzte die Königin und faßte sie in ihre Arme und küßte sie.

Ein Lächeln trat auf das Angesicht Irmas, dann stieß sie einen lauten Schmerzensschrei aus, sank zurück und war todt.

Die Königin kniete an ihrem Bett, Walpurga, die im Hintergrunde gestanden hatte, trat vor und drückte Irma die Augen zu.

Still war's, nur tiefes Schluchzen der Königin und Walpurgas war vernehmbar.

Da nahten sich draußen Schritte.

„Wo? wo ist sie?" rief die Stimme des Königs.

Gunther öffnete die Thür und winkte dem Herbeikommenden mit beiden Händen beschwichtigend zu.

„Todt?" rief der König.

Gunther nickte. Er winkte Walpurga und sie verließ mit ihm die Kammer.

Der König warf sich stumm an der Leiche auf die Kniee.

Die Königin erhob sich, legte ihre Hand auf das Haupt ihres Mannes und sagte:

„Kurt, verzeihe mir, wie ich verziehen habe."

Der König faßte die dargereichte Hand, und Hand in Hand starrten die Beiden noch lange in das Antlitz der Todten, darauf ein lächelnd milder Ausdruck ruhte. Sie schienen sich von dem Anblick nicht trennen zu können. Endlich nahm die Königin ihr weißes Tuch ab und breitete es über die Todte.

Sie verließen die Hütte.

In purpurner Pracht stand die untergehende Sonne am Himmel und ringsum war alles still, lautlos.

Gunther trat zur Königin und übergab ihr das in die Binde eingewickelte Tagebuch mit den Worten: „Dies ist das Vermächtniß Irmas an Sie."

Die Königin ging auf Walpurga zu, reichte ihr still die Hand und küßte das Kind, das Walpurga auf dem Arm trug.

Der König reichte Hansei die Hand und sagte: „Ich danke Dir. Ich sehe Dich noch."

Das Pechmännlein trat zum König und der Königin und sagte:

„Vergelt's Gott, daß Ihr da herauf gekommen seid. Sie hat's verdient."

Der König und die Königin gingen allein dem Walde zu. Das Gefolge hielt sich zurück.

Zwanzigstes Capitel.

Der König und die Königin gingen in den Wald.

Sie gingen Hand in Hand.

Die Nacht brach herein. Die Baumwipfel rauschten.

Die Königin stand still. Mit der ganzen, so lange zurückgedrängten Liebesgluth und aus der tiefsten Erschütterung der Seele heraus umarmte sie ihren Gatten. Sie küßte ihm Mund und Augen und Stirn, und sprach:

„Ich habe die Verklärte um Verzeihung gebeten, sie ist gestorben mit meinem Kuß. Dich bitte ich um Verzeihung, der Du lebst. Ihr habt gebüßt, schwer. — Sie einsam für sich, Du einsam neben mir."

Sie zog ein Amulet hervor, das sie verborgen auf dem Herzen trug; es war der Trauring des Königs.

„Nimm noch einmal diesen Trauring von meiner Hand," sagte die Königin.

„Wir sind neu vermählt," erwiderte der König, steckte den Ring an seinen Finger und faßte die Königin in seine Arme, er hielt sie umschlungen, ihr Haupt ruhte an seinem Herzen.

Mit festem Schritt gingen sie weiter, den Berg hinab. Drunten harrten die Wagen.

Auch Bronnen und Sixtus gingen mit Paula, von den Dienern gefolgt, den Berg hinab.

Der König und die Königin fuhren allein, Paula und Sixtus fuhren im zweiten Wagen, Bronnen ging wieder auf die Alm zu Gunther.

Die Neuvereinten kamen in der Meierei an. Ihr erster Gang

war in das Gemach des Kronprinzen. Sie standen am Bett ihres Kindes, und der König sagte:

„So wie er jetzt schläft, so hat sein harmloser Kindessinn unsern Zerfall noch nicht empfunden. Wohl uns, daß er mit erwachendem Geiste nur unsere Einigkeit und Liebe sehe bis in den Tod."

Der König und die Königin saßen bei der Lampe und lasen die ganze Nacht das Tagebuch des einsamen Weltkindes.

Droben bei der Hütte waren Gunther und Bronnen geblieben. Eine kurze Weile saß Gunther bei Walpurga und hielt ihre Hand, indem er ihr sagte, wie ihre volle Unschuld nun an den Tag gekommen sei. Walpurga nickte still.

Die Kühe kamen an die Hütte, sie witterten die Leiche, schnaubten und brummten und brüllten dann um die Hütte herum, und kaum hatte man sie vertrieben, so waren sie unversehens wieder da.

In der Nacht grub das Pechmännlein ein Grab, dort auf der Stelle, wo Irma so oft gelegen, und manche Thräne fiel hinein, und wenn er einmal aufathmete, sagte er vor sich hin: „Wenn das Gemszicklein laufen kann, lass' ich's in den Wald springen."

Früh am Morgen wurde Irma begraben. Hansei, das Pechmännlein, Gunther und Bronnen trugen sie, Walpurga und das Kind gingen hinterdrein. Gundel und Franz hatten Wände und Grund des Grabes mit Alpenrosen verdeckt. Still wurde Irma im weißen Tuch der Königin eingesenkt, als eben das Morgenroth anbrach.

Drunten hatten der König und die Königin das Vermächtniß Irmas gelesen. Jetzt brach der Tag an. Sie schauten hinein in das Morgenroth, hinauf nach den Bergen, wo Irma begraben ward auf der Höhe.

(56

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

